This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,036,555

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN.

THE

Hagerman Collection

OF BOOKS RELATING TO

HISTORY AND POLITICAL SCIENCE

BOUGHT WITH MONEY PLACED BY

JAMES J. HAGERMAN OF CLASS OF '61

IN THE HANDS OF

Professor Charles Kendall Adams

IN THE YEAR

1883.

Vc. Vault.
830.6
P94

20308

Preußiſche Jahrbücher.

Herausgegeben

von

R. Haym.

Siebenter Band.

Berlin, 1861.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Am 4. Januar 1861. . . . . Seite I
Der Volkskalender. . . . . — 8
Die Judenfrage noch einmal vor beiden Häusern des Landtags. . . . . — 11
Ch. K. J. Bunsen. . . . . — 50
Süditalische Zustände. . . . . — 66
Die Situation bei'm Regierungswechsel. . . . . — 78
Aus Oesterreich. . . . . — 84

Zweites Heft.

Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte. V. Frau von Staël. . . . . — 89
Die Situation in Italien und an der Eider. . . . . — 110
Philologie und Naturwissenschaft. . . . . — 129
Zur neuesten Geschichte Italiens. . . . . — 146
Die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst. . . . . — 153
Politische Correspondenz. . . . . — 161
Aus Oesterreich. . . . . — 169
Aus einem Privatbrief aus Rom. . . . . — 175
Notizen. . . . . — 181

Drittes Heft.

Dahlmann. . . . . — 185
Die ewige Stadt und das Pabstthum. . . . . — 204
Lehre und Schriften Tocqueville's. . . . . — 226
Eine Erinnerung an Johann Gottlieb Fichte. . . . . — 244
Politische Correspondenz. . . . . — 260
Notizen. (Ernst Rietschel. — Neue Mittheilungen über Schleiermacher. — Zur parlamentarischen Geschäftsordnung. — Die Verfassungszustände in Anhalt u. s. w. . . . . — 268

Viertes Heft.

Die französische Revolution und die historische Forschung. . . . . Seite 275
Friedrich der Große und sein neuester Ankläger (von Häusser). . . . — 318
Ein Project zur Säcularisation des Kirchenstaates im vierzehnten Jahrhundert. . . . . — 341
Zur Eröffnung des österreichischen Reichsrathes. . . . . — 345
Würtembergische Zustände. . . . . — 357
Politische Correspondenz. . . . . — 366
Notizen. . . . . — 378

Fünftes Heft.

Die Freiheit. . . . . — 381
Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte. VI. Guizot. . — 404
Der Itzehoer Landtag und die Kopenhagener Regierung . . . . . — 430
Die europäische Weltlage. . . . . — 453
Politische Correspondenz. . . . . — 482
Notizen. . . . . — 492

Sechstes Heft.

Ferdinand Christian Baur. . . . . — 495
Preußen und das Meer. VI. Ein deutscher Seebund. . . . . — 512
Ein Gang durch die Jesuitenschule. . . . . — 526
Zwei süddeutsche Correspondenzen. (Aus München. — Vom Main.) . — 544
Zur amerikanischen Krisis. . . . . — 560
Politische Correspondenz. . . . . — 568
Notizen. (Das befestigte Lager, eine militärische Denkschrift. — Das Staatsarchiv von Aegidi und Klauhold.) . . . . . — 578

Druckfehler.

S. 30 Z. 10 v. u. st. übermäßigsten l. übermüthigsten.
S. 35 Z. 20 v. o. st. schöneren l. späteren.
S. 40 Z. 12 v. o. st. Türken l. Türkei.
S. 63 Z. 9 v. u. st. Hippolyt von Tarsus l. Hipolyt von Portus.
S. 77 Z. 13 v. o. st. Arbeit l. Antwort.

Am 4. Januar 1861.

Eine tiefsinnige Allegorie hat es einer unserer Denker genannt, daß wir an Punkten, wie der des Jahreswechsels, die unendliche Linie der Zeit willkürlich durchschneiden. Denn der ernste Gedanke knüpfe sich daran, daß überhaupt „eine Theilung des Lebens möglich sei.“

Wie sollten wir nicht doppelt von diesem Gedanken ergriffen werden, wenn scheinbar unsere Schicksale, wenn vollends das Schicksal eines ganzen Landes sich nach jenen Theilungspunkten zu richten scheint? In den ersten Stunden des neuen Jahres haben sich für immer die Augen des Königs geschlossen, der glänzender als ein Anderer begann, um unglücklicher als ein Anderer zu enden. Der Jahreswechsel ist für die preußische Monarchie durch einen Thronwechsel bezeichnet worden. Auf König Friedrich Wilhelm IV. ist König Wilhelm I. gefolgt.

Zuletzt vielleicht von allen denen, die dem unmittelbaren Eindruck dieses Ereignisses in der Presse Worte verliehen haben, ist es diesen Blättern vergönnt sich auszusprechen. Sie können eben deshalb kaum etwas Anderes thun, als die Uebereinstimmung der lautgewordenen Empfindungen und Urtheile zu constatiren. Denn sie sind übrigens in dem gleichen Falle mit allen diesen Stimmen. So wenig wie diese können sie sich anmaaßen, das Urtheil vorwegzunehmen, welches die Geschichte über Verdienst und Schuld und Schicksal der Regierung des Dahingeschiedenen fällen wird. Nur von dem Bewußtsein sind wir durchdrungen, daß auch die Stimmen der Zeitgenossen, die sich jetzt vernehmen lassen, dereinst Geschichte sein werden, und daß derjenige Historiker unvollständig und vielleicht unbillig urtheilen würde, der den Eindruck nicht treu wiedergäbe, welchen die Trauerkunde vom 2. Januar in diesem Momente selbst auf das preußische Volk hervorgebracht hat.

Zwei Umstände sind es, welche vorzugsweise dem Gefühl unsres Volkes am Grabe dieses Monarchen Richtung und Farbe geben.

Nicht an der Grenze des menschlichen Lebens und nicht aus dem Vollbesitz der Güter und Kräfte des Lebens, sondern aus der Fülle der Leiden sehen wir den König abberufen. Einem solchen Schicksal gegen-

über verstummt die Sprache der Schmeichelei wie die der Kritik. Wir sind geneigt den Monarchen über dem Menschen zu vergessen. In den Vordergrund der Betrachtung drängt sich unwillkürlich das Persönliche. Statt zu fragen, was der Dahingegangene dem Staate war, fragen wir, was der Staat ihm gewesen, wie die verantwortlichste, die schwerste Pflicht — in bewegter Zeit, ja, in einem Wendepunkt der Zeiten die Geschicke dieses Landes zu leiten — wie diese Aufgabe in sein Wesen und sein Leben eingegriffen hat.

Niemand vielleicht war mehr dazu gemacht, das Heraufziehn einer neuen Epoche in dem Leben eines Staates zu begünstigen, als der Fürst, dessen glänzende geistige Begabung, dessen reiches Gemüth und vielbewegte Phantasie, dessen bezaubernde Persönlichkeit von Allen gerühmt war, die seiner Jugend nahegestanden hatten. Alle die unbestimmten Hoffnungen, die unklaren Erwartungen, die seinen jungen Thron umdrängten, faßte der König damals in ergreifender Rede zusammen, die einem für das Wohl seines Volkes warm schlagenden Herzen und einem Sinn entströmte, in welchem für den höchsten Begriff des königlichen Amtes und der königlichen Würde Platz war. Daß eine andere Zeit herbeigekommen sei, blieb nicht lange verborgen. Die mannichfachsten Anregungen auf allen Gebieten der Staatsthätigkeit gingen von dem König persönlich aus. Auf ein in herkömmlichen Formen steif gewordenes Regiment folgte ein in allerlei Ansätzen sich versuchendes lebendiges. Alle Ansprüche, welche unser Volk auf die Erfüllung alter Verheißungen aus der Zeit des Befreiungskrieges, alle Ansprüche ebenso, welche das große deutsche Vaterland an Preußen zu erheben hatte, wurden gereizt, sich auszusprechen und geltend zu machen.

Nicht lange jedoch, und zwischen den Intentionen des Königs und den Zielen, zu denen unser Staatsleben durch die Natur der Dinge selbst hindrängte, enthüllte sich eine unausfüllbare Kluft. Es war der Gegensatz zwischen einer geistvoll-poetischen und zwischen der praktisch-nüchternen Auffassung des Wesens und der Bedürfnisse des Staates, der Gegensatz zwischen einer Staatstheorie, wie sie Gemüth und Phantasie und zwischen einer solchen, wie sie der mit den Verhältnissen der Wirklichkeit unerbittlich rechnende Verstand erzeugt. In diesem, von dem hohen und begeisterten Sinn des Königs selbst herausgeforderten Kampfe mußte natürlich der Vortheil auf Seite der consequenteren und von dem Bewußtsein der Gegenwart getragenen Macht sein. Von dieser auch „lebendigen“ Gegenwart wurde der König an seinen edelsten Absichten ergriffen und im Mittelpunkte seiner eigenen Ideen besiegt. Er wurde durch die Schuld seiner Natur um die Freude betrogen, der Beglücker seines Volkes zu werden. —

Noch Schwereres indeß war ihm vorbehalten. Eine revolutionäre Erschütterung, die bei uns in Preußen ihre Gewalt lediglich durch die innere Unsicherheit des angegriffenen Princips erhielt, zwang dem König eine Staatsform auf, die bei seiner Abneigung gegen geschriebene und formulirte Garantien der Volksrechte niemals in seiner Vorstellung und seinem Willen lebendige Wurzel schlagen konnte. Er hat den Namen des ersten constitutionellen Königs von Preußen theuer — er hat ihn, nicht durch das Opfer, sondern durch den Verlust seiner Ideale, — durch einen unheilbaren Bruch in seinem eignen Bewußtsein erkauft.

Für das, was nach einem so gewaltsamen Uebergange folgte, machen wir billig uns Alle verantwortlich, wie wir denn Alle darunter gelitten haben. Aber das Härteste war wiederum dem Fürsten aufgespart, der, nachdem er dem Liberalismus und den modernen Ideen des Verfassungsstaats unterlegen war, nunmehr ein System der Reaction gewähren lassen mußte, in welchem die edlen Züge seines Geistes, sein inneres besseres Selbst zur Unerkennbarkeit entstellt war. Es ist hier nicht der Ort, die Bestrebungen der Selbstsucht und die Dienste der Geistlosigkeit, jenen Bund von Feudalismus und Bureaukratismus zu schildern, dem der innere Zwiespalt in der Stellung des Königs zu dem constitutionellen Preußen zum Anhalt und Vorwand diente: gewiß ist, daß diejenigen, die sich zu den Dolmetschern der königlichen Willensmeinung machten, von dem Könige selbst in ihrer Inferiorität erkannt wurden. Auch sie und ihr System waren nicht sowohl der Ausdruck seines Wollens als seines Schicksals. —

Noch sind die Anstrengungen in frischem Gedächtniß, welche die regierende Partei zur Behauptung ihres Ansehens machte, als den König ein körperliches Leiden von der Pflicht befreite, seinen Beruf im Gedränge einer widrigen Zeitströmung, sich nicht zur Befriedigung, dem Lande nicht zum Segen, aufrechtzuerhalten. Der männliche Entschluß des Prinzen von Preußen vereitelte diese Anstrengungen. Es waren die recht verstandenen, nach dem unzweifelhaften Verlangen und Bedürfen des Volkes ausgelegten Intentionen des Königs, welche der Prinz verwirklichte, als er mit der Uebernahme der Regentschaft im November 1858 die Herrschaft des Gesetzes als die Lebensbedingung dieser Monarchie aussprach.

Und dies eben ist das Zweite, was der Stimmung des Landes bei dem Hingang Friedrich Wilhelm's IV. einen eigenen Charakter giebt. Noch während des Leidens, dem unser König erlegen ist, hat es eine Aussöhnung mit der Bitterkeit seines Schicksals, eine Lösung der tragischen Verwickelung seines Lebens gegeben, — die vielleicht seinem eigenen Auge schon jetzt nicht mehr verborgen ist.

Für uns jedenfalls, die wir den Regierungsantritt Königs Wilhelm

erleben, ist es ein mächtiger Trost und eine Bürgschaft für die Zukunft des preußischen Staates, daß Se. Majestät bereits in Ihrer Eigenschaft als Regent den Weg zu finden gewußt hat, ohne eine neue Erschütterung, ohne einen revolutionären Bruch mit der Vergangenheit die gesunden Elemente unsres Staatslebens zu heilsamer Wirkung zu befreien. Ein festes und ein gewissenhaftes Regiment hat begonnen. Der Geist der neuen Regierung hat sich nicht erst zu offenbaren, sondern wir haben ihn bereits erfahren und erprobt. Nicht in unbestimmten Erwartungen, sondern in klaren Umrissen steht es vor uns, was Wilhelm I. als König seinem Lande sein wird. Nicht ein neuer Anfang, sondern nur eine besonnene, eine unbeirrte und tapfere Fortsetzung des schon Begonnenen: so erscheint uns Allen die nächste Zukunft. Es bedarf nicht neuer Reden und Proclamationen; denn wir wissen voraus, daß ihr Inhalt in alle Wege mit den schlichten Worten übereinstimmen wird, die Se. Majestät bei der ersten Begrüßung durch die städtische Behörde seiner Residenz hat vernehmen lassen — mit der Versicherung festen Beharrens bei den einmal verkündeten Grundsätzen, mit dem Bekenntniß der Gewissenhaftigkeit, daß „nicht immer Alles recht gemacht worden."

Unter diesen Umständen ist der gegenwärtige Thronwechsel nicht das Signal, um eine Reihe von Wünschen und Forderungen an den Stufen des Thrones niederzulegen. Wir haben noch vor Kurzem die ernstesten Mahnungen an Sr. Majestät Minister gerichtet, und wir sehen für sie in der That in der veränderten Stellung ihres Herrn eine Verschärfung ihrer Pflicht, im Geiste der Verfassung und im Sinne dieses Herrn ihren Beruf zu erfüllen. Zu dem königlichen Sinn Wilhelm's I. jedoch sehen wir in diesem ernsten Augenblicke mit unbedingtem Vertrauen empor. Wir weisen ihn nicht auf die erhöhten Ansprüche hin, welche im Innern sowohl wie nach Außen an seine erhöhte Würde, an seine von Rücksichten freiere Machtstellung werden gemacht werden. Wir sind sicher, daß die Einflüsse der neuen Stellung von selbst ihre Gewalt üben werden, und wir möchten uns gern der Hoffnung hingeben, daß das Gewicht der Thatsache, welche den Regenten zum König gemacht hat, auch die Politik derjenigen Partei beeinflussen werde, die sich, ehrlich oder unehrlich, laut oder im Stillen, für ihr Widerstreben gegen den Regenten auf die Intentionen des Königs zu berufen liebte. Es giebt fortan keine zwiespältige, sondern nur Eine Loyalität. Die Zeiten sind so, daß wir Alle jeden Augenblick diese Loyalität auf die härteste Probe gestellt sehen können. Möchten dann alle Parteien einig, einig in der Liebe zum Vaterlande, einig in der Treue gegen das Haus Hohenzollern erfunden werden!

Der Volkskalender.

Der Kalender ist keineswegs ein so bedeutungsloses, nur den gemeinen Zwecken des Handels und Wandels dienendes Erzeugniß der Presse, wie er erscheint, wenn er auf Wochen- und Jahrmärkten zwischen Bürsten und Schirmen in der Bude aushängt; er gehört vielmehr zu den oft unterschätzten Mächten, welche durch ihr unaufhörliches Wirken an unzähligen Angriffspunkten auch mit schwacher Kraft große Wirkungen erzeugen. Ja, wäre nicht auch im deutschen Kalenderwesen für eine überreiche Zersplitterung gesorgt, wäre nicht in jedem Land und Ländchen, ja fast in jeder Provinz und in jedem Bezirke kleiner Staaten ein besonderer Kalender privilegirt, den die Unterthanen kaufen müssen, ehe ihnen gestattet ist, sich einen andern „ausländischen" anzueignen, dann könnte der Kalender durch sein Feuilleton eine literarische Großmacht von größerem Einfluß sein, als irgend eine Zeitung ersten Ranges. Er erscheint nur jährlich, hat aber eine stärkere Verbreitung als irgend eine periodische Schrift. Gelangt er doch in jedes Haus, in jede Hütte, auch dahin, wo kein neues Buch, selbst kein Zeitungsblatt eindringt, wird doch die Zugabe von belehrenden und unterhaltenden Artikeln, welche seinen Zahlentafeln als Würze gegenüberstehn, um so freudiger und gründlicher gelesen, je weniger andere Druckschriften im Hause sind; findet er doch Eingang bei dem naiven Publicum, dem das: „Ich hab's gedruckt gelesen" so viel gilt als: „es ist wahr!" Franklin hat durch seinen Kalender einen so großen, allgemeinen Einfluß auf seine Zeitgenossen geübt, daß sich wenige Schriftsteller ähnlicher Erfolge rühmen können; freilich, muß man hinzusetzen, ist auch selten eine Volksschrift so aus dem Volksgeist herausgeschrieben worden, wie diese nüchtern-verständige, praktische, ächte Yankeeschrift.

Ein deutscher Kalender, der sich im Vaterland eine ähnliche Geltung erränge, wäre sicherlich ein publicistisches Organ, von dem, wenn nicht die Aesthetik, doch die Culturgeschichte Act nehmen müßte. Daß wir noch keinen Kalender von solch allgemeiner Geltung haben, ist eine bezeichnende Thatsache nicht nur für unsre Literatur, sondern auch für unser nationales Leben.

Gegenwärtig arbeiten im Kalenderwesen so außerordentlich viele Mitwerber, daß eine an Monomanie grenzende Sammlerlust erforderlich wäre, um eine gründliche Kalenderschau zu halten. Wie groß ist schon die Zahl der Volkskalender, die sich neben den monopolisirten, meist nur Entlehntes bringenden Localkalendern, als lachende Erben der früheren Musenalmanache und Taschenbücher, ohne Privileg Bahn zu brechen suchen! Es erscheinen Volkskalender für die Oesterreicher, Preußen, Schlesier, Bayern, Thüringer, kurz für beinahe sämmtliche Stämme und deren künstliche Ableger, sowie für alle Confessionen und deren Schattirungen, und „allgemeine deutsche" Volkskalender.

Welche Mannichfaltigkeit von Tendenzen, wie verschiedne Geschmacksstufen finden sich schon in den Volkskalendern vertreten, die man im Schaufenster eines einzigen Buchladens aufgestellt sieht! Wie abweichend sind die Standpunkte, von denen aus sie das „Volk" als Publicum betrachten und behandeln! Der eine bietet dem „Volke" gutgemeinte moralische Geschichten im Stile der Jugendschriften; ein andrer bemüht sich, das Jahresbrevier mit „höherem Blödsinn" zu würzen; ein dritter strebt recht populär zu werden, indem er locale Anekdoten und Gedichte mit entschieden provinzieller Farbe, wohl gar im Dialekte, alltäglich bis zur Gemeinheit, vorbringt; ein vierter arbeitet nicht ohne Geschick im ultramontanen Fache, u. s. f. Es wird Einem, der eine mäßige Stunde zur Umschau in solchen Kalender-Ausstellungen verwendet, am Ende zu Muthe, wie wenn er auf Jahrmärkten und Vogelschießen zwischen den Schaubuden hindurchgeht, die wetteifernd versprechen, das Volk zu belehren und zu ergötzen. Ist es unmöglich, wirklich unmöglich, das Schlechte und Mittelmäßige auf diesem Gebiet zu verdrängen?

Sicher, die Aufgabe ist unendlich schwer. „Dem ekeln Geschmacke des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen, ohne der Kunst von ihrer Würde zu vergeben" — so bezeichnet Schiller vortrefflich die Erfordernisse einer Volksschrift und erklärt dabei die Popularität für eine so schwierige Aufgabe, „daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genius genannt werden müsse."

Daß die überaus schwierige Aufgabe keine unmögliche sei, ist zum Glück durch die That bewiesen. Unsre Literatur darf stolz darauf sein, einen Mann zu besitzen, der sie für seine Zeit wirklich gelöst hat, einen Schriftsteller, dessen Muse als wahres Mädchen aus der Fremde die Jungen und Alten, die Ungebildeten und Gebildeten durch dieselben Gaben zu erfreuen wußte, einen Kalendermann, dessen Artikel nach fünfzig Jahren nicht veraltet sind und von allen Bildungsklassen mit Lust gelesen

werden. Dieser Mann ist „der Rheinische Hausfreund," dessen Jubelfest in diesem Jahr in seinem Heimathdörfchen so schön gefeiert worden ist.

Hebel war zum Volksschriftsteller wie geschaffen. Als armes Dorfkind aufgewachsen, lebte und webte er auch als Prälat noch mit dem Volke; sein schlichtes inniges Gefühl hielt einem hellen, vom Erlanger Rationalismus nur leicht gestreiften Verstande die Wage; den treuherzigen Glauben an seinen lieben himmlischen Vater treu festhaltend, war er, — wie der alte Haydn zur Entschuldigung seiner heitern Messen sagte, — nie fröhlicher als wenn er an seinen lieben Gott dachte. Der Umgang mit schlichten Bauern und Bürgern und nicht weniger sein langjähriges Wirken als Jugendlehrer erhielt und bildete seine Gabe, klar und frisch zu reden, erhielt ihm seine naive Weltanschauung, seine unverwüstliche kindliche Heiterkeit.

Leider wurde ihm der nicht eben glänzende Beruf, als Feuilletonist den Heimathkalender zu würzen, durch Censurverdrießlichkeiten nur zu bald verbittert. Aber selbst in dieser kurzen Wirksamkeit hat er eine Fülle mustergiltiger Werke hinterlassen, so daß B. Auerbach in seiner lesenswerthen Studie: „Schrift und Volk" mit vollem Rechte den „Hausfreund" als Kanon für das Volksschriftenthum hinstellen durfte. Hebel war Meister im schlichten Liede, wie im sinnigen Räthsel, unübertrefflicher Erzähler von rührenden Geschichten sowohl als von drolligen Schwänken, er war zugleich nicht ungeschickt in der Popularisirung der Wissenschaft. Seine „Einführung in das Weltgebäude," ein ächter Kosmos für das Volk, ist eine Meisterwerk in der Kunst, die Himmelsfernen „heimelig" zu machen; seine „kurze Urgeschichte der Allemannen" trifft den Ton, in dem ein Erzähler am häuslichen Heerde die Vergangenheit nahe bringt, ohne den Duft des Alterthums zu zerstören, gar prächtig. Auch der heikeligste Kunstrichter, der den Hausfreund prüft, würde höchstens einige etwas derbe Rausch- und Schelmengeschichten wegwünschen, die nur für Männer beim Weinglase passen, — er würde übrigens das Muster gelten lassen müssen.

Würde aber ein Schriftsteller, der in unsern Tagen als Doppelgänger Hebel's aufträte, den Anforderungen ganz und gar entsprechen, die wir heutzutag an einen Volkskalendermann stellen müssen? Würde er den deutschen Hausfreund schreiben, den wir als Jahresbrevier jeder deutschen Familie mehr wünschen, als das Huhn im Topfe für den Sonntag?

Wir müssen es verneinen. Hebel würde als redivivus gewiß einen trefflichen Kalender schreiben voll aufrichtiger Loyalität, voll milder Toleranz, voll warmer Theilnahme an Familie, Gemeinde und Heimathland, einen unübertrefflichen badischen Kalender, — aber einen deutschen Volks-

kalender erhielten wir schwerlich von ihm. An vaterländischem, für das Volksleben im Großen offnen Sinne gebrach es dem sonst so herrlichen Manne gar sehr. Hofer wird vom „Hausfreunde" als „Tollkopf" dargestellt und erhält den platten Nachruf: „Vorgethan und nachbedacht!" Nach dem Falle von Moskau regt sich in Hebel statt der tapfern Begeisterung, die in Norddeutschland aufflammte, nur „das Vertrauen auf die Weisheit der friedliebenden Potentaten." Der liebenswürdige Mann war eben in politischen Dingen ein behaglicher Quietist, der sich in einem mild patriarchalisch regierten Ländchen am wohlsten fühlte.

In dieser Hinsicht ist der Schriftsteller, der sich bestrebt, das, was Hebel zu seiner Zeit für seine Heimath war, dem deutschen Volke der Gegenwart zu werden, ein durchaus verschiedener Charakter. Dieser Nacheiferer Hebel's ist derselbe, der dem Hausfreund in der oben erwähnten Studie ein schönes Denkmal der Pietät gesetzt hat, Berthold Auerbach. Seit länger als einem Jahrzehnt bestrebt er sich, nachdem er als Dichter den Gebildeten das Volk so erfolgreich geschildert hat, für das Volk zu schreiben*) und hat darin der Kritik, welche im Ganzen die volksthümliche Literatur lange nicht nach Gebühr berücksichtigt, hinreichende Unterlagen gegeben, um sein Wollen und Vollbringen zu beurtheilen.

Auerbach's Tendenz ist aus seinen andern Dichtungen genügend bekannt. Mit poetischem Sanguinismus und liebenswürdigem Glauben an die Güte der Menschennatur vertritt er die höchsten Reformforderungen. Er verlangt für das Individuum eine rein humane Sittlichkeit, für den Staat die Betheiligung des Einzelnen am öffentlichen Leben nicht blos als politisches Recht, sondern auch als sittliche Pflicht. Er haßt alles zudringliche Bevormunden des Volkes, er tritt für den Gedanken der nationalen Einheit ein, weil derselbe ein aus dem Innersten des Volkslebens entsprungener ist.

Für diese seine Ideen nun wirkt Auerbach mit dem meisten Glück zunächst in demjenigen Genre seiner Kalenderartikel, welche das Didaktische und Paränetische ganz unumwunden oder nur in ganz leichter dichterischer Einkleidung verfolgen.

Wir rechnen dahin zuerst die Artikel, welche sich als Betrachtungen und Ansprachen zusammenfassen lassen. Es sind schlichte, an kleine Vor-Vorfälle des Lebens angeknüpfte Reflexionen und praktische Winke, für welche Hebel in seiner „Baumzucht" und „dem Morgengespräch" so an-

*) Eine Zusammenstellung des im Gevattersmann von 1845—48 Gegebenen findet sich im 17.—18. Bande der Gesammelten Schriften Auerbach's. Seine neueren volksthümlichen Schöpfungen sind im „Volkskalender" enthalten, zu dem er seit zwei Jahren einige Mitarbeiter zugezogen hat.

muthige Vorbilder hinterlassen hat. Auerbach's Volksschriften enthalten derselben eine größere Reihe und darunter trefflich gelungene. Es ist in diesen von allem Predigertone freien Weckrufen ein so edler, schwungvoller, sittlicher Idealismus, daß sie die hausbackenen Klugheitslehren Franklin's und andrer Nützlichkeitslehrer weit in den Schatten stellen und als Laienpredigten im edelsten Sinne gelten dürfen. Auszuzeichnen sind darunter: „der falsche Sechser," die „Kunst jeden Tag glücklich zu sein," — „Kein Kopf und keine Wurzel" — „je schlimmer je besser;" unter den neusten „das Halbbillet," welches den unheilvollen Einfluß der kleinen Lügen wirksam illustrirt; „die angenagelte Wohlthätigkeit," worin die Schattenseite der Almosenvereine, die im Abschneiden alles persönlichen Verkehrs zwischen Reichen und Armen liegt, aufgedeckt wird. Als ein treffliches deutsches Monatsbrevier empfehlen sich die Monatsbetrachtungen für das Jahr 1861. Dagegen dürfen wir nicht verschweigen, daß einige dieser Artikel, namentlich „der Nelkenstock" und „der Baum vor meinem Fenster," die manchen sinnigen Gedanken enthalten, nicht volksmäßig erscheinen; ihre moralische Naturshymbolik ist für das Volk zu sublim und grüblerisch. Unter den eigentlich politischen Ansprachen ragen hervor: „Er ist ein Spion" und „die Feldpredigt vom Jahr 1859."

Eine zweite didaktische Kunstform, die er bei seinem Vorgänger nicht vertreten fand, hat Auerbach mit großem Glück angebaut, nämlich den erdichteten Brief, der gewissermaaßen die Lyrik des Volkskalenders darstellt. Bald schildert ein preußischer Soldat seinen Verwandten das stolze Bewußtsein, einem großen mächtigen Ganzen anzugehören und spricht dabei die Sehnsucht aus, daß bald von allen Wachtposten der deutschen Heerschaaren ein treugemeintes Gutfreund erschalle; bald malt schelmisch und versöhnlich zugleich ein schwäbischer, in Berlin arbeitender Bäckergesell die Gegensätze des nord- und süddeutschen Wesens; bald schreibt frisch und frei ein alter Turner, der eben vom Koburger Turntage heimgekehrt ist, über seine Reisefahrt. Und immer weiß der Dichter in individueller Eigenart seine Briefsteller allgemein wichtige Gedanken gelegentlich aussprechen zu lassen. Der fingirte Brief ist eine so bequeme und wirksame Form für das Lehrhafte und Ermahnende, daß man sich wundert, ihn in der Volksliteratur nicht öfter mit Glück angewandt zu sehn. Welch' eine Gelegenheit zu wirksamen Parallelen bietet nicht der Auswanderer-Brief! Einen besonderen Reiz würden solche Briefe dann erhalten, wenn dieselbe typische Figur sich wiederholt ausspräche. Einem Dichter, der dem „Tolpatsch" jenen allerliebsten Brief dictirte, der nicht blos durch die als Siegel dienende Abzeichnung eines Kinderhändchens dem Leser der Dorfgeschichten erinnerlich bleibt, muß der Anbau dieses volksthümlichen Genres, sowie

des Zwiegespräches, wofür uns Hutten bedeutsame Muster hinterließ, vorzüglich empfohlen werden. Ein Deutscher und ein Wende, die sich über die Nationalität, zwei deutsche Fürsten, die sich über Einheit und Vielheit besprechen — welche Stoffe für Hutten'sche Dialoge!

Das Hauptfeld im Volkskalender bleibt natürlich immer die Erzählung, „die Geschichte," wie das Volk sagt.

Bei Auerbach muß man für dieses Fach zwei Perioden unterscheiden. In der ersten (1845—48) schließt er sich eng an sein Vorbild an. Zunächst im Vortrag. Er ist zwar nie ein manierirter Nachahmer der bequem-plauderhaften, bis zur scheinbaren Nachlässigkeit lockern und doch feinsinnig geregelten Erzählweise Hebel's, die an kunstloser Kunst die vielberufene Heine'sche Lyrik übertrifft; er liebt nicht so, wie der Hausfreund, schwäbische Idiotismen; aber doch trägt die Sprache des „Gevattersmanns" manche Anklänge an das Schwäbisch-Deutsch des Hausfreundes. In dem seit 1857 erscheinenden „Volkskalender" erstrebt Auerbach einen dialektfreien, mehr idealen, allgemein-deutschen Volksstil. Darin stimmen wir ihm, im Widerspruche mit denen, welche eine dialektische, z. B. plattdeutsche, der hochdeutschen gleichwerthige Volksliteratur aufstellen wollen, vollkommen bei, und zwar, von allem Andren abgesehn, schon allein deshalb, weil unsrem Volke die Pflege des Allgemeinen mehr noth thut als die des Besondern.

Außer durch den Erzählungston aber unterscheiden sich Auerbach's spätere, im Volkskalender veröffentlichte Geschichten in der Wahl und Behandlung der Motive von den früheren. Im „Gevattersmann" erzählt Auerbach meist nach Hebel's Art kleine anekdotenartige Geschichten nebst kurzweiligen Schwänken, auch wenn diese nicht gerade in eine gedankliche Spitze ausliefen (ein recht ergötzlicher ist z. B.: „Warm muß ich werden"); er läßt hauptsächlich süddeutsche Charaktere auftreten, von denen einzelne an Hebel's Pfiffikusse erinnern; er hat, wenn er auch nie vergißt, dann und wann einen Ausblick in's große Vaterland zu thun, doch meist das sittliche und staatliche Leben des Heimathlandes im Auge. Im Volkskalender wählt er ernstere und größere Motive. Lustige Schwänke, die übrigens einen Kalender wahrlich nicht verunzieren, kommen nicht mehr zum Vorschein; nur in einem „Nachtstück" (Huzel und Pochel), in welchem aber leider der Humor nicht — wie das Motiv zu fordern scheint — zur Callot'schen Groteskkomik aufschäumt, ist das Schwankartige etwas unglücklich vertreten. Sonst sind die „Geschichten" von überwiegend ernstem Charakter; es sind entweder historische Genrebilder, welche anekdotische Vorfälle aus dem Leben großer Männer mit liebevoller Kleinmalerei darstellen, oder größere Erzählungen, welche sittliche Wahrheiten verkörpern und das Weben des Volksgeistes darstellen sollen.

Seine Figuren, ferner, wählt Auerbach im Kalender nicht mehr ausschließlich aus Süddeutschland; als Repräsentant des vaterländischen Sinnes, der sein Gut und Blut freudig dem großen Ganzen zu opfern bereit ist, tritt z. B. ein schlesischer Landwehrmann auf. Natürlich ist eine solche Mannichfaltigkeit der Scene, welche übrigens dem Dichter hinsichtlich der Erzielung des Localtones gesteigerte Schwierigkeiten bereitet, dem deutschen Volkskalender ein Gewinn. Außerdem beschränkt sich Auerbach als Kalendermann nicht auf die Lebenskreise, welche der Idylle zu Figuren dienen: er entnimmt im Gegentheil die Helden seiner Erzählungen den mittleren Volksschichten, in welchen sich neben treuer Anhänglichkeit an alte gute Sitte größere Fähigkeit findet, mit klarem Bewußtsein die edeln Keime zu pflegen und zu entwickeln, welche die neue Zeit ausstreut. Auch diese Erweiterung der stofflichen Sphäre ist gewiß zu billigen. Die Idylle, welche das behäbige Verharren in glücklicher Beschränktheit malt, verlegt mit berechtigter Vorliebe ihre Scene auf das Dorf; wo es aber gilt, wichtige culturgeschichtliche Prozesse dichterisch zu veranschaulichen und feinere sittliche Conflicte durchkämpfen zu lassen, da bieten sicherlich die „gebildeten Stände" geeignetere Figuren, als sich unter „fortgeschrittenen Bauern" finden.

Die Erzählungen des Volkskalenders im Einzelnen zu charakterisiren, kann nicht unsre Absicht sein. Alle schildern schlichte Ereignisse und Thaten, bei deren Wahl und Darstellungsart der Nachdruck nicht auf heftige Spannung und Ueberraschung, nicht auf das Frappante und Pikante, vielmehr auf die sittliche Grundidee, auf natürliche und feine psychologische Entwicklung und auf liebevolle Detailmalerei gelegt wird. Alle Kalender-Erzählungen stimmen im Grundcharakter mit den Dorfgeschichten so überein, daß man sie auch ohne Monogramm als Werke derselben Hand erkennen würde. Auf den Vergleich mit Hebel indeß müssen wir an diesem Punkte zurückkommen. Hebel's Art — so hört man wohl kurz angebundene Urtheile — ist die reine Naivetät, die mit kindlicher Unbefangenheit die schöne Wirklichkeit dichterisch in sich aufnimmt und verarbeitet; den Neueren ist „des Gedankens Bläsſe angekränkelt," es fehlt ihnen der glückliche Kindersinn, sich unvermittelt in das schlichte Denken und Fühlen des Volkes zu versenken; die Bildung, die Reflexion blickt immer dem Maler über die Schulter. Es muß zugegeben werden, daß diese schroffe kunstrichterliche Parallele nicht ganz unbegründet ist. Aber der Kalendermann hat zu seiner Rechtfertigung gewichtige Gründe. Er schreibt aus der Gegenwart und für dieselbe; er will das Volk nicht in idyllischer Geschichtlosigkeit, sondern im thatkräftigen Geschichtemachen schildern, sein Interesse haftet nicht sowohl am behaglich Verharrenden, als am rege Trei-

benden und Drängenden. Und darin erfüllt er die Aufgabe des Dichters, der das Leben und Weben, die Freuden und Leiden seiner Zeit darstellen soll. Hebel stand eben außer seiner Zeit; solche Stücke, wie der „Staar von Segringen" oder die lustigen Schwänke vom Zirkelschmied und Zundelfrieder, charakterisiren wahrlich nicht die großen Jahre des Völkerkampfes, in denen sie geschrieben wurden. Die Gegenwart ist nun einmal keine Zeit der naiven, in sich befriedigten Idylle; überall zuckt und drängt es, um die Puppenhülsen des überlebten Alten zu sprengen; der Bauer entpuppt sich zum Landwirth, der Handwerker zum Fabrikanten, der Patriarchalismus zur Selbstregierung. Freilich bieten solche Prozesse dem Dichter meist nur spröde Stoffe, — die Gegenwart ist für den Epiker kein reicher Boden. Hebel hätte die Freiheitskriege ausbeuten können: — unsrem Dichter bietet sich als zeitgeschichtlicher Stoff nur eine Mobilmachung der Landwehr, die in aller Stille resultatlos verläuft und den „Preispflüger" ruhmlos nach Hause ziehn läßt. Somit erscheint das, was man am Dichter bemängelt, großentheils als Mangel der Zeit, nicht des Menschen.

Zwei Punkte sind es nichts desto weniger, in denen sein Volkskalender Bedenken erregt.

Der erste besteht im Extrem einer Tugend. In liebevoller Hingabe an seine Arbeit strebt Auerbach, die Geschichten auf das Sorgfältigste zu motiviren und auf das Feinste psychologisch zu entwickeln. In diesem Streben geht er indeß zuweilen, z. B. in der durch Wahrheit und Feinblick anziehenden Schilderung des „Preispflügers," der durch eine öffentliche Belobung in die Fallstricke der Eitelkeit verfällt, weit mehr in's Detail, als das Volk, welches rasches, thatsachenreiches Erzählen liebt, vertragen dürfte. Die breite, markige Pinselführung des Freskenmalers ist für die Volkserzählung wirksamer, als die feinste Miniatur. Dann widerfährt es dem an epigrammatischen Gedanken und sinnigen Aperçus reichen Dichter zuweilen, daß er sie Personen in den Mund legt, zu deren Charakter sie nicht stehn. So läßt er — um nur ein Beispiel anzuführen — ein Dorfmädchen, das vom Kaiser Joseph gefragt wird, warum nicht die Frauen, gleich den Männern, ihm eine Huldigung darbringen, antworten: „die höchste Verehrung hat kein Wort." Eine solche Sentenz, deren volle Wahrheit übrigens nur die Sektirer anerkennen werden, welche den stummen Cultus für den allein-richtigen halten, paßt gewiß nicht in die Seele eines beklommenen Dorfkindes; es ist, kurz gesagt, eine Salonwendung, die allenfalls einem Begleiter des Kaisers in den Mund gelegt werden durfte.

Ein zweites Bedenken betrifft das historische Genrebild. Es ist wahr,

dem Volk ist, wie dem Kinde, die Weltgeschichte verkörpert in der Biographie, und eine bis zur vollen Lebenswahrheit geschilderte Scene aus dem Leben eines Heroen ist oft von höherem Werth für den schlichten Leser, als eine ganze Lebensgeschichte. Aber eine solche Genrescene muß dann auch den wahren Kern, das volle Sein des Heroen in einem Brennpunkte sammeln. Dies ist wirklich der Fall mit den Lebensbildern vom Kaiser Joseph, dessen Menschenfreundlichkeit und trotzdem schwer irrende Selbstherrschaft lebendig vor die Seele geführt wird. Aber Schiller, — wie wird er in dem Kalender, der sein Jubelfest einleitet, dargestellt? Wir lernen seine Eltern und Verwandten kennen, „Friedrich der Große von Schwaben" selbst erscheint nur als neugeborenes Kind auf der Scene, dessen Bedeutung man blos durch sinnreiche, witzige Omina ahnen kann. Die übrigens nicht neue Idee mag für ein auserlesenes Publicum immerhin ihren Reiz haben; aber für die Volksschrift ist sie sicher ein Fehlgriff. Nichts müsse demjenigen, der dem Volke einen Spiegel vorhalten will, ferner bleiben als geistreiche Selbstbespiegelung. Auch für solche Stoffe ist ein monumentaler Freskenstil der wahrhaft populäre; wir wünschten deshalb neben dem Genrebild in jedem Jahrgange des Volkskalenders ein für die Gegenwart bedeutsames Stück aus der Weltgeschichte, geschrieben mit derselben Wärme für das Edle in allen Lebensformen, mit demselben innigen Einleben in die Gemüther, mit demselben Feinblick für das Außenwerk, wie Auerbach sonst in seinen Geschichten bewährt hat. Nur mehr solche Lebensbilder, wie G. Freytag ein unübertreffliches von Luther entworfen hat! Stein, Scharnhorst, der alte Blücher und der alte Arndt — Gottlob, es fehlt uns an Stoffen nicht. Daß der Kalendermann die populäre Einführung in die Natur, durch die Hebel sich hervorgethan, Anderen überläßt, rechtfertigt sich in unsrer Zeit der nothwendigen Arbeitstheilung hinlänglich; aber die volksthümliche Geschichte soll neben den Geschichten im Volkskalender nicht fehlen zu einer Zeit, wo unser Volk, mehr als je, den Beruf hat, Geschichte zu machen.

Um Auerbach's Eigenart als Volksschriftsteller recht bündig auszudrücken, könnte man einen Ausdruck anwenden, den er einer seiner Figuren in den Mund legt: „Er ist immer frisch, denn er trägt den unsterblichen Studenten im Herzen." Dieser „unsterbliche Student" bewahrt Auerbach seinen, von den kleinen Vorurtheilen und Leidenschaften des Partei- und Sectenthums der Philisterwelt nicht umwölkten Standpunkt, sowie jenen Optimismus, der „in der Welt immer lieber das Gute hervorhebt und es zu pflegen sucht," er erhält ihm den frischen Muth, der trotz aller Hemmnisse nie am Siege des Guten und Edlen verzagt; aber derselbe „Student im Herzen" ist ihm auch zuweilen im Wege bei'm populären Verkehre

mit schlichten Leuten, er spielt ihm dann und wann kleine Streiche, wie dem liebenswürdigen „Kolebrater," er läßt ihn im Gespräche mit dem Volke zuweilen vergessen, daß er nicht mit Studiengenossen, die mit ihm auf gleicher Bildungshöhe stehen, zu thun hat. „Der Bierbrauer von Kulmbach" z. B., der vom Gymnasium in's Handwerk übertreten muß, liest seiner vom Unglück gebeugten Mutter Kernstellen aus allen Classikern vor und richtet sie durch die Energie des antiken Geistes auf. Selbst wenn man zugiebt, daß dieses bei gebildeten kräftigen Männern wirksame Mittel auch bei Frauenherzen anschlagen könne, so muß man doch aussetzen, daß diese classische Askese, die nicht einmal in's Einzelne beschrieben und zur vollen gemüthlichen Lebenswahrheit gebracht wird, den meisten Lesern unbegreiflich bleibt, daß sie ohne Ahnung der tiefen Wahrheit des Gedankens darüber hinlesen und höchstens in eine Stimmung kommen, wie Gretchen nach dem Anhören von Faust's Glaubensbekenntniß.

Vielleicht wäre den Volksschriftstellern ein kritischer Probirstein zu empfehlen, wie ihn jener französische Schriftsteller anwendete. Er las seine Concepte, um sich von ihrer Correctheit zu überzeugen, seiner Haushälterin vor, wobei ihm freilich wohl sein eignes Ohr mehr Winke gegeben haben mag, als seine Zuhörerin. Der Volksschriftsteller sollte seine Dichtungen, ehe er sie niederschreibt, in schlichten Kreisen mündlich erzählen und dabei durch physiognomische und sokratische Kunst sich selbst censiren und dann seine Dichtung vor einem gemischten Publicum vorlesen und sich wiedererzählen lassen. Die Geschichte, welche, wie ein gutes Volksmärchen, Alte und Junge, Gebildete und Ungebildete anzieht, selbst wenn sie im unbeholfensten „Und da"-Stile wiedergegeben wird, hat die Feuerprobe der Popularität glücklich überstanden, und ihr pädagogischer Einfluß, der der Volksschrift am wenigsten fehlen darf, wird um so sichrer und tiefer wirken, je mehr sie ihre Tendenz in Thatsachen verkörpert, je mehr sie — wie Göthe vom Gedichte verlangt — „unmerklich lehrt."

Auerbach's Volkskalender hat eine große Verbreitung gewonnen, und wir haben uns in entlegnen Gebirgsdörfern, wo er von wohlwollenden Gebildeten schlichten Waldarbeitern mitgetheilt wurde, überzeugt, wie geeignet er ist, edlen Samen auszustreuen. Wenn wir unsre Ausstellungen nicht verschwiegen haben, so ist es aus Respect vor dem Autor und aus unserer Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Sache geschehen. Ein deutscher Volkskalender, der seinem Ideale ganz entspricht, wäre — wir wiederholen es — nicht blos eine Errungenschaft für die Literaturgeschichte, er wäre eine bedeutende nationale That.

Die Judenfrage noch einmal vor beiden Häusern des Landtags.

1.

Abermals, auch in der letzten Session des preußischen Landtags, ist der Grundsatz der Rechtsgleichheit der Bekenntnisse der Gegenstand eines lebhaften Kampfes gewesen. Er hat einen Fortschritt errungen; — aber vom Ziele des Sieges ist er noch weit entfernt. Eine neue Abstimmung im Hause der Abgeordneten, nach heißer Debatte, mit Namensaufruf und bedeutender Mehrheit erfolgt, verbürgt der Sache der Gewissensfreiheit den Schutz der Volksvertretung, die feste Stütze der öffentlichen Meinung. Dagegen hat sich aller finstre Haß des Mittelalters, aller Widerwille gegen die Forderungen der Gegenwart in die Behandlung dieser Sache im Herrenhause zusammengedrängt. Das Ministerium ist in der Theorie einen Schritt vorwärts gegangen, indem es die Vorschriften der Verfassung für rechtsgültig und die entgegenstehenden Bestimmungen älterer Gesetze für abgeschafft erklärt hat. Es überläßt aber die Anwendung des Verfassungs-Grundsatzes den einzelnen Departements-Chefs, so daß, wenn alle übereinstimmten, ihn nicht anwenden zu wollen, derselbe nach wie vor ein geehrter, aber todter Buchstabe bleiben würde. Der Herr Justizminister*) hat unter diesen Umständen die volle Hälfte seiner früheren, im Februarhefte 1860 von uns bekämpften Argumente wider die Anstellung von Juden im Staatsdienste außer Dienst setzen müssen, nachdem sie durch einen ausdrücklichen Staatsministerial-Beschluß für ungültig und verfassungswidrig erklärt worden; er begnügte sich jedoch mit der anderen Hälfte, da sie ihm thatsächlich seinen Willen ließ. Es ist ihm freilich seitdem insoweit das Handwerk gelegt worden, als er nicht mehr aus den Gesetzen gegen die beschworne Verfassung argumentiren durfte; er hat die so heiß vertheidigte Ansicht von der Unwirksamkeit der Verfassung willig geopfert; er hat sich damit zufrieden geben müssen, daß er noch immer, wenn auch ohne die Stütze des Gesetzes, sein Belieben gegen die Verfassung geltend machen konnte. Dieses Belieben ist es, gegen welches die überwiegende Mehrheit des Hauses der Abgeordneten Protest eingelegt und

*) Der inzwischen erfolgte Rücktritt des Herrn Simons konnte unseres Erachtens das Recht der nachfolgenden Polemik, die in ihrer ursprünglichen Fassung vor diesem Ereigniß niedergeschrieben wurde, nicht beeinträchtigen. Die Fabel vom todten Löwen findet sicher hier keine Anwendung. A. d. R.

dargethan hat, daß sie durch keine trügerische Deutung den festen Standpunkt des Rechts verrücken lasse. Daß nach dem Gange der Verhandlung dieses Votum auch für die verfassungstreue Majorität des Ministeriums die Bedeutung einer Niederlage gewonnen hat, mag zu beklagen sein, mehr jedoch im Interesse jener Majorität und der an sie geknüpften Hoffnungen, als im Interesse des Grundsatzes, der seines endlichen Sieges gewiß ist. Der Herr Minister des Innern war es besonders, der die Ueberweisung der Petition an die Regierung zur Abhülfe aus dem Grunde bekämpfte, daß der behauptete Zwiespalt unter den Ministern nicht stattfinde, indem der Grundsatz der Verfassung von Allen anerkannt sei, die einzelne Anstellung aber nach der Natur der Sache in den Bereich der Thätigkeit des betreffenden Ressort-Ministers falle. Wir sind von der Aufrichtigkeit dieses Ministers so vollkommen überzeugt, daß wir den Schutz, den er seinem Collegen hat angedeihen lassen, nur aus einer oberflächlichen Auffassung erklären können, und wir hoffen, daß der Graf Schwerin auf die Seite der Mehrheit des Abgeordnetenhauses treten wird, wenn die von diesem Hause gegen sein dringendes Verlangen ausgesprochene Ueberweisung der Petition ihn zu nochmaliger Erwägung der Sachlage veranlaßt. Diese Sachlage würde zweifelhafter, die Lösung des Mißverständnisses schwieriger sein, wenn es sich wirklich nur um einzelne Anstellungen handelte, wenn sich die Geltung des Grundsatzes nur an Einzelfällen erprobte. Es kann nicht geläugnet werden, daß die Gränze zwischen der Anwendung des Princips der Rechtsgleichheit von der einen und der Freiheit in der Wahl der Beamten, die dem Vertreter der Staatsgewalt zusteht, von der anderen Seite, eine elastische ist, und daß daher auch nach Anerkennung des Grundsatzes dem guten oder bösen Willen der Verwaltungs-Chefs immer ein weiter Spielraum wird gelassen werden müssen, innerhalb dessen die Verletzung des Verfassungs-Grundsatzes nicht nachzuweisen sein wird. Indessen wird man, wenn man redlich sein will, einräumen müssen, daß die Gränze sicherlich da überschritten ist, wo, dem verfassungsmäßigen Grundsatz der Rechtsgleichheit entgegen, ein ganzes weites Gebiet öffentlicher Thätigkeit, die Uebung der Rechtspflege im weitesten Umfange, principiell an ein Religions-Bekenntniß geknüpft wird. Kann hier auch die Rechtsverletzung in dem einzelnen Fall nie nachgewiesen werden, wird daher von rechtlicher Verantwortung nie die Rede sein können und die Frage immer einen rein moralischen Charakter behalten, so wird doch das Gewissen des Herrn Grafen Schwerin nicht in Abrede stellen, daß durch die Aufstellung einer solchen allgemeinen Richtschnur ministeriellen Verfahrens die Verfassung materiell verletzt, der auf dieselbe geleistete Eid moralisch gebrochen wird. Machen wir uns die Sache durch einen analogen

Fall klar; setzen wir an die Stelle der verfassungswidrigen Zurücksetzung eine gleich verfassungswidrige Bevorzugung. Mag die Verfassung noch so entschieden die Berücksichtigung von Stand und Geburt bei der Besetzung von Staatsämtern verwerfen, so wird man niemals an die einzelne Wahl den Maaßstab des Verfassungsrechts legen, man wird daher bei noch so oft wiederkehrender Bevorzugung nicht von Verfassungsverletzung reden können. Wenn aber ein Minister sich nicht scheute, einer wider solche Begünstigung erhobenen Beschwerde gegenüber den Satz aufzustellen, daß er kraft der der Regierung zustehenden Ernennungs-Befugniß eine weite Kategorie von Anstellungen im Staats- oder Kriegsdienste für Personen adliger Geburt vorbehalte, — würde da der Herr Minister des Innern zu behaupten wagen, daß sein Herr College sich innerhalb der Gränzen der Verfassung bewege, daß sie beide auf gleiche Weise dem Grundsatz der Rechtsgleichheit huldigten und denselben nur ein Jeder in seinem Ressort mit voller Freiheit anwendeten? Und doch wäre das nichts Anderes, als die Uebertragung desselben Systems, mit welchem Herr Simons den Art. 12 der Verfassung beseitigt, auf den Art. 4 dieser Verfassung. Indessen die Sache steht noch bei Weitem nicht so günstig für Herrn Simons und seinen Schutzredner, den Herrn Minister des Innern, wie wir bisher angenommen haben; es handelt sich in Wirklichkeit keineswegs um die bloße Negative des Nicht-Ernennens zu bestimmten Aemtern, sondern um einen ganz positiven Act, dessen Dasein dem Herrn Grafen Schwerin, als er die Ueberweisung der betreffenden Petition zur Abhülfe als unnöthig bekämpfte, entfallen sein muß, um einen Act, der, indem er ganz direct mit der Verfassung bricht, den von ihm und dem verfassungstreuen Theil seiner Collegen hochgehaltenen Grundsätzen eben so schroff widerspricht, wie er das Prädicat der Consequenz auf Seiten eines früheren Dieners — wenn auch nicht Anhängers — des Systems der Verläugnung der Verfassung und ihrer Principien verdient. Wir reden von dem berüchtigten Justiz-Ministerial-Rescript, welches bis auf Weiteres Candidaten jüdischen Glaubens von der Zulassung zu den juristischen Staatsprüfungen ausschließt. Hier handelt es sich nicht um ein bestimmtes Staatsamt, dessen Verleihung ein unbestrittenes Recht der Regierung ist, und auf das Niemand ein erworbnes Recht hat; hier handelt es sich, wenn in irgend einem Falle, um ein allgemeines, staatsbürgerliches Recht, um das Recht, eine Befähigung nachzuweisen, eine gesetzliche Bedingung zu erfüllen, ohne damit eine Stellung im Staate zu erwerben. So lange dieses Rescript in Kraft bleibt, ist der Artikel der Verfassung, welcher die Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntniß gewährleistet, offenbar nichts als eine beschworne Un-

wahrheit, der die wirkliche Sachlage wie ein durch nichts beschönigter Hohn gegenübersteht. Bedenkt man, daß die einzige — überdies unrichtige — Voraussetzung, auf welche Herr Simons seine Argumente gegen den klaren Ausspruch der Verfassung zu stützen beliebte, in der Unzulässigkeit der Abnahme eines christlichen Eides durch einen jüdischen Richter besteht, daß aber jene versagten Prüfungen die Voraussetzung des Zutritts zu einem Bereiche amtlicher Thätigkeit bilden, der hundertfach über das Gebiet hinausgeht, auf welchem Eides-Abnahmen vorkommen können, ja weit über das Gebiet richterlicher Thätigkeit überhaupt, so muß man staunen über die Macht, welche Trugschlüsse gegen klares Recht gewinnen können, wenn ihnen die Gewalt zur Seite steht. Sollte die scheinbar solidarische Stellung, welche das Ministerium in dieser Sache dem Hause der Abgeordneten gegenüber einzunehmen bemüht war, und welche zu einer solidarischen Niederlage geführt hat, mit Ehren behauptet werden, sollte nur mit einigem Scheine der Wahrheit die vorliegende Frage auf das freie Anstellungsrecht der Regierung zurückgeführt werden können, so mußte wenigstens jenes Rescript, das einen offenbaren Verfassungsbruch enthält, vorher zurückgenommen sein. Daß dasselbe bis auf den heutigen Tag noch in Kraft ist, daß dem wiederholten Dringen des Hauses der Abgeordneten auf die Ausführung der Verfassung nicht einmal dieser schreiende Uebelstand gewichen ist, daß die verfassungstreue Mehrheit des Ministeriums trotz alles „guten Willens" dem verfassungsfeindlichen Element, das leider bisher in seinem Schooße immer noch existirte, nicht einmal dieses Opfer hat abgewinnen können, ist ein trauriges Zeichen, — eins zu den vielen andern traurigen Zeichen der noch immer andauernden Schwäche des constitutionellen Gedankens im preußischen Staatsleben. Gewicht hat sich seitdem an Gewicht gehängt, um das Bleiben des Herrn Simons sittlich wie politisch unmöglich zu machen. Herr von Bernuth ist sein Nachfolger geworden. Allein unsere Betrachtung gilt nicht sowohl Herrn Simons, als seinen Collegen. Wenn jener seine tiefsinnigen Anschauungen von 1859 über die Ungültigkeit von Verfassungs-Grundsätzen so leichten Kaufs zum Opfer brachte, wenn er durch weiteres Nachdenken und durch einen Staatsministerial-Beschluß zu der von ihm ein Jahr vorher so lebhaft bestrittenen Ansicht gelangte, daß die der Verfassung widerstreitenden Bestimmungen des Juden-Gesetzes von 1847 durch dieselbe denn doch wirklich außer Kraft gesetzt seien, — so würde er, dünkt uns, auch zu bewegen gewesen sein, — auf den Altar der Verfassungstreue seiner Collegen ein Rescript niederzulegen, das die Verfassung ohne alle Entschuldigung mit Füßen tritt und mit dessen Zurücknahme seine Bedenken wegen der Eides-Abnahme noch nicht das Allermindeste von ihrer Kraft verlieren würden.

Der Herr Minister stellte freilich selbst dem Hause der Abgeordneten gegenüber die Zurücknahme seines Rescripts in eine entfernte Aussicht. Die Art jedoch, wie er es gethan hat, wirft das grellste und widrigste Schlaglicht auf die ganze Auffassung, die uns hier entgegentritt. Zur Vertheidigung seiner Verfügung gegen den von allen Seiten erhobenen Vorwurf des Verfassungsbruchs vermochte der Herr Minister nichts Anderes vorzubringen, als daß dieselbe nur eine „vorläufige, bis auf Weiteres gegebene Anordnung" sei. Also „vorläufig, bis auf Weiteres" darf die Verfassung von jedem Minister außer Kraft gesetzt, darf der ihr geleistete Eid gebrochen, auf unbestimmte Zeit darf die Anwendung jeder ihrer Vorschriften vertagt werden: diese Theorie darf ein Mitglied des Ministeriums der Verfassungstreue ohne Widerspruch von Seiten seiner Collegen aufstellen! Also eine Einführung irgend einer von der Verfassung verworfenen Institution, z. B. der Censur „bis auf weiteres" eine „vorläufige" Aufstellung einer durch die Verfassung reprobirten Unterscheidung, z. B. die Ausschließung Bürgerlicher von der Zulassung zu einer bestimmten Carriere bis dahin, daß das Zahlen-Verhältniß zwischen Adligen und Bürgerlichen zu der normalen Proportion zurückgekehrt ist, die sich das Belieben eines Ressort-Ministers gebildet hat, eine vorläufige Polizeihaft aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen — das Alles würde sich mit der gepriesenen Treue vertragen! Also wenn man nur nicht einen Verfassungs-Artikel mit einem Male für immer außer Kraft setzt, wenn man sich nur vorbehält, bei gelegener Zeit nach Gutdünken sich einmal wieder desselben zu erinnern, so hat man dem Ansehen des höchsten Gesetzes seines Landes, seinem Gewissen und seinem Eide genug gethan!

„Es komme nur darauf an," sagte Herr Simons weiter, „daß sich die Zahl der jüdischen Aspiranten, die er auf 70 bis 80 anschlägt, vermindere. Diese Verminderung sei nun auf dem Wege: denn vier habe er zu Rechtsanwälten ernannt, einer sei in städtischem Dienst angestellt, und sieben seien zur christlichen Religion übergegangen; wenn das so fortgehe, so sei es sein festes Vorhaben, nach eingetretener weiterer Reduction jene vorläufige Verfügung zurückzunehmen." Der stenographische Sitzungsbericht bemerkt, daß bei der Erwähnung des Uebertritts zur christlichen Religion „Bewegung" in der Versammlung entstanden sei, und der nächste Redner, der Abgeordnete Dr. Falk, hat dem sittlichen Unwillen, der diese Bewegung hervorrief, einen ernsten Ausdruck verliehen. Das also ist die Ausführung einer Verfassung, welche die Heiligkeit der Religion, als einer Sache des Gewissens und der Ueberzeugung, von der unlauteren Berührung mit äußeren Interessen trennen wollte, daß hier amtliche Rechnung geführt wird über Bekehrungen, daß durch

Religions-Wechsel der Raum geöffnet werden muß zu bürgerlicher Thätigkeit, zu eigenem Fortkommen, wie zur Hinwegschaffung des Hindernisses, das man durch den Glauben, zu dem man sich bekennt, Anderen in den Weg legt! Anstatt im Geiste der Gewissensfreiheit, welche die Verfassung verkündet, jenen entsittlichenden, die Religion herabwürdigenden Conflicten zwischen der gewissenhaften Ueberzeugung und der bürgerlichen Existenz ein Ende zu machen, wird ihnen hier ein neues, schärfendes Moment hinzugefügt. Nicht zufrieden mit der moralischen Tortur, die in der Alternative liegt, ein Bekenntniß abzulegen, mit dem *vielleicht* die Ueberzeugung nicht im Einklange, das aber unter solchen Umständen *immer* ein verdächtiges ist: oder auf das edelste Gut des Lebens, auf die Bewährung der eigenen Kraft und Fähigkeit, auf die Betheiligung an dem Leben der Gesellschaft nach Maaßgabe des Talents und des Wissens zu verzichten, — nicht zufrieden damit, fügt man dieser Tortur einen neuen bisher unbekannten Grad hinzu, indem man zur Strafe für das Beharren der Einen auch die Anderen zur Entbehrung verdammt! Zu jener beklagenswerthen, unsittlichen Verknüpfung der Religion mit dem eigenen Carrièremachen gesellt man noch das peinliche Gefühl, der Laufbahn Dritter ein Hinderniß zu bereiten! Und all' dieser moralische Schmutz darf — wir wollen sagen *durfte* — ungestraft aufgehäuft werden unter der Herrschaft einer Verfassung, die den Grundsatz der „Unabhängigkeit der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntniß" verkündet, und unter einer Regierung, welche die Rückkehr zu den lange verläugneten Grundsätzen dieser Verfassung auf ihre Fahne geschrieben hat! Was könnte denn Schlimmeres geschehen unter einer Verfassung, die den Grundsatz eines herrschenden Glaubens und der Abhängigkeit staatsbürgerlicher Rechte von diesem Glauben an ihre Spitze stellte, oder unter einer Regierung, welche die freisinnigen Principien der Verfassung zu verläugnen und zu untergraben noch fernerhin als ihre Aufgabe anerkännte? —

Wir haben den Ausführungen im Februarhefte unsres vorigen Jahrgangs und vor Allem in der Verhandlung des Hauses der Abgeordneten selbst nichts hinzuzufügen in Betreff jener behaupteten Unzulässigkeit der Abnahme eines confessionellen Eides durch einen andersglaubenden Richter. Was namentlich der Abgeordnete v. *Vincke* gegen die Richtigkeit dieser in so unerhörtem Maaße ausgebeuteten Prämisse vorgebracht hat, ist unwiderlegt geblieben. Auch das bedarf keines weiteren Nachweises, daß, wenn es mit jener Unzulässigkeit seine Richtigkeit hätte, die einfachsten Auskunftsmittel vorhanden wären, um jene Schwierigkeit zu beseitigen, ohne darum, der Verfassung zum Trotz, das ganze, umfassende Gebiet rich-

terlicher Thätigkeit, von dem die Abnahme von Eiden jedenfalls nur einen sehr kleinen Theil bildet, an ein Glaubensbekenntniß zu knüpfen. Es hat wohl kaum Einer in der Versammlung an der Wahrheit der schon im vorvorigen Jahr ausgesprochenen Behauptung gezweifelt, daß in diesem Punkte nur der Vorwand, nicht der Grund der Ausschließung zu suchen sei. Die Verhandlungen der letzten Session haben aber eine andere Consequenz hervorgehoben, zu welcher bei gewissenhaften Männern jene in so schroffer Weise geltend gemachte Prämisse führt. Der Abgeordnete Dr. Falk hat erklärt, daß auch er die Unzulässigkeit der Abnahme eines confessionellen Eides durch einen andersglaubenden Richter zugebe, daß aber, da die Ausschließung der Juden vom Richteramte verfassungswidrig sei, die Verfassung die Beseitigung der confessionellen Eidesformel erfordere, und daß er nur darum mit der Minorität gegen die Ueberweisung der Petition zur Abhülfe stimme, weil er diese Beseitigung vorher auf dem Wege des Gesetzes herbeigeführt wissen wolle. Bei der Abstimmung haben 13 Abgeordnete erklärt, daß sie dem Antrage auf Uebergang zur Tagesordnung wesentlich aus den von Dr. Falk entwickelten Gründen beigetreten sind. Wir können es nun nicht für unbedenklich halten, daß man auf diesem Wege zu diesem Resultate gelange. Nicht daß wir an sich der Beseitigung der confessionellen Eidesformel entgegen wären. Wir glauben vielmehr, daß die Anrufung der Gottheit genügt, um in der Seele jedes Schwörenden diejenige religiöse Vorstellung wach zu rufen, von der sie erfüllt ist, und daß die Aufstellung einer gleichmäßigen Formel der religiösen Bedeutung und Wirksamkeit des Eides keinen Abbruch thun würde. Auch hat die Erfahrung keineswegs gelehrt, daß in den Ländern, wo die confessionelle Form des Eides gefallen ist, seine Zuverlässigkeit sich vermindert, die Zahl der Meineide sich vermehrt hätte. Allein das können wir nicht gut heißen, daß man sich zu dieser Consequenz dadurch hindrängen lasse, daß ohne Noth die Religion des Richters in die Frage hineingezogen worden ist. Die Frage der streng confessionellen oder der freieren und allgemeineren Eidesform ist aus dem Standpunkte der Gemüthsstimmung des Schwörenden zu entscheiden, ist nach seiner muthmaaßlichen religiösen Bildung und Richtung zu bemessen, und wenn diese dazu führte, auf die confessionelle Form Werth zu legen, sie wenigstens da zuzulassen, wo das Gewissen des Schwörenden selbst sie erfordert oder doch ihr nicht widerstrebt, so würde man sich in einer falschen Lage befinden, wenn man genöthigt wäre, sie wegen der Rücksicht auf die mögliche Religion des Richters, die nach vernünftiger Auffassung gar nichts mit der Sache zu thun hat, zu beseitigen. Wenn es nun aber völlig richtig ist, daß es nach den Voraussetzungen des Herrn Simons keinen anderen Weg giebt, um der

verfassungsmäßigen Forderung der Rechtsgleichheit zu genügen, als die Beseitigung des confessionellen Eides, die gewiß am allerwenigsten in den Absichten desselben liegt, so zeigt es sich, zu welchen unerwarteten und für ihn unerfreulichen Consequenzen seine Prämissen führen können und wie auch hier das eine Extrem das andere hervorruft. — Wenn ferner Herr Simons, um dem Einwande zu begegnen, daß man in dem frommen England keinen Anstand nehme, christliche Eide vor einem jüdischen Richter leisten zu lassen, dem englischen Eide den religiösen Charakter abgesprochen und in demselben Athem angeführt hat, daß der schwörende Christ dort das Evangelien-Buch küsse, so ist er in einen Widerspruch verfallen, der durch Herrn v. Vincke genügend nachgewiesen worden ist. Es ist bei dieser Frage nicht die Rede davon, in welchen Formen die größere Feierlichkeit des Eides von der Landessitte gesucht wird, sondern ob er sich wesentlich nach der Religion des Schwörenden richtet, und ob, wenn das der Fall ist, auch die Religion des Richters in Betracht zu ziehen sei. Daß das Erstere der Fall sein müsse, liegt so tief im Bewußtsein des englischen Volks, daß bei allen den Verhandlungen, die seit einem Menschenalter dort zu dem allmählichen Siege des Grundsatzes der Religionsfreiheit geführt haben, von der Beseitigung des confessionellen Charakters des Eides noch nie die Rede gewesen ist, so nahe die Sache auch lag, da sich ja der ganze Kampf dort wesentlich um eben diesen Charakter des Eides drehte. Aber eben so wenig ist während des langen Streites die Rede davon gewesen, die Frage auf das Bekenntniß des Richters oder Beamten zu übertragen, vor dem der Eid geleistet wird, um auf eine solche Weise das verfassungsmäßig gewährte Recht durch Trugschlüsse zu escamotiren. — —

Auf die große Niederlage des 25. April ist eine kleinere am 10. Mai gefolgt, die besonders den Unterrichtsminister betroffen hat. Die Petition eines jüdischen Schulamts-Candidaten, seine Bitte um Erlaubniß zur Abhaltung des pädagogischen Probejahres zu befürworten, ist trotz des lebhaften Widerspruchs des gedachten Ministers dem Ministerium zur Berücksichtigung überwiesen worden. In beiden Debatten hat der Minister alle Mittel, die ihm seine hohe Begabung und Geistesbildung an die Hand gab, für die Sache, die er vertrat, aufgeboten; in beiden Fällen ist er an dem sicheren Rechtsgefühl der Mehrheit des Hauses, das sonst das Gewicht seiner Worte nicht zu verkennen gewohnt ist, gescheitert. Die Bedeutung der Sache und des Mannes möge es rechtfertigen, wenn wir auf diesen Theil der Discussion in eingehender Weise zurückkommen.

Der Minister hat gleich in der ersten Debatte den Grundsatz der Rechtsgleichheit selbst, wie er es in den Verhandlungen früherer Jahre

gethan hatte, nicht allein als verfassungsmäßig, sondern — worauf gewiß nicht minderer Werth zu legen — als sittlich und religiös begründet anerkannt. Er will, daß „in den rein staatlichen, rein bürgerlichen Verhältnissen und Einrichtungen ein Unterschied mit Rücksicht auf das Bekenntniß nicht gemacht, daß er nicht in das, was nicht religiöser Natur ist, hineingetragen werde;" er erblickt darin, daß das früher geschehen, „den Mißbrauch des Heiligen, der, vielfach geübt, so lebhaften Widerspruch, so schmerzliche Gefühle hervorgerufen hat, namentlich in Bezug auf die Mitbürger jüdischen Bekenntnisses." Er verwirft es mit Entrüstung, daß man „den Staatsbürgern christlichen Bekenntnisses Privilegien zusprach, diese also gleichsam zu dem herrschenden und die jüdischen Mitbürger zu einem dienenden, abhängigen Volk machen wollte." Alle diese Sätze führt er klar und mit der Wärme einer tiefen Ueberzeugung aus. Von diesen trefflichen Prämissen gelangt er schließlich zu dem Resultat, daß, was seinen speciellen Ressort, das preußische Unterrichtswesen, angehe, die Juden nicht allein von dem gesammten Gebiet des Elementarunterrichts, sondern auch von aller Lehrthätigkeit an den Gymnasien, einschließlich des Unterrichts in der Mathematik, Physik, neuen und alten Sprachen und Literatur, möglicher Weise auch an den Realschulen — je nach deren künftiger Entwickelung — auf das Strengste ausgeschlossen bleiben müssen, und daß ihnen nur an den eigentlichen Fachschulen eine Thätigkeit vergönnt werden dürfe. In Betreff des Elementarunterrichts ist vorläufig kein Streit vorhanden. So lange das Volksschulwesen so entschieden, wie gegenwärtig in Preußen, auf der Trennung der Confession beruht, und bei der Schwierigkeit, in dem engen Bereich dieses Unterrichts das Religiöse von dem Uebrigen zu trennen, ist die Frage kaum eine praktische. Was aber die Gymnasien anlangt, so ist das Moment, das die Ausschließung begründen soll, ein dreifaches: der rechtliche Charakter der einzelnen Gymnasien nach ihren Stiftungs-Urkunden, das Herkommen und der Zweck der Erziehung, der im Gymnasium mit dem des Unterrichts zusammenfalle. Der erste Punkt kann hier nicht erörtert werden; er fällt in das Gebiet des geschichtlichen Rechts, ist daher, gleich den meisten verwandten Fragen, streitiger und verwickelter Natur. Wäre dieser Ausschließungsgrund der einzige anerkannte, so würden wir gewiß sein dürfen, daß die Rechtsliebe des Ministers die richtige Gränze ziehen würde, und der Bereich der Ausschließung würde dann kein so gar bedenklicher sein. Von der gefährlichsten, in die höchsten Principien der Frage tief eingreifenden Bedeutung sind dagegen die beiden letzten Momente, das Herkommen und der Erziehungszweck. Was zunächst das Herkommen anlangt, so meint der Minister offenbar nicht blos dasjenige, das sich der

Verfassung zum Trotz unter Herrn v. Raumer gebildet hat, sondern das der Verfassung, das selbst dem Edict vom 11. März 1812 vorangegangene, ältere Herkommen, das sich allerdings im Bereich des Schulwesens so ausschließend wie nur möglich zu den Juden verhielt. Aber sollte der des Geistes der Vergangenheit so kundige Minister sich wirklich verhehlen können, daß diesem Herkommen genau dieselbe Natur beiwohnt, daß es genau derselben Wurzel entsprießt, wie alle jene auf der Religion beruhenden Zurücksetzungen, gegen welche er einen so beredten Abscheu empfindet? Wir fürchten, seine scharfe Unterscheidung zwischen Schule und Staat ist von allerneustem Ursprung und entspricht dem Herkommen durchaus nicht; die alte Unduldsamkeit schließt vielmehr Andersglaubende von jeder Wirksamkeit in der Schule in demselben Sinne, mit derselben, auf die Macht gestützten Berechtigung aus, mit welcher sie dieselben von jeder staatlichen, jeder öffentlichen, überhaupt von jeder edleren Wirksamkeit, zumal aber von jeder höheren Stellung nach Kräften fern hält. Wir glauben, daß jene Zeit des ungebrochenen Herkommens doch am Ende einem Juden noch eher die Stelle eines Jugendlehrers, und wäre es selbst die eines Dorf-Elementarlehrers gewesen, eingeräumt hätte, als z. B. die eines Regierungsraths, gegen die der in der bürgerlichen Sphäre so vollkommen freisinnige Herr Unterrichtsminister nichts einzuwenden haben kann. Wir können hier zufällig den vollständigen Beweis unserer Behauptung durch eine schlagende Thatsache liefern. Als Preußen sein zertrümmertes politisches Dasein aus dem Geiste der Freiheit und der Vaterlandsliebe heraus wieder aufzubauen bemüht war, als es neben allen anderen Gedanken, welche die Brust des Menschen und des Bürgers erheben, auch den Gedanken der Gewissensfreiheit anerkannte und ihm durch das Edict vom 11. März 1812 eine denkwürdige Huldigung darbrachte, da war man offenbar viel geneigter, die Rechtsgleichheit ohne Rücksicht auf den Glauben im Gebiete der Lehrthätigkeit, als in dem der staatlichen Wirksamkeit zur Geltung zu bringen. Bekanntlich hat das angeführte Edict den Juden ausdrücklich die Berechtigung zuerkannt, „akademische Lehr- und Schulämter, zu welchen sie sich geschickt gemacht haben, zu verwalten," während der Gesetzgeber sich vorbehielt „in der Folge der Zeit gesetzlich zu bestimmen, in wiefern die Juden zu anderen öffentlichen Bedienungen und Staatsämtern zugelassen werden können." Als später die siegreiche Reaction gegen die Gewissensfreiheit wie gegen alle anderen öffentlichen Freiheiten vorschritt, mußte jene Befugniß zur Bekleidung von Lehrämtern durch eine Cabinetsordre aufgehoben werden, während man sich in Beziehung auf Staatsämter daran konnte genügen lassen, die vorbehaltene gesetzliche Bestimmung factisch nicht zu treffen und somit die alte

und unbedingte Ausschließung — freilich in entschiedenem Widerstreite mit dem Geiste und der Absicht des Edicts — unverändert fortbestehen zu lassen. Jene große Zeit also, welcher der Herr Minister sowohl für Fragen der Freiheit und des Fortschritts als für den Aufschwung des religiösen Lebens ihre Bedeutung nicht wird absprechen wollen, hat in der politischen Sphäre jenen „Mißbrauch des Heiligen," den derselbe in der Ausschließung auf diesem Gebiete erkennt, einstweilen, wenn auch gewiß in der ehrlichen Absicht späterer Abhülfe, fortbestehen lassen, während sie sich beeilt hat, für die Lehrthätigkeit in Universität und Schule die Schranke der Unduldsamkeit sofort ohne Bedingung und Vorbehalt hinwegzuräumen. Uns dünkt, dieser Hergang müßte doch Demjenigen einiges Bedenken einflößen, der jetzt in demselben Staate ein so ganz absolut entgegenstehendes System zur bleibenden Geltung bringen will. Wir unsererseits glauben, daß das Wahre hier in der That zwischen den Extremen liegt, d. h. daß Schule und Staat von demselben Gedanken der Duldung bestimmt werden müssen. Die Ausschließung kann in dem einen Bereich nur durch Argumente beschönigt werden, die auch in dem anderen ihre volle Geltung ansprechen werden. Daß namentlich das Argument des „Herkommens" mit mindestens gleichem Rechte, wie es hier benutzt wird, für die Ausschließung der Juden von ständischen Rechten geltend gemacht werden kann, daß somit durch solche Aufstellungen den haßerfüllten Gegnern, die der Minister des Innern mit so rühmenswerther Energie im Herrenhause bekämpft hat, die gefährlichste Waffe geliehen wird, fällt in die Augen. Aber es ist hauptsächlich das dritte Moment, die Einheit zwischen Erziehung und Unterricht, das hier in Betracht kommt. Es wird das freilich von keinem billigen Beurtheiler in Abrede gestellt werden, daß es außer dem eigentlichen Religions-Unterricht noch Gegenstände giebt, die in Beziehung zu dem religiösen Gebiete stehen, daß die Grenze hier auf manchen Punkten eine zweifelhafte sein wird, und daß dem gewissenhaften Ermessen der anstellenden Behörde immer ein bedeutender Spielraum bleiben wird. Der Berichterstatter über die Lehrer-Petition, der Abgeordnete Dr. Eckstein, der die Grundsätze der Verfassung gegen den Cultus-Minister mit Schärfe vertheidigt hat, beschränkt deshalb den erhobenen Rechtsanspruch ausdrücklich auf die Fächer der Mathematik, Geographie, Naturkunde, des Sprachunterrichts, und ähnliche, und erklärt, die Geschichte um des Friedens willen preisgeben zu wollen. Der Streit beschränkt sich also auf ein Gebiet, auf welchem von einer inneren Beziehung des Lehrstoffes zu dem Bekenntniß des Lehrenden nicht wohl die Rede sein kann. Auch hier soll nun aus dem erziehenden Charakter der Gymnasien die strengste Ausschließung

Andersglaubender gerechtfertigt werden. Es wird also das Glaubensbekenntniß nicht blos zur Bedingung aller Unterweisung gemacht, die zu ihm in irgend welcher inneren Beziehung steht, sondern schlechthin zur Bedingung jedes menschlichen, jedes sittlichen Einflusses, den der weite Bereich des Erziehens umfaßt. Wie aber? Ist denn etwa das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler das einzige, in welchem der Mensch auf den Menschen, in welchem Seele auf Seele wirkt? Ist das Zusammenleben in der bürgerlichen Gesellschaft, in der Gemeinde, im Staate, ist die gemeinsame Thätigkeit in ihrem weiten Bereich nicht auch erfüllt und bedingt durch geistige Wechselwirkung, durch sittliche Einflüsse? Steht es denn so fest, daß die Eindrücke der Schule in höherem Grade den Charakter und Geist der Menschen bestimmen und bilden, als die des Lebens? Giebt man die hier aufgestellten Prämissen zu, so ist die Schlußfolge, die namentlich Herr v. Kleist-Retzow im Herrenhause gegen die Minister daraus gezogen hat, „daß die Genossenschaft der Schule kein höheres Recht haben könne, als die Gemeinschaft des christlichen Staates," eine mindestens sehr nahe gelegte. Was habt Ihr erreicht durch jene Engherzigkeit, mit der Ihr das Gemüth des Schülers vor jedem geistigen Luftzuge bewahren wollet, der nicht von dem orthodoxen Bekenntniß durchweht ist, wenn Ihr nicht auch den Bürger der gleichen Strömung zu entziehen mit Erfolg bedacht seid? Haltet Ihr Euch berechtigt, jede Lehrthätigkeit an die Bedingung des christlichen Glaubens zu knüpfen, gilt Euch der sittliche Charakter für keine genügende Bürgschaft, um einem Andersglaubenden unter zahlreichen Christen eine erziehende Einwirkung auf die Jugend zu gestatten: was könnt Ihr einwenden, wenn Diejenigen, die Eure eigene Gesinnung auf das bürgerliche Gebiet, das ihnen mehr am Herzen liegt, als Euch, übertragen, demselben Andersglaubenden mit gleichem Eifer eine Stellung versagen, die ihm einen Einfluß auf das Volk gewährt? Hat die Würde des vom Staat übertragenen Amtes, hat das beredte Wort des Volksvertreters einen solchen Einfluß nicht? Wenn Ihr dem gerechten Zorn der Rednerbühne nicht wehren könnt, mit welchem der durch das vorurtheilslose Vertrauen seiner Mitbürger Berufene Euch an geleistete Eide und an die verkümmerten Existenzen erinnern darf, die ihre Gewissenhaftigkeit zu Opfern Eures Wortbruchs gemacht hat: — glaubt Ihr, daß solcher schwer wiegender Vorwurf Eurer Art von Kirchenthum in den Gemüthern weniger Schaden zufüge, als wenn Ihr dem Rechte und der Verfassung die Ehre gäbet und in dem weiten Bereiche des preußischen höheren Unterrichts vielleicht einem halben Dutzend jüdischer Aspiranten das Bischen erziehender Einwirkung gestattetet, das mit dem Unterricht in der Mathematik, Physik oder den classischen Sprachen verbunden ist?

Worin liegt das Bedenken, daß der Jüngling demjenigen als Lehrer in den weltlichsten Dingen begegne, dem der Mann als Vorgesetzten oder Collegen im staatlichen Leben begegnen kann? Der Widerspruch zwischen Schule und Leben, der hier zum System erhoben werden soll, ist unhaltbar. Entweder muß man, die Sitte unserer Zeit und die Verfassung des preußischen Staats vollständig verläugnend, nach der Sonderung des Mittelalters zurückstreben und den Andersglaubenden von der Gemeinsamkeit des Staats und der Gemeinde, ja womöglich des Lebens und der Gesellschaft fern halten: oder man muß auch in der Schule ein Gebiet des Menschlichen anerkennen, in dem der sittlich und wissenschaftlich bewährte Mann, auch wenn er sich nicht zur herrschenden Kirche bekennt, seinen bescheidenen Antheil an bildender Thätigkeit ansprechen darf.

Um übrigens die Bedeutung dieser Frage der Ausschließung vom Lehramte — wie überhaupt vom Staatsdienste — um des Bekenntnisses willen zu ermessen, muß man die eigenthümliche Organisation des preußischen Staats- und Schulwesens nicht außer Acht lassen. Wenn hier, wie in England, die Macht der Association mit dem Staate im Bereich des Unterrichts wetteifern könnte, wenn hier in anderen Gebieten der Bereich der privaten, unabhängigen Thätigkeit so umfassend wäre, wie dort: so würde die Frage der Gleichberechtigung der Confessionen auch hier sich auf die engere, rein politische Tragweite beschränken, die ihr dort beiwohnt, und würde nicht so tief in die Lebensstellung der von den ausschließenden Gesetzen Betroffenen eingreifen. Man konnte dort den alten, dem früheren unduldsamen Staat und seiner Kirche nahe verwandten, wenn auch selbständigen Lehr-Corporationen die mächtige Schöpfung der Londoner Universität entgegenstellen, die den wissenschaftlichen Kräften der christlichen Dissenters wie der Juden einen weiten Spielraum eröffnete. Wäre Aehnliches in Preußen möglich, wir würden gern den Streit mit den Abneigungen des Herrn Cultusministers aufgeben und es der Freiheit überlassen, sich den eignen Weg zu bahnen. Aber bei der Stellung, die der Staat dem Unterricht gegenüber in Preußen einnimmt, muß der Kampf auf dem staatlichen Gebiete ausgefochten werden; denn es giebt außerhalb desselben für die Jünger der Wissenschaft keine irgend nennenswerthe Thätigkeit. Je mehr aber der Staat jedes höhere Wirken in seinen Bereich zieht, desto größere Bedenken muß er tragen, durch widerrechtliche Ausschließung geistige Kräfte, die auf ihn angewiesen sind, mit dem Fluch der Unthätigkeit und des Verkommens zu belegen. Ein Gleiches findet in der juristischen Laufbahn in Preußen Statt. Wäre hier, wie in anderen Staaten, die Advocatur frei und nicht an eine Anstellung durch den Minister und an den Durchgang durch den Staatsdienst geknüpft, so hätten diejenigen jun-

gen Männer jüdischen Glaubens, die nach den Befreiungskriegen im Vertrauen auf den Geist des Gesetzes von 1812 sich dem Rechtsstudium gewidmet hatten, und die sich den versperrten Weg nicht durch den Uebergang zum Christenthum öffnen mochten, nicht durch die später eingetretene Reaction bürgerlich zu Grunde gerichtet werden können. In derselben Lage befinden sich nach dem Inhalte der Verhandlungen über die Schulfrage, insbesondere des trefflichen Vortrages des Abgeordneten Ritter, auch jetzt wieder einige junge Männer desselben Glaubens, die, dem inneren Berufe folgend und den Verheißungen der beschworenen Verfassung vertrauend, sich wissenschaftlichen Fächern gewidmet haben, deren Ausübung in einer anderen als in einer vom Staat gewährten Stellung im Lehrfach nicht möglich ist, und denen keine andere Aussicht, als die des Exils, übrig bleibt, wenn sie eine Stellung in der Heimath nicht durch den Wechsel der Religion erkaufen wollen. Das Vorhandensein einer solchen Alternative schon gereicht der Sittlichkeit und dem Christenthum zu größerem Schaden, als dem letzteren jemals aus der Uebung der Gerechtigkeit gegen alle Religions-Parteien erwachsen könnte. Wir berühren hier einen Punkt, von dem man in officiellen Verhandlungen nicht gern etwas hört und den man durch die Fiction genügend abgewiesen zu haben glaubt, daß, wer durch den Uebertritt zum Christenthum das höchste irdische Gut, eine seiner Fähigkeit und Bildung angemessene Thätigkeit, erwirbt, immer zugleich von der Wahrheit des christlichen Glaubens durchdrungen sei. Allein durch Fictionen werden keine sittlichen Schäden geheilt, und die Presse hat keinen Grund zu verschweigen, was, wenn es auch officiell ignorirt wird, nichts desto weniger in Aller Sinn und in Aller Munde ist. Wer eine frivole Auffassung des Religiösen mit einer laxen Moral verbindet, der wird fürwahr den höchsten Preis des Lebens nicht der Treue gegen den angeerbten Glauben opfern. Wenn der ernste Sinn der Bekenner der verschiedenen Religionen einander näher verwandt ist, als die Gleichgültigkeit, die den Glauben nach äußerer Convenienz wie ein Gewand ändert, so stehen gerade Die, die ihrem Gewissen das höchste Opfer bringen, das ein Mann bringen kann, der Gesinnung Derer, die sie fanatisch zurückweisen, näher, als manche von Denen, die den Widerstand mit leichter Mühe überwinden. Wenn selbst im leiblichen Kriege man am Feinde die Tapferkeit ehrt, so scheint es unbegreiflich, daß man im Kampfe der Confessionen an dem Gegner nicht die Treue und Opferwilligkeit achtet, die doch fürwahr ein wesentliches Moment aller Religion ist. In der That aber ist auch die öffentliche Meinung sich hier völlig klar und nur zu geneigt, selbst über das Ziel hinauszugehen. Der Makel, den sie nun einmal an den Religionswechsel heftet, wird sie trotz aller officiellen Fic-

tionen so lange nicht als erloschen ansehen, als der Uebertritt zur herrschenden Kirche mit so tief in das Lebensglück eingreifenden Vortheilen verknüpft ist. Und ist denn der Herr Cultusminister so sicher, daß die reifere Jugend der Gymnasien dem Einfluß dieser so allgemeinen und tief wurzelnden Empfindung so ganz unzugänglich ist, daß ihrem Gemüthe der Gegensatz fremd bleiben wird, in welchen das System einer herrschenden und bevorzugten Kirche die Religion zu den edelsten Regungen der Menschenbrust, zu Treue und Ehre bringt? Wenn man ihr ohne Anstand einen Lehrer giebt, der dem Staate den Zoll des Bekenntnisses entrichtet hat in einer Lage, in welcher er sonst auf das höchste Gut des Lebens würde haben verzichten müssen, sollte der Jugend allein die Frage fern bleiben, die sich Jedermann sonst darbietet, ob hier nicht der Form statt des Wesens gehuldigt worden? Und wenn sich ein solcher Zweifel ihrem Gemüthe aufdrängt, sollte nicht ihr sittliches Bewußtsein dadurch mehr getrübt, ihre Achtung vor der Religion dadurch schwerer gefährdet werden, als wenn sie einen mathematischen, physikalischen oder classischen Unterricht von einem andersgläubenden Lehrer erhielte, der, nachdem er vielleicht Jahre schwerer Entbehrung um des Gewissens willen ertragen, zuletzt seine Stellung dem Siege der Wahrhaftigkeit und des Verfassungsrechts, nicht einer Nachgiebigkeit verdankt, die, wenn auch der lautersten Ueberzeugung entsprießend, unter diesen Umständen nie von unwürdigem Verdachte frei sein wird? Wäre es möglich, die Frage von dem unbefangenen, unverdorbenen Sinn der Jugend selbst entscheiden zu lassen: wir zweifeln, daß sie den Standpunkt des Herrn Cultusministers einnehmen würde.

Wir müssen uns jedoch von dem Herrn Unterrichtsminister noch einmal zu seinem Collegen, dem weiland Justizminister, zurückwenden. Das zweite Argument für seine verfassungswidrige Willkür, das ihm durch den Gesammtbeschluß des Ministeriums nicht hat entwunden werden können, bezieht sich auf den Sabbath der Juden und geht von der Befürchtung aus, es möchte der jüdische Beamte durch religiöse Scrupel an der Erfüllung seiner amtlichen Pflichten an diesem Tage verhindert werden. Es ist nun von zahlreichen Rednern im vorvorigen und im vorigen Jahre geltend gemacht worden, daß diese Einwendung keinen Sinn habe, dem Schlußsatz des Art. 12 der Verfassung gegenüber, wonach „den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen darf;“ — denn so lautet der Satz, nicht aber, wie Herr Brüggemann sich erlaubt hat, denselben im Herrenhause anzuführen und in sein Gegentheil zu verkehren in den Worten: „Der Schlußsatz des Art. 12 sagt: Der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte darf der Ausübung der Religionsfreiheit nicht Abbruch thun.“ Aus diesem gefälsch-

gen Männer jüdischen Glaubens ... besagen würde
trauen auf den Geist des Ge... daß der Staat bei d...
widmet hatten, und die sich ... Glauben der Einzel...
zum Christenthum öffnen ... Wortlaut und
tion bürgerlich zu Gr... daß der ...
befinden sich nach ... ten, ...
insbesondere des ... m...
wieder einige ... ist aber.
folgend und ... machte, einleuchten.
sich wisse...
anderer ... den Juden die Pflicht ...
mögl... den ihnen fordert, die dieser
hi... darnach gefragt hat, ob dieselben sich
... Der Staat würde demnach ein falsch...
... wenn er freilich da, wo er blos Pflichten auf...
... fragte, aber, wo der Pflicht ein Recht entspricht,
heuchelte. Dieser, wie es scheint unwiderleglichen Beruf...
Justizminister mit einer Behauptung entgegengetreten, deren
richtigkeit in der That Staunen erregen muß. Er erfindet ein...
des Sabbaths, die Allem, was sich darüber in der Bibel und b...
jüdischen Auslegern findet, absolut entgegen ist, und er beruft sich z...
auf eine Autorität, die das gerade Gegentheil sagt. Seine Worte lauten
„Auf Eins muß ich noch antworten, was gestern von geehrten Rednern
hervorgerufen wurde, indem sie auf die Heereseinrichtungen Bezug genom
men haben. Dieses Allegat ist nicht zutreffend, weil es sich da nur un
körperliche Uebungen handelt.“ „Widerspruch rechts“ schaltet hier der ste
nographische Bericht ein. Der Minister fährt fort: „Was ich sage, is
nicht meine Auslegung, sondern die Auslegung eines Gewährsmanns, de
ich sofort citiren will; ich habe nur das vorgetragen, was Michaelis in
seinem Mosaischen Rechte sagt, der außerdem eine besondere Ausführung
noch darüber folgen läßt, ob es den Juden verboten sei, am Sabbath zu
fechten, und diese Frage ist verneint worden. Auf die Heereseinrichtungen
worauf man gestern Bezug nahm, kann also nach dieser Auslegung nich
hingewiesen werden.“ Also Michaelis sage, es seien am Sabbath nich
körperliche Uebungen, sondern es sei geistige Thätigkeit verboten: andere
können diese Worte nicht verstanden werden, anders hat sie das Haus
anders hat sie namentlich Herr v. Vincke nicht verstanden, der unmittel
bar nach dem Herrn Justizminister das Wort nahm, und der, da er na
türlich keinen Michaelis zur Hand hatte, und, wie jeder ehrliche Mann
unmöglich ein so unerhört falsches Citat argwohnen konnte, dasselbe in
gutem Glauben hinnahm und sich auf die übrigens richtige Entgegnung

ten Texte, der freilich etwas Widersinniges besagen würde, kann der Redner allenfalls den Schluß ziehen, daß der Staat bei den Forderungen, die er an seine Bürger stellt, den Glauben der Einzelnen zu berücksichtigen habe; aber aus dem ungefälschten Wortlaut und Sinn der Verfassung geht das gerade Gegentheil hervor: daß der Staat die Religionsgebräuche seiner Angehörigen nicht zu beachten, und daß er den Beamten, der unter solchem Vorwande die übernommenen Pflichten nicht erfüllt, zu strafen und zu entfernen hat. Es ist aber diese ganze Frage außerdem durch die von allen Seiten gemachte, einleuchtende Hinweisung erledigt, daß ja der Staat seitdem er den Juden die Pflicht des Kriegsdienstes auferlegt hat, alle Leistungen von ihnen fordert, die dieser Dienst mit sich bringt, ohne daß er je darnach gefragt hat, ob dieselben sich mit den Sabbathgesetzen vertrügen. Der Staat würde demnach ein falsches lügnerisches Spiel treiben, wenn er freilich da, wo er blos Pflichten auflegt, nach dem Gewissen nicht fragte, aber, wo der Pflicht ein Recht entspricht, plötzliche Bedenken heuchelte. Dieser, wie es scheint unwiderleglichen Berufung ist der Herr Justizminister mit einer Behauptung entgegengetreten, deren dreiste Unrichtigkeit in der That Staunen erregen muß. Er erfindet eine Theorie des Sabbaths, die Allem, was sich darüber in der Bibel und bei ihren jüdischen Auslegern findet, absolut entgegen ist, und er beruft sich dabei auf eine Autorität, die das gerade Gegentheil sagt. Seine Worte lauten: „Auf Eins muß ich noch antworten, was gestern von geehrten Rednern hervorgerufen wurde, indem sie auf die Heereseinrichtungen Bezug genommen haben. Dieses Allegat ist nicht zutreffend, weil es sich da nur um körperliche Uebungen handelt.“ „Widerspruch rechts“ schaltet hier der stenographische Bericht ein. Der Minister fährt fort: „Was ich sage, ist nicht meine Auslegung, sondern die Auslegung eines Gewährsmanns, den ich sofort citiren will; ich habe nur das vorgetragen, was Michaelis in seinem Mosaischen Rechte sagt, der außerdem eine besondere Ausführung noch darüber folgen läßt, ob es den Juden verboten sei, am Sabbath zu fechten, und diese Frage ist verneint worden. Auf die Heereseinrichtungen, worauf man gestern Bezug nahm, kann also nach dieser Auslegung nicht hingewiesen werden.“ Also Michaelis sage, es seien am Sabbath nicht körperliche Uebungen, sondern es sei geistige Thätigkeit verboten: anders können diese Worte nicht verstanden werden, anders hat sie das Haus, anders hat sie namentlich Herr v. Vincke nicht verstanden, der unmittelbar nach dem Herrn Justizminister das Wort nahm, und der, da er natürlich keinen Michaelis zur Hand hatte, und, wie jeder ehrliche Mann, unmöglich ein so unerhört falsches Citat argwohnen konnte, dasselbe in gutem Glauben hinnahm und sich auf die übrigens richtige Entgegnung

beschränkte, daß die Pflichten der Soldaten ja nicht in bloßen körperlichen Uebungen beständen, daß sie namentlich auch theoretischen Unterricht erhielten, und daß auch von diesem der jüdische Soldat sicher nicht am Sabbath dispensirt werde. Wie würde aber die geehrte Versammlung erstaunt sein, wenn ihr Einer hätte vortragen können, was in Johann David Michaelis' Mosaischem Recht, Th. IV, §. 196 S. 118—122 über diesen Punkt gedruckt steht: „Was Moses am Sabath verbietet, das nennt er selbst Dienstarbeit. So heißt aber alle Leibesarbeit, weil man etwa seinem Knecht befiehlt, sie zu thun oder einen Tagelöhner dazu dinget." (S. 121) „Der Gemüthsarbeit gedenkt Moses in seinen Sabbathsgesetzen gar nicht, weil es nach den Umständen und Lebensart seines Volks nicht nöthig war." Freilich erwähnt er, (S. 119) daß auch der Grundsatz der leiblichen Ruhe übertrieben, und der Ruhetag auf diese Weise „das gerabeste Gegentheil eines Tages der Erholung" werden, eher „hypochondrisch" machen könne. Er fährt dann fort: „Ein so wunderliches Ansehen hat freilich der Sabbath der Juden durch manche bis in's Kleinste gehende Zusätze der Pharisäer, gegen die Christus öfters redet, bekommen, und noch mürrischer würde er aussehen, wenn man gar nach der Moral einiger Christen allen weltlichen Umgang und Vergnügen daran verboten halten, auch das Verbot der Arbeit auf alle Anstrengung der Gedanken, die nicht gerade zur Andacht wäre, auf Lesen und Schreiben ausdehnen wollte." Er schreibt also das Verbot der geistigen Thätigkeit nicht den Pharisäern, nicht irgend einer jüdischen Secte, sondern „der Moral einiger Christen" zu: kurz, er sagt in Allem das absoluteste Gegentheil von Dem, was ihn der Herr Minister sagen läßt. Wir suchen vergebens die Lösung dieses Räthsels. Im Grunde darf sich freilich das alte mosaische Recht nicht darüber beklagen, mißdeutet zu werden von dem langjährigen Mitgliede eines Ministeriums, das in der Mißdeutung des lebendigen Verfassungsrechts des eigenen Landes seinen wesentlichen Beruf erkannt hatte. Allein es ist doch befremdlich, die auf so traurige Weise gewonnene Gewohnheit falscher Auslegung selbst auf die fern liegenden Gebiete der Wissenschaft übertragen zu sehen. — Auch was die Ausführung über das Fechten der Juden am Sabbath bei Michaelis anlangt, ist die Auffassung des Herrn Simons eine durchaus unrichtige. Michaelis weist allerdings nach, (§. 195 S 129—138) daß das mosaische Recht das widersinnige Verbot des Fechtens am Sabbath nicht enthalte; allein er hebt gerade hier hervor, daß die jüdischen späteren Ausleger zum schweren Unheil Derer, die ihnen folgten, ein solches Verbot irriger Weise aus dem mosaischen Gesetz abgeleitet hätten; er stellt sogar mit Entschiedenheit die jetzt durch die Erfahrung fast eines Jahrhunderts widerlegte Behauptung auf, daß die-

schwerten ihre Fortschritte auf jede, zum Theil auf die gewaltsamste Weise. Ganz besonders aber war es diejenige Partei, welcher Herr v. Blankenburg angehört, die nicht Haß und Verläumdung genug auf die „Reform-Juden" zu häufen wußte. Keinem Leser der Zeitung nach dem Herzen dieser Partei kann es entgangen sein, wie dieselbe jede Gelegenheit bei den Haaren herbeizieht, um ihrem Ingrimm in dieser Hinsicht Luft zu machen. Es ist bekannt, daß der Herausgeber der gedachten Zeitung, Herr Wagener, ein eigenes Buch in diesem Sinne geschrieben hat. Es ist nicht anzunehmen, daß ein so treuer Adept dieser Partei, wie Herr v. Blankenburg, so schlecht endoctrinirt sein sollte, um sich nicht zu dieser ihrer herrschenden Antipathie zu bekennen. Es ist auch in seinem Vortrage keine Spur davon zu finden, daß er mit den Reformbestrebungen innerhalb des Judenthums sympathisire; er ist nicht so aus der Art geschlagen, um nicht das volle Bürgerthum der Reform-Juden vor Allem zu perhorresciren. Freilich bekämpft diese Reform-Partei mit den Waffen der Prüfung dieselben Vorurtheile, die Herr v. Blankenburg dem Talmud und den Rabbinern Schuld giebt, dieselbe Intoleranz, die er übertreibt und entstellt, um sie mit Gehässigkeit zu überschütten. Allein wenn es auch einem junkerlichen Herzen wohlthun mag, die Pfeile giftigen Hasses gegen eine ohnmächtige Religions-Partei zu schleudern: sich gegen jenrgd eine Beschränktheit und Befangenheit offen und ehrlich auf die Seite der Vernunft und des Fortschritts zu stellen, das geht doch gegen seine innerste Natur. Unser ritterlicher Herr versucht vielmehr — und darin ist er wirklich originell — an beiden Tafeln des Hasses zu schwelgen und, während er den Abscheu seiner Partei gegen Reform und Fortschritt in keiner Weise verläugnet, dieselben vielmehr leichthin als Indifferenz abfertigt, auf seine eigene Hand im Ton der übermäßigsten Aufklärung gegen Orthodoxie, Vorurtheil und Intoleranz zu wüthen. Wie er auf diesem Wege mit den Grundsätzen und der Wirksamkeit der Koryphäen seiner Partei in Widerspruch geräth, dafür wollen wir ein ergötzliches Beispiel anführen, das freilich auch seine ernste Seite hat. Herr v. Blankenburg hat in seinem kritischen Feldzuge gegen die Irrthümer und Mißbräuche des orthodoxen Judenthums das Kol-Nidre-Gebet am Versöhnungstage angeführt und geschmäht. Der Abgeordnete Veit hat ihm nachgewiesen, daß er mit vielen anderen Männern der Kritik und Aufklärung das Gebet mißdeutet, und daß die Sache in der That so

---

nach dem hergebrachten Ritus ohne die geringste Neuerung in der Sprache, in den Ceremonien, Gebeten und Gesängen, ganz nach dem alten Herkommen gehalten werden soll" und die Behörde verpflichtet, „ganz besonders darauf zu halten, und durchaus keine neue Sekte unter den Juden zu dulden."

schlimm nicht ist. Indessen, so gewiß alle billig Denkenden unter den Juden mit dieser milderen Deutung einverstanden sind, so scheint es doch Vielen von ihnen, als ob dieses Gebet mit seiner immerhin wunderlichen, der Mißdeutung leicht Raum gebenden Ausdrucksweise kein rechtes Gebet sei und besser aus der Liturgie wegbleibe. Es hat sich nun in Betreff dieses Gebetes Folgendes in einem Lande zugetragen, dessen im Geiste des reinsten Feudalismus erhaltene Verfassung und Verwaltung es für die Partei des Herrn v. Blankenburg zu einem wahren Musterstaate macht. Wir haben bereits erwähnt, daß es eine Zeit gab, wo selbst die mecklenburgische Regierung Reform und Aufklärung unter den Juden zu fördern suchte und zu diesem Zwecke sogar den Einfluß der bürgerlichen Gewalt wirken zu lassen nicht für unangemessen hielt. Unter der Herrschaft dieses Systems kamen freisinnige Männer und ein in seinen religiösen Ansichten sehr fortgeschrittener Rabbiner an die Spitze der jüdischen Cultus-Angelegenheiten. Die Folge war, daß außer einigen Stellen, in denen sich die Abgeschlossenheit und Unduldsamkeit der alten Zeit kund thaten, auch das Kol-Nidre-Gebet aus der Liturgie der mecklenburgischen Synagoge wegfiel. Allein nachdem Herr v. Schrödter, bekanntlich einer der hervorragendsten Vertreter feudaler Grundsätze, dem betreffenden Ministerium in Mecklenburg vorsteht, hat sich das Alles geändert. Die Männer der Aufklärung wurden gewaltsam von der Leitung der jüdischen Cultus-Angelegenheiten entfernt, und dieselben wurden dem crassesten Obscurantismus in die Hände gegeben. Die größeren und gebildeteren Gemeinden des Landes jedoch, welche nicht blos auf höheren Befehl Aufklärung getrieben hatten, sondern einer vernünftigen Reform aufrichtig zugethan waren, wollten von den eingeführten Verbesserungen nicht lassen und ersuchten die Regierung, sie möchte ihnen die Beibehaltung derselben, insbesondere aber die fortdauernde Weglassung des viel geschmähten Kol-Nidre-Gebetes gestatten. Umsonst: Herr v. Schrödter erwiderte ihnen, sie verständen die Sache nicht, das Kol-Nidre-Gebet sei ganz vortrefflich, wenn man nur in den wahren Geist desselben eindringe. Kurz, das gedachte Gebet muß auf Befehl der Regierung in allen Synagogen Mecklenburgs wieder verrichtet werden, und wenn es einmal auch in diesem gesegneten Lande dahin kommen sollte, daß ein Feudaler die Melodie des rationalistischen Judenhasses anzustimmen für gut findet, so wird sein Gesinnungsgenosse dafür gesorgt haben, daß es ihm an Stoff für seine Böswilligkeit nicht fehle. — —

2.

Es war ursprünglich unsere Absicht, uns vorzugsweise mit der Bekämpfung jener rein und ungemischt mittelalterlichen Ansichten zu beschäftigen, die uns die Verhandlungen des Herrenhauses bieten. Allein wir bekennen, daß uns der Leichengeruch, der uns hier entgegenathmet, wiederholt an der Schwelle zurückgeschreckt und uns verleitet hat, unsere Polemik länger in einer Sphäre weilen zu lassen, wo wir doch einer Ahnung des Geistes und der Grundsätze der Gegenwart, wenn auch umnebelt durch manche Unklarheit, begegnen. Wir führen hier einen Kampf mit Kräften, mit denen wir eine Verständigung suchen und zuletzt finden müssen, weil wir uns wenigstens theilweise mit ihnen auf gleichem Boden bewegen. Die Einigung, die auf andern Punkten zwischen der Volksvertretung und der Mehrheit des Ministeriums stattfindet, und auf welcher die Lebenskraft des letzteren — dem tödtlichen Hasse gegenüber, mit dem es durch die Feudal-Partei verfolgt wird — beruht, muß bei einer normalen Entwicklung der öffentlichen Dinge in Preußen auch in dieser Frage hergestellt werden, und sie kann es bei der durch das Haus der Abgeordneten an den Tag gelegten Beharrlichkeit nur dadurch, daß die Mehrheit des Ministeriums die Consequenzen seiner eignen Grundsätze zieht. Ganz entgegengesetzt verhält es sich mit dem Herrenhause. Was bei dem Ministerium Inconsequenz ist, ist hier vielmehr die Consequenz der ganzen Stellung. Der Widerstand gegen die Verfassung, die Verläugnung ihrer Grundsätze, die Vereitelung ihrer Absichten — das ist die Aufgabe, die sich das Herrenhaus in diesem Punkte wie in allen anderen gesetzt hat, und es wäre ein vergebliches Bemühen, diesen Widerstand in dem einen Punkte durch andere Mittel brechen zu wollen, als diejenigen sind, welche die Regierung zu unserer Genugthuung anzuwenden begonnen hat, diejenigen, durch welche diese Institution mit der Verfassung überhaupt in Einklang zu bringen ist, wenn nicht umgekehrt die Verfassung an dieser Institution scheitern soll. Die Juden können sich in der That nicht darüber beklagen, wenn ihr verfassungsmäßiges Recht vom Herrenhause nach seiner bisherigen Zusammensetzung nicht besser behandelt wird, als es mit dem verfassungsmäßigen Rechte des Landes auf andern Gebieten, z. B. in der Frage der Civilehe, geschieht. Es würde uns fast an ihrem guten Recht irre machen können, wenn es in diesem Lager einer geringeren Gehässigkeit begegnete, und es könnte ihm eine stärkere moralische Stellung nicht zu Theil werden, als wenn es, anerkannt in vollem Maaße von den übrigen Factoren des Staatslebens, seine Verwirklichung von dem Triumph erwarten dürfte, dem das ganze Land sehnsüchtig entgegenharrt, von dem Triumph über

die der Verfassung feindliche Macht, die ein beklagenswerthes Geschick in den Bau der Verfassung selbst hineingefügt hat.

In gleichem Grade wie von dem Herrenhause selbst gilt das hier Gesagte von der ihm nahe verwandten Institution, um welche sich der Streit über die Zulassung der Juden dort hauptsächlich gedreht hat, von den restaurirten Kreisständen in ihrer auf feudalen Privilegien beruhenden Zusammensetzung. Es muß rühmend anerkannt werden, daß das Ministerium in dieser Frage aller fanatischen Gehässigkeit, allem junkerhaften Hochmuth gegenüber an dem Verfassungsrecht festgehalten, daß es inmitten dieser durch einen der Verfassung feindlichen Gedanken wieder in's Leben gerufenen Versammlungen doch die ausdrücklich vorbehaltenen Rechtsgrundsätze aufrecht erhalten hat. Allein wir müssen es doch bedauern, daß soviel Kraft, die auf andern Punkten derselben Frage vielleicht eine bessere Verwendung gefunden hätte, auf ein Ziel hat gerichtet werden müssen, das — bei aller formellen Berechtigung — doch an einem gewissen innern Widerspruch leidet. Man kann gar nicht läugnen, daß diese privilegirten Rittergutsbesitzer, die auf die Angelegenheiten ihrer Mitbürger nicht kraft einer Wahl durch dieselben, sondern kraft eines Eigenthumsrechts Einfluß üben, von einem, wenn auch unberechtigten, doch natürlichen Instinct geleitet werden, wenn sie meinen, daß es bei ihrem durch und durch verfassungswidrigen Dasein auf einen Widerspruch mehr gegen die Verfassung nicht ankomme, daß das ganze, einer erstorbenen Vergangenheit angehörende Wesen dieser Institution sich schlecht mit den höchsten Grundsätzen der Gegenwart, mit Rechtsgleichheit und Gewissensfreiheit, vertrage. Aehnlich wie der Mönch im Götz von Berlichingen sagt, sein Gelübde verbiete ihm freilich den Wein nicht, aber der Wein sei gegen sein Gelübde, so können diese Kreisritter füglich sagen, das Gesetz über die Restauration der feudalen Kreisstände verbiete zwar die Zulassung der Juden nicht, aber die Zulassung der Juden d. h. Rechtsgleichheit und Gewissensfreiheit sei doch gegen Feudalstände. Wir freuen uns darum, daß die Minister in dieser Frage etwas Besseres gethan haben, als der Versuch ist, unversöhnliche Principien durch den allerdings berechtigten Zwang des Gesetzes auszugleichen; daß sie durch den im Hause der Abgeordneten eingebrachten Entwurf einer neuen Kreisordnung die Axt an die Wurzel des Widerspruchs gelegt und die rühmliche Arbeit über sich genommen haben, die feudalen Kreisstände in das Nichts, aus dem sie nie hätten auferstehen sollen, zurückzuweisen und durch eine billige Vertretung aller Klassen von Bürgern zu ersetzen. Mögen sie durch gründliche Heilmittel dieser Art von dem Streite mit den Kreisständen und, wolle es Gott! auch mit dem Herrenhause erlöst werden, und mögen sie dann die Grundsätze der Verfassung, die sie in so

energischer Weise beiden gegenüber aufrecht erhalten haben, auch auf dem Gebiete ihres eignen Wirkens zu folgerichtiger Anwendung bringen!

Die Hauptstelle in den Verhandlungen des Herrenhauses nimmt denn wieder jene in der Geschichte der Gesetzgebungen unerhörte Controverse von der Geltung der Verfassungsbestimmungen ein. Das Ministerium, das auch die Verfassung als das Gesetz des Landes anerkennt und nach ihrer klaren Vorschrift die ihr auf das Schärfste widersprechenden Gesetze als aufgehoben ansieht, befindet sich nach dem Wahrspruch des Herrenhauses „mit den Gesetzen in fortgesetztem Widerspruch." Die Frage soll gesetzlich geregelt werden; d. h. die Gesetzgebung soll nicht mit der Verfassung in Einklang gebracht, sondern der Widerspruch zwischen beiden soll verewigt werden. Daß diese Herren an die Möglichkeit einer Gesetzgebung in ihrem Sinne glauben, zeigt, daß sie die Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter, in dem Preußen ausschließlich von den Junkern beherrscht wird, noch nicht aufgegeben haben. Denn daß die Grundsätze der Verfassung und unter ihnen der der Gewissensfreiheit felsenfest stehen, so lange es eine Volksvertretung in Preußen giebt, werden sie doch endlich eingesehen haben. Das Haus der Abgeordneten hat durch wiederholte Abstimmungen kund gethan, daß es den Grundsatz der Rechtsgleichheit ohne Unterschied des Bekenntnisses als das durch die Heiligkeit des Eides bekräftigte Recht des Landes erkennt und ihn durchgeführt wissen will ohne die Clauseln und Vorbehalte, die das Ministerium in das Belieben der Ressort-Chefs zu stellen für gut findet. Das Herrenhaus findet dagegen, daß das Ministerium in der Anerkennung des Verfassungsgrundsatzes viel zu weit geht und will eine Gesetzgebung, die denselben gänzlich außer Wirksamkeit setzt. Welcher Mensch von einiger Urtheilsfähigkeit kann an die Möglichkeit glauben, daß diese Anschauungen und Absichten, die um ein Jahrhundert auseinandergehen, sich jemals in einem Producte der Gesetzgebung begegnen können? Was ist also für ein anderer Zustand möglich, als der gegenwärtige, und was für eine andere Lösung als die Anerkennung des Verfassungsgrundsatzes oder der ewige Widerspruch zwischen seiner Geltung und jenen alten Gesetzen, die er unbestrittenermaaßen hat aufheben wollen und sollen. Die Aussprüche des Obertribunals werden wieder citirt, nach welchen die Vorschriften der Verfassung nicht unmittelbar für den Richter, sondern nur für den Gesetzgeber gelten, der sie in's Leben rufen soll. Und daraus wird der Schluß gezogen, daß der Gesetzgeber sie nicht in's Leben rufen, daß er den vermeintlichen Widerspruch verewigen soll. In Betreff jener Aussprüche des Obertribunals hat aber seit der Session von 1859 ein erheblicher Umschwung stattgefunden. Der Herr Justizminister, der in ihnen damals eine Hauptstütze seiner Ansicht fand,

hat, wie schon bemerkt worden, diese Stütze aufgeben müssen. Er hat eingeräumt, daß das verehrte Tribunal in dieser Ansicht geschwankt hat und daß sich aus seinen Entscheidungen ebenso viel für als gegen die Geltung der Vorschriften der Verfassung entnehmen läßt. Wir würden diesem Eingeständniß eines Irrthums unsere Anerkennung nicht versagen, wenn wir nicht gesehen hätten, daß es Herrn Simons eben gar nicht auf seine Prämissen, sondern nur auf ihre praktischen Consequenzen ankommt, und daß er die ersteren ohne Kummer preisgiebt, wenn er nur die letzteren durch irgend eine Hinterthüre wieder kann hineinschlüpfen lassen. Gegen ein Erkenntniß nun, das den Grundsatz der Geltung der Verfassungsvorschriften und die directe Abschaffung der ihr entgegenstehenden Gesetze durch Art. 109 auf das Allerschärfste betont — ein Erkenntniß, auf das wir bereits im Februarheft v. J. S. 112 in der Note hingewiesen haben, und das der Herr Justizminister jetzt ganz besonders für seine veränderte Ansicht anführte — hat Herr Dr. Götze keinen Anstand genommen, dessen Datum — es ist vom 23. October 1851 — mit dem Bemerken geltend zu machen: Die Rechtserschütterungen, die in den Jahren 1848, 49 und 50 durch das Land gegangen, seien allerdings geeignet gewesen, die Jurisprudenz in Verlegenheit zu bringen und sie habe einige Zeit gebraucht sich zu orientiren; in schöneren Zeiten, meint Herr Dr. Götze, habe das Obertribunal immer anders erkannt. Wir wollen nicht den in der angeführten Note gelieferten Nachweis wiederholen, daß es sich in den vom Obertribunal nach anderen Principien entschiedenen Fällen — höchstens mit Ausnahme des einzigen, auf welchen wir gleich kommen werden, — um Fragen von wesentlich anderer Natur handelte. Wir können uns auch bei den bekannten politischen Anschauungen des Redners nicht darüber wundern, wenn er die Verfassung seines Landes offenbar zu den „Rechtserschütterungen" zählt; auch wissen wir wohl, wie sehr die Jurisprudenz seiner Gesinnungsgenossen durch diese Rechtserschütterung in Verlegenheit gebracht worden ist, und daß sie wohl einige Zeit brauchte, um sich so weit zu orientiren, daß sie das beschworne Recht des Landes zu ignoriren versuchte. Wir haben daher nichts dagegen, daß der Redner als Mitglied des Herrenhauses die politische Ansicht seiner Partei darlegt; allein wir meinen, daß das Obertribunal allen Grund hat, sich diesen Vertheidiger zu verbitten, der seine Rechtsprechung ganz direct in den Kampf der politischen Parteien hineinzieht, indem er die Entwickelung seiner Jurisprudenz ohne Weiteres mit der Reaction identificirt, die ein Jahrzehend hindurch auf dem Lande gelastet hat. Nicht wir sind es, die diese Verurtheilung über die betreffende Jurisprudenz des Obertribunals aussprechen; sie entstammt dem Schooße preußischer Rechtspre-

chung selbst und findet in den Worten des Redners eine nur zu schlagende Rechtfertigung. Die Verurtheilung, auf die wir hindeuten, lautet wörtlich: „So hoch auch der doctrinelle Werth der Rechtsanschauungen des obersten Gerichtshofes anzuschlagen ist, so darf ihnen doch bei einem augenscheinlichen Conflicte mit dem Staatsgrundgesetze kein solches Gewicht beigelegt werden, welches berechtigte, das Anathem zu vergessen, welches die Verfassungsurkunde im Art. 109 über alle mit ihr in Widerspruch stehenden gesetzlichen Bestimmungen ausspricht. Es hat zwar seit Verkündigung der Verfassungsurkunde eine Reactionsperiode stattgefunden, worin die in jener Urkunde ausgesprochenen Normen für bloße „Gesetzesvorsätze" — ohne eigene selbstständige Gesetzeskraft — ausgegeben wurden. Es steht diese ihre Kraft aber außer aller Frage." (Erkenntniß des Civil-Senats des Königlichen Appellationsgerichts zu Münster vom 17. März 1860, abgedruckt in der preußischen Gerichtszeitung Nr. 31 vom 25. Juli.)

Das Erkenntniß, aus dem wir diese Stelle anführen, betrifft den Art. 4 der Verfassung, und wir versetzen die große Frage von der Geltung der Verfassung, die uns beschäftigt, bereitwillig auf dieses Gebiet, da der Gedanke, um den es sich handelt, genau derselbe ist, wie bei Art. 12, die Rechtsvernichtung aber, die wir bekämpfen, hier eine noch schroffere, eine noch tiefer und zerstörender in das Mark des Rechts und der Sitte eingreifende ist, als in unserem Fall. Das höchst beachtenswerthe Erkenntniß bezieht sich auf die Frage der standeswidrigen Ehen, der Geltung oder Nichtgeltung der Bestimmungen in Th. II. Tit. I., §§. 30 u. flg. des allgemeinen Landrechts. In jenen Jahren, als nach Herrn Dr. Götze die Jurisprudenz in Verlegenheit und noch nicht orientirt war, das preußische Volk dagegen ohne alle Verlegenheit des Glaubens lebte, daß die beschworne Verfassung in Preußen rechtliche Geltung habe, — da mag wohl kaum ein ehrlicher Preuße daran gezweifelt haben, daß der Art. 4 der preußischen Verfassung, welcher lautet: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich und Standesvorrechte finden nicht Statt" in Verbindung mit Art. 109, welcher alle mit der Verfassung nicht in Widerspruch stehenden Gesetze fortbestehen läßt, also, wenn er einen Sinn haben soll, die ihr widersprechenden aufhebt, — diejenigen älteren Gesetze, welche ganz allein auf dem Momente der Standesungleichheit beruhen, beseitigt, daß also ein preußischer Richter fortan nicht in den Fall kommen könne, eine Ehe wegen Standesungleichheit für nichtig zu erklären. Die „orientirte" Jurisprudenz des Obertribunals hat aber die Sache anders angesehen und hat aus manchen Gründen, deren täuschender Schein in anderen Stellen des angeführten Erkenntnisses gründlich beseitigt ist,

und auf die wir hier nicht eingehen können, besonders aber aus dem Grunde, daß die Verfassung in diesem Fall das Specialgesetz nicht aufhebe, die fortdauernde Geltung jener landrechtlichen Bestimmungen behauptet. Das Ministerium, dem kein Einfluß auf die Rechtsprechung des Obertribunals zusteht, das aber der unerhörten Schmach eines solchen mit der Verfassung im schreiendsten Widerspruch stehenden Zustandes ein Ende machen wollte, konnte nicht anders, als den Versuch legislativer Abhülfe machen, indem es die Richtigkeit der Aussprüche des höchsten Gerichts des Landes dahingestellt sein ließ. Allein unglücklicher Weise brachte das Ministerium die Sache in Zusammenhang mit seinem Gesetzentwurf zur Einführung der facultativen Civilehe, welchen bekanntlich das Herrenhaus als eine Maaßregel, die zur Erfüllung einer Verheißung der Verfassung erforderlich ist, und ohne welche im gegebenen Fall der in der Verfassung aufgestellte Grundsatz allerdings nicht in's Leben geführt werden kann, — verworfen hat. Es ist daher mit der Sache noch ganz beim Alten; der Widerspruch zwischen Art. 104 der Verfassung und den Bestimmungen des Landrechts besteht — wenn man überhaupt einen solchen Widerspruch für möglich und das direct widersprechende Gesetz nicht ohne Weiteres für durch die Verfassung aufgehoben hält, — in seiner ganzen Schärfe fort; die Entscheidung hängt nach wie vor von dem Grundprincip ab, das die Gerichte der Verfassung gegenüber zur Anwendung bringen. Die tiefe politische und moralische Bedeutung der Frage fällt in die Augen. Es handelt sich hier in der That um Wichtigeres, als um die Anstellung oder Kreistagsfähigkeit eines Juden. Man könnte wahrlich versucht sein, mit dem in dieser Versammlung bisher so mächtig thronenden Junkerthum einiges Mitleid zu empfinden, wenn es seine ganze heiße Lust nach Unterdrückung an dem magern Knochen der letzten Reste von Judenverfolgung stillen muß, den ihm die Reaction in Preußen hingeworfen hat, und an dem es so gierig nagt; man sollte glauben, sein Selbstgefühl, wenn nicht seine Rechtsliebe, müßte bald das karge Mahl verschmähen. In dieser Frage der standesmäßigen Ehen aber ersteht zu Gunsten des Junkerthums der Kastengeist des Mittelalters in seiner ursprünglichsten Gestalt; hier feiert es Triumphe nach dem Gelüste seines Herzens über die Ehre des Bürgers und über die Ehre des Weibes. Wie das Gesetz der Sclavenstaaten Nordamerica's die Ehen zwischen der weißen Race und den Sprößlingen farbigen Blutes verbietet — die einzige Analogie zu solchem schmachvollen Gesetz, die die moderne Welt uns bietet — so wird hier zwischen dem Adel von einer und dem Bauern- und geringeren Bürgerstande von der anderen Seite ein Racen-Unterschied festgestellt und verewigt, der ihre Vermischung hindern soll. „Bei'm rechten Namen ge-

nannt," so heißt es in dem fraglichen Erkenntniß, „war es Kastensinn, in welchem jene Satzung aus der Vergangenheit nur beibehalten ist. Ihm war die Ehe eines Adeligen mit einer Bürgerlichen — zumal der untern Klassen — unehrenhaft, verächtlich, eine Mißheirath. Und über solche Ansicht hat endlich die Zeit entschieden gerichtet und der Art. 4 der Verfassungsurkunde in Verbindung mit Art. 109 hat auch bei uns den §. 30 Allg. L.-R. Th. II. Tit. I. gestrichen." — Auch auf den Ernst und die Lauterkeit der religiösen Gesinnung, mit welcher die Helden der Reaction sich so gern zu brüsten pflegen, wirft diese Frage ein grelles Licht. Bekanntlich lassen es die religiösen Scrupel dieser Herren nicht zu, daß eine durch inneren Zwiespalt moralisch vernichtete Ehe auf dem Wege freier Uebereinkunft auch bürgerlich aufgelöst werde, und die hierauf bezüglichen Bestimmungen des Landrechts haben keine schlimmeren Gegner, als sie. Aber daß die christliche Ehe zum Spielwerk junkerlicher Gelüste könne gemacht, daß die christlich angetraute Ehefrau durch Richterspruch zur Concubine könne herabgewürdigt, ihre Kinder für Bastarde erklärt werden, weil der Ueberdruß eines vornehmen Herrn die Artikel des Landrechts anzurufen für gut findet: das verletzt das zarte christliche Gewissen jener Partei nicht, dagegen finden sie kein Wort der Entrüstung; denn das Standesvorrecht steht natürlich über dem Christenthum, wie es über dem Menschenrecht und über der Verfassung steht. Der warme Hauch moralischen Unwillens über jene schimpfliche Möglichkeit, welcher das Münster'sche Erkenntniß durchweht, thut im Gegensatze zu jener Gesinnung wahrhaft wohl, und gern schöpft man aus dem Umstande, daß die Urtheilsverfasser zur Hälfte adlige Namen führen, die Ueberzeugung, daß die besseren Angehörigen jenes Standes, in denen das Bewußtsein des Adligen nicht das des Menschen und des Bürgers ertödtet hat, es für Ehrensache auch ihres Standes halten, die preußische Ehre von dem Makel jenes vermeintlichen Rechtszustandes, welchen das Obertribunal aufrecht zu halten beflissen ist, zu reinigen. Aber es giebt dazu für den Augenblick kein anderes Mittel, als das treue und redliche Halten an der Verfassung in dem einfachen, unverbrüchlichen Sinn, in dem sie gegeben worden; denn bis zum heutigen Tage ist durch sie allein das Rechtsbewußtsein der Gegenwart gegen den Kastengeist zu siegreicher Geltung gelangt. Wir wissen nicht, ob die zu Münster entschiedene Sache in höherer Instanz an das geheime Obertribunal gekommen ist oder kommen wird. Es würde in solchem Falle dem hohen Gerichte nur die Alternative bleiben, entweder, den siegreichen Gründen des Münster'schen Erkenntnisses gegenüber, der Verfassung noch einmal in's Gesicht zu schlagen oder sich vor dem höchsten Gesetze des Landes zu beugen und es ihm Dank zu wissen, daß es den Richter von der

Schande erlöst hat, nach solchen Gesetzen entscheiden zu müssen. Hoffen wir, daß der letztere Fall eintreten und daß jener entsittlichende, das Rechtsbewußtsein des Landes untergrabende, in der Geschichte der Verfassungsstaaten bisher unerhörte Zustand des bleibenden Widerspruchs zwischen den Vorschriften der Verfassung und den vom Richter angewendeten Gesetzen auch in Preußen demnächst zu den veralteten und unglaublichen Dingen gehören wird.

Neben der Ungültigkeitserklärung der Verfassungsbestimmungen, spielt natürlich in den Verhandlungen des Herrenhauses der Art. 14 der Verfassung — der einzige, der Gnade findet vor den Augen der Herren, und dem man an Macht und Geltung zulegen möchte, was man der ganzen übrigen Verfassung entzieht, — die größte Rolle. Es ist unmöglich, den Ausführungen über den unerhörten mit diesem Artikel getriebenen Mißbrauch, welche die Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten und das mehr citirte Februarheft dieser Zeitschrift enthalten, Neues hinzuzufügen. Nur das ist bemerkenswerth, daß man von der Fälschung des *Sinnes* der Verfassung allmählich bis zur directen Fälschung ihres *Textes* vorgeschritten ist. Den Anfang auf diesem Wege hat man damit gemacht, daß man die Worte „unbeschadet der in Art. 12 gewährleisteten Religionsfreiheit" in Art. 14 durch allseitiges Einverständniß unterschlagen hat. So lange man diese Worte im Auge behält, kann man unmöglich auch nur den Versuch machen, die in Art. 12 so klar und ausdrücklich gewährleistete Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntniß durch Art. 14 zu beschränken, sondern man muß wissen, daß die Anwendung des Art. 14 umgekehrt in dem Grundsatz des Art. 12 ihre feste Begränzung zu finden hat, wie er denn auch nach dem Sinn, den ihm bei seiner Feststellung *alle* seine Vertheidiger gegeben haben, mit Art. 12 in gar keinen Conflict kommen kann und soll. Erst nach Beseitigung jenes Zwischensatzes gebraucht man den Art. 14 ungescheut, um Andersglaubenden die wesentlichsten der in Art. 12 gewährleisteten staatsbürgerlichen Rechte zu entziehen. Doch auch damit ist man noch nicht zufrieden; der Art. 14 muß sich noch wesentlichere Umgestaltungen gefallen lassen. Gleich der erste Redner des hohen Hauses, *Graf v. Hoverden*, führt — unter der Versicherung, daß ihm die Verfassung in ihrer Totalität hochheilig sei — aus Art. 14 wiederholt den Satz an, „daß die christliche Religion den Einrichtungen des Staats zu Grunde gelegt werde," jedes Mal mit einfacher Weglassung des Zwischensatzes: „die mit der Religionsübung in Zusammenhang stehen." Er findet das eben so verzeihlich, wie wenn der Großtürke seine Institutionen auf den Koran baut. Wenn der Herr Graf, statt die preußische Verfassung zu citiren, sich auf den

Standpunkt des reinen Türkenthums stellte, so wäre allerdings die Weglassung gerechtfertigt. Das ist eben der augenscheinliche Unterschied zwischen Türkenthum und europäischer Civilisation, daß jenes einen selbstständigen Bereich des Bürgerlebens nicht kennt, und seinen ganzen Inhalt auf den Koran stellt, während diese — auch unter vollständiger Anerkennung des Art. 14 — das Christenthum nach dem Sinn seines Stifters auf das Gebiet der Andacht beschränkt. Wir bezweifeln keinen Augenblick, daß der Herr Graf vom türkischen Gesichtspunkt — wenigstens vom alttürkischen: denn die Reformtürken verabscheut er gewiß nicht minder, als die Reformjuden — Recht hat; und daß, wenn es ihm und Seinesgleichen gelänge, die Geschicke Preußens nach türkischen Grundsätzen zu lenken, sie es bald auch in die beneidenswerthe Lage der Türken bringen würden. „Die Verfassung," sagt der Herr Graf an einer anderen Stelle, „legt nun einmal die christliche Religion — ob mit oder ohne Zustimmung der Herren Minister — den staatlichen Einrichtungen zum Grunde, und wer die Verfassung, wie hier geschieht, gewaltsam deutelt, wer über den Geist hinweg auf den todten Buchstaben sieht und sich an ihn festklammert, der handelt, wie im Kaufmann von Venedig der Jude Shylock, der auf seinem Schuldschein bestand." Die Logik des Herrn Grafen sucht in der That ihres Gleichen. Also den schlichten Sinn des einen Artikels durch eine zwiefache Weglassung verfälschen und dann mit diesem verfälschten Sinn gegen die sonnenklare Bestimmung des anderen operiren und auf diesem Wege einer Klasse preußischer Bürger tief in das Fleisch der ihnen durch die Verfassung verbürgten Rechte schneiden, ihnen das edelste Gut des Lebens rauben, für das ein Ehrenmann das Leben selbst einzusetzen nicht verschmähen wird, das ist schön und ritterlich gehandelt! Aber an dem klaren, beschwornen königlichen Worte halten, den Art. 12 der Verfassung ausführen wollen, wie er gemeint ist und wie er von keinem redlichen Manne anders verstanden werden kann, nämlich so, daß er die wirkliche staatsbürgerliche Rechtsgleichheit der Confessionen verbürgt — das ist die Handlung des Shylock! Sieht etwa der Herr Graf das Verwerfliche des Shylock'schen Beginnens allein darin, daß der Schein, der seine Blutgier stillen soll, ein ächter ist, und würde er mit ihm sympathisiren, wenn er den Schein gefälscht hätte, wie der Herr Graf den Art. 14 der Verfassung fälscht?

Der Herr Graf Arnim meint nun die Stellung der Herrenhauses zur Verfassung durch Hinweisung auf englische Verhältnisse vertheidigen zu können. „Ich habe nie gehört," sagt er, „daß das englische Volk darüber verwundert gewesen ist, wenn Gesetze zwanzig bis dreißig Jahre gebraucht haben, um zur Geltung zu gelangen. Man hat jedem Factor

sein Recht zugestanden, jede Meinung hochgeachtet und würde es tief gemißbilligt haben, wenn irgendwie in den Gang der Gesetzgebung eingegriffen wäre, und wenn nicht jedes Haus seine Ansicht unabhängig, wozu es berufen, zur Geltung gebracht hätte." Wir können hier die bedeutungsvolle Frage von der Unähnlichkeit des preußischen Herrenhauses mit dem englischen Oberhause nicht erschöpfen. Wir wollen nicht fragen, ob denn die preußischen Herren dem Volke, dem sie angehören, seine Freiheit haben erkämpfen helfen, ob sie ihm irgend einen großen Grundsatz des Rechts und der Mannesehre errungen haben, ob sie mit seinen Fortschritten sich entwickelt haben, mit seinem Wachsthum gewachsen sind, so daß es in ihnen auch bei verschiedener Meinung ein Stück seiner eigenen Geschichte, eine Kampfgenossenschaft von Jahrhunderten zu ehren Grund hätte, oder ob diese Institution blos darum ganz willkürlich in den Organismus der Verfassung eingeschoben worden, um jede Lebensäußerung derselben zu ersticken, um ihr Gedeihen unmöglich zu machen? Wir wollen blos die Stellung in's Auge fassen, die das Herrenhaus zu der vorliegenden Frage und zu jeder anderen einnimmt, bei der es sich um ehrliche Ausführung der Verfassung handelt, und wollen diese Stellung mit derjenigen vergleichen, die das englische Oberhaus zu ähnlichen Fragen der Gesetzgebung eingenommen hat. Allerdings hat das letztere den alten Einrichtungen des Landes in manchen Punkten so lange eine Stütze geliehen, bis die siegreiche öffentliche Meinung den Widerstand überwältigte. Wir verkennen den Werth eines solchen Widerstandes schon darum nicht, weil er die Volksmeinung zur Sammlung und zur Klarheit drängt, weil er sie sondert von dem Erzeugniß flüchtiger Leidenschaft, weil er den Werth ihres Sieges erhöht, indem er den Preis an ausdauerndere Anstrengung, an einmüthigeres, bewußteres Streben knüpft. Aber niemals hat das englische Oberhaus versucht, den einmal errungenen Sieg eines Grundsatzes des Rechts und der Freiheit durch trügerische Deutungen zu vereiteln; niemals hat es die Gesetze seines Landes mißachtet und zu untergraben gesucht; es hat stets, und nicht selten mit Hartnäckigkeit und Vorurtheil, der Erhaltung, aber es hat niemals der Reaction gedient. Es hat nie gerüttelt an den großen Errungenschaften des Volkes, mochte es für sie mitgekämpft, mochte es durch zeitweilige Hemmung ihre Bedeutung erhöht haben. Selbst sich als ein lebendiges Glied fühlend in dem Leben des Landes, nicht als eine Schmarotzerpflanze, bestimmt ihm die Säfte eines freien Verfassungslebens auszusaugen, hat es treu zu jenen Errungenschaften mit dem Volke gehalten. Was nun insbesondere die Frage der religiösen Freiheit und die Stellung des Oberhauses zu derselben anlangt, so darf nicht übersehen werden, daß dieser Frage in England nicht wie in Preußen eine grundsätzliche Ent-

scheidung zu Theil geworden ist. Die Verwirklichung des großen Grundsatzes, in gleichem Maaße erschwert durch die ganze geschichtliche Entwickelung Englands, wie sie durch die Preußens erleichtert ist, hat dort in einzelnen, allmählich unter Mühen und Kampf errungenen Fortschritten stattgefunden; die letzte Stufe hat sie durch die Zulassung der Juden in die Volksvertretung erstiegen; sie hat aber nie im Gesetz den allgemeinen, gebietenden Ausdruck erhalten. In ihren einzelnen Stadien, insbesondere in der Frage der Modification des christlichen Eides, um die Zulassung der Juden in das Haus der Gemeinen zu ermöglichen, ist sie allerdings auf den hartnäckigen Widerstand des den alten Privilegien der Kirche zugethanen Oberhauses gestoßen, und es hat eines beinahe dreißigjährigen, ausdauernden Kampfes bedurft, bis die gemäßigteren unter den Gegnern selbst sich überzeugten, daß der immer mächtiger andrängenden öffentlichen Meinung kein längerer Widerstand entgegengesetzt werden dürfe, und, an der Spitze der Regierung stehend, nach Art des Ganges der politischen Dinge in England, auch die Heißsporne der Partei zur Nachgiebigkeit nöthigten. Allein dieser Widerstand hatte, wenn auch nicht mehr den Geist des Volks und des Jahrhunderts, doch das noch geltende, positive Recht des Landes für sich; es war die alte, klare Satzung der Unduldsamkeit, die in starrem Beharren dem neuen Geiste der Duldung den Zugang verwehrte. Aber hätten jene stolzen Lords einer Verfassung den Eid geleistet, in welcher die Unabhängigkeit der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntniß verbürgt worden, hätte dort die Gewissensfreiheit gleich der persönlichen Freiheit ihre durch die Religion selbst besiegelte habeas corpus-Acte gehabt: keinem von ihnen wäre es in den Sinn gekommen, gegen das klare und deutliche Wort des Gesetzes einen Krieg kläglicher Trugschlüsse zu führen, um das verbriefte Recht ihrer Mitbürger zu vereiteln. Sie wären nicht auf den traurigen Irrweg gerathen, unter dem Vorwand der Erhaltung der Gesetze und Verfassung ihres Landes eine Vorschrift der letzteren vernichten zu wollen. Und nachdem die Frage der Gewissensfreiheit dort, freilich nicht in abstracter Fassung, wohl aber durch ihre Verwirklichung in dem höchsten Bereich des politischen Lebens, im Gebiete der Volksvertretung, den letzten Sieg erfochten hat, — denselben Sieg, den man ihr ja seit lange in Preußen nicht mehr streitig zu machen wagt, — hält es da Jemand noch für möglich, daß das Haus der Lords die eigene Würde und die der Volksvertretung so weit aus den Augen verliere, um einen jämmerlichen Kampf für die Aufrechthaltung des Princips der Unduldsamkeit in irgend einer untergeordneten, im Untergange begriffenen Winkelinstitution des Landes zu führen, nachdem der Gedanke der Duldung in den

glorreichen Mittelpunkt der Größe und der Freiheit des Landes siegreich eingedrungen ist? Darum wolle man nicht das kümmerliche und ohnmächtige Gebahren einer dem Geiste und den Sympathien wie den Institutionen ihres Landes entfremdeten Partei mit der Wirksamkeit einer Versammlung vergleichen, die, wenn auch oft in conservativem Geiste die Raschheit des Fortschritts hemmend, doch den lebendigen Zusammenhang mit der Geschichte und der Verfassung ihres Landes niemals verläugnet hat.

Aber freilich berufen sich auch unsere Herren auf die Geschichte. Herr v. Kleist-Retzow will nach der „großartigen Ansicht des früheren Ministeriums unsere Verfassung im Zusammenhange mit unserer ganzen Geschichte auffassen," und will auf diesem Wege mit demselben Ministerium dem Art. 12 jede Bedeutung entziehen. Niemand kann läugnen, daß die ältere Geschichte Preußens ihre Momente der Intoleranz hat, durch welche sie eben der älteren Geschichte aller europäischen Staaten, der katholischen so gut wie der protestantischen, verwandt und ähnlich ist. Aber das stellen wir entschieden in Abrede, daß der specifische, lebendige Geist der preußischen Geschichte, daß das Princip preußischer Macht, das Wesen der europäischen Bedeutung Preußens auch nur das Allermindeste mit dem von dem vorigen Ministerum unter den Auspicien der Partei des Herrn v. Kleist-Retzow geübten Gewissensdruck gemein hat. Es thut wahrlich nicht Noth, bei diesen Herren erst auf ihre tiefen Sympathien für die wider die Juden gerichteten Ausnahmsgesetze hinzuweisen, um ihren Haß gegen diejenigen Grundsätze zu erproben, welche Preußen aus der Schmach des Jahres 1806 emporgehoben und den Riesenkampf gegen die fremde Unterdrückung vorbereitet haben. Nicht obgleich, sondern weil die bürgerliche Gleichstellung der Juden eines der Erzeugnisse jener größten Periode der preußischen Geschichte ist, ist sie jenen Herren ein Gegenstand tödtlichen Hasses. Daß das Edict vom 11. März in seiner einfachen, schlichten Fassung eine solche Gleichstellung beabsichtigte, daß es alle die Fragen, die eine kleine, freiheitsfeindliche Partei noch jetzt nach dem Verlauf von fast zwei Menschenaltern zum Gegenstande des Streites macht, im Sinne der Rechtsgleichheit lösen wollte, und daß seine Urheber auch der einen, vorbehaltenen Frage des Staatsdienstes eine gleiche Lösung damals zugedacht haben, das kann Niemand, der das Edict unbefangen liest, bezweifeln. Auch daß die Reaction gegen die Vorschriften und den Geist des Edicts eben nur ein Theil der Reaction gegen die Grundsätze und die Verheißungen jener Erhebungsperiode war, verkennt Keiner, der der Entwickelung der preußischen Dinge gefolgt ist. Allein daß eben dieser Partei der größte Moment preußischer Geschichte nicht für preußi-

sche Geschichte gilt, daß sie seine Schöpfungen bis auf die letzte Spur vertilgen würde, wenn sie jemals die Macht dazu erlangte, das ist es, was eine unausfüllbare Kluft zwischen dieser Partei und der preußischen Geschichte, sammt ihrem lebendigen Organ, dem preußischen Volke, bildet; das ist es, was die Männer dieser Partei ihrem innersten Wesen nach dem preußischen Volk, seiner Gegenwart und Zukunft entfremdet. Dringt irgend ein Gegensatz in das Mark des nationalen Bewußtseins ein, so ist es der, in welchem sich dieser Kastengeist zu dem Volksgeiste befindet. Und doch ist es gerade diese Partei, welche, wie verschiedene Stellen der Verhandlungen zeigen, allein unter allen sich nicht scheut, den Juden das verschollene Argument ihrer Fremdheit entgegen zu halten. Es lohnt nicht der Mühe, diesen Herren begreiflich machen zu wollen, daß das Staatsrecht der Civilisation von der rechtlichen Staatsangehörigkeit Keinen ausschließt, der, im Staate geboren, in ihm allein eine Heimath zu finden berechtigt, auch ohne eigene Zustimmung seinen Gesetzen unterworfen, die von ihm auferlegten Pflichten, namentlich die der Vaterlandsvertheidigung zu erfüllen verbunden ist. Wenn wir aber willig einräumen, daß es neben dieser rechtlichen Staatsangehörigkeit, die das Gesetz Keinem weigern darf, noch einen tieferen und volleren Einklang mit dem Geiste und der Bildung der Nation giebt, für den das Gesetz keinen Maaßstab hat, über den aber das Volk ein Urtheil abgiebt in dem Vertrauen, welches zur Einwirkung auf die Gesetzgebung und die Politik des Staates beruft in der Eigenschaft des Vertreters: so wüßten wir kein Vorurtheil, das in jenen Einklang einen grelleren Mißton schallen läßt, das sich dem Gemeingefühle der Nation trennender und feindlicher gegenüberstellt, als die Kastenvorurtheile der Partei, die wir bekämpfen. Ein Jude, der, beharrend bei der Form der religiösen Empfindung, in welcher das Göttliche zuerst in seinem jugendlichen Herzen Leben gewonnen hat, das ehrliche Streben hat, aller Befangenheit Herr zu werden, die den Menschen vom Menschen, den Bürger vom Bürger trennt, — ein preußischer Jude, den der Gedanke durchdringt und erhebt, daß es eben die große geschichtliche Entwickelung, daß es der glorreichste Aufschwung seines Landes ist, der auch dem bedrücktesten Theile seiner Bevölkerung das Recht des Menschen und die Ehre des Bürgers verliehen hat — ein solcher Jude ist tausend Mal inniger verwachsen mit der ruhmreichen Geschichte Preußens, mit der Gegenwart und der Zukunft, ja selbst mit den edelsten Momenten der Vergangenheit seines Volks, als eine Schaar von Junkern, die es immer noch nicht vergessen können, daß die jenem großartigen Aufschwung entsprossene Gesetzgebung sie um veraltete Privilegien gebracht hat, die den Kampf wider die volksthümliche Entwickelung und den natur-

gemäßen Fortschritt ihres Landes, wider die Kraft und Geltung seiner Verfassung, der Grundlage seiner Rechte, zur Lebensaufgabe gemacht haben. Gleich wie alle anderen ächten und reifen Resultate der Bewegung des Jahres 1848, gleich wie das Verfassungsleben selbst mit seinen Keimen einer edlen, maaßvollen Freiheit, hat auch der Gedanke der Gewissensfreiheit zwar seine klare und unerschütterliche Formulirung in dem Grundgesetz des Landes gefunden, aber ihre tiefere Wurzel, ihre geschichtliche Quelle hat auch sie in jener Politik der Erhebungsjahre, und der unauslöschliche Haß, der auch ihr entgegentritt und der das Jahr 1848 so gern zum Vorwand nimmt, ist hier wie immer in Wahrheit gegen jene große freiheitliche Entwickelung gerichtet, die Preußens Macht und Größe gegründet hat. Daß diese Entwickelung unterbrochen worden in allen Punkten wie in diesem einen, in den größten Fragen, wie in dieser dem politischen, wenn auch nicht dem sittlichen Gewicht nach kleinsten, daß das freie Wachsthum der damals gelegten Keime erstickt worden, daß Preußen nicht durch den friedlichsten Fortschritt auf dem betretenen Wege zum Musterstaate und damit zum geistigen und politischen Mittelpunkte Deutschlands geworden, daß erst eine tiefe Erschütterung die Anknüpfung der gewaltsam zerrissenen Fäden zu bewirken vermochte, das Alles ist das Werk eben derjenigen Partei, der wir hier wie immer in feindseligem Widerstande gegen die Freiheiten des Landes begegnen. Fürwahr, wenn irgend eine Versündigung den rechtlosesten Act frevelnder Willkür, die Entziehung des angebornen Menschenrechts an den Heimathsboden beschönigen könnte, so wäre es solche beständige Verschwörung gegen das Recht, die Freiheit und die Größe des eigenen Landes. An einem Beispiel solcher Gewalt läßt es uns ja die Geschichte menschlichen Wahnsinns nicht fehlen. Bekanntlich hat die französische Revolution durch einen berüchtigten nach dem 18. Fructidor erlassenen Act den gesammten französischen Adel für entnationalisirt erklärt, und die Wiederaufnahme des einzelnen Adligen in den Schooß des französischen Volks an alle Formen der Naturalisation geknüpft. Wir kennen keine That der Revolution, welcher der Stempel frecher, gegen die Natur der Dinge selbst gerichteter Gewalt stärker aufgedrückt wäre, als dieser. Und doch kann ein unparteiisches Urtheil diesen Act nicht widerrechtlicher und nicht gewaltsamer finden, als jene Procedur, die mit frevelnder Leichtfertigkeit über eine andere Klasse von Staatsangehörigen den bürgerlichen Tod der Fremdheit verhängt. Was der einen Klasse gegenüber selbst die feindseligste Abneigung gegen die Institutionen ihres Landes, so lange sie sich nicht in verbrecherischen Thaten des Einzelnen kund giebt, zu beschönigen nicht vermag, das kann auch einer anderen gegenüber der abweichende Glaube oder das ohnmächtige Vorur-

theil unmöglich entschuldigen. Wenn ein der Reaction entsprossenes Judengesetz für das Großherzogthum Posen einer Unterscheidung, deren Merkmal im Wesentlichen das größere oder geringere Vermögen, ganz nebensächlich allenfalls der Bildungsgrad war, den Ausdruck der „naturalisirten" und „nicht naturalisirten" geliehen hat, so daß es dem Worte nach die Armen oder Ungebildeten für heimathslos erklärte, so finden wir auch in diesem Verfahren nur ein Seitenstück zu jenem revolutionären Act und einen Beleg, daß schrankenlose Willkür leicht auf dieselbe Art der Verirrungen geräth, möge sie in der Hand zügelloser Massen oder organisirter Behörden sein. Die Verfassung hat auch diesem Unwesen ein Ende gemacht, und der innere Widerspruch eines unnaturalisirten Staatsangehörigen existirt in keiner preußischen Provinz mehr. — Was aber Hrn. v. Kleist-Retzow und seine Gesinnungsgenossen anlangt, so stellen wir es getrost dem Urtheil und dem Gefühle des preußischen Volks anheim, ob es die in höherem Grade zu den Seinen zählt, die auf dem Boden seiner Verfassung um gleiches Recht gegen Unterdrückung und Zurücksetzung kämpfen, oder die, die gegen die Vorschriften und gegen den Geist der Verfassung für Erhaltung und Eroberung von Privilegien und Kastenunterschieden streiten.

Freilich rufen auch diese Herren in hochtönenden Worten Religion und Moral und alles Edle und Hohe für ihr System der eigenen Bevorzugung und der Unterdrückung Anderer an. Herr v. Kleist-Retzow äußert die Besorgniß, daß, wenn der „Rechtsstaat" zur Geltung komme, „der nicht hergeleitet werde aus dem ewigen Quell alles Rechts, aus dem Willen und der Offenbarung unseres Gottes," Alles in Egoismus aufgehen werde. Ja, wenn diese Herren nur den Zusammenhang zwischen der specifischen, christlichen Offenbarung und demjenigen Staate des Unrechts, den es ihnen beliebt dem Rechtsstaate entgegen zu setzen, einigermaaßen zu begründen versuchen wollten! Sie werden schwerlich Anspruch darauf machen, gläubigere Christen zu sein, als es jene britischen Puritaner waren, welche die Lehren republicanischer Gleichheit, den glühenden Haß wider Adel und Königthum, ja selbst die Rechtfertigung des Königsmords aus der christlichen Offenbarung abzuleiten und gar trefflich mit Bibelstellen des alten und neuen Testaments zu belegen wußten. Die Begründung der Reaction und des Feudalismus aus der Lehre, deren Reich nicht von dieser Welt ist, hat auch nicht ein Fünkchen Wahrheit mehr in sich, als die entgegengesetzte, und wir haben es hier lediglich mit Phrasen zu thun, denen die geringe Dosis von Sinn und Inhalt abgeht, die zu einer Widerlegung erforderlich ist. Dem schlichten Sinne wird immer die Frömmigkeit jener Herren verdächtig erscheinen, die sich zu der

Partei des offenbarten Gottes unter dem stillschweigenden Vorbehalte bekennen, daß auch der offenbarte Gott sich zu ihrer Partei bekenne, und deren Glauben in ein arges Gedränge käme, wenn ihre Religion überführt würde, die Keime freisinniger Anschauungen zu enthalten. Erheiternd ist die Sorge des Redners vor dem Ueberhandnehmen des Egoismus. Ein System, dessen Wesen darin besteht, daß es das vaterländische Gemeingefühl, die veredelndste aller menschlichen Empfindungen, in Kasten-Egoismen zersetzt, das in unserer Zeit, zumal in Preußen, keine andere Bedeutung mehr hat, als den selbstsüchtigen Kampf für Standesbevorzugungen gegen das allgemeine Recht und das allgemeine Wohl, gegen die freie und gesunde Entwickelung der nationalen Kräfte, — ein solches System will uns vor der Macht des Egoismus bewahren! Die verkörperte Engherzigkeit, die, wo ihr die Macht dazu gegeben war, eher den Staat und die Gesellschaft an den Rand eines Abgrundes gebracht hat, als sie dem Gesammtwohl das Opfer eines Vortheils widmete, will dem Reiche der Selbstsucht wehren! Lastet die Schmach des Egoismus etwa auf jener überwiegenden Mehrheit der Volksvertretung, die, in unerschütterlicher Treue gegen einen großen Grundsatz der Gerechtigkeit und gegen die beschworne Verfassung, das volle Recht des preußischen Bürgers, auf das sie stolz ist, auch mit einer ohnmächtigen Minderzahl ihrer Mitbürger zu theilen sich beeifert und in dem edlen Kampfe für das Recht Derer, die man von Neuem unterdrücken will, selbst vor dem politisch bedenklichen Widerspruch mit den aus ihren Reihen hervorgegangenen Räthen der Krone nicht zurückscheut? Oder lastet jene Schmach auf einer Partei, die sich ängstlich klammert an jede Sonderung und an jedes Unrecht der Vorzeit, an jede Scheidewand, die Spaltung erzeugt und erhält zwischen Bürgern und Bürgern, weil Sonderrecht und Zerrissenheit die Lebenselemente sind, in denen ihre Privilegien allein gedeihen können? –

Aber die Religion, in deren Interesse angeblich jenes System der Bevorrechtung und der Unterdrückung aufrecht erhalten wird — wird sie denn auf diesem Wege wirklich gefördert? Wenn das Vertrauen auf die Unverbrüchlichkeit des Rechts untergraben, wenn der durch die Verfassung geheiligte Grundsatz der Rechtsgleichheit vernichtet wird, kann dann wenigstens behauptet werden, daß dem religiösen Leben aus [illegible] Gelingen solchen Strebens ein Gewinn erwächst? Nein, ta [illegible] wenn Ihr die Religion als Sache des [illegible] und der [illegible] haftigkeit, als die innigste Beziehung zwi[illegible] Seele und [illegible] betrachtet. Nur wenn Ihr sie in das [illegible] der der Fictionen versetzt, wenn Ihr ihr den [illegible] beilegt, welches die Ueberzeugung anlegt als

äußerer Herrschaft, wie es der Leib des Dienenden thut, wenn Ihr sie also der Heiligkeit und Lauterkeit entkleidet, die ihr Wesen ausmacht, und sie in den Schmutz des Weltlichen herabzieht, könnt Ihr Euch einer Gewalt freuen, die kein Zeugniß für die Macht des Glaubens, sondern nur hie und da ein Zeugniß menschlicher Schwäche zu erzwingen vermag, das fürwahr weder der Moral noch der Religion, sondern nur jener gefürchteten Herrschaft des Egoismus förderlich ist. Freilich werden die klügeren Mitglieder der Partei, die wir bekämpfen, sich hüten, diese Saite anzuschlagen. Allein die Partei hat auch minder vorsichtige Anhänger, die sich keinen Zwang anthun und das öffentliche Geheimniß ausplaudern. So lesen wir in der bereits angeführten, vielfach interessanten Rede des Herrn Grafen Hoverden die Worte: „die getauften Juden müßten es schwer beklagen, daß sie mit der Conversion nicht bis zu den Zeiten des Grafen Schwerin gewartet." Das ist klar und deutlich gesprochen. Also wenn mit dem herrschenden Glauben kein äußerer Vortheil mehr verbunden ist, dann wird man nicht mehr zu ihm übertreten, und das System eines Ministers wird zum Werthmesser der Religion? Also jener unwürdige Handel mit dem Bekenntniß leuchtet auch diesen Herren in seiner ganzen widrigen Nacktheit ein, und doch entblöden sie sich nicht, das Ziel, das sie verfolgen, unter den Schutz der Heiligkeit des offenbarten Glaubens zu stellen? Was bedarf es denn noch mehr, um klar zu machen, daß der Kampf der Glaubensfreiheit wider den Glaubenszwang nicht ein Kampf des Unglaubens wider den Glauben, sondern ein Kampf des Gewissens und der Wahrhaftigkeit wider Unlauterkeit und Unwahrheit ist? Alle, denen es wahrhaft um religiöses Leben, welche Richtung dasselbe nehme, zu thun ist, stehen auf der einen, und nur die, welche den Glauben zu fremden Zwecken ausbeuten wollen, stehen auf der anderen Seite. Die volle Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntniß entzieht der Menschenseele keine Empfindung der Andacht, keinen dem Himmel zugewendeten Gedanken, der Sterbestunde des Frommen keinen Trost, der Gemeinde der Gläubigen keinen Bekenner, dem Reiche Gottes keine Seele; sie entzieht nur die Mittel unheiliger und unsittlicher Gewalt Denen, die auf sie eine weltliche Herrschaft gründen wollen. Es bedarf nur eines unbefangenen Blickes auf die Geschichte, um sich zu überzeugen, daß der Druck der äußeren Herrschaft die Macht des Glaubens in den Gemüthern festzuhalten nicht vermocht hat, daß vielmehr, seitdem durch die Reformation und die von ihr angeregte Bewegung der Geister der Gedanke der Gewissensfreiheit im Leben der Völker erwacht ist, beide — Religion und Zwangsherrschaft — in umgekehrtem Verhältniß geschwunden und gewachsen sind. Es geschah zur Zeit der höchsten äußeren Macht der

katholischen Kirche in Frankreich, als jede andere Glaubensform unter dem schwersten Drucke litt, und alle Gewalt des Staates der ausschließlichen Geltung des katholischen Dogma zu Gebote stand, daß sich eine Philosophie und Literatur entwickelte, welche im Bewußtsein der Mehrzahl der Gebildeten des Landes und weit über dessen Grenzen hinaus den Glauben untergrub und eine aller Religion feindliche Anschauung verbreitete. Erst nachdem die Revolution jene weltliche Herrschaft des Glaubens gebrochen, jeden Religionszwang vernichtet, durch die rechtliche Gleichstellung aller Confessionen jedes an ein Bekenntniß geknüpfte Vorrecht beseitigt hatte, ist in den Gemüthern eine erneuerte religiöse Bewegung eingetreten, und das Bewußtsein auch der Gebildeteren hat sich in weit höherem Maaße dem Glauben wieder zugewendet. In gleicher Weise war in England im Lauf des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der schroffsten und ausschließlichsten Herrschaft der anglicanischen Kirche eine von Unglauben erfüllte Literatur vorherrschend, die gerade in demselben Maaße durch eine ernstere, sittlich religiösem Geiste getragene verdrängt worden ist, wie im politischen Gebiete die Herrschaft des Glaubens durch eine immer duldsamer werdende Gesetzgebung beschränkt wurde. Keiner, der das englische Leben kennt, wird behaupten wollen, daß die mächtige Bewegung für Gewissensfreiheit, ihren Grund in einer ungläubigen Gesinnung hat; er wird zugeben müssen, daß sie sich mit einer tief religiösen Richtung des Volkslebens verbindet, welche in sittlicher Erkenntniß weit genug fortgeschritten ist, um das unwürdige Bündniß der Gewalt und des Eigennutzes zu verschmähen. Und wo fänden wir einen stärkeren Beleg dafür, daß es nicht der Geist des Unglaubens ist, der die Rechtsgleichheit der Religionen fördert, als gerade in der geschichtlichen Wendung, welche die uns vorliegende Frage in Preußen genommen hat? Jener ruhmgekrönte König, der Schöpfer preußischer Größe, der dem Christenthum gegenüber die Anschauungen der französischen Philosophie seiner Zeit theilte, hat in ihnen keinen Anlaß gefunden, um den harten Druck, der auf seinen Unterthanen jüdischen Glaubens lastete, zu mildern. Daß er diesen Druck, den die Sitte des Jahrhunderts zuließ, gern ausbeutete, um die neugeschaffene Industrie seines Landes zu fördern, ist freilich bekannt; daß er ihn aber dem alten Glauben seiner Völker förderlich erachtet hätte, davon weiß die Geschichte nichts. Ist das bekannte Wort in Wahrheit begründet, mit dem er die Aufnahme des größten unter den Juden seiner Zeit in die Akademie abgelehnt haben soll, so deutet die Zusammenstellung der „Pfaffen und Juden" scharf darauf hin, daß auch er zu denen gehörte, die in den Juden nicht sowohl die Abweichung vom Glauben, als das Princip des Glaubens selbst verfolgen. So hat sich also die verkörperte und auf den Thron gehobene

Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts zur Sache der Gewissensfreiheit verhalten. Anders jener religiös patriotische Aufschwung, der unter einem der frömmsten seiner Könige Preußen aus dem Abgrunde erhoben hat. Weil man von der gläubigen Gesinnung damals nicht blos Phrasen, sondern Hingebung und Opferwilligkeit verlangte, und weil nur die wahre, tiefe Ueberzeugung Opfer bringt, darum wendete man sich an die religiöse Wahrhaftigkeit des Gemüthes und proclamirte zugleich mit der Rückkehr zu tieferer Werthschätzung des religiösen Lebens den Grundsatz der Gewissensfreiheit. Weil man das Höchste von der Treue erwartete, mußte man aufhören, einen Preis auf die Untreue zu setzen. Das ist der Sinn, in dem das Edict vom 11. März 1812 erlassen ward; das ist der Sinn des zwölften Artikels der preußischen Verfassung, das die Geschichte der Gewissensfreiheit in Preußen: darum glauben wir an ihre Zukunft.

Ch. K. J. Bunsen.

Sehr oft und schon vor zehn Jahren hatte Bunsen den lebhaften Wunsch ausgesprochen, seinem Freunde Niebuhr nachzuahmen und sich nach Bonn zurückzuziehn, um dort das Ende einer vielfach bewegten Pilgerschaft zu erwarten. Gerade Bonn, die neu begründete geistige Burg, die mit den Festungen des Westens die Aufgabe theilt, deutsches Leben und deutsche Gesittung zu schützen, übte eine merkwürdige Anziehungskraft; das Rheinland, die alte Hochstraße europäischen Verkehrs, bot dem Wandrer Weides, den unbehinderten Genuß geistiger Freiheit und die letzte Rast in heimischer Erde. Der Wunsch ward erfüllt, denn vor wenigen Monden erstand sich Bunsen ein Haus, das erste liegende Besitzthum, das er sein eigen nennen konnte, — aber nur um sich dort zu legen und zu sterben. Die Gruft aber hat sich über ihm geschlossen auf jenem Friedhofe, der mehr und früher als andere den zwiespältigen Glauben unsres Volks im Tode versöhnt hat, der längst schon Niebuhr's Staub geborgen und Bunsen zwischen Arndt und Dahlmann bettet. Da schlummern diese Männer, die, so verschieden auch ihre Ursprünge, ihre Gedanken und Thaten, doch darin übereinstimmen, daß das Leben sie sämmtlich aus der Fremde nach Preußen geführt, daß sie unter dem Schutze und im Dienste dieses Staats je nach Maaß und Gaben doch vor Allem zum Besten ihrer Ge-

sammtheimath gewirkt, und daß sie in der Förderung der geistigen und materiellen Kraft, der sie die ihrige gewidmet, das Heil Deutschlands erblickten.

Wenn wir uns Bunsen's Erscheinung zu vergegenwärtigen, sein Leben und Wirken kurz zu überblicken versuchen, so machen wir keinen Anspruch darauf, die bunte Vielseitigkeit desselben erschöpfen zu wollen. Dazu bedarf es noch des Erscheinens biographischer Materialien und sichtender Vorarbeiten in verschiedenen Richtungen. Uns ist darum zu thun, den Mann vornehmlich in seinen Beziehungen zu den großen Strömungen der Zeit zu fassen.

Christian Karl Josias Bunsen wurde am 25. August 1791 zu Corbach im Fürstenthum Waldeck geboren und theilte demnach das engere Vaterland mit Männern, die nicht geringeren Ruhm als er erworben, den großen Künstlern Rauch und Kaulbach, und Baron Stieglitz, der so lange das größte Bankhaus in St. Petersburg geleitet. Die Ursprünge waren bescheiden, aber ehrsam. Der Umstand, daß der Vater in Militärdiensten der holländischen Colonialregierung gestanden, mag dem Sinne des Knaben frühzeitig eine geographisch weite Richtung, den Anstoß zu einem Raum und Zeit bewältigenden Schwung gegeben haben. In kräftiger, protestantischer Luft herangewachsen, bezog er, siebenzehn Jahre alt, die Universität Marburg, um Theologie und Philologie zu studiren. Es waren die Tage des Königreichs Westphalen, wo, gegenüber der Ekelherrschaft eines Jerome Bonaparte und einzelnen unpatriotischen Beispielen namhafter Männer, das hessische westphälische Volk als Ganzes nur ein glänzendes Zeugniß abgelegt hat dafür, daß fremde so wenig wie einheimische Tyrannei die kernige Kraft zu vernichten vermögen, an der schon vor Alters Roms Beginnen zurückgeprallt. Wie die große Masse seiner Landsleute, ist auch Bunsen von allen verderblichen Einflüssen jenes vitellianischen Regiments verschont geblieben; er fand vielmehr, als er schon 1809 nach Göttingen übersiedelte, um dort unter Heyne's trefflicher Leitung sich den Griechen und Römern auf das Wärmste hinzugeben, einen Kreis junger strebsamer Geister, die in der Erhaltung und Förderung deutscher Wissenschaft die sicherste Gewähr für eine baldige Erlösung von den fremden Gewalthabern erblickten. Dort wurde mit Lücke, dem Theologen, mit Brandis, dem Philosophen, mit Karl Lachmann Freundschaft für's Leben geschlossen. Wir hören nicht, daß Bunsen, als die Tage der Befreiung kamen, gleich Anderen als Freiwilliger in's Feld gezogen; ihn nöthigten allerdings die letzten krampfhaften Versuche Jerome's um die westphälische Krone, eine Lehrerstelle am Göttinger Gymnasium, der er seit anderthalb Jahren seinen Unterhalt verdankte, aufzugeben und,

scheidung zu Theil geworden ist. Die Verwirklichung des großen Grundsatzes, in gleichem Maaße erschwert durch die ganze geschichtliche Entwickelung Englands, wie sie durch die Preußens erleichtert ist, hat dort in einzelnen, allmählich unter Mühen und Kampf errungenen Fortschritten stattgefunden; die letzte Stufe hat sie durch die Zulassung der Juden in die Volksvertretung erstiegen; sie hat aber nie im Gesetz den allgemeinen, gebietenden Ausdruck erhalten. In ihren einzelnen Stadien, insbesondere in der Frage der Modification des christlichen Eides, um die Zulassung der Juden in das Haus der Gemeinen zu ermöglichen, ist sie allerdings auf den hartnäckigen Widerstand des den alten Privilegien der Kirche zugethanen Oberhauses gestoßen, und es hat eines beinahe dreißigjährigen, ausdauernden Kampfes bedurft, bis die gemäßigteren unter den Gegnern selbst sich überzeugten, daß der immer mächtiger andrängenden öffentlichen Meinung kein längerer Widerstand entgegengesetzt werden dürfe, und, an der Spitze der Regierung stehend, nach Art des Ganges der politischen Dinge in England, auch die Heißsporne der Partei zur Nachgiebigkeit nöthigten. Allein dieser Widerstand hatte, wenn auch nicht mehr den Geist des Volks und des Jahrhunderts, doch das noch geltende, positive Recht des Landes für sich; es war die alte, klare Satzung der Unduldsamkeit, die in starrem Beharren dem neuen Geiste der Duldung den Zugang verwehrte. Aber hätten jene stolzen Lords einer Verfassung den Eid geleistet, in welcher die Unabhängigkeit der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntniß verbürgt worden, hätte dort die Gewissensfreiheit gleich der persönlichen Freiheit ihre durch die Religion selbst besiegelte habeas corpus-Acte gehabt: keinem von ihnen wäre es in den Sinn gekommen, gegen das klare und deutliche Wort des Gesetzes einen Krieg kläglicher Trugschlüsse zu führen, um das verbriefte Recht ihrer Mitbürger zu vereiteln. Sie wären nicht auf den traurigen Irrweg gerathen, unter dem Vorwand der Erhaltung der Gesetze und Verfassung ihres Landes eine Vorschrift der letzteren vernichten zu wollen. Und nachdem die Frage der Gewissensfreiheit dort, freilich nicht in abstracter Fassung, wohl aber durch ihre Verwirklichung in dem höchsten Bereich des politischen Lebens, im Gebiete der Volksvertretung, den letzten Sieg erfochten hat, — denselben Sieg, den man ihr ja seit lange in Preußen nicht mehr streitig zu machen wagt, — hält es da Jemand noch für möglich, daß das Haus der Lords die eigene Würde und die der Volksvertretung so weit aus den Augen verliere, um einen jämmerlichen Kampf für die Aufrechthaltung des Princips der Unduldsamkeit in irgend einer untergeordneten, im Untergange begriffenen Winkelinstitution des Landes zu führen, nachdem der Gedanke der Duldung in den

glorreichen Mittelpunkt der Größe und der Freiheit des Landes siegreich eingedrungen ist? Darum wolle man nicht das kümmerliche und ohnmächtige Gebahren einer dem Geiste und den Sympathien wie den Institutionen ihres Landes entfremdeten Partei mit der Wirksamkeit einer Versammlung vergleichen, die, wenn auch oft in conservativem Geiste die Raschheit des Fortschritts hemmend, doch den lebendigen Zusammenhang mit der Geschichte und der Verfassung ihres Landes niemals verläugnet hat.

Aber freilich berufen sich auch unsere Herren auf die Geschichte. Herr v. Kleist-Retzow will nach der „großartigen Ansicht des früheren Ministeriums unsere Verfassung im Zusammenhange mit unserer ganzen Geschichte auffassen," und will auf diesem Wege mit demselben Ministerium dem Art. 12 jede Bedeutung entziehen. Niemand kann läugnen, daß die ältere Geschichte Preußens ihre Momente der Intoleranz hat, durch welche sie eben der älteren Geschichte aller europäischen Staaten, der katholischen so gut wie der protestantischen, verwandt und ähnlich ist. Aber das stellen wir entschieden in Abrede, daß der specifische, lebendige Geist der preußischen Geschichte, daß das Princip preußischer Macht, das Wesen der europäischen Bedeutung Preußens auch nur das Allermindeste mit dem von dem vorigen Ministerum unter den Auspicien der Partei des Herrn v. Kleist-Retzow geübten Gewissensdruck gemein hat. Es thut wahrlich nicht Noth, bei diesen Herren erst auf ihre tiefen Sympathien für die wider die Juden gerichteten Ausnahmsgesetze hinzuweisen, um ihren Haß gegen diejenigen Grundsätze zu erproben, welche Preußen aus der Schmach des Jahres 1806 emporgehoben und den Riesenkampf gegen die fremde Unterdrückung vorbereitet haben. Nicht obgleich, sondern weil die bürgerliche Gleichstellung der Juden eines der Erzeugnisse jener größten Periode der preußischen Geschichte ist, ist sie jenen Herren ein Gegenstand tödtlichen Hasses. Daß das Edict vom 11. März in seiner einfachen, schlichten Fassung eine solche Gleichstellung beabsichtigte, daß es alle die Fragen, die eine kleine, freiheitsfeindliche Partei noch jetzt nach dem Verlauf von fast zwei Menschenaltern zum Gegenstande des Streites macht, im Sinne der Rechtsgleichheit lösen wollte, und daß seine Urheber auch der einen, vorbehaltenen Frage des Staatsdienstes eine gleiche Lösung damals zugedacht haben, das kann Niemand, der das Edict unbefangen liest, bezweifeln. Auch daß die Reaction gegen die Vorschriften und den Geist des Edicts eben nur ein Theil der Reaction gegen die Grundsätze und die Verheißungen jener Erhebungsperiode war, verkennt Keiner, der der Entwickelung der preußischen Dinge gefolgt ist. Allein daß eben dieser Partei der größte Moment preußischer Geschichte nicht für preußi-

sche Geschichte gilt, daß sie seine Schöpfungen bis auf die letzte Spur vertilgen würde, wenn sie jemals die Macht dazu erlangte, das ist es, was eine unausfüllbare Kluft zwischen dieser Partei und der preußischen Geschichte, sammt ihrem lebendigen Organ, dem preußischen Volke, bildet; das ist es, was die Männer dieser Partei ihrem innersten Wesen nach dem preußischen Volk, seiner Gegenwart und Zukunft entfremdet. Dringt irgend ein Gegensatz in das Mark des nationalen Bewußtseins ein, so ist es der, in welchem sich dieser Kastengeist zu dem Volksgeiste befindet. Und doch ist es gerade diese Partei, welche, wie verschiedene Stellen der Verhandlungen zeigen, allein unter allen sich nicht scheut, den Juden das verschollene Argument ihrer Fremdheit entgegen zu halten. Es lohnt nicht der Mühe, diesen Herren begreiflich machen zu wollen, daß das Staatsrecht der Civilisation von der rechtlichen Staatsangehörigkeit Keinen ausschließt, der, im Staate geboren, in ihm allein eine Heimath zu finden berechtigt, auch ohne eigene Zustimmung seinen Gesetzen unterworfen, die von ihm auferlegten Pflichten, namentlich die der Vaterlandsvertheidigung zu erfüllen verbunden ist. Wenn wir aber willig einräumen, daß es neben dieser rechtlichen Staatsangehörigkeit, die das Gesetz Keinem weigern darf, noch einen tieferen und volleren Einklang mit dem Geiste und der Bildung der Nation giebt, für den das Gesetz keinen Maaßstab hat, über den aber das Volk ein Urtheil abgiebt in dem Vertrauen, welches zur Einwirkung auf die Gesetzgebung und die Politik des Staates beruft in der Eigenschaft des Vertreters: so wüßten wir kein Vorurtheil, das in jenen Einklang einen grelleren Mißton schallen läßt, das sich dem Gemeingefühle der Nation trennender und feindlicher gegenüberstellt, als die Kastenvorurtheile der Partei, die wir bekämpfen. Ein Jude, der, beharrend bei der Form der religiösen Empfindung, in welcher das Göttliche zuerst in seinem jugendlichen Herzen Leben gewonnen hat, das ehrliche Streben hat, aller Befangenheit Herr zu werden, die den Menschen vom Menschen, den Bürger vom Bürger trennt, — ein preußischer Jude, den der Gedanke durchdringt und erhebt, daß es eben die große geschichtliche Entwickelung, daß es der glorreichste Aufschwung seines Landes ist, der auch dem bedrücktesten Theile seiner Bevölkerung das Recht des Menschen und die Ehre des Bürgers verliehen hat — ein solcher Jude ist tausend Mal inniger verwachsen mit der ruhmreichen Geschichte Preußens, mit der Gegenwart und der Zukunft, ja selbst mit den edelsten Momenten der Vergangenheit seines Volks, als eine Schaar von Junkern, die es immer noch nicht vergessen können, daß die jenem großartigen Aufschwung entsprossene Gesetzgebung sie um veraltete Privilegien gebracht hat, die den Kampf wider die volksthümliche Entwickelung und den natur-

gemäßen Fortschritt ihres Landes, wider die Kraft und Geltung seiner Verfassung, der Grundlage seiner Rechte, zur Lebensaufgabe gemacht haben. Gleich wie alle anderen ächten und reifen Resultate der Bewegung des Jahres 1848, gleich wie das Verfassungsleben selbst mit seinen Keimen einer edlen, maaßvollen Freiheit, hat auch der Gedanke der Gewissensfreiheit zwar seine klare und unerschütterliche Formulirung in dem Grundgesetz des Landes gefunden, aber ihre tiefere Wurzel, ihre geschichtliche Quelle hat auch sie in jener Politik der Erhebungsjahre, und der unauslöschliche Haß, der auch ihr entgegentritt und der das Jahr 1848 so gern zum Vorwand nimmt, ist hier wie immer in Wahrheit gegen jene große freiheitliche Entwickelung gerichtet, die Preußens Macht und Größe gegründet hat. Daß diese Entwickelung unterbrochen worden in allen Punkten wie in diesem einen, in den größten Fragen, wie in dieser dem politischen, wenn auch nicht dem sittlichen Gewicht nach kleinsten, daß das freie Wachsthum der damals gelegten Keime erstickt worden, daß Preußen nicht durch den friedlichsten Fortschritt auf dem betretenen Wege zum Musterstaate und damit zum geistigen und politischen Mittelpunkte Deutschlands geworden, daß erst eine tiefe Erschütterung die Anknüpfung der gewaltsam zerrissenen Fäden zu bewirken vermochte, das Alles ist das Werk eben derjenigen Partei, der wir hier wie immer in feindseligem Widerstande gegen die Freiheiten des Landes begegnen. Fürwahr, wenn irgend eine Versündigung den rechtlosesten Act frevelnder Willkür, die Entziehung des angebornen Menschenrechts an den Heimathsboden beschönigen könnte, so wäre es solche beständige Verschwörung gegen das Recht, die Freiheit und die Größe des eigenen Landes. An einem Beispiel solcher Gewalt läßt es uns ja die Geschichte menschlichen Wahnsinns nicht fehlen. Bekanntlich hat die französische Revolution durch einen berüchtigten nach dem 18. Fructidor erlassenen Act den gesammten französischen Adel für entnationalisirt erklärt, und die Wiederaufnahme des einzelnen Adligen in den Schooß des französischen Volks an alle Formen der Naturalisation geknüpft. Wir kennen keine That der Revolution, welcher der Stempel frecher, gegen die Natur der Dinge selbst gerichteter Gewalt stärker aufgedrückt wäre, als dieser. Und doch kann ein unparteiisches Urtheil diesen Act nicht widerrechtlicher und nicht gewaltsamer finden, als jene Procedur, die mit frevelnder Leichtfertigkeit über eine andere Klasse von Staatsangehörigen den bürgerlichen Tod der Fremdheit verhängt. Was der einen Klasse gegenüber selbst die feindseligste Abneigung gegen die Institutionen ihres Landes, so lange sie sich nicht in verbrecherischen Thaten des Einzelnen kund giebt, zu beschönigen nicht vermag, das kann auch einer anderen gegenüber der abweichende Glaube oder das ohnmächtige Vorur-

äußerer Herrschaft, wie es der Leib des Dienenden thut, wenn Ihr sie also der Heiligkeit und Lauterkeit entkleidet, die ihr Wesen ausmacht, und sie in den Schmutz des Weltlichen herabzieht, könnt Ihr Euch einer Gewalt freuen, die kein Zeugniß für die Macht des Glaubens, sondern nur hie und da ein Zeugniß menschlicher Schwäche zu erzwingen vermag, das fürwahr weder der Moral noch der Religion, sondern nur jener gefürchteten Herrschaft des Egoismus förderlich ist. Freilich werden die klügeren Mitglieder der Partei, die wir bekämpfen, sich hüten, diese Saite anzuschlagen. Allein die Partei hat auch minder vorsichtige Anhänger, die sich keinen Zwang anthun und das öffentliche Geheimniß ausplaudern. So lesen wir in der bereits angeführten, vielfach interessanten Rede des Herrn Grafen Hoverden die Worte: „die getauften Juden müßten es schwer beklagen, daß sie mit der Conversion nicht bis zu den Zeiten des Grafen Schwerin gewartet." Das ist klar und deutlich gesprochen. Also wenn mit dem herrschenden Glauben kein äußerer Vortheil mehr verbunden ist, dann wird man nicht mehr zu ihm übertreten, und das System eines Ministers wird zum Werthmesser der Religion? Also jener unwürdige Handel mit dem Bekenntniß leuchtet auch diesen Herren in seiner ganzen widrigen Nacktheit ein, und doch entblöden sie sich nicht, das Ziel, das sie verfolgen, unter den Schutz der Heiligkeit des offenbarten Glaubens zu stellen? Was bedarf es denn noch mehr, um klar zu machen, daß der Kampf der Glaubensfreiheit wider den Glaubenszwang nicht ein Kampf des Unglaubens wider den Glauben, sondern ein Kampf des Gewissens und der Wahrhaftigkeit wider Unlauterkeit und Unwahrheit ist? Alle, denen es wahrhaft um religiöses Leben, welche Richtung dasselbe nehme, zu thun ist, stehen auf der einen, und nur die, welche den Glauben zu fremden Zwecken ausbeuten wollen, stehen auf der anderen Seite. Die volle Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntniß entzieht der Menschenseele keine Empfindung der Andacht, keinen dem Himmel zugewendeten Gedanken, der Sterbestunde des Frommen keinen Trost, der Gemeinde der Gläubigen keinen Bekenner, dem Reiche Gottes keine Seele; sie entzieht nur die Mittel unheiliger und unsittlicher Gewalt Denen, die auf sie eine weltliche Herrschaft gründen wollen. Es bedarf nur eines unbefangenen Blickes auf die Geschichte, um sich zu überzeugen, daß der Druck der äußeren Herrschaft die Macht des Glaubens in den Gemüthern festzuhalten nicht vermocht hat, daß vielmehr, seitdem durch die Reformation und die von ihr angeregte Bewegung der Geister der Gedanke der Gewissensfreiheit im Leben der Völker erwacht ist, beide — Religion und Zwangsherrschaft — in umgekehrtem Verhältniß geschwunden und gewachsen sind. Es geschah zur Zeit der höchsten äußeren Macht der

katholischen Kirche in Frankreich, als jede andere Glaubensform unter dem schwersten Drucke litt, und alle Gewalt des Staates der ausschließlichen Geltung des katholischen Dogma zu Gebote stand, daß sich eine Philosophie und Literatur entwickelte, welche im Bewußtsein der Mehrzahl der Gebildeten des Landes und weit über dessen Grenzen hinaus den Glauben untergrub und eine aller Religion feindliche Anschauung verbreitete. Erst nachdem die Revolution jene weltliche Herrschaft des Glaubens gebrochen, jeden Religionszwang vernichtet, durch die rechtliche Gleichstellung aller Confessionen jedes an ein Bekenntniß geknüpfte Vorrecht beseitigt hatte, ist in den Gemüthern eine erneuerte religiöse Bewegung eingetreten, und das Bewußtsein auch der Gebildeteren hat sich in weit höherem Maaße dem Glauben wieder zugewendet. In gleicher Weise war in England im Lauf des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der schroffsten und ausschließlichsten Herrschaft der anglicanischen Kirche eine von Unglauben erfüllte Literatur vorherrschend, die gerade in demselben Maaße durch eine ernstere, sittlich religiösem Geiste getragene verdrängt worden ist, wie im politischen Gebiete die Herrschaft des Glaubens durch eine immer duldsamer werdende Gesetzgebung beschränkt wurde. Keiner, der das englische Leben kennt, wird behaupten wollen, daß die mächtige Bewegung für Gewissensfreiheit, ihren Grund in einer ungläubigen Gesinnung hat; er wird zugeben müssen, daß sie sich mit einer tief religiösen Richtung des Volkslebens verbindet, welche in sittlicher Erkenntniß weit genug fortgeschritten ist, um das unwürdige Bündniß der Gewalt und des Eigennutzes zu verschmähen. Und wo fänden wir einen stärkeren Beleg dafür, daß es nicht der Geist des Unglaubens ist, der die Rechtsgleichheit der Religionen fördert, als gerade in der geschichtlichen Wendung, welche die uns vorliegende Frage in Preußen genommen hat? Jener ruhmgekrönte König, der Schöpfer preußischer Größe, der dem Christenthum gegenüber die Anschauungen der französischen Philosophie seiner Zeit theilte, hat in ihnen keinen Anlaß gefunden, um den harten Druck, der auf seinen Unterthanen jüdischen Glaubens lastete, zu mildern. Daß er diesen Druck, den die Sitte des Jahrhunderts zuließ, gern ausbeutete, um die neugeschaffene Industrie seines Landes zu fördern, ist freilich bekannt; daß er ihn aber dem alten Glauben seiner Völker förderlich erachtet hätte, davon weiß die Geschichte nichts. Ist das bekannte Wort in Wahrheit begründet, mit dem er die Aufnahme des größten unter den Juden seiner Zeit in die Akademie abgelehnt haben soll, so deutet die Zusammenstellung der „Pfaffen und Juden" scharf darauf hin, daß auch er zu denen gehörte, die in den Juden nicht sowohl die Abweichung vom Glauben, als das Princip des Glaubens selbst verfolgen. So hat sich also die verkörperte und auf den Thron gehobene

Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts zur Sache der Gewissensfreiheit verhalten. Anders jener religiös patriotische Aufschwung, der unter einem der frömmsten seiner Könige Preußen aus dem Abgrunde erhoben hat. Weil man von der gläubigen Gesinnung damals nicht blos Phrasen, sondern Hingebung und Opferwilligkeit verlangte, und weil nur die wahre, tiefe Ueberzeugung Opfer bringt, darum wendete man sich an die religiöse Wahrhaftigkeit des Gemüthes und proclamirte zugleich mit der Rückkehr zu tieferer Werthschätzung des religiösen Lebens den Grundsatz der Gewissensfreiheit. Weil man das Höchste von der Treue erwartete, mußte man aufhören, einen Preis auf die Untreue zu setzen. Das ist der Sinn, in dem das Edict vom 11. März 1812 erlassen ward; das ist der Sinn des zwölften Artikels der preußischen Verfassung, das die Geschichte der Gewissensfreiheit in Preußen: darum glauben wir an ihre Zukunft.

Ch. K. J. Bunsen.

Sehr oft und schon vor zehn Jahren hatte Bunsen den lebhaften Wunsch ausgesprochen, seinem Freunde Niebuhr nachzuahmen und sich nach Bonn zurückzuziehn, um dort das Ende einer vielfach bewegten Pilgerschaft zu erwarten. Gerade Bonn, die neu begründete geistige Burg, die mit den Festungen des Westens die Aufgabe theilt, deutsches Leben und deutsche Gesittung zu schützen, übte eine merkwürdige Anziehungskraft; das Rheinland, die alte Hochstraße europäischen Verkehrs, bot dem Wandrer Beides, den unbehinderten Genuß geistiger Freiheit und die letzte Rast in heimischer Erde. Der Wunsch ward erfüllt, denn vor wenigen Monden erstand sich Bunsen ein Haus, das erste liegende Besitzthum, das er sein eigen nennen konnte, — aber nur um sich dort zu legen und zu sterben. Die Gruft aber hat sich über ihm geschlossen auf jenem Friedhofe, der mehr und früher als andere den zwiespältigen Glauben unsres Volks im Tode versöhnt hat, der längst schon Niebuhr's Staub geborgen und Bunsen zwischen Arndt und Dahlmann bettet. Da schlummern diese Männer, die, so verschieden auch ihre Ursprünge, ihre Gedanken und Thaten, doch darin übereinstimmen, daß das Leben sie sämmtlich aus der Fremde nach Preußen geführt, daß sie unter dem Schutze und im Dienste dieses Staats je nach Maaß und Gaben doch vor Allem zum Besten ihrer Ge-

sammtheimath gewirkt, und daß sie in der Förderung der geistigen und materiellen Kraft, der sie die ihrige gewidmet, das Heil Deutschlands erblickten.

Wenn wir uns Bunsen's Erscheinung zu vergegenwärtigen, sein Leben und Wirken kurz zu überblicken versuchen, so machen wir keinen Anspruch darauf, die bunte Vielseitigkeit desselben erschöpfen zu wollen. Dazu bedarf es noch des Erscheinens biographischer Materialien und sichtender Vorarbeiten in verschiedenen Richtungen. Uns ist darum zu thun, den Mann vornehmlich in seinen Beziehungen zu den großen Strömungen der Zeit zu fassen.

Christian Karl Josias Bunsen wurde am 25. August 1791 zu Corbach im Fürstenthum Waldeck geboren und theilte demnach das engere Vaterland mit Männern, die nicht geringeren Ruhm als er erworben, den großen Künstlern Rauch und Kaulbach, und Baron Stieglitz, der so lange das größte Bankhaus in St. Petersburg geleitet. Die Ursprünge waren bescheiden, aber ehrsam. Der Umstand, daß der Vater in Militärdiensten der holländischen Colonialregierung gestanden, mag dem Sinne des Knaben frühzeitig eine geographisch weite Richtung, den Anstoß zu einem Raum und Zeit bewältigenden Schwung gegeben haben. In kräftiger, protestantischer Luft herangewachsen, bezog er, siebenzehn Jahre alt, die Universität Marburg, um Theologie und Philologie zu studiren. Es waren die Tage des Königreichs Westphalen, wo, gegenüber der Ekelherrschaft eines Jerome Bonaparte und einzelnen unpatriotischen Beispielen namhafter Männer, das hessische westphälische Volk als Ganzes nur ein glänzendes Zeugniß abgelegt hat dafür, daß fremde so wenig wie einheimische Tyrannei die kernige Kraft zu vernichten vermögen, an der schon vor Alters Roms Beginnen zurückgeprallt. Wie die große Masse seiner Landsleute, ist auch Bunsen von allen verderblichen Einflüssen jenes vitellianischen Regiments verschont geblieben; er fand vielmehr, als er schon 1809 nach Göttingen übersiedelte, um dort unter Heyne's trefflicher Leitung sich den Griechen und Römern auf das Wärmste hinzugeben, einen Kreis junger strebsamer Geister, die in der Erhaltung und Förderung deutscher Wissenschaft die sicherste Gewähr für eine baldige Erlösung von den fremden Gewalthabern erblickten. Dort wurde mit Lücke, dem Theologen, mit Brandis, dem Philosophen, mit Karl Lachmann Freundschaft für's Leben geschlossen. Wir hören nicht, daß Bunsen, als die Tage der Befreiung kamen, gleich Anderen als Freiwilliger in's Feld gezogen; ihn nöthigten allerdings die letzten krampfhaften Versuche Jerome's um die westphälische Krone, eine Lehrerstelle am Göttinger Gymnasium, der er seit anderthalb Jahren seinen Unterhalt verdankte, aufzugeben und,

nachdem er mit der Erstlingsschrift De Jure Atheniensium hereditario promovirt, noch im Jahre 1813 die Musenstadt zu verlassen.

Aber die Universität hatte bereits den Keim gelegt zu den vielseitigen, fast überschwänglichen Zielen seines wissenschaftlichen Strebens; und mit dem Niedergange Napoleon's beginnt auch der junge Gelehrte von dem vaterländischen auf den europäischen, man möchte sagen universalen Tummelplatz überzutreten, auf dem er sich hinfort bewegen sollte. Von den alttestamentlichen und Sprachstudien hatte ihn das lebhafteste Interesse auch zu der neu erweckten germanischen und orientalischen Philologie hingerissen. Unter solchem Antriebe besucht er das eben befreite Holland, wo der Vater einst Beziehungen hatte, und weilt längere Zeit in Kopenhagen, um bei Finn Magnusen Isländisch zu treiben. Gegen Ausgang des Jahres 1815 kommt er nach Berlin und lernt dort in kurzer Begegnung, aber bald entscheidend für das Leben, Niebuhr kennen, der eben sich anschickte, seine Sendung nach Rom anzutreten. Von Berlin begiebt sich Bunsen nach Paris, nimmt dort im folgenden Frühling unter Silvestre de Sacy das früher begonnene Persisch wieder auf, macht mit dem Arabischen den Anfang und harrt voll Spannung auf eine gütige Fügung des Schicksals, die ihm die Reise nach Indien ermöglichen werde, um am Ganges selber die eben erst angeschürften Schachten des Sanskrit bauen zu helfen, um die Weisheit der Brahmanen, die Lehre des Zoroaster und des Buddha in Asien an Ort und Stelle zu ergründen. Da findet sich ein junger Deutsch-Amerikaner Astor, dessen Name in New-York einen guten Klang hat, den soll er auf einer Rundreise durch Europa begleiten; aus den Ersparnissen hofft er sich das Reisegeld für Calcutta zu schaffen. Man hatte sich in Florenz das Rendezvous gegeben; aber Astor blieb aus, und Bunsen kam statt dessen nach Rom, wo er Niebuhr als Gesandten und seinen Göttinger Freund Brandis als dessen Legationssecretär wieder sah.

Hier in der ewigen Stadt entschied sich nun rasch und glänzend das Geschick des jungen, mit einem edlen, anziehenden Aeußeren, mit Anstelligkeit und begeistertem Schwunge ausgestatteten Mannes. In Niebuhr's Kreise, dem die ersten deutschen Künstler angehörten, und der sich mit hochstehenden und fein gebildeten Fremden verschiedener Nationalitäten berührte, war er bald heimisch. Noch im Sommer 1817 hat er sich mit einer jungen und wohlhabenden Engländerin vermählt, und kaum ein Jahr später, als Brandis aus Gesundheitsrücksichten in die Heimath zurückkehrte, wird er von Hardenberg als Secretär der preußischen Gesandtschaft angestellt: „Dies macht mir Freude," schreibt Niebuhr. „Für mich, weil ich ihn gerne habe, für ihn und für den Staat, weil er einen ausgezeich-

neten Beruf zu Geschäften hat, und darin sich hervorthun wird." Er bezeichnet ihn als „einen sehr klaren und achtungswürdigen Mann," als welcher er denn in der That die Seele in der jüngeren gelehrten und künstlerischen Gesellschaft gewesen sein muß, wie sie sich damals in Rom zusammenfand. Die monumentale Größe der Stadt, die alte und neue Kunst, welche sie dort umgab, hatte mächtig in derselben Seele gezündet, die an der Hand der Geschichte und der Philosophie der Sprache die Entwickelung der Menschheit und der ewigen Ursprünge ihrer Gottesverehrung zu erforschen dürstete. Ob Niebuhr's kritischer und realen Aufgaben zugewandter Sinn diesen noch an Herder anlehnenden Hang wesentlich gefördert habe, erscheint uns mindestens fraglich. Wir glauben vielmehr die Spuren seiner Anregung in Bunsen's eingehender und fruchtbringender Beschäftigung mit der classischen und christlichen Archäologie Roms wahrzunehmen. Das topographische Sammelwerk mehrerer Autoren, die Beschreibung der Stadt Rom, woran Niebuhr selber noch thätigen Antheil nahm, ist nach dessen Zeugniß nicht allein durch Cotta, sondern vor Allem durch Bunsen's rastlosen Eifer zu Stande gekommen, aus dessen Feder mehrere der bedeutendsten antiquarischen Artikel, wie der über das Forum, herrühren.

Von persönlich wichtigeren Folgen war es, als König Friedrich Wilhelm III. im November 1822 von Verona aus auf wenige Tage Rom besuchte. Er ließ sich Bunsen vorstellen und sprach mit ihm von protestantischer Agende und Gesangbuch. Zwar gingen die Meinungen auseinander, aber der König ertheilte dem Legationsrath, der, von der Theologie hergekommen, Geschichte und Praxis des früh-christlichen und des römischen Kirchendienstes, wie der englischen Liturgie bereits zu Gegenständen seiner Forschung gemacht, die Aufgabe, ein Gutachten über die Sache auszuarbeiten. Es muß doch befriedigt haben, denn der König hat nicht nur fernerhin diese Studien befördert, ohne ihre Früchte freilich seinem protestantischen Staate zu Gute kommen zu lassen, sondern er hat auch nicht angestanden, als Niebuhr nach Deutschland zurückkehrte, im Jahre 1824 Bunsen zum Chargé d'affaires und 1827 zu seinem Ministerresidenten bei'm päpstlichen Stuhle zu ernennen.

Da ist denn eine Reihe schöner Jahre gefolgt, ungetrübten Familienglücks, eifrigen Studiums und beständiger Theilnahme an Allem, was gut und edel, zumal nachdem auf dem Capitol selbst die stattliche Wohnung gefunden, wo Bunsen als Gesandter und Freund Gastfreiheit üben konnte, wie er es liebte, wo sich gemeinschaftlich mit Gelehrten und Künstlern immer weitere archäologische und artistische Pläne fördern ließen, und wo ungehindert unter der Hut des Vertreters einer protestantischen Groß-

macht der erste evangelische Gottesdienst gehalten worden ist. Für die Kapelle seiner Gesandtschaft verfaßte er selber mit Zustimmung des Königs jene Capitolinische Liturgie, aus der in der Folge das Allgemeine evangelische Gesang- und Gebetbuch hervorgegangen ist, welches die Ergebnisse umfassender hymnologischer und liturgischer Studien in sich schließt, aber freilich auch späterhin indirect nicht wenig dazu beigetragen hat, viele Verehrer an dem Verfasser irre zu machen.

Allein jenes römische Leben, von dem Bunsen stets am liebsten und in freudigster Erinnerung zu erzählen pflegte, bot noch so manche andere Seiten, wodurch solche Anklagen, wie: er sei auf dem Wege gewesen, Pietist und Kopfhänger zu werden, sich leicht widerlegen lassen. Die ungemeine Regsamkeit seines Geistes entfaltete sich, sobald er an so hervorragender Stelle selbstständig geworden, auf den verschiedensten Gebieten, jedoch immer wieder in den von Anfang an eingeschlagenen Richtungen: die Ursprünge des christlichen Glaubens, die Principien aller Religion und die Anfänge des Menschengeschlechts, überhaupt eine Philosophie Gottes und der Welt wurden stets von Neuem ergriffen. In ahnungsvollen Umrissen schwebte seinem inneren Auge beständig die äußerste Peripherie vor, ohne daß er sich selber viel Mühe genommen, die Radien zu ziehn, die Segmente und die Curven zu bestimmen. Historische Forschung im Einzelnen, kritische Construction vom Centrum aus bis zu den Grenzen hin, die er erreichen wollte, war eben seine Sache nicht, so daß der wunderbare Flug seines Geistes aus keineswegs unbefreundetem Munde zwar hart, aber treffend dahin definirt worden ist: Bunsen vermöge aus jeder Thatsache eine Phantasie, und aus dieser umgekehrt wieder ein Factum zu machen. Allein er kannte die eigene Schwäche recht gut und hat es trefflich verstanden, das Wissen und die Leistungen Anderer zum Ersatz herbeizuziehn; die Zahl derer ist groß, die ihm bei seinen Untersuchungen wesentliche Hülfe geleistet, aber fast eben so viele sind durch das Zusammenwirken mit ihm wieder ihrerseits gefördert worden. Nur wenige hochgestellte Männer haben gleich Bunsen uneigennützig und unverzagt eine solche Anzahl strebsamer Geister in allen Zweigen von Wissenschaft und Kunst, ohne auf Herkunft und Partei zu sehn, dankbar an sich zu ketten gewußt. Viele, vom Capitol her so gut wie von Carlton Terrace oder von Charlottenberg bei Heidelberg können, davon erzählen, was seine Funken schlagenden Gedanken in ihnen angeregt, und wie viel sein Rath und seine unmittelbare Hülfe zu ihrem Lebensglücke beigetragen.

Im Jahre 1826 kam Champollion nach Rom und wurde die Veranlassung, daß Bunsen sowohl sich selber mit großer, zunächst auch philologischer Energie auf das Studium Aegyptens warf, als auch, daß dieser

seinen jungen Freund R. Lepsius bestimmte, von paläographischen und linguistischen Studien übergehend die Aegyptologie zum Hauptfache zu erheben. Die Früchte sind, wie allgemein bekannt, bedeutend gewesen: auf der einen Seite die durch Friedrich Wilhelm's IV. Munificenz ausgerüstete Expedition nach Aegypten und Lepsius' akademische und schriftstellerische Wirksamkeit in Berlin, auf der anderen Bunsen's in verschiedenen Abschnitten erschienenes Werk Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, das mit seinen chronologischen Positionen und universalhistorischen Theorien freilich selbstverständlich nicht überall ohne Widerspruch angenommen worden, das aber dennoch an realem Inhalt des Schätzbaren außerordentlich viel bietet.

Noch viel wichtiger auch für diese Angelegenheit als der Verkehr mit Champollion war der Besuch, den der Kronprinz von Preußen im Jahre 1829 in Rom abstattete. Da entsprang jene Freundschaft, die in der That zwei nahe verwandte und von ähnlichen Plänen und Hoffnungen erfüllte Geister mit einander trotz aller Störungen und Anfeindungen bis an's Ende verbunden hat. In Rom und auf ihren italischen Ausflügen haben sie unter sich ausgetauscht, was dauernder und segensreicher gewesen als manche der staatlichen und kirchlichen Schöpfungen, mit denen sie sich in der Folge gemeinsam oder im Gegensatz zu einander zu thun gemacht. Das archäologische Institut zu Rom wurde als ein Denkmal preußisch-deutscher Intelligenz bei der Anwesenheit und zu Ehren des Königsohns begründet; E. Gerhard und R. Lepsius haben dieser schönen Pflanzschule monumentaler Kunde ihre Kräfte geliehen, und Bunsen, der eigentliche Begründer, ist bis an seinen Tod ihr Ehrensecretär verblieben. Es war ein glücklicher Augenblick, als er im Jahre 1835 neben dem ebenfalls unter ihm errichteten deutschen Hospitale auf dem tarpejischen Felsen dem Institute seinen Sitzungssaal anweisen konnte.

Aber noch eine andere römische Bekanntschaft ist bezeichnend für die theologisch-protestantischen Bestrebungen auf dem Capitol und maaßgebend geworden für zukünftige Tage. Im Jahre 1827 kam der Engländer Thomas Arnold auf kurze Zeit nach Rom, der, mit einem kleinen Kreise gleichgesinnter Freunde aus den schroffen Schranken des alten hochkirchlichen Wesens heraustretend und sich der deutschen theologischen Wissenschaft nähernd, als der Hauptführer der Latitudinarier, die wohl mit dem Spottnamen der broad church geehrt werden, anzusehen ist und der als Rector der gelehrten Schule zu Rugby sich einen unvergänglichen pädagogischen Namen erworben hat. Ein Umgang von wenigen Tagen knüpfte ein inniges Band, das sich im brieflichen Verkehr nur noch fester schlang und in englischen Aufzeichnungen mit der Freundschaft Davids und Jo-

nathans verglichen worden ist. War Bunsen auch nicht im Stande, den Freund völlig zu sich herüber zu ziehn in die luftigen Gebilde, die er sich von der ursprünglichen und ewigen Kirche und von der Bestimmung der Menschheit überhaupt gemacht, so hatte er doch den Punkt getroffen, von wo aus der erstarrte Protestantismus Englands wieder von verwandtem germanischen Leben angehaucht werden konnte und von wo sich späterhin eine Annäherung beider Kirchen versuchen ließ. Und der Dr. Arnold andererseits, ein Mann von hohen praktischen Anlagen, ist doch so tief ergriffen, daß er in vertrauten Briefen an englische Freunde nicht genug rühmen kann, „wie er Bunsen geradezu anbete, denn eine solche Fülle echter Frömmigkeit, Weisheit und tiefer Wissenschaft sei ihm nirgend vorgekommen." Bunsen war dann wieder der Mittler, als Arnold an der Hand von Niebuhr's Arbeiten seine römische Geschichte schrieb, die er keinem Anderen als dem Freunde widmen konnte, und der er die Ernennung zum Professor der Geschichte in Oxford verdankt hat. So wurde also auch nach England hin der Grund für tief eingreifende geistige Thätigkeit gelegt, zu einer Zeit, als es sich noch nicht ahnen ließ, daß sich Bunsen selber dermaleinst dort das weiteste Feld eröffnen würde.

Aber schon schürzte sich für den Theologen und Gelehrten der Knoten, in dem auch unabweisliche Ansprüche an den Staatsmann erhoben wurden. Es stimmte freilich sehr wohl, daß er gerade seine diplomatischen Lehrjahre als preußischer Vertreter am heiligen Stuhle ablegen sollte, nachdem ihn weder Beruf, noch Vorbildung überhaupt für den Staatsdienst drinnen oder draußen bestimmt hatten. Indeß als er Ende 1827 nach Berlin ging, um sich schon damals persönlich Instructionen in der heiklen Frage über die gemischten Ehen zu holen, trug sein glänzendes und intelligentes Wesen, so wie die hohe Fürsprache, die ihm nicht fehlte, in den höchsten entscheidenden Kreisen über alle jene Einflüsse den Sieg davon, die, auf Stellung und Geburt pochend, einem Parvenu niemals sein Glück verzeihen und die namentlich die diplomatische Laufbahn als unveräußerliches Lehn betrachten, ohne daß sie sich freilich durchweg rühmen können, seither darin Erhebliches zu Preußens Macht und Ruhm geleistet zu haben. Kurz, Bunsen blieb an seinem Platze und bewährte sich nicht übel als Mitglied der europäischen Commission, die in Rom die Angelegenheiten des Kirchenstaats zu ordnen suchte, so wie in den einleitenden Verhandlungen über die gemischten Ehen, die noch unter Papst Leo XII. und dann vorzüglich mit dem Cardinal Albani geführt wurden. Allein wie sehr die unwandelbaren hierarchischen Tendenzen der Curie, fast unmittelbar nachdem sie selber von Europa's rettender Hand wieder eingesetzt worden, erstarkten und um sich griffen, das wurde offenbar, als Gregor XVI.

der gerade jene Dinge schon als Unterhändler betrieben, Papst wurde, als Graf Spiegel, der edle Erzbischof von Köln, mit Tode abging, um einem blinden und bornirten Fanatiker Platz zu machen. Die Vernichtung des Hermesianismus und das Zurückgreifen zu unnachsichtiger Intoleranz in Betreff jener Ehen führten in den Kölner Wirren bald ein Wetter herauf, in welchem der Ministerresident in Rom eine Weile an's Ruder gestellt wurde, bis es sich erwies, daß er das Schiff nicht vor dem Scheitern bewahrt haben würde. Je weniger wir von einer Sache handeln, über deren urkundlichen Hergang noch immer nicht das letzte Wort gesprochen, desto besser. Nachdem man, statt den Rechtsboden des Staats mit allen Waffen der Gerechtigkeit zu vertheidigen, vorwiegend diplomatischen Künsten vertraute, mußten diese nothwendig an dem gerade auf diesem Felde seit Jahrhunderten gewiegtesten Gegner zu Schanden werden. Das Document, welches Bunsen für den Hebel zu einem Vergleiche ansah, hatte im Frühling 1838 seine unverzügliche Abberufung zur Folge von dem Orte und aus der Stellung, in welchen er sich mit allen seinen Neigungen zu Hause gefühlt. Ueberwunden schied er mit Weib und Kind von dem Capitol und zog über die Alpen gen Norden.

Aber selbst die Zeit der Zurückstellung war für ihn nicht verloren. Auf einer Urlaubsreise sah er zum ersten Male England, die Heimath der Frau, lernte Land und Leute kennen und erhielt die ersten Huldigungen von Seiten der Gesellschaft und der Wissenschaft daselbst. In München, wo er einige Zeit sein Domicil aufschlug, nahm er die alten archäologischen und kunsthistorischen Studien wieder auf, die späterhin in dem Werke die Basiliken des alten Roms 1843 noch ein dankenswerthes Ergebniß hatten. Allein noch Friedrich Wilhelm III. gab ihn der bisherigen Laufbahn zurück; im November 1839 ging er als Gesandter nach Bern, um dort etwas länger als ein Jahr thätig zu sein, bis ihn die persönliche Zuneigung des Erben der Krone zur vornehmsten Theilnahme an weitreichenden Entwürfen herbeizog.

Wir haben nicht nöthig an die ersten rosenfarbenen Tage der neuen Regierung in Preußen zu erinnern, wie von oben her eine Umwandlung in Kirche und Staat angestrebt wurde, wie in beiden Stücken das Muster Englands als dasjenige galt, in welchem die Schöpfungen der Vergangenheit mit den Forderungen der Gegenwart die versöhnende Einheit gefunden. Welche hohe Zwecke, welche kühne Pläne knüpften sich nicht an die Reise Friedrich Wilhelm's IV. zur Taufe des Prinzen von Wales; welche Offenbarungen, welche Täuschungen sind ihr gefolgt! Von Anfang an hatte Bunsen den innersten Gedanken seines königlichen Freundes nahe gestanden; schon im Jahre 1841 hatte ihn derselbe mit einer der eigenthüm-

lichsten Missionen nach London betraut, die durch die Annalen englischer Staatsverträge streift. Aus längeren Verhandlungen mit den Ministern und den höchsten Würdenträgern der Kirche enthüllte sich gegen Ende Sommers die Errichtung des anglo-preußischen Bisthums zu Jerusalem. Dieses Meisterstück diplomatischer Romantik verdankte höchst wahrscheinlich Bunsen seinen Ursprung, doch war es auch seine Geschicklichkeit, welche ein solches Project der englischen Sprödigkeit hat annehmbar erscheinen lassen. Nach dem ersten Staunen, wobei man die fabelhafte Absurdität hören konnte, daß Bunsen mit Hülfe eines protestantischen Krummstabs von Zion aus persönlich habe Rache an St. Peter nehmen wollen, gab es viel Geschrei in Deutschland, da weder Lutheraner, noch Reformirte es einem theologischen Dilettanten verziehen, daß er das heimische Kirchenthum dem anglicanischen Episcopat zu unterwerfen gewagt habe, da sofort sich der Argwohn einnistete, daß, was einst in den Tagen von Leibnitz unter Friedrich I. mißlungen, — die Wiederanknüpfung an die zur Zeit der Reformation abgerissene Apostolische Succession, — nunmehr unter Friedrich Wilhelm IV. durch eine Leitung über England und Palästina in's Werk gesetzt werden sollte. Erhitzte Gemüther phantasirten sogar von einer Parallele mit den Tagen der Stuarts, während der neue Bischof von St. Jakob zu Jerusalem in sehr bescheidener Weise die Juden zu bekehren und ein Hospiz für protestantische Pilger zu erbauen begann. Wir vermögen nicht darzuthun, wie viel Wahres an jenen Vermuthungen gewesen, wie weit überhaupt die kirchlich-politischen Pläne in dieser Richtung gediehen waren. Die Einsicht bleibt der Zukunft und der Veröffentlichung wichtiger Correspondenzen vorbehalten, von denen in den vierziger Jahren alle jene Special- und Generalsynoden in Preußen und die bekannten theologischen Sendungen nach England und Schottland begleitet waren. Auch Bunsen's Thätigkeit in der staatlichen Verfassungsfrage bleibt einstweilen mit einem Schleier zugedeckt, durch den sich nicht erkennen läßt, wie weit er mit den Urhebern des Gesetzes vom 3. Februar 1847 übereinstimmte, oder ob und wie er von ihnen abwich. Aber so wenig es gelang von London aus eine bischöfliche Staatskirche in Preußen zu errichten, so sehr kamen auch die doctrinären Anpreisungen des englischen Parlamentarismus zu spät.

Allein trotz alle dem war längst aus jener Specialmission eine dauernde Gesandtschaft am Hofe von St. James hervorgegangen, die sich sowohl des vollen königlichen Vertrauens, als auch der Zuneigung der öffentlichen Meinung in England erfreute. Zwar gab es auch dort bitteren Spott genug über jenes „Bisthum im Monde," dessen Kosten glücklicher Weise zur Hälfte von Berlin her gedeckt wurden, das harmlos genug blieb, auch

wenn der mitratragende Judenbekehrer sich gelegentlich mit dem englischen Consul in die Haare fiel; zwar konnte der realistische, positive Sinn der Stockengländer die Begeisterung eines Arnold und anderer edler Freunde für Bunsen nicht völlig theilen, zumal nachdem dieser im Jahre 1845 sein Buch über die Verfassung der Kirche der Zukunft hatte erscheinen lassen, in welchem eine mystische Prophetie von allen gegebenen Grundlagen abzusehn schien und preußische Kirchlichkeit britischen Blicken wenigstens in's Reich der Wolken entrückt wurde; zwar gab es einen Bruchtheil der Aristokratie, der die eigene innere Hohlheit durch äußeren Glanz und spröde Exclusivität zu bemänteln trachtete, dem Bunsen's Herkunft zu niedrig, seine gute Aufnahme am deutschen Hofe in Buckingham Palace ein Dorn im Auge war, so daß man ihn deshalb des Empfangs in seinen Zirkeln nicht für würdig hielt. Im Großen und Ganzen aber errang er sich in Kurzem durch die Leichtigkeit seines Verkehrs mit englischen Begriffen und Zuständen, durch die stets rege und anregende Bethätigung an Allem, was in Religion und Politik, in Wissenschaft und Kunst, im öffentlichen und privaten Leben schön und erhaben war, mit einem Worte durch seine humanistische Freisinnigkeit, eine Popularität, wie sie in der That die wenigsten seiner diplomatischen Collegen genossen, und wie sie dem Gesandten seines Fürsten und dem warmherzigen Vertreter seiner deutschen Landsleute wohl anstand. So lag es durchaus im Interesse Aller, daß, als der Sturm des Jahrs 1848 losbrach und damit die zweite große Krise in Bunsen's öffentlichem Leben eintrat, er dem Anscheine nach um so fester in seiner Stelle verblieb.

Das Feuer, mit welchem Bunsen von seinem Platze aus sich in die deutsche und schleswig-holsteinische Farbe warf, lebt noch hell genug in der Erinnerung. Leider flammte es mit den Thatsachen empor und sank mit ihnen zusammen. Dennoch soll man nicht vergessen, daß seine zahlreichen Denkschriften, seine rastlos mitarbeitende Kraft nur der guten Sache zu dienen trachteten, daß es ihm eine Ehre schien, in Schleswig für Frankfurt gewählt zu werden, daß er eine Weile die Hoffnung hegte, nicht nur preußischer Gesandter, sondern Vertreter des neu erstandenen deutschen Bundesstaats zu sein. Es war doch wesentlich sein Verdienst, wenn während des ersten dänischen Kriegs Lord Palmerston so viel Verständniß und guten Willen gezeigt hat, als in dieser allem Auslande verhaßten Frage irgendwo zu Tage gekommen ist. Wenn er späterhin der unglückseligen Politik des berliner Cabinets, Schritt für Schritt zurückweichend, gefolgt ist, so mögen wir an dieser Stelle die Vorwürfe nicht wieder erwecken, wie sie vor nicht gar langer Zeit noch W. Beseler im Namen Vieler ausgesprochen. Man darf nur versichert sein, daß seine edle Seele nicht

ohne vernichtenden Schmerz den Ausgang erlebte, als er, nachdem er früher einmal ausgewichen, das londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 unterzeichnete, — ein Act, bei dem selbst ein Palmerston zufrieden war, den Grafen Malmesbury an seiner Stelle zu sehn.

Wir wollen nicht entscheiden, wie früh Bunsen vorausgesehen, daß ihn so gut wie die preußische Politik die Nemesis nicht verschonen werde. Nachdem er von einer Stromschnelle zur anderen, vom Bundesstaat zur Erfurter Union, von dort zum reactivirten Bundestage mitgetrieben, nachdem er Radowitz mit Anstand vor einem Manteuffel fallen sah und nicht ebenfalls resignirte, waren bei der sich überstürzenden Schmach Preußens die harten Folgen auch für ihn unausbleiblich. Er kann sich doch unmöglich auf die Dauer getäuscht haben, daß es möglich sei, mit dem Regiment in Berlin, das sich Oesterreich unterworfen, den Staat dem Junkerthum und der Polizei und die Kirche der Pfaffenherrschaft auslieferte, in Frieden leben zu können. Nur die alte treue Zuneigung seines königlichen Herrn hat eine Zeit lang den schützenden Schild über ihn gehalten gegen die giftigen Pfeile, die, angestachelt von Petersburg und Wien, die immer kecker werdenden Lenker des neupreußischen Streitwagens auf ihn abschossen. Munkelt man doch, daß, als der verstorbene Geheime Rath von Niebuhr — jener Marcus, unter dessen Taufzeugen zu Rom einst Bunsen vorn an gestanden — als Executor der geheimen Anschläge der allmächtigen Camarilla in London erschien, der König selber seinen Gesandten noch zeitig vor dem Fallstricke gewarnt und die List der Gegner zu Schanden gemacht habe. Doch die Anläufe ruhten darum nicht, — bis mit dem Ausbruche des orientalischen Krieges, als Bunsen, hoffnungsvoll wie immer, das Verlorene wieder zu gewinnen und durch Theilnahme Preußens an der westmächtlichen Politik dasselbe zur Ehre Deutschlands aus seinen fremden und einheimischen Banden lösen zu können vermeinte, die Masse seiner Hasser und Neider über ihn Herr wurde. Mit seiner Abberufung von London im Sommer 1854 schließt sein öffentliches Leben, das in höchst eigenthümlicher und vielfach angefochtener Weise meist nur von Außen her im Dienste der Heimath verbracht worden ist.

Aber man würde sehr irre gehen, wenn man Bunsen's öffentliche Wirksamkeit nur aus den wenigen faßlichen Resultaten seiner diplomatischen und kirchenpolitischen Laufbahn beurtheilen oder gar, wie seine kreuzritterlichen Gegner mit ihrer bekannten geschmackvollen Scheinheiligkeit, in allen Stücken über ihn den Stab brechen wollte. Zwar scheint auch uns in seinem staatlichen Streben dieselbe Eigenthümlichkeit tadelnswerth wie in seiner Wissenschaft, daß er nämlich das letzte Ziel stets zuerst mit unvergleichlicher Wärme, mit einer Vorstellung ergriff, die in ihm selber bereits

Wirklichkeit geworden, und daß er dann schließlich bei einem so realen Objecte, wie die Politik, nicht die Mittel, nicht die Charakterkraft besaß, dem Punkte, den sein divinatorischer Geist in der Ferne richtig erschaut, Schritt für Schritt durch Beseitigung der entgegenstehenden Hindernisse nahe zu kommen. Allein seine herrlichen Anlagen von Gemüth und Verstand waren so vielfältig schöpferischer Art, daß an der vierzehnjährigen Verwaltung jenes hohen Postens in der britischen Hauptstadt noch ganz andere hell leuchtende Seiten hervortraten als bei seinem römischen Aufenthalte. Bunsen war eben mehr als jene gewöhnlichen Diplomaten, die als willige Handlanger ihres Ministeriums des Aeußeren schreiben und antworten, häufig nur ein exclusiv vornehmes und blasirtes Leben führen und in kritischen Fällen es höchst selten besser machen, als Bunsen gethan. Er vertrat eben Interessen und Ansprüche, um die sich die Gesandten in der Regel zu wenig zu kümmern pflegen, und die dem Einzelnen wie dem Volke doch über alle Berechnung werth und, was Deutschland betrifft, in der Regel noch immer die würdigsten sind, mit denen es sich in der Fremde zeigen kann. Bunsen besaß von Hause aus ein großes Herz, das sich der individuellen wie der allgemeinen Noth weder verschloß, noch mit der Fülle seiner Schläge jemals das volle Mitgefühl verleugnete mit den zahllosen Bahnen, in denen der schöpferische Drang des deutschen Geistes sich zu ergehen pflegt. Beides hat er in der Fremde wiederholt und unablässig bethätigt. Wer, fragen wir, hat es besser verstanden, englische Wohlthätigkeit der schuldlosen Noth seiner Landsleute zuzuwenden und wiederum deutscher Wissenschaft und deutschem Unternehmungssinn bei den Briten Anerkennung und Verwerthung zu verschaffen? Beides wäre ihm in so hohem Grade nicht möglich gewesen ohne sein kühnes Gottvertrauen, ohne die eigene Erfahrung, die niemals müde wurde, sich immer wieder im Schaffen zu versuchen, ohne jenen christlichen und doch menschlich freien Kosmopolitismus, mit dem er in der That die Welt umfaßte. Was wir meinen, kann nicht besser gesagt werden, als mit den Worten, die ihm jüngst ein treuer Freund in der Allg. Augsb. Ztg. nachgerufen: „Es lag in dieser seiner nicht minder menschlichen als wissenschaftlichen Universalität und Allgegenwart eine eigenthümliche schicksalsvolle Gewalt, die alle Nähertretenden ergriff, und für sie in unzähligen inneren Anregungen nicht selten auch der Anlaß einer Umgestaltung ihres äußeren Lebens wurde.“ Namentlich sein Leben in London, wo er großartig als Vermittler deutschen und englischen Wesens galt, bietet hier eine Fülle glänzender Beweise.

Nicht krankhafter Hang zur Frömmelei, sondern der Wille, den physischen und moralischen Leiden seiner Mitmenschen Linderung zu bereiten,

war es, was ihm einst im Jahre 1843 Worte der Begeisterung verlieh, die er im Namen der Mrs. Elisabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen richtete. Der Schule protestantischer Diakonissen zu Kaiserswerth hat er bis an sein Ende seine thätige Gunst erhalten; ihm ist es anzurechnen, wenn die Engländer, die dem Institute lange Zeit als einem kryptokatholischen nicht trauen wollten, im Krimmkriege schließlich doch die Erfahrung von der Nützlichkeit desselben machten. Wie damals bei'm Krankenhause auf dem Capitol erscheint Bunsen in der ersten Reihe der Begründer des jetzt weit berühmten deutschen Hospitals zu Dalston bei London; gelang es doch seiner Energie, die Mildherzigkeit deutscher Fürsten und der in England angesessenen Landsleute zu den namhaften jährlichen Beiträgen zu steigern, die Tausenden von armen Kranken, ohne Ansehn der Person, so bald sie nur die Muttersprache reden, Pflege und Heilung spenden sollen. Bunsen theilte wahrhaftig nicht die Engherzigkeit des philanthropischen Wirkens des Grafen Shaftesbury oder den bornirten Stolz der Dissenter-Missionen unter dem Londoner Pöbel wie unter den Heiden aller Welttheile. Aber mit den Häuptern aller solcher Unternehmungen wie mit den Spitzen der Staatskirche, den Vorstehern der staunenswerthen englischen Bibelgesellschaft, war er befreundet, nicht um Betstunden mitzumachen, auch nicht aus selbstsüchtigen Gründen, sondern um deutscher Bedürftigkeit aufzuhelfen, deutsche geistige Kraft und deutsches Wissen nutzbar zu machen und durch die colossalen Wege und Mittel der Briten zu fördern. Wie bedeutend aber dadurch sein Einfluß in England wurde, wird aus der Thatsache ersichtlich, daß außer dem Bischofe von Manchester vielleicht noch ein oder der andere Schüler Arnold's seine hohe Würde in der englischen Kirche nicht ohne Vermittlung Bunsen's erreicht hat.

Wir sind überzeugt, daß sich noch eine beträchtliche Anzahl deutscher Landsleute, die im Sommer 1851 die große Weltausstellung zu London besuchten, mit Freuden der gewinnenden Persönlichkeit des preußischen Gesandten erinnern und bezeugen werden, daß er weder die materiellen Resultate jener riesenhaften Concurrenz, noch die geräuschvollen und aufreibenden Festlichkeiten der Zeit in den Himmel erhob, sondern daß ihm stets der Gesichtspunkt obenan stand, mit dem sich die Millionen Zeugen verschiedenartigster Cultur strahlenförmig in ein Centrum fassen ließen, um ein die Gesittung befruchtendes Ergebniß umgekehrt wieder nach allen Himmelsstrichen auszuströmen. Ueber Bunsen's Theilnahme an der spannenden Expedition Barth's, Overweg's und Vogel's nach Central-Africa hat genug verlautet, als daß man ihn nicht als den eigentlichen Urheber und Förderer dieses anglo-preußischen Unternehmens, an welchem sich ge-

wiß weniger aussetzen läßt als an dem palästinensischen Bisthume, bezeichnen sollte. Er hat Ursache gehabt, vor Tausenden sich über den handelspolitischen, ethnographischen und naturhistorischen Gewinn des rückkehrenden Entdeckers zu freuen, so wie die kühnen Märtyrer zu beweinen, die in jenem noch immer unergründeten Continente ihr Leben gelassen. Wie viele deutsche Gelehrte und Praktiker, in England wie im Vaterlande, auf der Höhe des Ruhms wie in bescheidener Wirksamkeit, sind sich bei Bunsen's Tode noch einmal lebhaft bewußt geworden, wie sein leuchtendes Auge, sein inspirirtes Wort, seine helfende That in verschiedenstem Maaße mitgewirkt, daß ein jeder von ihnen in seiner Stellung Fuß gefaßt. Doch aus ähnlichen Ursachen, denen echter Dankbarkeit und Freundschaft, trauern auch tüchtige Männer englischer Zunge zu beiden Seiten des Atlantischen Oceans; sie wissen recht gut, weshalb Charles Kingsley in seinem socialen Roman in kräftigen, aber um so unverkennbareren Zügen die geistig helle Erscheinung Bunsen's als des echt freisinnigen Humanisten gemalt hat.

Sollen wir nun noch ein Wort über den letzten, vorwiegend schriftstellerischen Abschnitt dieses reichen Lebens hinzufügen, so ist es uns nicht möglich, ein endgültiges Urtheil über den Werth oder Unwerth der überaus voluminösen Schöpfungen desselben auszusprechen; nur darf man mit Recht auf ihre Uebereinstimmung mit den eignen Anfängen, auf die trotz aller Romantik freie, fast schrankenlose Theologie, auf die weltgeschichtlichen Lucubrationen hinweisen, die sich wie rothe Fäden verschlingen und von Göttingen über Rom und London nach Heidelberg und Bonn hindurchziehen. Kirchengeschichtlich schienen diese Studien in dem 1847 erschienenen Werke über die Briefe des Ignaz von Antiochien festere Gestaltung gewonnen zu haben, als die politisch erregten Zeiten dazwischen traten. Mit dem Jahre 1852 aber stürzte sich Bunsen, gleichsam um den Schmerz über das jüngst Erlebte in sich zu ersticken, mit um so heftigerem Eifer in die unbegrenzte Ausarbeitung aller seiner Ideen. Aus wenigen Briefen an einen Freund über seine Entdeckung, daß ein jüngst aufgefundenes Werk über die frühen Häresien nicht dem Origenes, sondern dem Hippolyt von Tarsus angehöre, entstanden mit unglaublicher Schnelle vier englisch geschriebene Bände, die neben vielem Anderen Textkritik, Religionsphilosophie, die Form des Gottesdienstes im apostolischen Zeitalter und die Behandlung ähnlicher Fragen in den folgenden Jahrhunderten der christlichen Kirche zur Aufgabe haben. Eine zweite Ausgabe dieses deutsch beinah glücklicher Weise nur in zwei Bänden erschienenen Werks wuchs noch stärker an und gedieh geradezu zu einer Art Encyklopädie über Christenthum und Menschengeschlecht, in der aus fremden Federn auch viel Interessan-

tes über Sprache und Ethnographie der ursprünglichen Menschenracen zu lesen stand. Wenn daneben zugleich „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" englisch umgearbeitet wurde, so hatten die Engländer in der That Grund genug, so viel Gewandtheit und Schöpfungskraft in ihrer Zunge anzustaunen, ohne daß sie doch mehr Muth als bisher gefaßt hätten, gerade an der Hand dieser Darstellung sich mit so hohen und weiten Gegenständen deutscher Forschung vertraut zu machen. Als Bunsen dann nach seinem Tusculum in Heidelberg übersiedelte, legte er Hand an sein Bibelwerk, an dem er, ohne es zum Abschluß zu bringen, bis nahe an seinen Tod gearbeitet hat. Es ist erstaunlich, wie viel er, auch abgerechnet daß Andere halfen, zu Papier zu bringen vermochte, wie er daneben noch eine mehrbändige philosophische Ausführung: Gott in der Geschichte erscheinen lassen konnte. Es ist aber ebenso sehr zu bedauern, daß er immer mehr über sein Ziel hinausschoß, indem die Bibelarbeit, die ursprünglich zu einem Volksbuche bestimmt war, schrittweise zu einem kostspieligen, mit allem möglichen gelehrten Apparat eignen, frühern wie spätern Ursprungs und fremder Zuthat ausgestatteten Sammelwerke anwuchs, dem keine Schule der entsprechenden Wissenschaft jemals volle Gerechtigkeit wird angedeihen lassen. Nirgends wohl ist der steigende Fehler Bunsen'scher Composition nackter an's Licht getreten, als bei diesem riesenhaften Torso. Bei seinen Briefen, politischen Aufsätzen und den zum Druck bestimmten gelehrten Arbeiten muß unstreitig der erste Entwurf stets das Beste, wo nicht gar meisterhaft gewesen sein. So weit erfüllte er alle Bedingungen schön gestalteter, geistreicher Stilistik. Aber anstatt immer gedrungener zu werden, den Unterbau des Details immer sauberer, knapper in eine correcte Entwicklung zu verarbeiten, pflegte er nur auszufüllen und in's Maaßlose auszuschweifen, so daß bei aller künstlerischen Begabung ihm unter den Händen das erste in zierlichen Rahmen gefaßte Bild zu einer ungeheuren mit Fresken bedeckten Wand gedieh. Auch die im Jahre 1855 geschriebenen Zeichen der Zeit sind nicht von solchem Tadel frei zu sprechen. Ein glücklicher Wurf gegen die Gewissenspolizei und die Dunkelmänner unsrer Tage, deren gründliche Erniedrigung Bunsen noch zu seiner größten Freude erleben sollte, hätten sie noch unendlich mehr Wucht gehabt, wäre ihr Inhalt anstatt auf zweimal dreihundert Seiten in zwei kurzen, Wort für Wort schlagenden Briefen an E. M. Arndt in die von dem ultramontanen Treiben bei Katholiken und Protestanten angeekelte Welt hinausgegangen. Doch genug, — denn wir haben hier nicht zu recensiren.

Anscheinend im Vollgenuß seiner selten von Krankheit befallenen kräftigen Gesundheit lebte Bunsen seit 1854 auf einem reizenden Flecke, der

Heidelberger Schloßruine gegenüber. Mit einer Arbeitskraft, wie sie selten erreicht wird, stand er zwölf bis sechszehn Stunden des Tages fest gebannt bei Büchern und Scripturen. Sein Geist bewahrte die alte bezaubernde Frische, den schlagfertigen Witz, der niemals bereiter war, als wenn unerwartet alte Freunde von Italien, von England her, aus der Heimath bei ihm eintraten, wenn sie sich wieder laben konnten an den ergötzlichen Geschichten von den römischen Monsignori, an der Schilderung der Schwierigkeit, den Engländern von deutschen Dingen Begriffe beizubringen, wenn es an's Politisiren, an's Philosophiren ging. Es waren für ihn, stets im Kreise wenigstens eines Theils seiner Familie, frohe glückliche Tage. Auch politisch erschien er nicht bei Seite gesetzt. Viele der leitenden Persönlichkeiten der Partei, welche die Wiederkehr liberalen Regiments in Preußen und Deutschland nicht verloren gab, standen mit ihm in beständigem Verkehr. Ja, um die Zeit, als der preußische Thronerbe die Princeß Royal von England heimführte, eine Verbindung, an deren Zustandekommen Bunsen gewiß nicht unbetheiligt gewesen, wurde er, der längst der akademischen und politischen Ehren nicht ermangelte, mit seiner Nachkommenschaft in den Freiherrnstand erhoben. Seine Gegner von altem Adel grollten, wie ihre geistlichen Freunde kurz zuvor sich nicht wenig verwundert hatten, bei der Versammlung der Evangelischen Allianz in Berlin Bunsen wieder als Gast des Königs anzutreffen. Doch fehlte es unter Wohlwollenden nicht an solchen, die lieber gesehn, wenn Bunsen, wie er früher nach Niebuhr's Vorbilde gethan, den Adel ausgeschlagen und sich hierin nicht auf eine Stufe mit dem Sohne seines Gönners gestellt hätte. Nur einmal, und zwar im October 1858 bei'm Sturze Manteuffel's und der Einsetzung der vollen Regentschaft finden wir Bunsen von seinem Sitze im Herrenhause Gebrauch machen; da konnte er aus voller Seele dem glücklichen Umschwunge zustimmen und in hellem Humor sich über die bekannte Majorität seiner neuen Collegen ergehen. Daß er seit dem Ausbruche des italienischen Krieges unwandelbar gegen Oesterreichs Politik sich ausgesprochen, im kühnen zornigen Fluge seiner Gedanken das großdeutsche Aufbrausen im Jahre 1859 mit der Erhebung in einem Narrenhause verglich und wohl gar den Papst bereits zum Generalsuperintendenten von Rom degradirt sah, wird Niemand verwundern, der ihm näher getreten oder aus dem Vorstehenden die Ueberzeugung gewonnen, daß Bunsen zu der mit allerlei Ehrennamen belegten Schaar derer zählte, die zum Heile Deutschlands Preußens Action völlig selbständig, aber auch energisch haben wollen.

Er ist dieser Fahne treu geblieben. Ein steigendes, Anfangs weniger bemerktes Leiden, das dann Symptome der Brustwassersucht zeigte, trieb

ihn während der beiden letzten Winter in Cannes ein milderes Klima zu suchen. Da hat er denn über die blauen Fluthen des Mittelmeeres mit aller Sehnsucht jugendlicher Erinnerung nach den Küsten Italiens ausgeschaut, wo sich einst sein Lebensglück entfaltet, die er selber nicht wieder betreten sollte; da ist er fast unmittelbarer Zeuge der rasch fortschreitenden Vorgänge gewesen, die auch nach seiner hoffnungsvollen Ueberzeugung aus den Italienern über kurz oder lang ein freies Volk machen würden. Bei der letzten Heimkehr im vergangenen Sommer war die alte Rüstigkeit merklich gebrochen, die Arbeit stockte, und wachsende Qualen traten ein. Doch nicht ohne frohe Erwartungen bewerkstelligte er den Umzug nach Bonn, bis ihm zuerst vernehmlich der Tod rief. Da hat er noch lange Zeit standhaft, unter entsetzlichen Leiden, auch als einmal eine Wendung zum Besseren einzutreten schien, der letzten Stunde entgegengesehn und ist — nur wenige Wochen vor seinem königlichen Freunde — am 28. November 1860 in christlicher Ergebung sanft entschlafen. Die ihn in jener Zeit umstanden, wissen Einiges zu erzählen von den letzten aphoristischen Worten, die an ihr Ohr gedrungen, und von den Blicken, zu denen sich das unvergeßliche Blau seiner Augen wiederholt erschloß. — —

Damit hat auch dieser Nachruf sein Ende erreicht. Anspruchslos und möglichst objectiv meint er, dem Lebensfaden folgend, einige Umrisse zur Würdigung des Mannes in den verschiedenen Erscheinungen seiner Thätigkeit entworfen zu haben und enthält sich absichtlich eines Gesammturtheils von oben herab, indem Niemandem darum zu thun sein wird, im Widerstreit von Rede und Gegenrede einen Steinhaufen auf dem frischen Grabe aufzuschütten. —

Süditalische Zustände.

Messina, Ende 1860.

Ich hatte Ihnen am Schlusse meines letzten Briefes *) versprochen, Ihnen in meinem nächsten Mittheilungen über die inneren, namentlich kirchlichen und religiösen Zustände Siciliens zu machen. Noch indeß beschäftigen die großen politischen Ereignisse alle Gemüther und ich halte mich daher vor Ihnen und Ihren Lesern entschuldigt, wenn ich abermals vorzugsweise über diese schreibe und nochmals mit einem Rückblick auf die letzte Periode der ihrem Ende zueilenden neapolitanischen Geschichte beginne.

*) Vgl. „Sicilische Briefe, 4." im Septemberheft unsres vorigen Jahrgangs, S. 202.

in diese letzte Zufluchtsstätte zurückgezogen. Aber ein großer Theil der Truppen, die bei Neapel standen, war schon in Sicilien gewesen, der König hatte früher, wo noch die Möglichkeit für ihn vorhanden war, seine Versprechungen einzulösen, mit diesen nicht gegeizt, und die anrüchigen Subjecte sind hier, wie anderwärts, so feig, daß man von ihnen Alles, nur keine kriegerische Tapferkeit erwarten kann. Die kriegerischen Erfolge Garibaldi's bis zu seinem Einzuge in Neapel müssen wenigstens zum größten Theile in andern Umständen gesucht werden, als man im Allgemeinen annimmt. Mein früher abgegebenes, in dem Lobe der garibaldinischen Truppen nur sehr bedingtes Urtheil habe ich von den verschiedensten Seiten bestätigen hören, und sachverständige Männer, die die Heere von ganz Europa zu sehen Gelegenheit hatten, sprachen nur mit einer Art ungläubigen Staunens von den mit solchen Truppen errungenen Siegen. Mir versicherte ein in allen Armeen Europas umhergeworfener Officier aus dem Generalstab Garibaldi's, er mache sich verbindlich, die ganze Armee auch noch nach ihrer Landung in Calabrien mit vier ungarischen Regimentern in das Wasser zu werfen. Dieses ist mit hunderttausend Mann wohl ausgerüsteter Truppen, deren Reste sich schließlich fast gegen eine Uebermacht siegreich behaupteten, nicht geschehen und das muß erklärt werden.

Als Garibaldi in Sicilien landete, war ihm sein großer Name schon vorausgegangen. Die Sicilianer erzählten sich, er habe im vorigen Jahre hundert und zwanzig Tausend Oesterreicher mit zehn Tausend Mann in die Flucht getrieben, und für die Neapolitaner war er ein Schreckensmann, wie einst Hannibal für die Römer. Er könne seine Feinde durch den Blick tödten, sagten sie. Die neapolitanischen Obercommandanten waren Schwachköpfe, unter sich uneinig und wechselten alle Monate. Das Officiercorps, welches wußte, mit welcher Bestimmtheit der König schon während seiner kurzen Regierungszeit jede Bitte um Verfassungsreformen abgeschlagen hatte, hielt die Verleihung einer Constitution für das, was sie war, für den Anfang vom Ende; wie denn der Umschlag der neapolitanischen Politik auf die Armee überhaupt von der nachhaltigsten bösen Wir[illegible] gewesen ist. Der gemeine Soldat war aber durch Alles das keines[illegible] demoralisirt, daß er sich nicht mehr hätte schlagen mögen. Als die [illegible] Melazzo nach der Capitulation des Forts durch die Reihen der Ga[illegible] ihren Abzug hielten, rief [illegible] sie den oberitalienischen Bersaglieri zu: [illegible]ersehn in Messina!" [illegible]ßte Mehrzahl der Truppen war gut [illegible]nut und wenn sie a[illegible]egs die tapfersten waren, so waren [illegible] Corps unter ihnen [illegible] ihren Führern zum Theil verrathen

[illegible]e fast zu gewöhn[illegible] Niederlage einer Armee damit er[illegible], daß man sa[illegible]rrathen worden; und ich bin nichts [illegible]lgt dem Urtheil[illegible]nzosen beizustimmen, die da meinen, [illegible]ine französische[illegible]agen worden sei, sie durch Verrath [illegible]llein daß B[illegible]icht zu gering anzuschlagender Helfer [illegible] ist, möchte[illegible]ht mehr zu läugnen sei. Die Vor[illegible]sala sind bekannt genug. Wie die [illegible]n ist, ist ziemlich dunkel. Factisch

nung der Sicilianer äußerte, wurde gesagt, er habe ganz recht; das Volk sei aber hier absichtlich von seiner Regierung in der Dummheit niedergehalten worden, und man könne ihm deshalb seinen gegenwärtigen Zustand nicht geradezu zum Vorwurfe machen; sie, die Lombarden, seien unter der österreichischen Herrschaft doch viel besser behandelt und wenigstens besser mit Bildungsmitteln, Schulen bedacht gewesen. Das sei richtig, erwiderte der Officier; man habe sie aber in den Schulen zu viel lernen lassen, um sie dumm zu machen; man habe sie Griechisch, Lateinisch, Geschichte, Mathematik, Physik u. dgl. zu lernen zwingen wollen; das hätten sie aber nicht gethan und deshalb wären sie diese Herrschaft jetzt glücklich los.

Solcher, selbst erlebter Anekdoten, welche die gänzliche Unkenntniß aller wirklichen Verhältnisse und den blindesten Nationalhaß verrathen, könnte ich noch eine Menge erzählen. Nur um das Verhältniß der Sicilianer zu ihrer Regierung und die daraus erwachsene Beurtheilung der Stellung sämmtlicher europäischer Fürsten zu ihren Unterthanen zu charakterisiren, möge nur einer ganz verbreiteten Volksansicht gedacht werden. Wie ich schon in einem früheren Brief erwähnte, glaubte während der Choleraepidemie das Volk hier allgemein, die Regierung habe Choleragift aus der Citadelle in die Stadt schaffen lassen. Wenn man den Leuten nun sagte, das sei eine irrige Meinung, man könne kein Choleragift präpariren, man möge doch nur bedenken, daß die englischen und französischen Soldaten, die mit so großen Kosten nach der Krim geschafft seien, ebenso arg von der Cholera decimirt würden wie sie, so antworteten sie ganz sicher, das spreche nur für sie; die Cholera hätten die Russen, die sie auch zuzubereiten verständen, in das englische Lager geschossen. Entgegnete man darauf, die Russen hätten aber eben so viel von ihr zu leiden, so war man um die Gegenantwort nicht verlegen, die Kriege der Fürsten seien alle nur Schein. Wenn die Fürsten sähen, daß ihre Länder von Bewohnern überfüllt seien, dann fingen sie verabredeter Maaßen Krieg unter einander an, um ihre überflüssigen, gefährlichen Unterthanen los zu werden! Das Aeußerste, was diese Leute zugaben, und dazu gehörte schon eine gewisse Bildung, denn es war die Ansicht von Commis, Advocaten, ja selbst Aerzten, war das, daß es wohl zwei Arten der Cholera, eine natürliche und eine künstliche, geben möge. Unzweifelhaft stand es ihnen aber fest, daß die Cholera in Sicilien von der Regierung importirt sei.

Dieses Factum wird Jedem wahrscheinlich machen, daß die Stützen der Regierung in Sicilien nur die künstlichsten waren und ihnen aller und jeder Boden fehlte. Allein damit ist doch noch nicht das Gelingen der Revolution erklärt. Wie kommt es, daß sich zuletzt die königlichen Truppen noch schlagen, nachdem ihnen fast jede Aussicht auf Erfolg genommen ist? Allerdings waren es die Elitetruppen der neapolitanischen Armee, die um Capua concentrirt waren, der König hatte es gewiß nicht an Versprechungen fehlen lassen, und in dem Lager derselben befanden sich gewiß eine Menge Personen, die von dem letzten Siege Garibaldi's Alles zu fürchten hatten. Denn die Sbirren, Spione oder sonst anrüchigen Subjecte aus dem ganzen Lande, so weit sie nicht schon nach dem Auslande entkommen oder dem Dolche erlegen waren, hatten sich jetzt

in diese letzte Zufluchtsstätte zurückgezogen. Aber ein großer Theil der Truppen, die bei Neapel standen, war schon in Sicilien gewesen, der König hatte früher, wo noch die Möglichkeit für ihn vorhanden war, seine Versprechungen einzulösen, mit diesen nicht gegeizt, und die anrüchigen Subjecte sind hier, wie anderwärts, so feig, daß man von ihnen Alles, nur keine kriegerische Tapferkeit erwarten kann. Die kriegerischen Erfolge Garibaldi's bis zu seinem Einzuge in Neapel müssen wenigstens zum größten Theile in andern Umständen gesucht werden, als man im Allgemeinen annimmt. Mein früher abgegebenes, in dem Lobe der garibaldinischen Truppen nur sehr bedingtes Urtheil habe ich von den verschiedensten Seiten bestätigen hören, und sachverständige Männer, die die Heere von ganz Europa zu sehen Gelegenheit hatten, sprachen nur mit einer Art ungläubigen Staunens von den mit solchen Truppen errungenen Siegen. Mir versicherte ein in allen Armeen Europas umhergeworfener Officier aus dem Generalstab Garibaldi's, er mache sich verbindlich, die ganze Armee auch noch nach ihrer Landung in Calabrien mit vier ungarischen Regimentern in das Wasser zu werfen. Dieses ist mit hunderttausend Mann wohl ausgerüsteter Truppen, deren Reste sich schließlich fast gegen eine Uebermacht siegreich behaupteten, nicht geschehen und das muß erklärt werden.

Als Garibaldi in Sicilien landete, war ihm sein großer Name schon vorausgegangen. Die Sicilianer erzählten sich, er habe im vorigen Jahre hundert und zwanzig Tausend Oesterreicher mit zehn Tausend Mann in die Flucht getrieben, und für die Neapolitaner war er ein Schreckensmann, wie einst Hannibal für die Römer. Er könne seine Feinde durch den Blick tödten, sagten sie. Die neapolitanischen Obercommandanten waren Schwachköpfe, unter sich uneinig und wechselten alle Monate. Das Officiercorps, welches wußte, mit welcher Bestimmtheit der König schon während seiner kurzen Regierungszeit jede Bitte um Verfassungsreformen abgeschlagen hatte, hielt die Verleihung einer Constitution für das, was sie war, für den Anfang vom Ende; wie denn der Umschlag der neapolitanischen Politik auf die Armee überhaupt von der nachhaltigsten bösen Wirkung gewesen ist. Der gemeine Soldat war aber durch Alles das keineswegs so demoralisirt, daß er sich nicht mehr hätte schlagen mögen. Als die Jäger in Melazzo nach der Capitulation des Forts durch die Reihen der Garibaldiner ihren Abzug hielten, riefen sie den oberitalienischen Bersaglieri zu: „Auf Wiedersehn in Messina!" Die größte Mehrzahl der Truppen war gut königlich gesinnt und wenn sie auch keineswegs die tapfersten waren, so waren doch tapfere Corps unter ihnen, die von ihren Führern zum Theil verrathen worden sind.

Es ist eine fast zu gewöhnliche Art, die Niederlage einer Armee damit erklären zu wollen, daß man sagt, sie sei verrathen worden; und ich bin nichts weniger als geneigt dem Urtheile vieler Franzosen beizustimmen, die da meinen, daß, wo jemals eine französische Armee geschlagen worden sei, sie durch Verrath unterlegen habe. Allein daß Verrath ein nicht zu gering anzuschlagender Helfer Garibaldi's gewesen ist, möchte jetzt doch nicht mehr zu läugnen sei. Die Vorfälle bei der Landung Garibaldi's in Marsala sind bekannt genug. Wie die Capitulation von Palermo zu Stand gekommen ist, ist ziemlich dunkel. Factisch

ist nur, daß die Flotte, welche den Angriff der Landarmee unterstützen sollte, nicht dahin gefeuert hat, wohin sie sollte, wohl aber die Stadt mit Kugeln überschüttete, die vielen Schaden anrichteten, aber auch die eigenen Truppen belästigten. Vollständig competente Augenzeugen, die dem Bombardement von der Seeseite aus zugesehen, haben mir das versichert. Ob bei der Convention des Generals Clary, wodurch der hiesige Platz, der Garibaldi wenigstens einen Monat hätte Widerstand leisten können, neutralisirt worden ist, Verrath im Spiel gewesen ist, will ich nicht entscheiden. Factisch ist aber wieder Folgendes. Garibaldi dirigirte vom ersten Tage seiner Ankunft in Messina alle seine Artillerie, die damals noch ganz unbedeutend war, nach dem Leuchtthurme am Faro di Messina. Hier wurden Batterien gebaut; hunderte von Fischerbarken zum Uebersetzen in Bereitschaft gehalten. Nach Allem, was hier geschah, mußte man annehmen, daß Garibaldi an dieser Stelle übersetzen wolle, obwohl die gegenüberliegende, an sich leicht zu vertheidigende Küste durch vier kleinere Forts armirt war. Es wurden auch hier verschiedene Uebergangsversuche gemacht, bis Garibaldi plötzlich vom Cap von Taormina aus, dreißig Miglien südlicher, übersetzte. Die, welche von Anfang an geglaubt hatten, Garibaldi ziehe die Truppen nur des Scheins wegen am Faro zusammen, fanden jetzt ihre Meinung bestätigt. Und doch ist der Zusammenhang der Dinge ein anderer. Man hatte mit dem Commandanten eines der Forts dem Faro gegenüber sich verständigt; dieser wollte eine Anzahl Truppen ruhig übersetzen lassen und ihnen das Fort ausliefern. Hatte man sich einmal am jenseitigen Ufer festgesetzt, dann konnte man die Meerenge vollständig schließen und glaubte des weiteren Erfolgs sicher zu sein. In einer finstern Nacht setzten auch einige hundert Mann auf Kähnen über, wurden aber übel empfangen, mußten theils wieder umkehren, theils sich in die Berge flüchten. Die Besatzung hatte Tags vorher von dem Verrathe ihres Commandanten Kunde bekommen und derselbe war entfernt worden. Ein zuverlässiger deutscher Officier in dem Artilleriecorps Garibaldi's, dessen beste Artillerie-Officiere überhaupt Deutsche und Ungarn waren, erzählte mir dieses und beschrieb die Unruhe, in der sich das Lager die Nacht über befunden habe. Er fügte seinem Berichte trocken hinzu: davon schreiben freilich die englischen Zeitungen Nichts. Daß ferner der General Brigandi, welcher ein Armeecorps von einigen Tausend Mann zwischen Reggio und Scylla commandirte, ein Verräther war, steht fest. Ist er doch einer der Wenigen, die den Lohn für den Verrath empfangen haben. Von hundert Schüssen seiner verrathenen und nach Hause entlassenen Soldaten gleichzeitig durchbohrt, stürzte er vom Pferde und wurde gräßlich verstümmelt. In welchem Maaße dann in Neapel selbst der ehrloseste Verrath den König auf allen Schritten umgab, braucht nicht noch gesagt zu werden. Wie die Bourbonen geherrscht haben, so sind sie auch untergegangen. Ihr Ahnherr hat die französische Krone durch Verrath an seinem Glauben gewonnen. Durch den Verrath seiner Familienangehörigen, seiner Generale und Minister ist abermals ein Zweig des Hauses gefallen. Doch auch hier büßen die Achiver wieder, wie immer, für die Thaten ihrer Fürsten!

Was wird aber die Saat sein, die aus all' diesen Schändlichkeiten auf-

gehen wird? Es ist nur ein Trost, daß in dem ganzen Handel ein Mann rein dasteht, Garibaldi. Was er gethan hat, hat er aus reiner Liebe zum Vaterlande vollbracht. Keine Gewinnsucht hat ihn in unserem „materiellen Zeitalter" beschmutzt und wenn Ehrgeiz seine Seele schwellte, so war es Ergeiz der höchsten Art, seinem leidenden Vaterlande dienstbar zu sein. Die übelen Folgen, die mit seinem Unternehmen nothwendig verbunden waren, hat er zu mildern gesucht, wo er konnte. Hätte ein Anderer, der weniger menschenfreundlich und vorsichtig gewesen wäre, an seiner Stelle gestanden, die Gefilde Siciliens würden von Bürgerblut triefen und die entfesselten Sicilianer sich in sich selbst zerfleischen. Eine einzige Proclamation, wie sie Cialdini bei seinem Einmarsch in den Kirchenstaat und in Neapel erlassen hat, hätte genügt, um die Dolche von Tausenden mit dem Blute aller möglichen schuldigen oder unschuldigen Anhänger des vorigen Regimes zu färben. Ich finde, daß der „Räuberhauptmann" menschlicher Krieg führt als die Generäle eines annectirenden Staates. Entschlossen und energisch muß allerdings die sardinische Regierung durchgreifen, wenn sie Ordnung in das Chaos bringen und einen endlosen Guerillakrieg ersticken will; aber Italiener noch zur Rache an den Feinden aufzufordern, das geziemt doch keinem Generale eines Staats, der sich so gern auch civilisatorischen Beruf zuschreibt. Die Italiener rächen sich schon genug an ihren Verfolgern. Denn in welchem Maaße hier die Blutrache im Schwang ist, hat man jetzt wieder erfahren müssen. Lassen Sie mich Ihnen einige Beispiele, die den sittlichen Bildungszustand der Sicilianer charakterisiren, erzählen. Ein berüchtigter neapolitanischer Sbirre hatte sich kurz vor dem Einzuge Garibaldi's in eine der hiesigen Kirchen geflüchtet, welche jetzt noch gerade so wie im Alterthum und Mittelalter als Asyl dienen. Nach langem Suchen hatten die zahlreichen, zum Theil wohl ganz schuldlosen Opfer des Unglücklichen sein Versteck ausgemittelt und Einer der Betheiligten bewachte acht Tage lang ununterbrochen den Ausgang der Kirche. Erst nach langen fruchtlosen Bemühungen brachte man ihn dahin, auf die Selbstvollstreckung des Racheurtheils zu verzichten und den Sbirren an Garibaldi ausliefern zu lassen. Da er aber noch immer fürchtete, der Verfolgte möchte mit dem Leben davon kommen, ließ er ihn nicht eher aus den Augen, bis er der Execution des Todesurtheils beigewohnt hatte. Ein Pfaffe in einem unmittelbar vor Messina gelegenen Dorfe hatte 1848 einen Feind ermordet und sich dessen Haupt, es ist ein Factum, auf einer Schüssel präsentiren lassen. Das hinderte den Edeln keineswegs, seine kirchlichen Functionen zu verrichten, bis daß er im Juni dieses Jahres eins der ersten Opfer der vendetta privata wurde. Wie wenig durch solche Vorgänge die öffentliche Meinung und die Polizei irritirt wird, kann man daraus abnehmen, daß ein Kerl aus Messina durch ein Proclam an den hiesigen Straßenecken bekannt machen ließ, ein früher hier functionirender Sbirre sei in Neapel erdolcht worden. Der Bekanntmachende gab sich nicht undeutlich als den Mörder zu erkennen und sammelte einige Wochen später hier Geld. Vergangenen Sonntag war ein gedruckter Maueranschlag zu lesen, wodurch zweiunddreißig hier ansässige, zum Theil sehr wohlhabende Personen aufgefordert wurden, binnen vierzehn Tagen die Stadt zu verlassen, widrigenfalls sie, Einer nach dem Andern, mit „kaltem Dolche"

abgefertigt werden würden, da sie Spione gewesen seien. Der Anschlag blieb zwar nicht lange hängen, heute aber tauchte er wieder von Neuem auf. Ich fand eine Masse anständig gekleideter Menschen vor ihm stehen und sich, statt über die Niederträchtigkeit einer solchen Drohung zu ereifern, darüber unterhalten, ob einzelne der bezeichneten Personen wirklich Spione gewesen wären. Ein Polizist sah ganz gelassen den Zettel hängen und hörte den Gesprächen andächtig zu.

Aus solchen Einzelheiten kann schon ein nicht mit den hiesigen Zuständen Vertrauter sich eine Vorstellung machen, was dem neuen Regime aufzuräumen bevorsteht. Wenn man hier aber die Masse all' des Durcheinanders überblickt und nirgends eine solide Basis findet, auf den ein Neubau des Staatsorganismus aufgeführt werden kann, dann könnte man an der Möglichkeit einer dauernden Besserung und Consolidirung der Zustände verzweifeln. Weder die Communalverwaltung der Städte, noch die Justiz, noch die Douane, noch die Polizei ist mit ehrlichen Männern besetzt. Die Geistlichkeit ist zwar äußerlich noch beim Volke respectirt, aber doch eigentlich machtlos, weil ein großer Theil der Männer ungläubigen Sinnes ist. Zwar hat man hier kirchliche Feierlichkeiten zu Ehren des Gelingens der Revolution angestellt, und ein Minister von Sicilien machte in einem Ausschreiben die die Sicilianer ehren sollende Bemerkung, daß sie bisher sich von aller Ketzerei fern gehalten hätten; aber der Katholicismus der Sicilianer hat doch durch die politischen Ereignisse einen harten Stoß erlitten. Allein hätte er dieses auch nicht, er würde doch kaum die Handhabe zu einer sittlichen Regeneration des Volksgeistes bieten können, weil ihm selbst aller sittlicher Gehalt abgeht und seine Verkündiger weder an Bildung noch an sittlicher Kraft irgendwie hervorragen. Wer jemals einem Gottesdienst beigewohnt hat, in dem ständig gemiethete Theatersänger Verdische Opernmelodien und das Orchester die Sinne kitzelnde Balletmusik, die man so eben im Theater gehört hatte, zur Aufführung brachten, wird das Eine eben so wahrscheinlich finden als das Andere, wenn er hört, daß viele Landgeistliche ihren Gemeindegliedern gegenüber die Unterhändler der Kaufleute abgeben. Diese kaufen nämlich den Geistlichen gern ihre Erndte an Früchten, Citronen, Apfelsinen u. s. w., unter der Bedingung ab, daß sie den Bauern das betreffende Handlungshaus empfehlen und eine geringere Summe, als die erhaltene, für den Erlös ihrer Erndte angeben. Eine andere Art, wie die Geistlichen, namentlich aber die Klöster, die Bauern um das Ihrige bringen, ist diese. Die großen Kirchenländereien sind an Bauern unter der Bedingung verpachtet, daß diese die Hälfte des Ertrags der Felder ihren Besitzern abliefern. Da die Pächter nun alle Ausstellungskosten tragen müssen und der Erndteertrag oft nicht soviel übrig läßt, wie der Lebensunterhalt kostet, müssen sich die Bauern an ihre Gutsherrn um Vorschüsse wenden, die dann mit großen Zinsen noch zu der Hälfte des Pachtertrags hinzugeschlagen werden, so daß dem Arbeiter nur noch ein Weniges übrig bleibt. Man sieht, daß wenn die Zustände Siciliens gebessert werden sollen, eine sociale Umwälzung sich eben so vollziehen muß, wie eine politische und religiöse. Nach menschlichem Ermessen steht aber eine religiöse Neugeburt Italiens in noch weiterer Ferne als eine sociale Reform. Dadurch daß

Eisenbahnen gebaut, Straßen angelegt und jede Art der Communication erleichtert wird, kann diese zwar bei der wirklich großartigen Bedürfnißlosigkeit des süditalienischen niederen Volkes noch weit hinaus geschoben werden. Aber kommen wird sie doch einmal in großem Maaßstabe müssen. Das kann man freilich von der kirchlichen Reform auch sagen. Allein es fehlen hierzu doch alle Anzeichen. Das Volk liebt den äußern Glanz der Kirchenfeste, das Schaugepränge und seine Heiligen. Die gebildeteren Klassen haben freilich diesen schon Valet gesagt und der Name der Mutter Gottes ist in Verbindung mit porca (Porca-Madonna) ein beliebtes Schimpfwort der Officiere geworden. Allein damit kündigt sich nur die Auflösung einer bestehenden Religion und noch nicht die ersten Wehen eines neuen religiösen Lebens an. Wie die gegenwärtige Bewegung keinen Nationalgesang geschaffen hat, so ist sie auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens nicht schöpferisch gewesen. Doch kurz vor dem Ausbruche der Reformation versicherte auch Jemand, daß Deutschland ferner als jemals von dem Abfalle von Rom sei! Lassen Sie uns einstweilen deshalb noch immer das Beste hoffen!

Die Situation bei'm Regierungswechsel.

Berlin, 8. Januar.

In einem Lande von so eminent monarchischen Traditionen wie das unserige, bleibt unter allen Umständen ein Thronwechsel ein Ereigniß von tief eingreifender Bedeutung. Auch dann, wenn der Uebergang in außerordentlicher Weise, wie diesmal durch die Regentschaft des nunmehrigen Königs, vermittelt ist. Aber vorzugsweise doch macht sich in diesem besonderen Falle der Wechsel für die Stellung unseres Staates im Kreise der übrigen Staaten bemerklich. Wohl handelt es sich auch in der inneren Politik jetzt mehr als je — nicht um einen Systemwechsel, sondern um freie und volle Ausführung der Grundsätze, welche der Regent am 8. November 1858 aussprach und an denen er als König verheißt, »unabänderlich und unverbrüchlich festzuhalten.« Aber höher noch, unabweislicher und unaufschiebbarer gestalten sich die Anforderungen an die auswärtige Politik unserer Regierung. Dem Auslande gegenüber erscheint das von Wilhelm I. regierte Preußen in noch ganz anderem Sinne als eine neue politische Persönlichkeit, als es uns so erscheint. Gerade in dieser Beziehung andrerseits sind wir am wenigsten im Stande, uns das Drängen der Umstände zu verbitten und die Stunde unseres Entschlusses einem freien Ermessen vorzubehalten. Die Umstände drängen unerbittlich, und nur derjenige ist fähig, sich zur rechten Zeit zu entschließen, der sich im Wesentlichen schon vor der Zeit der äußersten Noth entschlossen hat. Und wichtiger daher als eine Präcisirung dessen, was uns im Innern Noth thut, erscheint uns in diesem ernsten Moment ein Blick auf die Stellung unsers Staates zu Deutschland und Europa.

Ernst in der That muß Jedem der Moment erscheinen, der mit prüfendem Auge die Staaten Europa's überschaut. Die Politiker freilich, welche von

der diesmaligen Neujahrscour in den Tuilerien Winke über die Plane des Kaisers Napoleon für das Jahe 1861 erwarteten, sind enttäuscht worden. Keine der Eventualitäten, welche die Times als möglich für seine Rede hinstellte, ist eingetroffen. Aber die Wahrheit ist: Louis Napoleon braucht nicht, wie 1859, schlummernde Fragen zu wecken, — sie sind durch ihre thatsächliche Lage brennend genug; es handelt sich nur darum, ihre Tragweite richtig zu verstehen und zu benutzen, ihre Entwicklung zu leiten, die verschlungenen Fäden zu entwirren und zu verknüpfen. Suchen wir uns von unserem preußisch-deutschen Standpunkte aus durch einen Rückblick auf das verflossene Jahr zu orientiren.

Die kaiserliche Flugschrift über die römische Frage bezeichnete die Wendung der Napoleonischen Politik, womit dieselbe ihre lauen Restaurationsversuche aufgab und zum Papst in einen entschiedenen Gegensatz trat; gleichzeitig wurden die sardinischen Annexionen der Herzogthümer und der Legationen indirect anerkannt und die französische Erwerbung von Nizza und Savoyen vorbereitet. Lord John Russel schrieb einige zornige Depeschen — aber England hatte durch den Handelsvertrag sein Recht verkauft, der erobernden Politik des Kaiserthums entgegenzutreten; fruchtlos verhallten die Proteste der Schweiz, demüthig oder unthätig sahen die übrigen Mächte zu. Den Beschwichtigungsversuchen der französischen Diplomatie und Presse gegenüber müssen wir immer von Neuem den Nachdruck darauf legen, daß erst mit jener Annexion der eigentliche Charakter des Napoleonismus offen und vollständig zu Tage gekommen ist. Dieser vom Kaiser als „tout à fait exceptionel" bezeichnete Act war die nothwendige Consequenz des Imperialismus, welche früher oder später gezogen werden mußte. Es war die Compensation zu dem Despotismus, welcher die Physiognomie des bonapartistischen Regimes im Innern charakterisirt. Oder wäre etwa das Letztere irgend wem durch die neuesten sogenannten liberalen Concessionen des Kaisers zweifelhaft geworden? Man weiß, worauf sich dieselben beschränken: auf das Recht der Legislative, eine Adresse in Beantwortung der Thronrede zu votiren, auf die Gestattung von Amendements zu den vorgelegten Gesetzentwürfen und die Einführung von Ministern ohne Portefeuille, denen die Vertheidigung der Regierung in den Kammern obliegt. Denn die Mittheilung amtlich festgestellter Sitzungsprotokolle an die Zeitungen und die Veröffentlichung stenographischer Berichte durch den Moniteur vermögen wir so wenig als Zugeständnisse anzusehen, wie die Umgestaltung der Ministerien. Wir wollen nicht mit den Orleanisten oder Demokraten rechten, welche, sich an Händen und Füßen gebunden fühlend, mit Freuden jede Veränderung begrüßen, die etwas mehr Luft für die politische Bewegung zu geben scheint, — aber wer könnte sich außerhalb Frankreichs über den realen Werth solcher Gnadengeschenke des kaiserlichen Liberalismns täuschen? Sie machen dem Scharfblick des Kaisers, seiner richtigen Beurtheilung der Nation, welche mit eiserner Faust, aber sammtnem Handschuh regiert zu sein liebt, alle Ehre, aber sie haben den Franzosen keine politischen Rechte von erheblicher Bedeutung gegeben. Dieselben werden sich an dem Turnier ihrer glänzenden Redner, das sie an der parlamentarischen Regierung vor Allem liebten, bei der Adreßdebatte wieder ergötzen können, die Gestattung

der Amendements wird die bisherige Langeweile der Discussion heben, die Entgegnungen der Minister des Wortes werden der Regierung einen Schein von Verantwortlichkeit geben, — aber von einem wirklich repräsentativen Regiment wird das Land gerade so fern sein wie zuvor. Um es kurz zu sagen: das kaiserliche Decret vom 24. November vervollständigt den Apparat des Scheinconstitutionalismus, ohne die Allmacht des Staatsoberhauptes in irgend einem wesentlichen Punkte zu beschränken. Im Gegentheil. Nicht die Nation, sondern der Kaiser gewinnt durch diese Reformen an wirklicher Kraft. Er wird eine unter parlamentarischen Formen zu Wege gebrachte Zustimmung der Vertreter des Landes zu seiner Politik erzielen. Er wird in den Stand gesetzt werden, diese Politik als ein Ergebniß des Nationalwillens hinzustellen und sich so nach Innen und Außen zu stärken. Mit anderen Worten. Je geringer wir den Zuwachs an Freiheit anschlagen, welchen Frankreich die kaiserlichen Entschließungen gebracht haben, um so höher schlagen wir die Bedeutsamkeit seiner Scheinfreiheiten für die persönliche Politik des Souveräns an. Mögen die Franzosen getäuscht werden und sich täuschen lassen wollen: Napoleon's Politik gewinnt an Macht, je mehr er mit dem Lande verwächst oder zu verwachsen scheint, und eine Maaßregel, welche dies bezweckt, deutet auf Unternehmungen, zu denen solche Machtvermehrung nothwendig ist und welche nach der Lage der Dinge nur nach Außen gerichtet sein können.

Wir hoffen, kein deutscher Staatsmann wird sich durch die friedlichen Aeußerungen vom Januar oder durch die intervenirende Nichtintervention in Gaeta in falsche Sicherheit wiegen lassen. Die äußere Thätigkeit Napoleon's ist eine intermittirende, aber planvoll offenbar bereitet er im Rücken Alles vor, während er zu feiern scheint. Bald genug wird seine auswärtige Politik in der italienischen Frage wieder einsetzen und zunächst vermuthlich einen neuen Schritt in der antipäpstlichen Richtung thun. Schwerlich hatte Napoleon den Gang der italienischen Dinge vorausgesehen, als er den Krieg gegen Oesterreich begann; genug jedoch, daß er in allen Stadien der Frage die Macht behielt, in dieselbe einzugreifen. Er ließ die Annexionen im vorigen Jahre geschehen; er ließ Garibaldi ungehindert das Königreich beider Sicilien zerstören, während es ihm, der jetzt so offen das Nichtinterventionsprincip verletzt, ein Leichtes gewesen wäre, das Unternehmen des kühnen Freischaarenführers im Keim zu verhindern. Er berief zum Schein seinen Gesandten aus Turin ab, als Sardinien in die Marken einrückte, aber er hat durch nichts die Annexionen des päpstlichen Gebietes thatsächlich gehindert. Wir glauben nach diesen Antecedentien nicht, daß er Absichten habe, wie die, die Errichtung eines Königreichs für seinen Vetter in Neapel zu betreiben. Napoleon III. ist ein zu kalter Realpolitiker, um Pläne zu verfolgen, deren mögliches Gelingen ihm nur eine zweifelhafte Stütze, aber viel unzweifelhafte Feindschaft bringen würde. Sicher, auch die Reactionsversuche in Neapel werden ihn nicht beirren. Er muß einsehen, daß die italienische Bewegung eine Kraft und Ausdehnung erreicht hat, welcher offen und feindselig entgegenzutreten für ihn bis zur Gefahr unklug sein würde. Nur also, indem er ihre Leitung möglichst in Händen behält, mag er aus ihr Nutzen ziehen.

Er darf sich, wenn er zugestehen muß, daß der Besitz von Rom und Venetien dem neuen Königreich nothwendig ist, nicht der Einverleibung derselben widersetzen, und die Summe seiner italienischen Politik kann auch hier nur die sein, seine Zustimmung möglichst theuer zu verkaufen und Italien zum Bundesgenossen für seine ferneren Pläne zu gewinnen. Daß dabei Rom, wenn das Königreich Italien Bestand haben soll, die einzig mögliche Hauptstadt des neuen Reiches ist, muß auch für Napoleon unzweifelhaft sein. Er am wenigsten wird an die Idylle glauben, als könnte der heilige Vater im Vatican, der König Victor Emanuel im Lateran in schönster Eintracht neben einander wohnen, und wenn des Kaisers Pamphletist von Rom und einem Garten spricht, so nehmen Beide solche Chimären für das, was sie sind, für zweckmäßige Kriegsmittel. Man erinnere sich zudem, in wie hohem Grade Napoleon's Politik eine persönliche ist. Wenn er die Unhöflichkeiten des Kaisers Nicolaus nicht vergessen, so wird er unzweifelhaft auch dafür ein gutes Gedächtniß haben, daß er zuerst von der päpstlichen Polizei steckbrieflich verfolgt wurde. Die Zurückführung Pius' IX. war für ihn nur ein Mittel, sich der Unterstützung des französischen Klerus zu versichern. Eben hier greifen die Concessionen des Decrets vom 24. November ein. Sie sind berechnet, ihm jene Unterstützung entbehrlich zu machen, indem sie ihm statt dessen den Beistand der Liberalen sichern sollen, der Liberalen, welche in den erwähnten Errungenschaften ihm ein Hauptstück neugewonnener Freiheit zu verdanken wähnen. Bereits ist sein Verhältniß zum Pabste das gespannteste; es wird Napoleon nicht schwer fallen, ohne irgend gewaltsame Acte den Conflict auf einen Punkt zu führen, wo die Abberufung der Armee aus Rom nothwendig wird, und wenn dieselbe aus einem Thore abzieht, wird Pius IX. sich entschließen müssen, die ewige Stadt dem verhaßten Sardenkönig zu überlassen.

Um Vieles verwickelter liegt die Frage über die Zukunft Venetiens. Es ist die offen ausgesprochene Absicht der radicalen Partei, sobald wie möglich gegen den Rest der österreichischen Herrschaft auf der Halbinsel vorzugehen. Vorher allerdings muß die neapolitanische und die römische Frage zum Austrag gebracht werden, und von diesem Gesichtspunkte aus könnte man sagen, daß der Schutz, den die französische Flotte Franz II. bisher geliehen, ein dem Grafen Cavour erwiesener Dienst war, indem das noch schwebende Schicksal Gaeta's die Ungeduld der Garibaldiner zügeln half. Die Unterstützung, die Stärkung der gemäßigten Partei in Italien haben diese Blätter vor Monaten auch als die nächste Aufgabe der preußischen Politik bezeichnet. Wir sind noch heut der Ansicht, daß in erster Linie die Vertagung des Kampfes um Venetien von uns angestrebt werden muß. Allein Zweierlei können wir uns nicht verhehlen. Die Macht einmal, die wir dazu in Händen haben, der Einfluß, welchen wir auf die Cavour'sche Politik üben können, ist, und zwar durch unsere Schuld, ein verschwindend geringer. Und sodann: nicht in's Unbestimmte hin läßt sich die Sache vertagen. Wir glauben gewiß, daß Graf Cavour sich über die Gefährlichkeit des Angriffs nicht täuscht, aber ebenso, daß er sich demselben principiell nicht widersetzen dürfte, ohne schließlich von der radicalen Partei überflügelt und beseitigt zu werden.

Das Gleiche gilt von seinem kaiserlichen Freunde. Napoleon mag nicht geneigt zum Kriege sein; er mag klar über die Symptome einer Erschöpfung des französischen Geldmarktes sehen: er wird schließlich trotz alle dem den Angriff auf Venetien nicht hindern. Wer mag sagen, wie weit es ihm mit dem Project einer friedlichen Lösung durch den Verkauf der Provinz Ernst ist? Schwerlich täuscht er sich darüber, daß die gegenwärtig bestehende Regierung in Wien niemals, schwerlich wünscht er, daß eine einsichtigere und gründlich liberale Regierung anders als zu spät auf jene Idee eingehe. Seine Propaganda für dieselbe dürfte daher in erster Linie eine andere Absicht haben. Die englische Presse und nach oder vor ihr die englischen Staatsmänner sind in ihrer Furcht vor dem Kriege auf das Project eingegangen, und Lord Bloomfield soll dasselbe in Wien zur Discussion bringen. Erhält er nun, wie vorauszusehen, eine ablehnende Arbeit, so wird man Oesterreich die ganze Verantwortlichkeit für solche Hartnäckigkeit zuwälzen, und es, wie 1859, seinem Schicksal überlassen.

Und hier entsteht nun die Frage für Deutschland: sollen wir, sobald eine Vertagung des Angriffs unmöglich geworden ist, wenn zum zweiten Mal die Kriegslust am österreichischen Hofe über die Rathschläge der Vernunft den Sieg davon trägt — sollen wir alsdann Venetien vertheidigen helfen oder nicht?

Nach der Haltung der officiösen Presse zu urtheilen, scheint man derzeit im preußischen auswärtigen Ministerium geneigt, dies zu bejahen; wir glauben aber, daß mit dem Herannahen der Krisis eine kühlere Ueberlegung Platz greifen wird. Wenn es schon schwierig war, den Kampf für Oesterreich im Jahre 1859 zu führen — wie viel ungünstiger sind die Chancen eines solchen Kampfes jetzt geworden! Denn kein Zweifel: sobald Deutschland sich in den venetianischen Streit mischt, so intervenirt von der anderen Seite Frankreich, und dieselben Männer, welche früher die Unmöglichkeit eines Angriffskrieges gegen Napoleon demonstrirten, als seine besten Truppen in der Lombardei standen, sollten denselben jetzt unternehmen wollen, wo er seine ganze Macht am Rhein concentriren kann? Eins ist hier das Entscheidende. Es ist dies, daß es offenbar der Wunsch Napoleon's ist, uns zu einem solchen Schritte zu treiben. Ihm offenbar würde ein solches Vorgehen höchst genehm sein; er würde vor der Welt in der Defensive erscheinen, und nicht säumen, mit wenigen raschen Schlägen zur Offensive überzugehen, um uns etwa die Pfalz zu nehmen. Es ist, es muß seine Absicht sein, uns in die venetianischen Händel zu verwickeln, um auf unsere Kosten eine Compensation dafür zu finden, daß er das italienische Königreich hat zu Stande kommen lassen. Die alte politische Regel nun ist die: das nicht zu thun, was der kluge Gegner wünscht. Wir sollen, heißt das, Napoleon jenen Gefallen nicht thun, — es müßte denn sein, daß überwiegende andere Interessen für uns bei der Einverleibung Venetiens auf dem Spiele stehen.

In der Absicht hauptsächlich, um dem blinden Enthusiasmus unsrer deutschen Italienissimi die Kehrseite der italienischen Bewegung zu zeigen, haben diese Blätter selbst auf die Bedenklichkeiten einer Abtretung jener Provinz, zumal einer erzwungenen und revolutionären Annexion hingewiesen. Wir ver-

hehlen uns auch jetzt nicht, daß die Italiener von Venetien aus lüsterne Blicke nach Tyrol, Istrien und Dalmatien werfen würden. Aber etwas Anderes ist es mit Vertheidigung eines Landes, welches historisch und national von Italien nicht zu trennen ist, etwas Anderes mit den limitrophen Ländern, wo nicht das italienische Volk, sondern nur eine italienische Partei inmitten einer deutschen, germanisirten oder slavischen Bevölkerung existirt. Die Gründe, welche von der Unerläßlichkeit, Venedig zu behaupten, von einem intelligenten Militär in der bekannten Schrift „Der Besitz Venetiens und die Bedeutung des neuitalienischen Reichs" (Berlin, bei Springer) geltend gemacht sind, haben uns doch keineswegs überzeugt. Das berühmte Festungsviereck ist gegründet, um Italien unter österreichischer Botmäßigkeit zu halten, aber es bildet keine aggressive Position gegen die deutschen Alpen; die Minciolinie war nöthig, um Oesterreichs bisherige Stellung zu decken, aber Deutschland bedarf ihrer nicht unbedingt. Auch am Isonzo ließe sich, nach dem Urtheile Sachverständiger, ein hinreichend starkes Vertheidigungssystem herstellen. Vor Allem aber ist nicht zu übersehen, daß jenes Festungsviereck auf eine durchaus andere Weltlage, auf Ohnmacht und Neutralität der süditalischen Staaten berechnet war: es ist unter den jetzigen Verhältnissen für sich allein, da das ehemals päbstliche Gebiet nicht mehr als neutral vorausgesetzt werden darf, für das südöstliche Deutschland kein genügender Schutz mehr. Ein strategisches, politisches, handelspolitisches und culturhistorisches Interesse hat Deutschland bei der venetianischen Frage vorzugsweise an Einem Punkte. Deutschland darf nicht vom mittelländischen Meere abgeschnitten, seine Basis an der Adria darf auch nicht so schmal werden, daß eine Entwickelung der deutschen Marine nach jener Seite hin unmöglich, oder sehr erschwert würde. Allerdings ist es in dieser Hinsicht für Oesterreich bedenklich, wenn es Venetien verliert, aber nicht minder so, wenn es dasselbe behält. Für Oesterreich, wie es bis diesen Augenblick ist. Denn, würden die dem Bunde angehörigen Kronlande mit Deutschland wirklich verschmolzen und die istrische Halbinsel hinzugezogen — (der treffliche Kriegshafen Pola ist bekanntlich jetzt nicht deutsch) — so könnte die Entwickelung unserer Marine der italienischen in Venedig wohl das Gleichgewicht halten.

Wenn nun aber Venetien für Deutschlands Sicherheit keineswegs unbedingt erforderlich ist — sollen wir es Oesterreich zu Liebe vertheidigen? Wir wollen hier von allen Gefühlsmotiven schweigen, wollen an keine Genugthuung für das absurd-injuriöse Manifest nach Villafranca denken, sondern nur einfach fragen: welchem Oesterreich sollen wir helfen? Dasjenige Oesterreich — wir berufen uns auf die Ausführungen des österreichischen Correspondenten dieser Blätter — welches geneigt ist, Alles an den Kampf um Venetien zu setzen, das alte Oesterreich ist kein lebensfähiger Staat mehr, und das neue Oesterreich, dasjenige, zu dem es mehr als Schmerling'scher Programme bedarf, dasjenige, welches erst zu existiren anfangen wird, wenn durchweg liberale Männer die Hauptministerien und die wichtigsten diplomatischen Posten innehaben werden, dieses neue Oesterreich dürfte einsehen, daß es stärker ist ohne Venetien als mit Venetien. Und an jenes alte, eben im Verfall begriffene, in seinem

Innern tief erschütterte Reich — an dieses sollte Preußen seine Geschicke ketten, um vielleicht mit ihm zu verbluten? — Unmöglich! Ganz abgesehen, daß dieser Dienst für Oesterreich selbst verderblich wäre, so hat jeder Staat zunächst seine eigenen Interessen zu vertreten, und es fehlt für den unsrigen fürwahr nicht an Fragen der auswärtigen Politik, bei denen es recht eigentlich heißt: tua res agitur!

Wir reden von Hessen und Schleswig-Holstein. Soviel dagegen spricht, an die Frage um Venetien unsre Action anzuknüpfen, soviel spricht dafür, diese Fragen zum Mittelpunkte einer positiv-preußischen und deutschen Politik zu machen.

Gewiß, ganz Deutschland hat der preußischen Regierung dafür dankbar zu sein, daß sie offen und ehrlich für die hinweggemaaßregelte rechtmäßige kurhessische Verfassung von 1831 eintrat, wenn auch der Weg, durch den sie den andern Bundesregierungen die Möglichkeit, zu ihr überzutreten, offen halten und die Continuität des Bundesrechts wahren wollte, indem sie die Verfassung als nur suspendirt und nicht aufgehoben hinstellte, — wenn auch dieser Weg nach dem eignen Eingeständniß des Hrn. v. Schleinitz von dem Vorwurf zu großer Künstlichkeit nicht frei zu sprechen sein dürfte. Wie dem indeß sei: jedenfalls blieb die preußische Regierung dafür verhaftet, ihre Auffassung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln durchzuführen. Daß sie diese Aufgabe richtig begriffen, können wir zu unserem Leidwesen nicht sagen. Sie hatte, als ihr Vermittlungsweg von den anderen Regierungen abgewiesen und die definitive Aufhebung der Verfassung von 1831 ausgesprochen war, gegen den Bundesbeschluß vom 21. März 1860 bestimmte Verwahrung eingelegt, weil er weder formell noch materiell berechtigt sei, indem er dem klaren Wortlaute der Wiener Schlußacte widerspreche und eine Ueberschreitung der verfassungsmäßigen Competenz des Bundestages sei. Wir fragen nun, kann die preußische Regierung die Consequenzen eines Actes ziehen lassen, den sie dergestalt bezeichnet? Der Bundesbeschluß des vorigen Frühjahrs sollte eine Beruhigung des Landes bezwecken und stellte die Garantie der neuen Verfassung in Aussicht. Die letztere ist nicht von der kurhessischen Regierung nachgesucht, die erstere unzweifelhaft nicht erreicht, mit der Incompetenzerklärung der letzten Stände und ihrer Auflösung ist der letzte Versuch einer Ausgleichung mißlungen. Bei Veröffentlichung der Verfassung vom 30. Mai mochte die preußische Regierung noch sagen, das hessische Volk habe zunächst selbst zu entscheiden, denn wenn es auch nicht auf Grundlage des Rechts sprechen konnte, so war es doch von Werth, es in irgend einer Weise zu hören. Jetzt, da es in der entschiedensten Weise selbst durch ein so mangelhaftes Organ seinen unzweideutigen Willen ausgesprochen, darf Preußen sich nicht bei unthätiger Anerkennung des verfassungsmäßigen Rechtszustandes und bei Rathschlägen, welche unbeachtet bleiben, beruhigen. Der Leitartikel der Preuß. Zeitung vom 10. December war in der rechtlichen Auffassung ebenso treffend, als unklar und matt in der Bezeichnung der Aufgabe der Regierung. Die kurhessische Verfassungsfrage ist keineswegs eine rein innere. Sie war es 1850, ehe der Bundestag intervenirte, und die damalige Haltung

hingestellt werden: Ueberlassung Holstein-Lauenburg's an Deutschland, Einverleibung Schleswigs ward fortan die Losung für die dänische Politik. Die unfruchtbaren Verhandlungen bewiesen auf's Neue, daß, wenn die Formen der Bundesverfassung schon unzureichend für eine heilsame innere Entwickelung Deutschlands sind, sich ihre schwachen Bande als vollkommen zerrissen zeigen, sobald es sich um eine Frage der Machtstellung Deutschlands nach außen handelt. Es ist nutzlos, hierüber zu klagen, weil diese traurige Lage das nothwendige Ergebniß einer Conföderation ist, deren Mitglieder nur ihre dynastischen Interessen vertreten. Mit dem Bundestage, noch einmal, läßt sich so wenig auswärtige Politik machen, als mit dem Regensburger Reichstage.

Will Preußen daher die Sache der Herzogthümer in die Hand nehmen, so muß es sich zuerst wieder auf seine eigenen Füße stellen. In diesem Sinne hat das Haus der Abgeordneten die Pflicht sich unsrer auswärtigen Angelegenheiten mit praktischem Ernst anzunehmen. „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben“: mit so hochherzigen Worten wendet sich Se. Majestät in seiner ersten Proclamation an sein Volk; es ist der Wille und die Hoffnung Sr. Majestät, „Preußen zu neuen Ehren zu führen“ und es in derjenigen Stellung zu kräftigen, „welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile Aller einnehmen muß.“ Wo ein Fürst so zu seinem Volke spricht, da haben die Vertreter dieses Volkes nicht zu besorgen, ihre Worte zu verlieren, wenn sie dem Ministerium eine nachdrücklichere Ausführung des königlichen Willens zur Pflicht machen. Sagen wir es unumwunden: dieses Ministerium ist bisher hinter dem Sinn unseres Königlichen Herrn zurückgeblieben, sowie es zurückgeblieben ist hinter den Wünschen und Erwartungen des Volkes. Seinen Abgeordneten daher weist das Letztere die Aufgabe zu, in reinem Vertrauen zu den Intentionen des Königs die verantwortlichen Räthe desselben zu drängen — wir scheuen uns nicht vor dem verpönten Worte — sie zu drängen, daß sie sich zu der Höhe der Absichten erheben, in denen König und Volk übereinstimmt.

Alles wird von der moralischen Haltung dieses Landtags abhängen. Möge derselbe, vielmehr er dürfe nicht verlaufen wie die beiden vorangegangenen Sessionen! Wir erwarten, daß das Haus der Abgeordneten jenen kleinen Stil, die Geschäfte eines großen Landes in einer verhängnißvollen Zeit nach der Weise eines büreaukratischen Collegiums zu treiben, verlassen wird. Wir erwarten, daß sie die Initiative, über die großen Fragen der europäischen Politik zu reden, fortan in sich selbst finden werden, ohne die Gelegenheit dazu von irgend einer Casino-Petition zu entnehmen. Wir erwarten, daß ihre Sprache alsdann die gemessenste, die edelste und würdigste, nicht die Sprache eines Clubs, sondern die eines Parlaments sein werde. Wir erwarten, daß sie jene zerfahrenen und ziellosen Debatten vermeiden werden, welche in den früheren Sessionen so unangenehm auffielen. Wir erwarten endlich, daß sie sich über die Art und Weise ihrer Cooperation mit dem Ministerium einen bestimmten Plan machen. Wir haben bisher erlebt, daß sie dem Bestande dieses Ministeriums und der

Eintracht mit demselben geneigt waren, große Principien zu opfern, während sie in kleineren Fragen dasselbe wiederholt durch Widerspruch reizten, verstimmten und schwächten. Wir erwarten von nun an das gerade entgegengesetzte Verhalten: Festigkeit im Großen, Nachgiebigkeit im Kleinen. Wir wiederholen, daß wir die gegenwärtigen liberalen Elemente des Ministeriums — wir schließen Herrn v. d. Heydt ausdrücklich aus — zu stützen und zu erhalten wünschen, aber nur zugleich mit dem Ansehn und der politischen Ehre der Partei, welche sie vertreten. Man stärkt ein Ministerium nicht, wenn man ihm in kleinem Hader Opposition macht und demselben dagegen gestattet, in Lebensfragen sich auf der abschüssigen Bahn der Schwäche und der Inconsequenz zu bewegen.

Diese Bemerkungen gelten ebensowohl in Bezug auf die äußeren wie auf die inneren Fragen. Absichtlich, wie gesagt, enthalten wir uns für diesmal, die letzteren ausführlich zu berühren. Es kann insbesondere unsere Meinung nicht sein, im neuen Jahre und unter der neuen Regierung auf die Angelegenheit zurückzukommen, die das Land in den letzten Monaten des alten Jahres in die begründetste Aufregung versetzte: bezeichnet doch die Beseitigung des Herrn Simons und die Ersetzung desselben durch einen Ehrenmann von altpreußischem Schlage einen erfreulichen Fortschritt. Das Haus der Abgeordneten wird auch in dieser Hinsicht sich begnügen dürfen, einen großen und principiellen Standpunkt einzunehmen. Offen und nachdrücklich wird es zu sagen haben, daß der Versuch, mit den Organen eines alten Systems im Sinne des neuen zu regieren, fehlgeschlagen ist und also aufgegeben werden muß. Es wird ebensoviel Weisheit wie Tapferkeit bedürfen, um diese einfache Wahrheit gegen die vorurtheilsvolle Tapferkeit des Grafen Schwerin zur Geltung zu bringen, und ihm begreiflich zu machen, daß es ein anderes Ding ist, die Gesetze verletzen, und ein anderes, im Geiste eines entgegengesetzten Systems regieren. Man sagt, die kommende Session werde uns ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz bringen, wir gestehen darauf wenig Werth zu legen. Wenn in der Verfassung steht, daß die ersten Räthe der Krone der Landesvertretung verantwortlich sein sollen, so scheint uns dies vollkommen hinreichend; verfassungstreue Minister werden sich verantwortlich fühlen, solche, die Unrecht nicht scheuen, wird ein Specialgesetz nicht mehr binden als ein Paragraph der Verfassung. Viel wichtiger scheint uns ein Beamtenverantwortlichkeitsgesetz. Ein Beamter darf für eine ungesetzliche That nicht durch den Befehl seines Obern gedeckt werden, der, wenn das Gericht den Frevler verfolgen will, die Erlaubniß dazu versagt. Das Napoleonische Institut der Competenzconflicte muß aufgehoben und die alte Unabhängigkeit der preußischen Gerichte wieder hergestellt werden, welche durch die Manteuffel-Westphalensche Mißregierung angetastet ist: das ist eine der großen Aufgaben, welche Herrn v. Bernuth obliegen. Im Umfang der richterlichen Gewalt weit mehr als in der Macht des Parlamentes liegt die Freiheit Englands, die Gerichte befinden selbst über ihre Competenz, und ungetreue Beamte werden nicht durch »Ermächtigung zur Erhebung einer Anklage« geschützt.

Aus Oesterreich.

Anfang Januar.

In keiner Sylvesternacht trennten wir uns so schwer von dem scheidenden Jahre, hätten wir so gern die Dauer desselben verlängert, als in der letztverflossenen. Nicht gerade die Dankbarkeit fesselt uns an das alte Jahr. Was es uns brachte, waren zumeist nur Verheißungen. Und wie weit der Weg von dem Versprechen bis zum Erfüllen sei, wie wenig das Eine das Andere bedinge, weiß Niemand besser als ein Oesterreicher. Was haben wir aber von dem beginnenden Jahre zu erwarten? Krieg, Staatsbankerott, Verfall wenn nicht gar Zerfall des Reiches, sagt die allgemeine Stimme. Wenn uns nicht von Zeit zu Zeit fremde Blätter den Spiegel unserer Macht und Größe vorhielten, uns nicht eindringlich von der glänzenden Zukunft Oesterreichs, von seinem unverwüstlichen Wesen sprächen: — uns lag seit Monaten oft das Wort auf der Zunge: Finis Austriae. Trotz des Schmerling'schen Programmes. Es ist mit großer Klugheit abgefaßt, es weiß die Hoffnungen auf eine Verfassung anzuregen, ohne den verhängnißvollen Namen der Constitution zu nennen, es schmeichelt den Magyaren, ohne die anderen Stämme zu kränken, hebt das Selbstgefühl der letzteren, ohne die Eifersucht der Ungarn zu reizen, es giebt uns sogar in Bezug auf die bessere Behandlung der Presse, die vernünftigere Handhabung der Justiz bestimmte Zusagen, es muß, Alles in Allem erwogen, als ein Riesenfortschritt gegen das Diplom vom 20. October angesehen werden.

Aber — zunächst sind es wieder nur Worte, wieder nur Versprechungen, die wir empfangen, und wir schmachten nach Thaten und halten jeden Tag, der dahin geht, ohne daß ein thatsächlicher Schritt zur Neugestaltung Oesterreichs gemacht wird, für einen entsetzlichen Verlust. Dann geht das Programm über den wesentlichsten Punkt: die Natur und die Rechte der Gesammtvertretung mit glatten Worten hinweg, und endlich, besitzen wir nicht die geringste Garantie, daß Herr von Schmerling mit den Mitteln und mit der Macht ausgestattet ist, um die notorische Opposition der höchsten Kreise gegen sein Programm zu Boden zu schlagen. Neben Schmerling noch immer Rechberg in der Staatskanzlei, Grünne in der Stallburg und Bach im venetianischen Palaste, — das flößt uns zu Schmerling's Macht oder Aufrichtigkeit nur ein geringes Vertrauen ein. Schiebt und stößt die öffentliche Meinung so nachhaltig wie bisher, so werden auch diese Männer und mit ihnen manche andere, deren Namen in einflußreichen Oppositionskreisen die Runde machen, aus ihren Stellungen weichen. Nichts gefährdet aber den Erfolg der gegenwärtigen Bewegung so sehr als dieses ruckweise Vorwärtsgehen der Regierung, dieser Mangel an Initiative und Entschlossenheit. Wir wissen aus guter Quelle, daß Schmerling in der schleunigen Berufung eines Reichstages für die nicht ungarischen Länder, aus der unmittelbaren Volkswahl hervorgegangen, das einzige Rettungsmittel erblickt, — dennoch hat er nicht den Muth oder die Kraft, diese Maaßregel durchzuführen und begnügt sich mit der Einberufung der verschiedenen Landtage auf die ersten Märzwochen. Schmerling kann sich nicht auf die unverrückbare Grundlage des Di-

ploms vom 20. October berufen. Dieses ist schon durchbrochen und auf den Werth eines todten Papieres zurückgesetzt. Gründe der Höflichkeit zwangen Schmerling, die Uebereinstimmung seines Programmes mit dem Geiste des Diploms zu betonen. Wer aber die Wahrheit mehr liebt, als die Höflichkeit, findet in dem Programm den förmlichen Widerruf des Diploms. Daher auch der verbissene Groll der böhmischen Adeligen und ihres Organes, daher die mannichfachen Versuche, von dieser Seite Schmerling zu verdächtigen oder wenigstens zu entmuthigen. Nach dem Schlusse des Reichsrathes wähnte diese Partei sich bereits im Besitze der Gewalt, und nahm schon die gnädige Protectormiene an und jetzt ist sie von politischer Macht und Ansehen weiter entfernt als je. Von dem Adel und seinen Anhängern kann Schmerling, falls er sein Programm ehrlich durchführen will, nur Hindernisse erwarten, das liberale Bürgerthum aber, wo noch einzig und allein politische Interessen sich erhalten haben, wird nicht auf Landtagen, sondern blos im Schooße eines allgemeinen Reichstages Einfluß gewinnen. Gegen die Einberufung der Landtage vor dem Reichstage haben wir Wesentliches einzuwenden.

Der Druck der letzten zehn Jahre hat die Herrschgelüste der kleinen Nationalitäten, den Absonderungstrieb der verschiedenen Provinzen unter der Decke gehalten, aber keineswegs vernichtet; ebensowenig hat die Bach'sche Regierung das Einheitsgefühl gestärkt, ein allgemeines österreichisches politisches Bewußtsein erweckt. Wie der Druck wich, haben auch jene bösen Geister ihre alte Kraft gewonnen und suchen frei von jedem Gegengewichte ihre ehemalige Herrschaft wieder zu erreichen. Für sie bilden die Landtage den rechten Tummelplatz. Große politische Interessen sind da nicht zu vertreten: um so reicher kann die nationale Eitelkeit und die provinzielle Beschränktheit genährt werden. Die Kirchthurmsgrößen, die politischen Antiquare, die Staatsmänner der Bürgerkasinos hoffen auf den Landtagen eine gute Erndte zu halten. Sie wissen vom Kremsierer Reichstage her, wie rasch ihr Nimbus durch die Berührung mit fremden Interessen abgenutzt wird, wie wenig die bloße Sprachkenntniß und die Liebe zu historischen Ruinen im Stande ist, sich auf die Länge einen politischen Einfluß zu sichern. Kommen die einzelnen Landtage vor dem Reichstage zusammen und wird ihnen die Muße gegönnt, sich in ihre beschränkten Anschauungen einzuleben, so muß man jede Aussicht auf eine vernünftige Organisation des Gesammtstaates aufgeben. Man denke sich in Preußen lauter Posensche Landtage wirksam und diesen die Begründung einer preußischen Verfassung anvertraut, und man hat dann ein genaues Bild, welches Schicksal unser harrt.

Weiter aber sind die Landtage machtlos, um die brennenden Fragen zur Entscheidung zu bringen. Es ist eine Lebensbedingung der liberalen Partei in Oesterreich, den Ausbruch des italienischen Krieges im kommenden Frühling zu hintertreiben, gerade so wie es im Interesse der Hof- und Militärpartei liegt, denselben zu beschleunigen. Der Krieg hindert die Organisation des Staates, lenkt die Aufmerksamkeit von den inneren Zuständen ab, gestattet jeden finanziellen Gewaltstreich und giebt die Leitung des Staates nothwendig wieder in die Hände der Aristokratie.

Von dieser Kriegslust in den höchsten Kreisen besitzen wir ein unwiderlegliches Zeugniß in der Schrift des Erzherzogs Ferdinand Max über »die österreichische Marine.« »Mahnt man,« sagt er, »spricht man, so erhält man immer dieselbe Antwort: das kommende Frühjahr, der Krieg wird entscheiden. Bis dahin laßt uns Alles aufschieben. In ein paar Monaten ist Krieg, was läßt sich bis dahin noch ausrichten?« Allerdings nichts, und weil eine einflußreiche Partei nichts ausgerichtet wissen will, wirkt sie aus Kräften für die Beschleunigung des Krieges. Noch mehr. Die Theilnahme Deutschlands, oder, was dasselbe ist, Preußens, erscheint unerläßlich für den guten Erfolg des Kampfes. Rechberg glaubte sich diese Mitwirkung dadurch zu sichern, daß er bei jeder Gelegenheit Preußen mit der Faust in das Gesicht schlug. Es konnte Schmerling nicht schwer fallen, das Cabinet von der Nothwendigkeit einer anderen Politik zu überzeugen. In Hessen-Cassel soll die Reaction nicht mehr offen unterstützt, in Schleswig-Holstein die Führerschaft Preußens willig anerkannt werden. Durch den Abfall vom Kurfürsten hofft man die öffentliche Meinung umzustimmen, der schädlichen Meinung, als ob Oesterreich stets nur die Reaction in Deutschland begünstige, die Spitze abzubrechen. Noch Größeres hofft man von der Verwicklung in Schleswig-Holstein. Oesterreich wird sich nicht weigern, für die Rechte Schleswigs mit einzutreten, insgeheim frohlocken, wenn Dänemark daraus eine europäische Frage macht, und Preußen zwingt, zum Schwerte zu greifen. Der Kampf gölte freilich verschiedenen Objecten, wäre aber gegen denselben Feind gerichtet, welcher Oesterreich in Italien bedroht. Die Objecte zu mischen, Preußen allmälig zur Vertheidigung auch der österreichischen Interessen herüberzuziehen, halten die Wiener Diplomaten für keine große Schwierigkeit. Und auch der Sorge zu siegen, ist dann Oesterreich entbunden. Denn die Opfer und Entschädigungen werden von den unterliegenden verbündeten Mächten getheilt. Welche Entschädigung aber Frankreich im Falle des Sieges verlangt, darüber kann Hr. Hübner-Schabenheferl, vertraut wie er mit den französischen Verhältnissen ist, dem Wiener Ministerium genaue Auskunft geben.

Alle diese Motive der herrschenden Kreise in Wien, den Krieg herbeizuführen, machen uns Andern in Oesterreich zur Pflicht, denselben zu verhindern. Wir sehen durch den Krieg nicht allein die Verwirklichung der uns versprochenen Reformen, sondern auch den Bestand des Staates selbst gefährdet.

Bricht in diesem Jahre der Krieg aus, so haben wir neben dem äußeren Feinde die Revolution im Innern zu bekämpfen. Noch zünden die Blitze, welche die ungarische Emigration gegen die habsburgische Dynastie zu schleudern gewohnt ist. Denn noch ist in Ungarn nichts geschehen, was den guten Willen der Regierung, ihre Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit bewiese. Alles, was Ungarn bis jetzt erobert, hat es der Verlegenheit des Hofes, der Ohnmacht des Ministeriums abgerungen. Noch konnten wir der gräco-slavischen Agitation an der Südgrenze des Reiches nicht wirksam entgegentreten. Noch hat, weil legitimer Ehrgeiz nicht in der Heimat seine Befriedigung fand, das schmachvolle Kokettiren der Slaven mit französischer Sprache, französischer Sitte und dem jüngsten Repräsentanten der gloire seinen Reiz nicht verloren. Wenn wir in diesem

Jahre gegen Italien und das mit ihm verbündete Frankreich in das Feld ziehen, voll Mißtrauen gegen die Regierung, die Grundlagen des Staates unterwühlt, die Verwaltung desorganisirt, durch die Trümmer des abgebrochenen und die plumpen Gerüste des unvollendeten Neubaues in der Bewegung gehemmt und dann noch Rücken und Flanke von Revolutionären bedroht wissen, — wie sollen wir da einen günstigen Ausgang des Kampfes hoffen? Die letzte Gefahr aber wäre gewiß beseitigt, wenn wir die innere Organisation des Staates im Frieden vollenden und durch die Thätigkeit des Reichstages das Vertrauen des Volkes, den Glauben an die Möglichkeit eines lebenden Oesterreich wiederbeleben könnten. Wir haben die Garantien in den Händen, daß die im Augenblicke einflußreichsten Männer in Ungarn einer engeren Verbindung mit einem freien Oesterreich nicht abgeneigt sind. Die Erinnerung an die mannichfachen materiellen Beziehungen mit den deutschen Provinzen und die Ueberzeugung, daß Ungarn nur als Bestandtheil Oesterreichs die gräco-slavische Agitation an seiner südlichen Grenze bemeistern kann, haben das heiße Blut wirksam abgekühlt. Kossuth repräsentirt nur die Verzweiflung der Magyaren. Während seiner ersten Dictatur hat der Rest dynastischer Pietät im unteren Volke das Fortschreiten bis zur sozialen Revolution gehemmt, jetzt, wo der Haß gegen die Dynastie jedes andere Gefühl übertönt, würde Kossuth's Armee sich vorzugsweise aus beutesüchtigen Proletariern rekrutiren. Dieser Voraussicht entziehen sich die gebildeten und wohlhabenden Magyaren nicht und geben daher einer versöhnlichen, ihre Rechte schirmenden Verfassungspolitik Raum. Was aber die Mehrzahl der slavischen Stämme anbelangt, so steht glücklicher Weise die Sache so, daß z. B. die Czechen in den Genuß ihrer berechtigten Forderungen nur durch den Reichstag gesetzt werden können (denn nur der Reichstag kann solche politische Institutionen garantiren, welche ihnen den freien Gebrauch ihrer Sprache in Schule und Amt gestatten), daß aber gleichzeitig auch der Reichstag alle ihre unberechtigten Anmaßungen wirksam hindert, ihre Träume und Phantasien verflüchtigt. Die Slavisirung Oesterreichs ist wo möglich ein noch tolleres Hirngespinnst, als der ehemals so sehr gefürchtete Panslavismus. Reibungen und Streitigkeiten mit den redelustigen Czechen, mit den ebenso unreinlichen wie hartköpfigen Ruthenen, mit den halborientalischen, hinterlistigen Serben werden nicht ausbleiben; vorausgesetzt aber, daß wir ein reiches politisches Leben überhaupt führen werden, werden wir auch noch die politische Erziehung der Slaven vollenden.

Zu den schlimmsten Nachwehen der zwölfjährigen Stagnation alles öffentlichen Lebens gehört, daß sich der slavische Fanatismus des achtundvierziger Jahres nicht austoben, nicht von den Thatsachen, von der unbarmherzigen Wirklichkeit sich richten lassen konnte. Wir waren auf dem besten Wege, uns mit den ernüchterten Slaven zu verständigen, als brutale und beschränkte Gewalt jede slavische Regung wieder zu einem Verbrechen stempelte. Natürlich, daß nun alle nationalen Uebertreibungen gerechtfertigt schienen, daß, was von selbst sich ausgelebt hätte, als lebenskräftig, nun durch die Gewalt gebunden behauptet wurde und Männer zu Märtyrern stempelte, welche, wenn die Bewegung ihren ungehemmten Verlauf genommen, in kurzer Frist den Fluch der Lächerlichkeit auf

sich geladen hätten. Sie sind der Ballast in der gegenwärtigen Erhebung und zwingen uns, die ärgerlichen Erfahrungen der vergangenen Zeit noch einmal durchzumachen. Sobald wir in den Prager Manifesten und Programmen der letzten Wochen die Namen Brauner, Trojan u. s. w. lasen, waren wir auch schon auf eine neue Auflage der alten Thorheiten gefaßt. Und richtig. Das Glaubensbekenntniß, welches in dem Parteiorgane: Narodni Listy abgedruckt ist, enthält denselben blühenden Unsinn, welcher den Garten der Freiheit im Jahre 1848 verunreinigte. Politische Rechte werden nicht gefordert, die wichtigsten Interessen des Landes auch nicht mit einem Worte berührt. Die einen zu genießen, die anderen zu verstehen, dazu bedarf es einer Bildung, die die ausschließliche Herrschaft der slavischen Sprache in Böhmen bald begraben würde. Dagegen wird der Herrlichkeit der alten böhmischen Krone mit Salbung gedacht, den Juden ein heimtückischer Hieb versetzt, und dem deutschen Elemente gnädige Duldung verheißen. Gottlob, daß man nicht mehr mit solchen Leuten allein zu unterhandeln hat, und neben diesen Ergießungen des beschränkten böhmischen Spießbürgerverstandes auch vernünftigere Anschauungen sich geltend machen. Die Gründung einer rein politischen Partei in Prag, aus den gebildeten liberalen Elementen der beiden Volksstämme zusammengesetzt und von dem bewährten ehemaligen Deputirten Pinkas, dem eigentlichen Vertrauensmanne Böhmens geführt, hebt unsere Hoffnungen auf eine friedfertige Auseinandersetzung der verschiedenen Nationalitäten, auf die nahe Verwirklichung unseres Wunsches nach dem raschen Zusammentritte des Reichstages. Diese böhmische Fortschrittspartei steht auf demselben Boden wie die liberalen Genossenschaften Wiens und die besonnenen Staatsmänner Ungarns. Sie greift nach den slavischen Provinzen hinüber und ist doch auch mit den Vertretern der deutschen Bevölkerung — einige Anhänger der großdeutschen Politik ausgenommen — verknüpft. Hoffentlich wird die Verständigung zwischen den Liberalen aller Provinzen nicht lange verzögert werden und wir nächstens Gelegenheit haben unseren Ruf nach einem Reichstage als den allgemeinen, laut ausgesprochenen bezeichnen zu dürfen.

Wem nicht das als ein dringendes Gebot für die Einberufung der Volksvertreter gilt, daß sonst alle Gefahr vorhanden ist, daß unser Verhältniß zu Italien durch Benedek, unsere Beziehungen zu Deutschland durch Rechberg geordnet werden, den muß die Lage unserer Finanzen bestimmen. Wir sind nicht mehr berechtigt zu sagen: Es darf nicht so gehen, wir müssen sagen: Es geht nicht so. Eine Großmacht, die nicht mehr im Stande ist, die Bettelsumme von einigen hunderttausend Gulden zu erübrigen — nur so viel beträgt der Verlust, wenn die Zinsen der Nationalanleihe in klingender Münze ausgezahlt werden, — kann eigentlich gar nicht mehr als bestehend gedacht werden. Wir haben nur zu wählen, zwischen dem Anfange des Endes oder einem vielleicht stürmischen, aber gründlichen neuen Anfange, den nur ein Reichstag schaffen kann. Wir können zwischen den Parteien nicht wählen. Wollen wir bestehen, so müssen wir liberal sein und die Grundlagen des Staates neu bauen. In wenigen Wochen ist zu einem liberalen Neubaue nicht mehr die Zeit und auch nicht der Raum gegeben, dann gehört Soldaten und Demagogen das ganze Feld. Welche Verblendung, daß wir, statt uns selbst zu helfen, immer nur auf die Thaten des liberalen Ministeriums harren. Hätten die Ungarn derselben Geduldsprobe sich unterworfen, sie würden heute noch das alte Unrecht tragen. Sie fragten nicht und harrten nicht, sondern griffen selbst zu und haben heute eine solche Organisation sich gegeben, daß sie im Nothfalle für sich stehen können. Thun wir das Gleiche, handeln wir, und das Ministerium, oder besser gesagt ein Ministerium wird auch handeln.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte.

V.

Frau von Staël.

Die bisher in diesen Monatsheften versuchten Rückblicke auf die literarische und sociale Arbeit der französischen Umwälzung *) boten mehrfache Aufforderung, sowohl aufdringlichen Massenerfolgen als blendenden Einzelleistungen unserer Nachbarn gegenüber den vaterländischen Standpunkt mit allem Nachdruck zu wahren. Wir haben in Betrachtung Béranger's und Scribe's den eigenthümlichen Vorzügen der neufranzösischen Gesellschaft so viel Aufmerksamkeit geschenkt als erforderlich schien, um die Gefahr dieser glänzenden, beweglichen, für jede Gewaltwirkung trefflich gegliederten, dabei tief selbstsüchtigen und von den hemmenden Bedenken des formellen Rechts gründlich befreiten Demokratie in ihrer ganzen Bedeutung hervortreten zu lassen. Das Studium Châteaubriand's zeigte uns die sehr nahe Verwandtschaft dieser Zustände mit den viel gerühmten religiösen und ritterlichen Instincten des alten Frankreich, und ein Blick auf die Leistungen der französischen Reactionäre von Fach ließ auch in ihnen alles Andere eher erkennen, als eine zuverlässige Schutzwehr gegen die Wirkungen der aus jenem Mittelpunkt der neuromanischen Welt gegen die germanische Völkerfamilie losgelassenen Zerstörungskräfte. Es ist nun an der Zeit, auch der andern Seite des Bildes gerecht zu werden. Wir haben schon früher uns offen darüber ausgesprochen, daß wir an einen unversöhnlichen, schlechterdings feindlichen Gegensatz der germanischen und der romanischen Race trotz alledem nicht glauben, auch nicht Angesichts der posthumen Triumphe des Bonapartismus. Die culturhistorische Wahlverwandtschaft der beiden mächtigen, sich so merkwürdig ergänzenden Völkerfamilien erscheint uns durch die unerfreulichen und bedrohlichen Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit mehr verdunkelt als ernstlich in Frage gestellt. Die Bestrebungen und Leistungen, welche seit mehr als einem

*) Vergl. unsern vorigen Jahrgang, April-, Juli-, August- und Octoberheft.

Menschenalter jenseit des Rheines das Bewußtsein dieser gegenseitigen Abhängigkeit mehr und mehr zur Geltung brachten, sind durch die gegenwärtigen Zustände Frankreichs mit nichten widerlegt und beseitigt, ihre Träger weitaus nicht zu den Todten geworfen. Es kann natürlich unsere Absicht nicht sein, für ein literar-historisch und biographisch vollständiges Denkmal derselben den Raum dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen. Aber in den Grundgedanken der ganzen Richtung sich zurecht zu finden, ihre bisherigen praktischen Leistungen im Auge zu behalten und von ihren gegenwärtigen Bestrebungen und Aussichten sich ein Bild zu machen: von dieser Aufgabe kann der augenblickliche Phrasen- und Waffenlärm die aufrichtigen und gründlichen Freunde des gesetzlichen Fortschrittes auch in Deutschland nicht lossprechen. Auch dabei wird die eigenthümlich concentrirte Gestaltung der französischen Dinge der Betrachtung trefflich zu statten kommen. Es wird auch auf dem jetzt zu betretenden Gebiete vergönnt sein, gewissermaaßen das personificirte Programm einer ganzen Culturbewegung in einer großen, schriftstellerischen Persönlichkeit zu studiren, um den Blick für die Entwirrung und Beurtheilung der Bestrebungen zweiten Ranges zu schärfen. Nicht nur die Formeln und Symbole der gesetzlichen Freiheit, sondern recht eigentlich die sittlichen Lebensbedingungen derselben sind, gegenüber den extremen Parteien, in den schriftstellerischen Leistungen der Frau von Staël in hohem Grade einleuchtend und belehrend vertreten. Ihre Arbeiten haben in den tief aufgewühlten Boden des neuen Frankreich eine reiche Fülle durchaus gesunden Saamens gestreut. Sie bildeten theils eine nothwendige Ergänzung, theils eine heilsame Gegenwirkung für alle Anregungen, durch welche Chateaubriand in die Entwickelung des französischen Wesens eingriff. Der Verfasser von René und Atala schlug in seinen bessern Leistungen den Ton einer feurigen Beredsamkeit an, wie man ihn in Frankreich seit den Siegen des Classicismus kaum wieder vernommen hatte: aber seine ästhetische Theorie war von den Vorurtheilen der alten Schule beherrscht und sie hat, wie wir sahen, mehrere seiner Schöpfungen gründlich verdorben. Chateaubriand hat ferner das nicht geringe Verdienst, zu einem seiner Ideale beraubten Geschlecht von Gott, von Freiheit und Recht begeisternde Worte gesprochen zu haben: aber seine Religion erhitzte die Einbildungskraft und ließ das Herz so öde und kalt, als es gewesen, und seine politischen Ueberzeugungen wurden durch die Vorurtheile des Edelmanns und durch die beschränkte Eitelkeit des Franzosen bedenklich getrübt und verwirrt. Als es an's Handeln ging, blieb von dem ritterlichen Kämpen der Freiheit nichts übrig, als der wenig glückliche Nachahmer des Kaisers und zuletzt gar der phantastische Parteigänger unreifster und hohlster republikanisch-

socialistischer Einbildungen. Auf allen diesen Gebieten hat Frau von Staël von den Verirrungen ihres glänzenden Nebenbuhlers sich frei gehalten und um die Befruchtung und Fortbildung der französischen Geisteszustände sich bleibende Verdienste erworben. Ihre feine und geistreiche Deutung der germanischen Gedankenwelt durchbrach zuerst die chinesische, das alte Frankreich umschließende Mauer. Sie zuerst zeigte den Franzosen den Weg zu einer vertieften, begeisternden Einsicht in die Natur des Schönen; der tiefsittliche Grundton ihrer sämmtlichen Arbeiten macht dieselben zu einer wahren Oase in der durch öde Selbstsucht und geckenhafte Eitelkeit verderbten Romanliteratur jener Epoche — ihre ehrliche, begeisterte, und dabei aufgeklärte und besonnene Hingebung an die Grundsätze der Humanität und der Freiheit sichert ihrem Namen ein hochachtungsvolles Andenken in der durch Landes- und Sprachgrenzen nicht beschränkten Gemeinde, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die göttlichen und schöpferischen Ueberlieferungen der christlichen Bildung lebendig und wirksam erhält. Wir in Deutschland namentlich schulden ihr Beachtung und Anerkennung als dem wohlwollenden und verständigen Anwalt unserer nationalen Bedeutung zu einer Zeit, da es nicht ganz leicht war, unter den Trümmern auf dem Boden des alten Germaniens die aufsprießende Saat einer bessern Zukunft richtig zu schätzen.

Man weiß, wie Familie, Erziehung, Religion und Gesellschaft der Tochter des Banquiers und Ministers Necker in dem von Zukunftsgedanken durchwühlten Paris der siebziger und achtziger Jahre eine hochbegünstigte Sonderstellung gewährten. Sie war am 22. April 1766 geboren, als ihr Vater noch Commis bei Tholusson, aber schon ein Mäcen freisinniger Schriftsteller war. Necker's schnell steigender Einfluß (er wurde bekanntlich 1776 Finanzrath, 1777—81 Generaldirector der Finanzen und 1788, nach mehrjähriger glänzend zugebrachter Muße Minister) so wie sein Reichthum und sein schriftstellerischer Ruhm versammelten die glänzendsten literarischen Vertreter der damals noch sehr naiv-freisinnigen Zeitströmung in seinem Salon: Thomas, den von antiker Tugendrede überfließenden Akademiker, Marmontel, den fruchtbaren Verfasser sentimentaler Fortschrittsromane, Raynal, den „philosophischen“ Vertheidiger der in allen Welttheilen durch die böse Cultur unterdrückten, rothen, schwarzen und braunen Rousseau'schen Naturkinder, Gibbon, den geistreich-boshaften, hochberedten Ankläger des christlichen Staates, endlich Grimm, den deutsch-französischen Zwischenträger und Dolmetscher der neuen Humanitätsreligion. Es war ein besonderes Glück für die junge Germaine, daß ihre streng calvinistische und gründlich gebildete Mutter, Suzanne Curchod de Nasse, die ernste schweizerische Pfarrerstochter, durch gemes-

senften Nachdruck in Lehre und Sitte den aufreizenden und berauschenden Einflüssen dieser Kreise die Wage hielt. So wurde das wunderbar frühreife Mädchen davor bewahrt, die Aneignung glänzendster Unterhaltungskunst und die frühe Ermuthigung kühner, selbstständiger Geistesregung mit Verlust der Ehrfurcht vor Wahrheit und Sitte, und mit Abstumpfung der Freude an ehrlich hingebender Arbeit zu zahlen. Daß ihr Kämpfe nicht erspart blieben, zeigen, von allem Anekdotenklatsch abgesehen, ihre wenig bekannten, zwar fehlerhaften, aber durchaus nicht unbedeutenden Jugendarbeiten auf jeder Seite. Es sind die Dramen Sophie, Jane Grey, Montmorency, die Novellen Mirza, Adelaide und Theodor, und das Fragment Zulma: sämmtlich mehr flüchtige Skizzen als Gemälde. Gefühl, leidenschaftliche Declamation überwuchert die Handlung. Aber stark und ergreifend spricht sich überall eine gefährliche, wenn auch in dieser Zeit und Gesellschaft nur zu natürliche Grundstimmung aus, der Kampf glühendster Herzenssehnsucht mit dem strengen, durch eine selbstsüchtige und tyrannische Gesellschaft gefälschten Gebot der Tugend und Sitte. Die äußere Einkleidung ist oft genug seltsam, für unser Gefühl selbst burlesk. Die unschuldigen, edelherzigen, romantisch-ritterlichen Hottentotten, Jalofen, Botokuden, à la Rousseau und Marmontel, spielen die Hauptrolle; die edelherzige und heldenmüthige Indianerin Zulma, eine rothhäutige Corinna im Naturcostum, nimmt unter lebhaftem Beifall der Dichterin siegreich das Wort zur Vertheidigung des Mordes und des Selbstmordes als Genugthuung für gekränkte Liebe. Ueberall erringt das Herz im Kampfe gegen die Welt, feinere Sitte, Anstand, conventionellen Ehrbegriff, — nicht zum Vortheil ihrer Popularität, — recht unliebenswürdige und ungern zugestandene Triumphe über die Leidenschaft. Außerdem zeigt sich schon hier der Trieb des abstrahirenden Erkennens neben dem des Empfindens und Gestaltens, wobei denn das Zugeständniß nicht umgangen werden darf, daß die Verfasserin überhaupt nur in zweiter Linie Dichterin ist. Auch ihre besten Sachen wenden sich mehr an Verstand, Gefühl und sittliche Ueberzeugung als an die Einbildungskraft. Das Blut des fast abgöttisch verehrten Vaters, des doctrinären Staats- und Geschäftsmannes verleugnet sich nicht, und selbst die norddeutsche Natur des aus Brandenburg stammenden Großvaters macht sich in manchem Zuge der ebenso gelehrten und characterfesten als glänzenden und anmuthigen Pariser Salondame merkbar. Schon der „Versuch über die Dichtungen," gleichzeitig mit den Novellen geschaffen, legt an die Gebilde der Einbildungskraft das sittliche Maaß. Die jugendliche Verfasserin erklärt sich hier bereits gegen die Anwendung des Wunderbaren, insofern dies die innere Wahrheit der Entwickelung schwäche und Willkür und Zufall an die Stelle der sittlichen

Freiheit setze. Die Allegorie wird in ihrer Schwäche sehr richtig gewürdigt, Wahrheit und sittliche Freiheit der Motive werden als höchste Vorzüge der dichterischen Handlung gepriesen. Höchst liebenswürdig ist der Zug tiefen, leidenschaftlichen Gefühls, der die strengen Grundsätze der wohlerzogenen Calvinistin erwärmt und verschönert. Die Schöpfungen der Einbildungskraft erscheinen ihr als freundliche Genien, welche im Augenblicke des Genusses die Unvollkommenheit alles Erdenglückes vergessen machen. Ihre Bewunderung heroischer Hinopferung an die sittliche Pflicht hält sie nicht ab, den dichterischen Triumphen der Empfindsamkeit ihrer Zeit, Heloise und Werther, eine verschämte, menschlich-warme Liebeserklärung zu machen.

Einen vorläufigen Abschluß gewinnen diese Versuche, dem Gefühl den Halt eines Systems zu geben, in den 1788 erschienenen „Briefen über J. J. Rousseau," d. h. über den eigentlichen Propheten jener in den achtziger Jahren unter schwermüthig-süßen Träumen für die Orgien der Revolution heranreifenden Jugend. Die damals zwei und zwanzigjährige Verfasserin ist keineswegs blind für die Schwächen ihres Lieblings. Mit vieler Feinheit weist sie auf Rousseau's Abstractionssucht hin, auf seine halbe und schiefe Erfassung der Wirklichkeit, auf die krankhafte Reizbarkeit des Mannes, der seine guten Vorsätze für Thaten nahm und seine schlechten Thaten nicht beachtete, weil sie der Leidenschaft, nicht dem Systeme entsprangen. Dennoch wird Rousseau als Führer der Jugend hoch gepriesen, denn — er habe die Jugend mit der Gewalt der Leidenschaft gewaffnet und überzeugt, indem er begeisterte. Die „neue Heloise" namentlich wird mit wahrer Liebesgluth geschildert. Man fühlt nur zu deutlich, wie diese Vivisection des Herzens, diese gefährlichen Auseinandersetzungen zwischen der mit Entzücken geschilderten Leidenschaft und der mit heimlichem Ingrimm auf ihren kalten und einsamen Thron gesetzten „Tugend" die Theilnahme, nicht nur der Schriftstellerin, sondern auch des Weibes, gefesselt haben. Schon seit zwei Jahren genoß damals die junge Frau, seit 1786 Gemahlin des schwedischen Gesandten, Baron von Staël-Holstein, das „Glück" einer glänzenden Pariser Normal-Ehe. Wir machen hier nicht Jagd auf unverbürgte Anekdoten und Klatsch, und wollen deshalb aus dem bekannten Gerede über Frau von Staël's Gefühle für Mathieu de Montmorency, ihren langjährigen Freund, uns keinen Schluß auf thatsächliche Verhältnisse erlauben. Unzweifelhaft aber ist der gewaltige Antheil, welchen getäuschte Herzenswünsche, unerfüllte Sehnsucht nach einfachem, häuslichem Glück, schmerzvolles Vertiefen in die Härten und Widersprüche des französisch-vornehmen Tugend- und Anstands-Begriffes an der künstlerischen und sittlichen Entwickelung dieser merkwürdigen Frau

gehabt haben. Was in den früheſten Novellen als ſchwermüthige Vorahnung des leidenſchaftlichen Mädchens auftrat, die bittere Nothwendigkeit der Entſagung, die Unverträglichkeit voller Herzensbefriedigung mit der Unnatur unſerer Zuſtände, das durchzieht ſpäter die ſämmtlichen dichteriſchen und betrachtenden Werke der gereiften Frau als Ergebniß der Erfahrung und des Nachdenkens, in Schilderung und Ausführung. Die leidenſchaftliche Anklage gegen Geſellſchaft und Schickſal verwandelt ſich frühzeitig in tiefernſte Erwägung der ſittlichen Nothwendigkeit, als Grundlage eines, man kann wohl ſagen männlich-gediegenen Lebensplanes. Es iſt bei Würdigung dieſer Dinge natürlich der Ernſt der Zeit nicht zu vergeſſen. Die Revolution fand Frau von Staël in dem glänzenden ſocialen Mittelpunkte der gemäßigt-freiſinnigen Partei, welche noch eine Zeit lang ihren Vater, — bekanntlich von jeher der Gegenſtand ihrer leidenſchaftlichen Liebe, — als eine Art von Orakel verehrte. Die Tochter des volksthümlichen Miniſters, die bewunderte Schriftſtellerin und Meiſterin geiſtreich-anmuthiger Unterhaltung ſchlürfte in vollen Zügen dieſen glänzenden Hochgenuß der guten, altfranzöſiſchen Geſellſchaft, dieſer Flitterwochen der aus den Salons noch nicht auf die Straße hinabgeſtiegenen Freiheit. Wieder und wieder taucht das Bild dieſer ihrer goldenen Tage in ihren Denkniſſen und Romanen auf. Mit beredter Sehnſucht ſchildert ſie Lord Nelvil in der Corinna: „Ich erſtaunte über die Einfachheit und die Freiheit der Pariſer Geſellſchaften. Die größeſten Intereſſen wurden dort ohne Frivolität verhandelt, wie ohne Pedanterie. Es hatte den Anſchein, als wären die tiefſten Gedanken das Erbtheil der Unterhaltung geworden und als vollzöge die Umwälzung der Welt ſich nur, um die Pariſer Geſellſchaft noch liebenswürdiger zu machen. Ich traf dort Männer von ernſter Bildung, von überlegenem Talent, durch den Wunſch zu gefallen noch mehr beſeelt, als durch das Bedürfniß, nützlich zu ſein, begierig nach dem Beifall eines Salons, ſelbſt nach den Triumphen der Rednerbühne und in der Geſellſchaft der Frauen lebend, weit mehr um ihren Beifall, als um ihre Liebe zu finden.“ Und als Mittelpunkt dieſer glänzenden Kreiſe hat man Frau von Staël ſich in der Rolle Delphinens vorzuſtellen: mit den Männern am Kamin plaudernd, während die Damen zum Spiel gehen, in alle wichtigſten Unterhaltungen als Ebenbürtige ſich einmiſchend, tief eintauchend in die Wogen einer von dem Enthuſiasmus leichter, ungeprüfter Tugend trunkenen Zeit. Freilich entſprach dem Glanz dieſer Tage ihr ſchneller Verlauf. Von vorn herein war Frau von Staël nicht blind gegen die Selbſtſucht und Eitelkeit, welche unter jenen liebenswürdigen Formen ſich breit und breiter machte, gegen die Gefahren jener „leichten Art, das Leben zu führen, ihm Abwechſelung zu geben, es dem ſtrengen Nach-

denken zu entziehen, ohne ihm den Reiz des Geistes zu nehmen.“ Dann wurde ihr hochverehrter Vater, schon 1790, von der Bewegung überholt, sie selbst aus dem lebendigen Mittelpunkt derselben in die entfernteren, beobachtenden, leidenden und widerstrebenden Kreise gedrängt. Nicht leicht und gern verließ sie ihren Posten in der pariser Gesellschaft. Bis zu den Septembertagen 1792 durch die diplomatische Stellung ihres Gemahls nothdürftig vor dem Aeußersten geschützt, wurde sie zahlreichen Freunden und Bekannten eine Helferin in der Noth, unter Andern auch Herrn von Montmorency, den sie, in Lakaien-Verkleidung, auf dem Bocke ihres Wagens den Mörderbanden Danton's entzog, nicht ohne ernste Gefahr ihres eigenen Lebens. Sie verdankte es nur ihrer Freundschaft mit Manuel, daß man ihr, nach mehrstündigem peinlichem Warten auf dem von den Sansculotten umlagerten Stadthause, endlich doch die Erlaubniß zur Abreise ertheilte. Die Schreckenszeit wurde mit ihrem Vater, theils in Coppet, theils in London verlebt. Sie wird in der Reihe der Staël'schen Schriften nur durch ein beredtes Pamphlet zu Gunsten der Königin Marie Antoinette bezeichnet. Aber bald nach Robespierre's Sturz legten die „Betrachtungen über den Frieden, an Pitt und an die Franzosen gerichtet“ (1794), die „Betrachtungen über den innern Frieden“ (1795) und die Schrift „über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker“ Rechnung ab über die in Geist und Gemüth der Verfasserin durch den furchtbaren Ernst dieser Jahre gezeitigte Frucht. Das Weib zeigt sich dabei an Erkenntniß, an festem Muthe den besten Männern ihres Volkes gewachsen, und vielen glänzenden Wortführern, nicht nur der Jakobiner, sondern auch der erhaltenden Parteien (z. B. J. de Maistre) weit überlegen.

Wir lassen die politischen Schriften einen Augenblick bei Seite, um, wie das beim Studium eines weiblichen Autors doppelt nothwendig ist, vor Allem in den sittlichen Grundlagen der ganzen Erscheinung klar zu sehen. Die Schrift über den Einfluß der Leidenschaften, in Verbindung mit den beiden größern Romanen, giebt hier wünschenswertheste Auskunft und macht uns zu Zeugen, keineswegs einer Sinneswandelung, wohl aber eines mächtigen Emporarbeitens aus verworrenem Empfinden zu klarem Erkennen und festem Wollen. Wie billig werfen wir den ersten Blick in das Kapitel, welches die „große Passion,“ das stehende Problem der oben betrachteten Jugendschriften behandelt. Wir begegnen Allem eher, als moralisirender Nüchternheit des reiferen Alters. Die Verfasserin ist nicht in der Lage, durch Verläugnung und Schmähung idealer und sittlich-reiner Jugendillusionen über die demnächst eingetretene Herrschaft engherzig-selbstsüchtiger Leidenschaften sich und Andere täuschen zu müssen. Der Liebe, in ihrer vollen, dämonischen

Gewalt, wird ohne Rückhalt gehuldigt, als der edelsten, geistigsten, berechtigtsten Form des schrankenlosen Glückseligkeitstriebes der Jugend. Sie sei nur den Auserwählten der Natur bekannt in ihrer Herrlichkeit und furchtbaren Größe; Newton habe mehr kundige Beurtheiler, als die ächte Liebe; alle Erfolge der Eigenliebe, die höchsten Grade des Genusses der Persönlichkeit erblassen neben ihrem Zauber; alle großen Dichter wenden die Summe ihrer Kraft daran, eine einzige jener Erregungen sich zu verschaffen, welche die Liebe in Strömen über das Leben ausgieße. Mit aller Gluth innigster, persönlicher Erregung wird die Seligkeit glücklicher Neigungsehen geschildert. „Wenn es auf der Welt zwei Personen giebt, die vollkommne Liebe verbindet, und welche die Ehe an einander geknüpft hat, so mögen sie die Welt zu ihren Füßen sehen, so mögen sie erschrecken über ein Glück, welches sie so weit über andere Menschen erhebt. Vielleicht haben sie schon alles Glück empfangen, welches wir hoffen, vielleicht giebt es für sie keine Unsterblichkeit!“ In diese Lichtseite des Bildes werfen dann trübe Erfahrungen und Erwägungen recht dunkle Schatten. Die krankhafteste Rousseau- und Werther-Begeisterung weht uns an aus den Worten: „Unter allen Leidenschaften ist die Liebe dem Glücke des Menschen am verderblichsten, denn — man weiß nicht zu sterben nach dem Verlust, man giebt seine Seele an ein Gefühl hin, welches den Rest des Daseins der Farbe beraubt. Nur wer im Stande ist, sich zu tödten, kann mit einigem Schein der Weisheit diese große Glücksstraße versuchen.“ — Das ist beinahe, als hörte man Chactas nach dem Tode Atala's im Gespräche mit Aubry. Aber es liegt doch eine weite Kluft zwischen jenen romantischen Orgien einer öden, nur sich kennenden und fühlenden Eitelkeit und diesen ehrlichen Bekenntnissen einer im gesunden Boden des Pflichtgefühls und geistiger, geregelter Arbeit wurzelnden, durch ächt protestantisch-humane Bildung genährten Natur. Nicht verstimmte Flucht vor der Wirklichkeit, noch weniger Berauschung in den Erfolgen der Eigenliebe wird hier als Heilmittel gegen jene herbsten Schläge des Schicksals empfohlen. Die Verfasserin widmet neben der Betrachtung der Liebe dem Studium der ernsten, männlichern Leidenschaften eine eingehende Sorgfalt. Mit überraschender Kenntniß spricht sie über die Natur und die Gefahren des Ruhmesdurstes, des Ehrgeizes, der Eitelkeit. Man muß es der Französin sehr hoch anrechnen, daß sie die Unterwerfung des innern, sittlichen Bewußtseins unter äußere Mächte als den eigentlichen Fluch aller dieser glänzendsten und gefahrvollsten Neigungen ihres eigenen Volkes bezeichnet, daß sie die Rettung des innern Menschen aus diesem Gedränge schließlich von den Segnungen der ächten Geistesarbeit erwartet, von einem uneigennützigen, tapfern Dienste unter der Fahne der Wahrheit, sowie von aus-

dauernder Treue in rein menschlicher, liebevoller Pflichterfüllung. Man erinnert sich dabei unwillkürlich der goldenen Schiller'schen Worte über den Segen der nie ermattenden, langsam schaffenden, nie zerstörenden, und den Bau des menschlichen Fortschrittes wenn auch nur um Sandkörner mehrenden Arbeit. Völlig deutsch ist auch das liebenswürdige, durchaus nicht kokettirende Bekenntniß über die Stellung des Weibes zu den Aufgaben und Erfolgen des öffentlichen Lebens; „das Glück der Frauen verliert bei jeder Art von persönlichem Ergeiz. Wenn sie nur gefallen wollen, um geliebt zu werden, geben sie sich mehr Mühe, sich zu vervollkommnen, als sich zu zeigen. Aber wenn sie nach Berühmtheit streben, so entfernen ihre Anstrengungen wie ihre Erfolge das Gefühl, welches unter verschiedenen Namen stets das Schicksal ihres Lebens bestimmt. Denn die Frau kann durch sich allein nicht bestehen; ein unsterblicher Genius kann sie von dieser Abhängigkeit nicht befreien."

Wir haben uns hier dem Thema genähert, welches die beiden Romane der Verfasserin dichterisch ausführen, weitaus nicht mit der Gestaltungekraft und dem dämonischen Feuer einer George Sand, aber mit einem Gedankenreichthum und einer sittlichen Wahrhaftigkeit und Gesundheit, die wir bei der Dichterin von Juliana und Lelia nicht finden. — Sie sind zu verschiedener Zeit und in verschiedenen Verhältnissen geschrieben: Delphine um 1798 und 1799 (gedruckt 1802), als Frau von Staël, nachdem sie ihren eine Zeit lang von ihr getrennten Gemahl in seiner letzten Krankheit treulich gepflegt, in Coppet das erste Jahr ihrer Wittwenfreiheit genoß; Corinne nach dem Tode ihres Vaters, 1805. Man weiß, wie hier die feine Kunstkennerin, die sinnige Schülerin der deutschen Aesthetik in der Schilderung Italiens glänzt. Aber wir haben es zunächst noch mit der Entwickelung der Dichterin und des Weibes, mit ihrem Urtheil über das Herz und die Gesellschaft zu thun, und bei dieser Untersuchung lassen sich die beiden Romane nicht trennen.

Nichts ist bekanntlich einfacher als ihre Fabel. Delphine, nach dem Vorbilde von Rousseau's Heloise und von Werther in Briefen geschrieben, schildert den an äußern, spannenden Ereignissen sehr armen Kampf einer reich begabten Frauennatur gegen die Misere der von herzloser Eitelkeit beherrschten Gesellschaft. Die Heldin, Delphine von Albémar, die zweiundzwanzigjährige, bildschöne, geniale und sehr reiche Wittwe eines gutherzigen alten Herrn, genießt das gefährliche Gut ihrer Freiheit in den glänzendsten Cirkeln der französischen Hauptstadt. In überströmender Herzensgüte opfert sie einer Seitenverwandtin ihres verstorbenen Mannes, Mathilde de Vernon, einen Theil ihres Vermögens, um deren Verheirathung mit dem Spanier Léonce de Mondoville möglich zu machen: na-

türlich haben die einander Bestimmten sich nie gesehen, sondern erwarten ihr „Glück“ gehorsam aus den Händen der beiderseitigen Mütter. Léonce kommt dann in Paris an. Wie man denken kann, kreuzt die Leidenschaft die Berechnungen der selbstsüchtigen Klugheit. Delphine sieht sich verurtheilt, den Mann zu lieben, welchen der Wille der Familie und ihre eigene Großmuth der Freundin bestimmte. Léonce entbrennt für sie in gleicher Neigung und steht im Begriff, die Convenienz dem Bedürfnisse des Herzens zu opfern, als gerade die schönsten und gediegensten Eigenschaften Delphinens eine glückliche Lösung verhindern. Schon die glänzende Lebhaftigkeit seiner Geliebten, ihre Triumphe in der Gesellschaft, ihre Begeisterung für den humanen Freiheitsdrang des Jahrhunderts geben dem stolzen, streng erzogenen Aristokraten Manches zu denken. Als dann aber die Herzensgüte des genialen Weibes in Handlungen sich zeigt, welche, an sich großmüthig und edel, sie bloßstellen gegen die Médisance der „guten Gesellschaft,“ da siegt die Convenienz über die Stimme des Herzens. Ohne Neigung heirathet Léonce die kalte, bigotte, langweilige, aber tadellos anständige und von seiner Mutter ihm ausgesuchte Mathilde, und alle drei Hauptpersonen gehen schließlich in den Qualen eines verfehlten Lebens zu Grunde. — In dem zweiten, berühmtern Roman haben die Personen ihre Namen gewechselt. Léonce heißt Lord Nelvil, Delphine nennt sich Corinne, Mathilde Vernon tritt als Lucile Edgermont auf. Die Situation ist nur äußerlich verändert. Lord Nelvil hängt von seinem Vater so ab, wie Léonce von der Mutter, nur mit dem Unterschiede, daß es der Wunsch des schon verstorbenen Vaters ist, durch den er seine Zukunft bestimmen zu lassen sich verpflichtet fühlt. Er war bei des Vaters Leben in die Schlingen einer Pariser Kokette gefallen, und als er, noch glücklich genug entronnen, zurückkehrte, fand er die Heimath öde, den Vater verstorben, ehe er den rettenden Entschluß seines von ihm heiß geliebten Sohnes erfahren. Daher Oswalds unheilbare Melancholie, daher sein Vorsatz, in einer künftigen Verbindung mit der als Kind durch seinen Vater ihm bestimmten Lucile Edgermont seinen Ungehorsam gegen den geliebten Todten gut zu machen. So führt ihn eine durch den Arzt verordnete Reise nach Rom. Er sieht Corinne, die auf dem Capitol gekrönte Dichterin, das mit allen Musengaben gesegnete, in Schönheit, Jugend und Tugend strahlende, aber von Geheimniß umgebene, in männlicher Unabhängigkeit außerhalb der Familie lebende Weib. Damit beginnen denn für Beide die Kämpfe Léonce's und Delphinens in vergrößertem Maaßstabe. Die Natur- und Kunstwunder Italiens thun das Ihre, um die Liebenden mit einem Zauberkreise seliger Weltvergessenheit zu umziehen. Aber dann macht das Leben und die Gesellschaft sich gel-

tend. Corinne weist als Lucile's Halbschwester sich aus, als Tochter aus der Ehe von Lord Edgermont und einer italienischen Prinzessin. In Florenz erzogen, dann mit funfzehn Jahren auf einen Landsitz des nördlichen Englands gebracht, mitten unter die tugendhaften, schweigsamen, langweiligen Misses und die Portwein trinkenden, Füchse hetzenden und noch schweigsamern Landedelleute, hat sie die geistigen und physischen Nebel des Nordens unerträglich gefunden und ist mit ihrer Dienerin zurückgekehrt in das Land ihrer Jugend, in das Land der Sonne, der Blumen und der Künste. Die Familie hat ihr Vermögen herausgegeben, aber ihren Namen gestrichen und sie als todt „betrauert." Lord Nelvil, unschlüssig schwankend zwischen seiner Liebe und den Vorurtheilen der Gesellschaft nimmt zu der Pietät gegen den Vater seine Zuflucht, um seine Schwäche sich selbst zu verbergen. Er geht nach England zurück, erfährt dort durch einen alten Verwandten, daß sein Vater einst Corinne gesehen, und sie nicht geeignet gefunden habe, das Glück seines Sohnes zu machen, und so bricht er die seinen Worten und seinem Herzen geschuldete Treue, und wird Lucile's exemplarisch tugendhafter, von allen Ton angebenden Anstandsdamen hoch verehrter Gatte. Eine zweite Reise nach Italien verschafft ihm die Gelegenheit, in Rom dem Sarge Corinne's zu folgen. Dann kehrt er mit Gemahlin und Tochter nach England zurück. „Er gab dort das Beispiel des regelrechtesten und reinsten häuslichen Lebens. Aber vergab er sich seine That? Gab er sich zufrieden mit einem gewöhnlichen Looſe, nach dem, was er verloren? Ich weiß es nicht. Ich will ihn weder tadeln noch freisprechen."

So schließt die Erzählung, mit einer bangen, gepreßten Kundgebung des Gefühls, welches hier wie in Delphine alle Situationen durchzieht. Eine tiefe Erbitterung gegen das innerste Wesen der exclusiven, „guten" Gesellschaft, gegen die Allerweltsmoral der normalen Theetische und ihres Anhanges ist das Pathos der Dichtungen, zu welchen die glänzenste Vertreterin dieser Kreise in ihnen den Stoff fand. Sie wird nicht müde, dem Götzen jener Kreise den Spiegel vorzuhalten, jener ebenso grausam-selbstsüchtigen als leichtfertigen und unfreien Eitelkeit, welche sie immer und immer wieder als die Seele dieser so regelmäßigen und anmuthigen Formen bezeichnet. Eine Stelle in ihrem Werke über Deutschland wiederholt kurz und bündig das Thema aller dieser Schilderungen und berührt den Lebensnerv der romanisch-aristokratischen Bildung: „Eine aristokratische Gewalt, der gute Ton und die Eleganz, trug es bei uns (in Frankreich) über die Tiefe, das Gefühl, selbst über den Esprit davon. Sie sagte zur Energie: Du legst zu viel Gewicht auf die Personen und Dinge; — zur Tiefe: Du kostest mir zu viel Zeit; — zum Gefühl: du bist mir zu

ausschließlich; — zum Esprit: du bist eine zu persönliche Auszeichnung. Wir brauchten Vorzüge, die mehr an den Manieren hingen, als an den Gedanken; man mußte in einem Menschen mehr die Klasse erkennen, der er angehörte, als das Verdienst, das er besaß." — „Einem Franzosen wäre es so langweilig, in seiner Meinung, als in seinem Zimmer allein zu sein. Bei geheimen Abstimmungen hat man Deputirte ihre weiße oder schwarze Kugel gegen ihre Meinung abgeben sehen, blos, weil sie die Mehrheit auf der andern Seite glaubten, und weil sie „„ihre Stimme nicht verlieren"" wollten."

Der scharfe und bewußte Gegensatz gegen diese niederdrückende Tyrannei der geschulten Mittelmäßigkeit begründet wesentlich die hohe Bedeutung der Verfasserin für die Entwickelung des französischen Geschmacks, und auch, trotz alledem und alledem, des sittlichen Bewußtseins unsrer Nachbarn. Die Vertreter dieser Richtung werden durchaus nicht glimpflich behandelt, weder die kalten, herzlosen, wohlerzogenen Töchter höherer Stände, wie Mathilde Vernon und Lucile Edgermont, noch die älteren, durch Nachdenken und Erfahrung zu einer wirthschaftlichen Frömmigkeit bekehrten Koketten, noch endlich die vor lauter Ritterlichkeit und Point d'honneur in der Sclaverei kläglicher Vorurtheile verkommenden Helden. Die gegen diese engherzigen Thorheiten ankämpfenden Heldinnen beider Romane können bekanntlich eine gewisse persönliche Aehnlichkeit mit der Verfasserin nicht verläugnen (selbst Frau von Staël's schöne Arme spielen dabei eine Rolle). Man hat nicht unterlassen, der Verfasserin diesen Sündenfall ihrer weiblichen Eitelkeit auf die Rechnung zu setzen, und in manchen deutschen Kreisen namentlich gilt es wohl noch für geistreich, sie als eine Art aufdringlichen Blaustrumpfes zu bespötteln, ihre Selbstständigkeit unsern großen Dichtern gegenüber anmaaßend zu finden, und über ihre Einmischung in Aesthetik, Philosophie und Politik die Nase zu rümpfen. Diese Urtheile sind nicht ganz und gar aus der Luft gegriffen; es macht mitunter wirklich einen wenn nicht geradezu komischen, so doch etwas exotischen Eindruck auf den deutschen Leser, wenn die geistreiche Französin, wie mehrfach in der Geschichte ihres Exils, den deutschen Regierungen, Völkern und Poeten gegenüber als eine wenigstens gleichberechtigte Macht das Wort nimmt, und Schiller und Goethe u. A. waren sicher sehr in ihrem Rechte, wenn sie es unbequem und ziemlich überflüssig fanden, von der lebhaften Dame sich studiren zu lassen und dann aus ihrer Hand die Palme der europäischen Berühmtheit zu empfangen. Aber diese kleinen Unzuträglichkeiten, und durch die damalige Weltlage unsers Volkes nur zu erklärlich gemachten Seltsamkeiten dürfen ihrer berechtigten Geltung nicht schaden. Wir haben schon oben die Wahrnehmung nicht unterdrücken dür-

sen, daß Frau von Staël Welt und Menschen weniger mit dem Auge des Dichters als mit dem des Kritikers ansieht. Sie reflectirt, urtheilt, verallgemeinert beständig. Ihre Gestalten entbehren fast durchweg des poetischen Schöpfungszaubers. Sie setzen sich nach und nach aus ihren Theilen zusammen, statt in sinnlicher Fülle und Ganzheit vor uns hinzutreten. Man merkt stets den Plan und die Absicht, und wenn man auch nicht verstimmt wird, so wird man doch auch nicht leicht unmittelbar und unwiderstehlich ergriffen. Wir müssen zusammenhängend und mit Nachdenken lesen, ehe die reiche Fülle wahrer Gedanken und trefflicher Schilderungen sich uns zu einem organischen Ganzen gestaltet und die Theilnahme, nachdem sie den Kopf erobert, sich des Herzens bemächtigt. Aber dann ist sie auch eine nachhaltig gesunde und fruchtbare, von der fieberhaft aufregenden Wirkung so vieler berühmter, neufranzösischer Kunstleistungen zu ihrem Vortheil gründlich verschieden.

Wir fanden hier bereits Veranlassung, des starken Einflusses literarisch kritischer Studien auf die Staël'schen Dichtungen zu gedenken. Derselbe ist weit älter, als ihre berühmte Kunstreise nach Deutschland und tritt keineswegs erst in der Corinne hervor. Von jenem jugendlichen, oben erwähnten Versuche, „über die Erdichtungen" an entwickelt sich mächtig und aufsteigend in dieser mit männlichem Ernst an sich arbeitenden Frau das Streben nach klarer Umschau und festen Begriffen auf dem Gebiet ihrer Kunst, ja es wächst bald genug der poetischen Schöpferkraft über den Kopf. Merkwürdig, und bis dahin in Frankreich noch nicht erhört ist ihr ursprüngliches, keineswegs erst in Weimar und Berlin angelerntes Verständniß für germanische Denk- und Empfindungsweise. Gewiß hat davon ihre protestantische, nicht nach französisch-vornehmer Mode im Pensionat, sondern in der Familie empfangene Erziehung einen hervorragenden Antheil. Auch das frühe, begeisterte Studium Rousseau's schlug unzweifelhaft eine Brücke zum Verständniß Pseudo-Ossians, der Goethe'schen und Schiller'schen Schriften erster Periode, bis auf einen gewissen Punkt selbst Shakespeare's. Aber was wir hier im Sinne haben, geht weit über bloßes sympathetisches Anempfinden hinaus und sichert den literar-historischen Arbeiten der Frau von Staël eine bleibende Bedeutung. Wir meinen ihr Verständniß für den organischen Zusammenhang der Dichtkunst und Beredsamkeit mit der sittlichen und staatsbürgerlichen Entwickelung der Völker, — ein Verständniß, wie es als bestimmender Gesichtspunkt umfassender literar-historischer Arbeiten selbst in Deutschland erst zu und nach ihrer Zeit wirksam geworden ist. Die „Geschichte der Literatur in ihrer Beziehung auf die Gesellschaftsverfassung" bietet dafür merkwürdige Belege. Das schon 1796 erschienene Buch be-

ginnt mit dem Satze von der Solidarität zwischen Leben, Wissenschaft und Dichtung, von der innern Uebereinstimmung des sittlich Guten und des Schönen, von der an den ewigen Fortschritt des Gedankens geknüpften Vervollkommnungsfähigkeit unsers Geschlechts. Man wird überall an Lessing und Herder erinnert. Sehr richtig wird der stetige, unaufhaltsame Fortschritt der Erkenntniß und der durch dieselbe bedingten Sittlichkeit den sprungweisen, an die Gunst zufälliger Umstände geknüpften Großthaten der dichterischen Schöpferkraft gegenüber gestellt; der göttliche, geheimnißvolle Adel der Dichtkunst findet volle und reine Anerkennung, doch nicht in dem Sinne, daß der Cultus dieser hohen geistigen Aristokratie in romantischer Ueberschwänglichkeit dem guten Rechte der langsam und stetig vorschreitenden, so zu sagen bürgerlichen und demokratischen geistigen Massenarbeit zu nahe träte. Von überraschender Klarheit und Gediegenheit ist in dem Werke selbst die Beurtheilung der griechischen Tragik, im Gegensatz gegen die Shakspeare's, Goethe's und Schiller's. Es ist wiederum die ächt protestantische Würdigung der sittlichen Freiheit, welche die Verfasserin hier den springenden Punkt gewahren läßt: die Abhängigkeit des antiken Bewußtseins von den dunkeln Mächten der Natur und der überlieferten Sitte. Aus derselben Quelle stammt denn freilich auch die einseitige Herabsetzung des modern-italienischen, nach Ansicht der Verfasserin vom Dienst der Idee zu dem einer verfeinerten Sinnlichkeit abgefallenen Kunstlebens, sowie umgekehrt die eben so einseitige Bevorzugung der klaren, starkmüthigen, durch einen großartigen Pflichtbegriff disciplinirten Römer vor den sinnlich-beweglichen, oft genug allerdings mit dem Worte und dem Gedanken spielenden Griechen. Ganz schwach ist das Urtheil über die griechische Philosophie, welche als eitles Phrasenwerk der römischen untergeordnet wird!! Die an sich treffliche Ueberzeugung von der fortschreitenden Bewegung der menschlichen Erkenntniß verleitet hier zu einem sehr oberflächlichen Absprechen über offenbar nicht gekannte Dinge. — Unter den Erscheinungen der nordischen Literatur, d. h. der germanisch-scandinavischen kommen besonders die ahndungsvoll-schwermüthigen Herzensergüsse der sechsziger und siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts zu Anerkennung und Geltung. Als das deutsche Kunstwerk par excellence wird Werther gepriesen, aber auch Klopstock und Schiller finden hier ihre Würdigung. In wahrhaft wohlthuendem Gegensatz aber gegen die gleichzeitigen reactionären Sophismen und Rechtfertigungen der unvernünftigen Gewalt steht der feste, besonnene Glaube der Verfasserin an die befreiende und heilende Kraft des rücksichtslos die Wahrheit suchenden Gedankens, das „trotz alledem!" was sie den verzagten Freunden und den triumphirenden Feinden der Freiheit entgegenruft. Hoffentlich war es keine Täuschung, wenn sie gerade

die Deutschen für in hohem Grade der Freiheit fähig erklärt und zwar hauptsächlich „weil sie schon in ihrer wissenschaftlichen Umwälzung es verstanden haben, an Stelle der vor Alterschwäche fallenden Satzungen die unveränderlichen Schranken der natürlichen Vernunft zu setzen." Es ist freilich zunächst an die Adresse der französischen Revolutionsmänner gerichtet, wenn sie die Gewissenhaftigkeit, die über dem System den Menschen nicht vergessende Humanität der deutschen Fortschrittsmänner preist; aber wahr und erfreulich bleibt diese gerechte Würdigung unserer besten Seite trotzdem. Die Franzosen sind noch heute sehr zu zählen, welche es der Mühe werth halten, zwischen deutscher Gewissenhaftigkeit und deutschem Phlegma zu unterscheiden.

Von nun an ist die literarische Thätigkeit der Frau von Staël mit ihrer politischen Stellung und ihren äußern Schicksalen so enge verflochten, daß wir das, was hier noch zu sagen bleibt, am besten mit einem kurzen Ueberblick über den letzten Theil ihrer Laufbahn verknüpfen. — Ihr Wiederaufleben in der Pariser Gesellschaft, nach dem Sturze der Schreckensherrschaft, gereicht ihr in jeder Beziehung zur Ehre. Mit doctrinärer Beharrlichkeit, aber ohne doctrinäre Beschränktheit sucht sie ihren Glauben an die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer gemäßigten Freiheit unter dem Gesetz mit der thatsächlichen Anerkennung der Republik in Uebereinstimmung zu bringen. Ihr Scharfblick, freilich wohl unterstützt durch die natürliche Abneigung des Weibes gegen das ihr versagte Wagespiel der materiellen Gewalt, erkennt auf der Stelle die eigentliche Gefahr der Lage in der unbegrenzten Fortdauer des Krieges. So ermahnt sie Pitt und die Franzosen 1794 und 1795 zur Mäßigung. Sie warnt vor der Thorheit, politische Fragen wie Glaubensartikel zu behandeln und um irgend eines Systems willen den Erwägungen der Nützlichkeit und Möglichkeit das Ohr zu verschließen. Der Parteigeist, in seiner sinnverwirrenden und herzbethörenden Gewalt wird in dem „Versuch über den Einfluß der Leidenschaften" mit ergreifender Beredsamkeit geschildert: Er sei stärker, als selbst die Eigenliebe, sei Glauben und Fanatismus vereinigt. Der Gedanke verliere da, so zu sagen, seine geistigen Eigenschaften, er wirke mit dem blinden Ungestüm einer materiellen Gewalt. Man verlerne es, zu sehen, zu hören, zu begreifen. Mit zwei oder drei Schlußfolgerungen ein für allemal ausgerüstet trete man jedem möglichen Einwurf entgegen: sei doch selbst Condorcet stets bereit gewesen, gegen seine eigne Meinung zu sprechen, wenn die Parteidisciplin es verlangte! — Als die von ihr aufrichtig acceptirte Republik unter der Militärherrschaft des „Robespierre à cheval" zusammenbrach, gehörte sie dann bekanntlich zu den Wenigen, welche, nicht aus Fanatismus oder Neid, sondern aus fester, wenn man

will hartnäckiger und eigensinniger Anhänglichkeit an die Formen des Verfassungsstaates sich dem Zauber der aufsteigenden Sonne entzogen. Aus ihrem Salon holte die schwache liberale Opposition des Tribunats sich Anregung und Gedanken, und Bonaparte wandte seine gewöhnlichen Mittel vergeblich an, den calvinistischen Blaustrumpf zu gewinnen. Er ließ durch seinen Bruder Joseph fragen, was sie denn eigentlich wolle; er sei ja zu billigen Zugeständnissen bereit, namentlich auch zu Zahlung der Forderung des Herrn Necker an den Staatsschatz. Er erhielt die Antwort: „Mon Dieu, il ne s' agit pas de ce que je veux, mais de ce que je pense." Bonaparte ließ die Antwort nicht gelten, denn, wie Frau von Staël hinzufügt, „überzeugungstreue Leute galten ihm für Dummköpfe oder für übertheuernde Krämer. Er fühlte sich, in aller seiner Herrlichkeit, in Paris nicht behaglich neben der Frau, aus deren Empfangszimmern Niemand fortging, ohne dem ersten Consul weniger freundlich gesinnt zu sein, als da er hineintrat." — Es ist übrigens recht liebenswürdig von Frau von Staël, daß sie auch die humoristische Seite dieses seltsamen Kampfes zwischen dem Eroberer und der Schriftstellerin uns nicht verhehlt. Wir erfahren aus ihrem Munde, daß sie einst zu einer Gesellschaft bei Berthier geistreiche und scharfe Antworten für den Kaiser vorher ausdachte und einübte und leider nachher keine Gelegenheit fand, ihre Patronen zu verschießen. Sie gesteht ganz offenherzig ihre bekannte, fast krankhafte Abhängigkeit von den kleinen Aufregungen des Pariser Salon-Geplauders und daß sie gern von der im Grunde doch unpraktischen Opposition ihrer Freunde abgerathen hätte, um nur in der Hauptstadt bleiben zu dürfen. Man weiß, wie sie endlich Paris verlassen mußte, wie sie dann ihre Gereiztheit und ihre Wißbegierde in den Jahren 1803 und 1804 nach Deutschland trug, in Weimar und Berlin unsere Literatur und Gesellschaft studirte, bis die Nachricht von dem Tode ihres Vaters sie abrief. In der Schrift: „du caractère de Necker et de sa vie privée" setzte sie dem Todten ein Denkmal begeisterter kindlicher Liebe; 1805 war sie in Italien und machte Studien zu der 1807 erschienenen Corinne. Dann umkreiste sie in krankhafter Sehnsucht nach der von ihr doch so vollkommen durchschauten Pariser Gesellschaft die ihr verbotene Hauptstadt, bis die Polizei sie nach Coppet verwies. In dieser reizenden Besitzung am Genfer See konnte sie zwar, wie sie meinte, die Sehnsucht „wenn auch nur nach dem Anblick der Gosse ihrer lieben Rue de Bac" nicht los werden, machte aber doch anfangs ziemlich gute Miene zum bösen Spiel und belebte ihre unfreiwillige Muße nach Kräften durch gute Gesellschaft. Es waren dies die Jahre, in denen sie mit Schlegel ihren deutschen Studien oblag, mit Oehlenschläger und Zacharias Werner ro-

mantisirte, mit Bonstetten, Sismondi, Benjamin Constant dem Gange der europäischen Dinge folgte und mit ihrer reizenden Freundin, der für Männer unwiderstehlichen Récamier, der unbezwungenen Besiegerin Napoleon's und des Prinzen August von Preußen, in Erinnerungen an die Triumphe früherer Jahre für die weniger freundliche Gegenwart sich zu entschädigen suchte. Im Jahre 1810 war das Werk über Deutschland vollendet und von der französischen Censur mit einigen lehrreichen Censurlücken zum Druck verstattet. Die Verfasserin ging mit polizeilicher Erlaubniß nach Chaumont sur Loire, um dort, vierzig Meilen von Paris, den Druck zu überwachen. Die Auflage von 10,000 Exemplaren war fertig zum Ausgeben, — da wurde sie mit Beschlag belegt, zur Vernichtung verurtheilt, der Buchhändler mit — 20 Louisd'or für das Papier entschädigt, und Frau von Staël erhielt den Befehl, das Manuscript gleichfalls auszuliefern und in vierundzwanzig Stunden sich zur Abreise aus Frankreich anzuschicken. Das Verfahren war keineswegs ungesetzlich, denn soeben hatte ein praktischer Zusatzartikel das Gebäude der Napoleonischen Preßfreiheit entsprechend vollendet: „Wenn die Censoren ein Werk gebilligt hätten, so seien die Buchhändler berechtigt, dasselbe zu drucken; aber alsdann habe der Polizeiminister die Befugniß, es vollständig zu unterdrücken, sobald ihm dies convenabel erscheine." Berühmt geworden ist die lehrreiche Antwort, welche Savary auf die Bitte um Gewährung eines kleinen Reiseaufschubs ertheilte. Nach Bewilligung einer Frist von acht Tagen heißt es dort zur Sache: „Die Ursache des Ihnen mitgetheilten Befehls haben Sie nicht etwa in dem Schweigen zu suchen, welches Sie in Ihrem Buche über den Kaiser beobachtet. Das wäre ein Irrthum. Er konnte dort keinen Platz finden, der seiner würdig wäre. Ihre Verbannung ist vielmehr eine natürliche Folge Ihrer seit mehreren Jahren beständig verfolgten Richtung. Es kam mir vor, als stände Ihnen die Luft dieses Landes nicht an, und wir sind noch nicht so weit herunter gekommen, um bei den Völkern, welche Sie bewundern, unsere Muster zu suchen. Ihr letztes Werk ist nicht französisch, darum habe ich seinen Druck inhibirt."

Als Frau von Staël auf ihrer Rückreise nach Coppet nach Genf kam, ließ der dortige Präfect ihre Effecten streng nach dem Manuscript des Buches untersuchen und erlaubte sich dabei die taktvolle Anfrage, ob die Schriftstellerin nicht geneigt wäre, durch einige Zeilen zu Ehren des jungen Königs von Rom ihren Fehler gut zu machen und sich [illegible] und die Börse des Kaisers zu öffnen. Sie gab die bekannte [illegible] daß sie dem Kinde nichts zu wünschen wisse, als etwa eine [illegible] Allmählich machte man ihr nun ihr Exil in Coppet zu ei[illegible] Ihre Freunde wurden verbannt, (nicht einmal Schlege[illegible]

der Söhne, durfte bleiben), ihre Promenaden wurden auf die nächste Umgebung beschränkt. In der Verzweiflung ihrer Langenweile fiel die fünfundvierzigjährige Frau noch einmal in die Fallstricke einer verspäteten Liebe. Ein junger, blasirter Offizier, de Rocca, gewann ihre Neigung und wurde ihr heimlich angetraut, wohl aus Rücksicht auf die schon erwachsenen Kinder der ersten Ehe. Mit ihm und Schlegel verließ sie heimlich die Schweiz, ging 1812 nach Wien, durch Galizien nach Moskau, von da, den Armeen ausweichend, nach Petersburg und zu Bernadotte nach Stockholm, wo ihr jüngerer Sohn im Zweikampf blieb, endlich nach London. Zwei Jahre später eröffnete Napoleon's Sturz ihr die Heimath. Durch die Ereignisse der hundert Tage wieder vertrieben, erlebte sie die Genugthuung, daß ihr alter, gewaltiger Gegner sich zu der Schwachheit herbei ließ, ihren Beirath zur constitutionellen Beglückung Frankreichs sich auszubitten. „Die Constitution! Der Kaiser liebt weder mich, noch sie!" war ihre Antwort. Dann erfolgte die Katastrophe von Waterloo und das royalistische Reactionsfieber, zu dessen Erhitzung Châteaubriand so treulich mithalf. Erst die Auflösung der Chambre introuvable, am 5. September 1816 schien den liberalen Ideen wieder eine Zukunft zu versprechen. Sie wurde von Frau von Staël mit neuer Lebenshoffnung begrüßt. In Paris, von ihren constitutionellen Freunden umgeben, hoffte sie am Abende ihres Lebens für die thatsächliche Durchführung ihrer politischen, unwandelbar festgehaltenen Ueberzeugung endlich mitwirken zu können, als im Jahr 1817 eine kurze Krankheit die kaum einundfunfzigjährige ihren Arbeiten entriß, nachdem sie soeben die „Betrachtungen über die französische Revolution," ein liberal-doctrinäres, durch die Ereignisse der Zeitgeschichte fortlaufend erläutertes Glaubensbekenntniß, vollendet hatte. Ihr zweiter Gemahl starb nicht lange darauf, erst 31 Jahre alt, auf einer Reise in die Provence.

Frau von Staël war es nicht, wie Béranger und Châteaubriand gegönnt, die Wirkungen ihres geistigen Schaffens während eines langen Alters zu betrachten und zu genießen. So weit die Politik ihr am Herzen lag, ist sie deswegen kaum zu beklagen. Aber es wäre ihr wohl zu gönnen gewesen, daß sie das lustige Wachsen der Bildungskeime hätte mit ansehen können, welche ihr Buch über Deutschland in den alten französischen Culturboden streute. Wir dürfen dies Werk als das eigentliche, lebendig fortwirkende Ergebniß ihres schriftstellerischen Schaffens bezeichnen. Für einen Deutschen, dem nationales Ehrgefühl keine Redensart ist, sind noch heute, Angesichts des von Fürsten und Völkern wiederum groß gezogenen Bonapartismus, zunächst die später ausgefüllten Censurlücken eine lehrreiche Lectüre. Es findet sich darunter die Stelle: „Der glühende Heldenmuth

des Prinzen Louis von Preußen muß immerhin einigen Ruhm auf seine Waffengefährten zurückstrahlen lassen." So viel Anerkennung glaubte der siegreiche Kaiser preußischen Gegnern nicht bewilligen zu dürfen, derselbe Kaiser, welcher seine Marschälle hart anließ, wenn sie gelegentlich der Tapferkeit der Rheinbundtruppen gedachten. Das Höchste, was er diesen Deutschen etwa nachzurühmen erlaubte, war ihre hingebende Liebe für den Franzosenkaiser. Unter jenen Censurlücken war ferner die Stelle: „Nach dem Tode Joseph's II. blieb nichts von dem, was er eingeführt, denn nur die allmählich entstandenen Dinge haben Dauer!" Ferner: „Der Einfluß der französischen Sitten hat die Fremden darauf vorbereitet, die Franzosen für unbesiegbar zu halten. Es giebt nur Ein Mittel, diesem Einfluß zu widerstehen: nämlich sehr entschiedene, nationale Gewohnheiten und Sitten." Man merkt hier, warum Savary das Werk nicht für französisch hielt. Die ganze Arbeit ist ein beredter Protest gegen den nivellirenden Despotismus der „Napoleonischen Ideen," gegen eine Auffassung und Behandlung der Gesellschaft, die dem rücksichtslosen, engherzigen Egoismus kein anderes Gegengewicht ließ, als etwa die beifallshungrige Eitelkeit. Ein wahrer Durst nach geistiger Unabhängigkeit und Naturfrische, eine gründliche und aufrichtige Verehrung der Mächte des Gedankens und des Gemüthes spricht sich überall aus. Mit einer auf französischer Seite bis dahin unerhörten Schärfe und Unparteilichkeit werden die Grundeigenschaften der beiden Nachbarvölker einander gegenübergestellt, die Quellen und Ergebnisse der neuern deutschen Geistesbildung beleuchtet, die Meisterwerke unserer Literatur analysirt und zum Theil übersetzt. Es sind diese Leistungen um so verdienstvoller als durchaus nicht feindselige Verstimmung gegen das Vaterland oder eine wesentlich antinationale Richtung des eignen Talentes sie veranlaßt. Frau von Staël hat bekanntlich in dem französischsten der französischen Talente, in der Kunst der Unterhaltung, selten ihres Gleichen gefunden, sie verdankte der Bildung, gegen deren Einseitigkeit sie sich erhob, glänzende und leichte Triumphe, sie war sich aller ihrer Hülfsmittel vollkommen bewußt. Es ist über französische Eigenthümlichkeit selten Treffenderes und Geistreicheres geschrieben, als z. B. jenes glänzende Capitel: „Ueber den Geist der Conversation." Mit wahrem Behagen schildert da die Pariserin jene elegante, glänzende Waffe des beflügelten französischen Wortes, von dem sie mit Recht sagt: „Bei uns ist das Wort nicht, wie anderwärts, nur ein Mittel, seine Gedanken, seine Gefühle, seine Geschäfte sich mitzutheilen. Es ist ein Instrument, auf dem man gern spielt, und welches die Geister belebt, wie die Musik bei einigen Völkern und die starken Getränke bei andern." Aber dieses natürliche Wohlgefallen des Fechters an seiner Waffe hindert sie nicht,

die eigenthümlichen und wesentlichen Vorzüge der deutschen Art anzuerken-
nen, insofern diese nämlich auf der Unabhängigkeit der Gesinnung, [illegible]
der Entschlossenheit des Denkens, auf der Redlichkeit des Charakters, [illegible]
der Stärke und Aufrichtigkeit der Begeisterung beruhen. Ihre Auffas[illegible]
deutschen Gemüths- und Familienlebens, deutscher Religiosität und [illegible]
schen Naturgefühls ist fast überall zu unterschreiben. Selbst in der [illegible]
urtheilung der deutschen Philosophie läßt ihr sicherer Blick für das [illegible]
tisch Bedeutende sie nicht im Stiche. An den uns unerfreulichsten Se[illegible]
des Werks dürfte wol das Schlimmste der Umstand sein, daß wir [illegible]
in der Lage uns fühlen, sie so entschieden zu bestreiten, als unser [illegible]
triotismus es wünschte. Es thut auch heute noch wehe, die Franzo[illegible]
Ursachen entwickeln zu hören, warum der kriegerische Geist der [illegible]
erschlafft sei, um so mehr, weil die Hauptursache, welche sie an[illegible]
schroffe Trennung der Stände nämlich, die militärische Ex[illegible]
Adels seitdem kaum in dem Grade verschwunden ist, wie die [illegible]
ersten Napoleon es wohl zu hoffen berechtigt waren. Aber auch [illegible]
Partien des Werkes ist von Mißwollen, von französischer [illegible]
nichts zu spüren. Wenn das Capitel „über den Einfluß der [illegible]
Philosophie auf den Volkscharakter" sich aus dieser Quelle [illegible]
Wirkungen für die Hebung praktischen Mannes- und Bürg[illegible]
spricht, so unterläßt die drei Jahre später (1813) geschrie[illegible]
nicht, hiezu zu bemerken: „Ich bitte sich zu erinnern, daß dies [illegible]
Zeit der völligen Knechtung Deutschlands geschrieben wurde.
das heldenmüthige Benehmen der deutschen Fürsten und Völ[illegible]
gezeigt, was der Gedanke über die Schicksale der Welt ver[illegible]
det sich in dem Buche auch die Bemerkung, die gegenwärti[illegible]
seien kein Volk. Hiezu erinnert die Vorrede: „Sicherlich [illegible]
Welt in diesem Augenblicke von den Deutschen eine helden[illegible]
legung dieser Befürchtung. Aber sieht man nicht dennoch [illegible]
nische Länder, die gegen ihre Landsleute kämpfen [illegible]
Verachtung ihrer eigenen französischen Verbündeten an[illegible]
truppen, deren Namen auszusprechen man zögert, als [illegible]
ihn der Nachwelt zu verbergen, diese Hülfstruppen, [illegible]
von ihrer Gesinnung, noch von ihrem Interesse, noch [illegible]
Ehre geleitet. Aber eine unbesonnene Furcht hat ihn[illegible]
Stärkeren zugeführt, ohne zu überlegen, daß sie sel[illegible]
ner Macht waren, vor der sie sich in den S[illegible]
Man muß durch die unglaubliche Arroganz der natio[illegible]
selbst bei Franzosen ersten geistigen Ranges sich durch[illegible]
dies Wort im Munde einer französischen Schriftstelleri[illegible]

können es uns nicht versagen, ihm die schönen Schlußworte der Vorrede hier folgen zu lassen: „Vor drei Jahren bezeichnete ich Preußen und seine nordischen Nachbarn als das Vaterland des Gedankens. In wie vielen großherzigen Thaten hat dieser Gedanke sich seitdem nicht gestaltet? Was die Philosophie ersonnen, vollzieht sich im Leben, und die Unabhängigkeit der Seele wird die Freiheit der Staaten gründen!“

Wir glauben unter keinem würdigern und gerechtern Eindruck scheiden zu können von der merkwürdigen Frau, welche es wagte, dem von den Orgien des materiellen Erfolges berauschten Franzosenthum die geistige und sittliche Ueberlegenheit jenes „armen, edeln Deutschlands“ zu enthüllen und damit den ermattenden und ausgesogenen Kindern der Revolution eine reich sprudelnde Quelle geistiger Erfrischung und Erneuerung zu eröffnen. In der That, diese Solidarität des Gedankens und der That, der sittlichen Treue und der lebendigen, fruchtbringenden Leistung, in Leben und Kunst, — sie ist der Kern ihrer Persönlichkeit und ihrer literarischen und politischen Bedeutung. Im Gebiete des künstlerischen Schaffens legen alle bessern Leistungen der romantischen Schule Zeugniß dafür ab, daß das Ohr ihres Volkes ihr nicht verschlossen blieb. Was die Franzosen auf politischem Gebiete in der von ihr und ihren Freunden angebahnten Richtung geleistet haben und für die Zukunft versprechen, darüber gedenken wir in einem nächsten Artikel unsere Meinung zu sagen und zu begründen.

Die Situation in Italien und an der Eider.

Die großen, weltgeschichtlichen Ereignisse, die zur Zeit Italien in mächtiger Bewegung erhalten, sind unverkennbar dadurch in ihre gegenwärtigen verwirrten und unberechenbaren Bahnen geleitet worden, daß der Kaiser der Franzosen dem Kriege gegen Oesterreich in so überraschender Weise ein plötzliches Ende machte, ehe er der Sache nach zu irgend einem wirklichen Schluß gekommen war.

Ursprünglich waren die Pläne des Grafen Cavour sehr einfach. Er hoffte mit Frankreichs Beistand zunächst die Oesterreicher zu vertreiben. Für eine spätere Zeit rechnete er alsdann auf die Hülfe des östlichen Europa, um das Joch imperialistischer Vormundschaft abschütteln zu können, und auch die französischen Freunde wieder aus der Halbinsel zu vertreiben, wenn sie sich da etwa eingenistet hätten.

Das ist nicht etwa bloße Vermuthung. Es giebt ein Actenstück, in welchem mit entschiedenem Talent ausgeführt ist, wie wichtig es für ganz Europa sei, daß Italien selbstständig werde und nicht bleibend französischer Vormundschaft verfalle. Es datirt vom October 1859, und seine unmittelbare Bestimmung mag wohl gewesen sein, die Annectirung der italienischen Herzogthümer zu rechtfertigen: denn es wurde ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Europa, wenn es Victor Emanuel's Reich unabhängig von Frankreich zu sehen wünsche, ihm auch die Mittel, die materielle Macht gewähren müsse, deren es bedürfe, um sich unabhängig zu machen. Dieses Actenstück war freilich weder von dem Grafen Cavour noch sonst jemandem unterschrieben, und ebenso wenig war es mit Bestimmtheit und namentlich an irgend jemanden insbesondere gerichtet — aber es wurde doch von Turin aus, auf Umwegen, in die Hände der wenigen Staatsmänner gebracht, die man glaubte für solche Ansichten und Pläne gewinnen zu können. Es ist wohl nicht nöthig, uns weiter in Vermuthungen darüber zu ergehen, in welchen Archiven die Geschichtsforscher künftiger Zeiten Abschriften finden werden.

Alle Pläne des sardinischen Cabinets wurden aber gewaltsam gestört und durchkreuzt durch den Frieden von Villafranca, über den ganz Europa mit vollem Recht erstaunt war, da er augenblickliche Zustände, die den Stempel des Unfertigen an der Stirne trugen, zu bleibenden zu machen suchte und dadurch eine Lage der Dinge schuf, die nach keiner Seite hin befriedigen konnte, die in sich vollkommen unhaltbar, sehr bald für alle Betheiligten unerträglich werden mußte.

Am allerwenigsten konnte es die Regierung des werdenden Königreichs Italien möglich erachten, auf dem Punkte stehen zu bleiben, auf welchem dieser seltsame Friede sie ließ; ja, man kann es nur durchaus erklärlich finden daß sie mehr als je nach dem Besitz des Venetianischen strebt. Denn die Staatsmänner Italiens haben vollkommen Recht, wenn sie stets wiederholen, die gegenwärtige Lage sei eine für ihr Heimathland durchaus unleidliche; die Alpenpässe, die Schutzwehr gegen Frankreich, hätten sie abtreten müssen, offen liege das Land jedem Angriff des westlichen Nachbars preis gegeben —: eine militärische Stellung nach der andern Seite hin, gegen Oesterreich, hätten sie dafür nicht eingetauscht; vielmehr habe Oesterreich mitten im oberen Italien eine drohende Stellung behalten, eine Gruppe von Festungen, die wohl geeignet sei, die strategische Basis eines gefährlichen Angriffs in das Herz des, auch nach dieser Seite ganz offenen subalpinischen Staats zu bilden. Am allerwenigsten ist wohl unter diesen Bedingungen daran zu denken, daß Italien von Frankreich unabhängig werden könnte.

Neue Kämpfe sind also unvermeidlich. Man könnte die Umgestaltung des südlichen Italiens, die im Spätsommer des vergangenen Jahres unternommen wurde, für eine vielleicht nothwendig erachtete Einleitung zu dem Kampf um Venedig und seine terra ferma halten —: aber man würde doch irren, wenn man glaubte, daß Garibaldi's Expedition irgend durch den Grafen Cavour veranlaßt worden sei, oder daß sie diesem Staatsmann auch nur gelegen kam.

Im Gegentheil, der leitende sardinische Minister sah diesem Unternehmen, dem er fremd war, mit entschiedenem Mißbehagen zu, und erklärte es unumwunden für eine „Thorheit," die „um ein Jahr zu früh komme" — und General La Marmora lieferte den Commentar zu diesen Worten, indem er gegen befreundete Offiziere äußerte, man brauche noch achtzehn Monate zu Vorbereitungen, ehe man daran denken könne den Kampf ernsthaft wieder aufzunehmen.

Sehr natürlich. Die frühere piemontesische Armee soll mehr als verdreifacht, ja beinahe auf die vierfache Zahl gebracht werden, und Armeen lassen sich nun einmal nicht in so kurzer Zeit organisiren und einüben, als man im großen Publicum häufig geneigt ist anzunehmen. Selbst da, wo die Bedingungen im Allgemeinen günstig sind, hat die Aufgabe, aus Einem Bataillon deren drei zu bilden, und alle drei kriegstüchtig zu machen, ihre Schwierigkeiten, und läßt sich nicht wohl in allzu kurzer Zeit lösen.

In Italien aber sind noch obenein die obwaltenden Verhältnisse dazu nicht günstig, wie jeder Sachverständige zugeben wird, der Land und Leute

ginnt mit dem Satze von der Solidarität zwischen Leben, Wissenschaft und Dichtung, von der innern Uebereinstimmung des sittlich Guten und des Schönen, von der an den ewigen Fortschritt des Gedankens geknüpften Vervollkommnungsfähigkeit unsers Geschlechts. Man wird überall an Lessing und Herder erinnert. Sehr richtig wird der stetige, unaufhaltsame Fortschritt der Erkenntniß und der durch dieselbe bedingten Sittlichkeit den sprungweisen, an die Gunst zufälliger Umstände geknüpften Großthaten der dichterischen Schöpferkraft gegenüber gestellt; der göttliche, geheimnißvolle Adel der Dichtkunst findet volle und reine Anerkennung, doch nicht in dem Sinne, daß der Cultus dieser hohen geistigen Aristokratie in romantischer Ueberschwänglichkeit dem guten Rechte der langsam und stetig vorschreitenden, so zu sagen bürgerlichen und demokratischen geistigen Massenarbeit zu nahe träte. Von überraschender Klarheit und Gediegenheit ist in dem Werke selbst die Beurtheilung der griechischen Tragik, im Gegensatz gegen die Shakspeare's, Goethe's und Schiller's. Es ist wiederum die ächt protestantische Würdigung der sittlichen Freiheit, welche die Verfasserin hier den springenden Punkt gewahren läßt: die Abhängigkeit des antiken Bewußtseins von den dunkeln Mächten der Natur und der überlieferten Sitte. Aus derselben Quelle stammt denn freilich auch die einseitige Herabsetzung des modern-italienischen, nach Ansicht der Verfasserin vom Dienst der Idee zu dem einer verfeinerten Sinnlichkeit abgefallenen Kunstlebens, sowie umgekehrt die eben so einseitige Bevorzugung der klaren, starkmüthigen, durch einen großartigen Pflichtbegriff disciplinirten Römer vor den sinnlich-beweglichen, oft genug allerdings mit dem Worte und dem Gedanken spielenden Griechen. Ganz schwach ist das Urtheil über die griechische Philosophie, welche als eitles Phrasenwerk der römischen untergeordnet wird!! Die an sich treffliche Ueberzeugung von der fortschreitenden Bewegung der menschlichen Erkenntniß verleitet hier zu einem sehr oberflächlichen Absprechen über offenbar nicht gekannte Dinge. — Unter den Erscheinungen der nordischen Literatur, d. h. der germanisch-scandinavischen kommen besonders die ahndungsvoll-schwermüthigen Herzensergüsse der sechsziger und siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts zu Anerkennung und Geltung. Als das deutsche Kunstwerk par excellence wird Werther gepriesen, aber auch Klopstock und Schiller finden hier ihre Würdigung. In wahrhaft wohlthuendem Gegensatz aber gegen die gleichzeitigen reactionären Sophismen und Rechtfertigungen der unvernünftigen Gewalt steht der feste, besonnene Glaube der Verfasserin an die befreiende und heilende Kraft des rücksichtslos die Wahrheit suchenden Gedankens, das „trotz alledem!" was sie den verzagten Freunden und den triumphirenden Feinden der Freiheit entgegenruft. Hoffentlich war es keine Täuschung, wenn sie gerade

die Deutschen für in hohem Grade der Freiheit fähig erklärt und zwar hauptsächlich „weil sie schon in ihrer wissenschaftlichen Umwälzung es verstanden haben, an Stelle der vor Alterschwäche fallenden Satzungen die unveränderlichen Schranken der natürlichen Vernunft zu setzen." Es ist freilich zunächst an die Adresse der französischen Revolutionsmänner gerichtet, wenn sie die Gewissenhaftigkeit, die über dem System den Menschen nicht vergessende Humanität der deutschen Fortschrittsmänner preist; aber wahr und erfreulich bleibt diese gerechte Würdigung unserer besten Seite trotzdem. Die Franzosen sind noch heute sehr zu zählen, welche es der Mühe werth halten, zwischen deutscher Gewissenhaftigkeit und deutschem Phlegma zu unterscheiden.

Von nun an ist die literarische Thätigkeit der Frau von Staël mit ihrer politischen Stellung und ihren äußern Schicksalen so enge verflochten, daß wir das, was hier noch zu sagen bleibt, am besten mit einem kurzen Ueberblick über den letzten Theil ihrer Laufbahn verknüpfen. — Ihr Wiederaufleben in der Pariser Gesellschaft, nach dem Sturze der Schreckensherrschaft, gereicht ihr in jeder Beziehung zur Ehre. Mit doctrinärer Beharrlichkeit, aber ohne doctrinäre Beschränktheit sucht sie ihren Glauben an die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer gemäßigten Freiheit unter dem Gesetz mit der thatsächlichen Anerkennung der Republik in Uebereinstimmung zu bringen. Ihr Scharfblick, freilich wohl unterstützt durch die natürliche Abneigung des Weibes gegen das ihr verfagte Wagespiel der materiellen Gewalt, erkennt auf der Stelle die eigentliche Gefahr der Lage in der unbegrenzten Fortdauer des Krieges. So ermahnt sie Pitt und die Franzosen 1794 und 1795 zur Mäßigung. Sie warnt vor der Thorheit, politische Fragen wie Glaubensartikel zu behandeln und um irgend eines Systems willen den Erwägungen der Nützlichkeit und Möglichkeit das Ohr zu verschließen. Der Parteigeist, in seiner sinnverwirrenden und herzbethörenden Gewalt wird in dem „Versuch über den Einfluß der Leidenschaften" mit ergreifender Beredsamkeit geschildert: Er sei stärker, als selbst die Eigenliebe, sei Glauben und Fanatismus vereinigt. Der Gedanke verliere da, so zu sagen, seine geistigen Eigenschaften, er wirke mit dem blinden Ungestüm einer materiellen Gewalt. Man verlerne es, zu sehen, zu hören, zu begreifen. Mit zwei oder drei Schlußfolgerungen ein für allemal ausgerüstet trete man jedem möglichen Einwurf entgegen: sei doch selbst Condorcet stets bereit gewesen, gegen seine eigne Meinung zu sprechen, wenn die Parteidisciplin es verlangte! — Als die von ihr aufrichtig acceptirte Republik unter der Militärherrschaft des „Robespierre à cheval" zusammenbrach, gehörte sie dann bekanntlich zu den Wenigen, welche, nicht aus Fanatismus oder Neid, sondern aus fester, wenn man

will hartnäckiger und eigensinniger Anhänglichkeit an die Formen des Verfassungsstaates sich dem Zauber der aufsteigenden Sonne entzogen. Aus ihrem Salon holte die schwache liberale Opposition des Tribunals sich Anregung und Gedanken, und Bonaparte wandte seine gewöhnlichen Mittel vergeblich an, den calvinistischen Blaustrumpf zu gewinnen. Er ließ durch seinen Bruder Joseph fragen, was sie denn eigentlich wolle; er sei ja zu billigen Zugeständnissen bereit, namentlich auch zu Zahlung der Forderung des Herrn Necker an den Staatsschatz. Er erhielt die Antwort: „Mon Dieu, il ne s' agit pas de ce que je veux, mais de ce que je pense." Bonaparte ließ die Antwort nicht gelten, denn, wie Frau von Staël hinzufügt, „überzeugungstreue Leute galten ihm für Dummköpfe oder für übertheuernde Krämer. Er fühlte sich, in aller seiner Herrlichkeit, in Paris nicht behaglich neben der Frau, aus deren Empfangszimmern Niemand fortging, ohne dem ersten Consul weniger freundlich gesinnt zu sein, als da er hineintrat." — Es ist übrigens recht liebenswürdig von Frau von Staël, daß sie auch die humoristische Seite dieses seltsamen Kampfes zwischen dem Eroberer und der Schriftstellerin uns nicht verhehlt. Wir erfahren aus ihrem Munde, daß sie einst zu einer Gesellschaft bei Berthier geistreiche und scharfe Antworten für den Kaiser vorher ausdachte und einübte und leider nachher keine Gelegenheit fand, ihre Patronen zu verschießen. Sie gesteht ganz offenherzig ihre bekannte, fast krankhafte Abhängigkeit von den kleinen Aufregungen des Pariser Salon-Geplauders und daß sie gern von der im Grunde doch unpraktischen Opposition ihrer Freunde abgerathen hätte, um nur in der Hauptstadt bleiben zu dürfen. Man weiß, wie sie endlich Paris verlassen mußte, wie sie dann ihre Gereiztheit und ihre Wißbegierde in den Jahren 1803 und 1804 nach Deutschland trug, in Weimar und Berlin unsere Literatur und Gesellschaft studirte, bis die Nachricht von dem Tode ihres Vaters sie abrief. In der Schrift: „du caractère de Necker et de sa vie privée" setzte sie dem Todten ein Denkmal begeisterter kindlicher Liebe; 1805 war sie in Italien und machte Studien zu der 1807 erschienenen Corinne. Dann umkreiste sie in krankhafter Sehnsucht nach der von ihr doch so vollkommen durchschauten Pariser Gesellschaft die ihr verbotene Hauptstadt, bis die Polizei sie nach Coppet verwies. In dieser reizenden Besitzung am Genfer See konnte sie zwar, wie sie meinte, die Sehnsucht „wenn auch nur nach dem Anblick der Gosse ihrer lieben Rue de Bac" nicht los werden, machte aber doch anfangs ziemlich gute Miene zum bösen Spiel und belebte ihre unfreiwillige Muße nach Kräften durch gute Gesellschaft. Es waren dies die Jahre, in denen sie mit Schlegel ihren deutschen Studien oblag, mit Oehlenschläger und Zacharias Werner ro-

mantiſirte, mit Bonſtetten, Sismondi, Benjamin Conſtant dem Gange der europäiſchen Dinge folgte und mit ihrer reizenden Freundin, der für Männer unwiderſtehlichen Récamier, der unbezwungenen Beſiegerin Napoleon's und des Prinzen Auguſt von Preußen, in Erinnerungen an die Triumphe früherer Jahre für die weniger freundliche Gegenwart ſich zu entſchädigen ſuchte. Im Jahre 1810 war das Werk über Deutſchland vollendet und von der franzöſiſchen Cenſur mit einigen lehrreichen Cenſurlücken zum Druck verſtattet. Die Verfaſſerin ging mit polizeilicher Erlaubniß nach Chaumont sur Loire, um dort, vierzig Meilen von Paris, den Druck zu überwachen. Die Auflage von 10,000 Exemplaren war fertig zum Ausgeben, — da wurde ſie mit Beſchlag belegt, zur Vernichtung verurtheilt, der Buchhändler mit — 20 Louisd'or für das Papier entſchädigt, und Frau von Staël erhielt den Befehl, das Manuſcript gleichfalls auszuliefern und in vierundzwanzig Stunden ſich zur Abreiſe aus Frankreich anzuſchicken. Das Verfahren war keineswegs ungeſetzlich, denn ſoeben hatte ein praktiſcher Zuſatzartikel das Gebäude der Napoleoniſchen Preßfreiheit entſprechend vollendet: „Wenn die Cenſoren ein Werk gebilligt hätten, ſo ſeien die Buchhändler berechtigt, daſſelbe zu drucken; aber alsdann habe der Polizeiminiſter die Befugniß, es vollſtändig zu unterdrücken, ſobald ihm dies convenabel erſcheine." Berühmt geworden iſt die lehrreiche Antwort, welche Savary auf die Bitte um Gewährung eines kleinen Reiſeaufſchubs ertheilte. Nach Bewilligung einer Friſt von acht Tagen heißt es dort zur Sache: „Die Urſache des Ihnen mitgetheilten Befehls haben Sie nicht etwa in dem Schweigen zu ſuchen, welches Sie in Ihrem Buche über den Kaiſer beobachtet. Das wäre ein Irrthum. Er konnte dort keinen Platz finden, der ſeiner würdig wäre. Ihre Verbannung iſt vielmehr eine natürliche Folge Ihrer ſeit mehreren Jahren beſtändig verfolgten Richtung. Es kam mir vor, als ſtände Ihnen die Luft dieſes Landes nicht an, und wir ſind noch nicht ſo weit herunter gekommen, um bei den Völkern, welche Sie bewundern, unſere Muſter zu ſuchen. Ihr letztes Werk iſt nicht franzöſiſch, *darum* habe ich ſeinen Druck inhibirt."

Als Frau von Staël auf ihrer Rückreiſe nach Coppet nach Genf kam, ließ der dortige Präfect ihre Effecten ſtreng nach dem Manuſcript des Buches unterſuchen und erlaubte ſich dabei die taktvolle Anfrage, ob die Schriftſtellerin nicht geneigt wäre, durch einige Zeilen zu Ehren des jungen Königs von Rom ihren Fehler gut zu machen und ſich das Herz und die Börſe des Kaiſers zu öffnen. Sie gab die bekannte Antwort, daß ſie dem Kinde nichts zu wünſchen wiſſe, als etwa eine gute Amme. Allmählich machte man ihr nun ihr Exil in Coppet zu einem Gefängniß. Ihre Freunde wurden verbannt, (nicht einmal Schlegel, der Hofmeiſter

der Söhne, durfte bleiben), ihre Promenaden wurden auf die nächste Umgebung beschränkt. In der Verzweiflung ihrer Langenweile fiel die fünfundvierzigjährige Frau noch einmal in die Fallstricke einer verspäteten Liebe. Ein junger, blasirter Offizier, de Rocca, gewann ihre Neigung und wurde ihr heimlich angetraut, wohl aus Rücksicht auf die schon erwachsenen Kinder der ersten Ehe. Mit ihm und Schlegel verließ sie heimlich die Schweiz, ging 1812 nach Wien, durch Galizien nach Moskau, von da, den Armeen ausweichend, nach Petersburg und zu Bernadotte nach Stockholm, wo ihr jüngerer Sohn im Zweikampf blieb, endlich nach London. Zwei Jahre später eröffnete Napoleon's Sturz ihr die Heimath. Durch die Ereignisse der hundert Tage wieder vertrieben, erlebte sie die Genugthuung, daß ihr alter, gewaltiger Gegner sich zu der Schwachheit herbei ließ, ihren Beirath zur constitutionellen Beglückung Frankreichs sich auszubitten. „Die Constitution! Der Kaiser liebt weder mich, noch sie!" war ihre Antwort. Dann erfolgte die Katastrophe von Waterloo und das royalistische Reactionsfieber, zu dessen Erhitzung Châteaubriand so treulich mithalf. Erst die Auflösung der Chambre introuvable, am 5. September 1816 schien den liberalen Ideen wieder eine Zukunft zu versprechen. Sie wurde von Frau von Staël mit neuer Lebenshoffnung begrüßt. In Paris, von ihren constitutionellen Freunden umgeben, hoffte sie am Abende ihres Lebens für die thatsächliche Durchführung ihrer politischen, unwandelbar festgehaltenen Ueberzeugung endlich mitwirken zu können, als im Jahr 1817 eine kurze Krankheit die kaum einundfunfzigjährige ihren Arbeiten entriß, nachdem sie soeben die „Betrachtungen über die französische Revolution," ein liberal-doctrinäres, durch die Ereignisse der Zeitgeschichte fortlaufend erläutertes Glaubensbekenntniß, vollendet hatte. Ihr zweiter Gemahl starb nicht lange darauf, erst 31 Jahre alt, auf einer Reise in die Provence.

Frau von Staël war es nicht, wie Béranger und Châteaubriand gegönnt, die Wirkungen ihres geistigen Schaffens während eines langen Alters zu betrachten und zu genießen. So weit die Politik ihr am Herzen lag, ist sie deswegen kaum zu beklagen. Aber es wäre ihr wohl zu gönnen gewesen, daß sie das lustige Wachsen der Bildungskeime hätte mit ansehen können, welche ihr Buch über Deutschland in den alten französischen Culturboden streute. Wir dürfen dies Werk als das eigentliche, lebendig fortwirkende Ergebniß ihres schriftstellerischen Schaffens bezeichnen. Für einen Deutschen, dem nationales Ehrgefühl keine Redensart ist, sind noch heute, Angesichts des von Fürsten und Völkern wiederum groß gezogenen Bonapartismus, zunächst die später ausgefüllten Censurlücken eine lehrreiche Lectüre. Es findet sich darunter die Stelle: „Der glühende Heldenmuth

des Prinzen Louis von Preußen muß immerhin einigen Ruhm auf seine Waffengefährten zurückstrahlen lassen." So viel Anerkennung glaubte der siegreiche Kaiser preußischen Gegnern nicht bewilligen zu dürfen, derselbe Kaiser, welcher seine Marschälle hart anließ, wenn sie gelegentlich der Tapferkeit der Rheinbundtruppen gedachten. Das Höchste, was er diesen Deutschen etwa nachzurühmen erlaubte, war ihre hingebende Liebe für den Franzosenkaiser. Unter jenen Censurlücken war ferner die Stelle: „Nach dem Tode Joseph's II. blieb nichts von dem, was er eingeführt, denn nur die allmählich entstandenen Dinge haben Dauer!" Ferner: „Der Einfluß der französischen Sitten hat die Fremden darauf vorbereitet, die Franzosen für unbesiegbar zu halten. Es giebt nur Ein Mittel, diesem Einfluß zu widerstehen: nämlich sehr entschiedene, nationale Gewohnheiten und Sitten." Man merkt hier, warum Savary das Werk nicht für französisch hielt. Die ganze Arbeit ist ein beredter Protest gegen den nivellirenden Despotismus der „Napoleonischen Ideen," gegen eine Auffassung und Behandlung der Gesellschaft, die dem rücksichtslosen, engherzigen Egoismus kein anderes Gegengewicht ließ, als etwa die beifallshungrige Eitelkeit. Ein wahrer Durst nach geistiger Unabhängigkeit und Naturfrische, eine gründliche und aufrichtige Verehrung der Mächte des Gedankens und des Gemüthes spricht sich überall aus. Mit einer auf französischer Seite bis dahin unerhörten Schärfe und Unparteilichkeit werden die Grundeigenschaften der beiden Nachbarvölker einander gegenübergestellt, die Quellen und Ergebnisse der neuern deutschen Geistesbildung beleuchtet, die Meisterwerke unserer Literatur analysirt und zum Theil übersetzt. Es sind diese Leistungen um so verdienstvoller als durchaus nicht feindselige Verstimmung gegen das Vaterland oder eine wesentlich antinationale Richtung des eignen Talentes sie veranlaßt. Frau von Staël hat bekanntlich in dem französischsten der französischen Talente, in der Kunst der Unterhaltung, selten ihres Gleichen gefunden, sie verdankte der Bildung, gegen deren Einseitigkeit sie sich erhob, glänzende und leichte Triumphe, sie war sich aller ihrer Hülfsmittel vollkommen bewußt. Es ist über französische Eigenthümlichkeit selten Treffenderes und Geistreicheres geschrieben, als z. B. jenes glänzende Capitel: „Ueber den Geist der Conversation." Mit wahrem Behagen schildert da die Pariserin jene elegante, glänzende Waffe des beflügelten französischen Wortes, von dem sie mit Recht sagt: „Bei uns ist das Wort nicht, wie anderwärts, nur ein Mittel, seine Gedanken, seine Gefühle, seine Geschäfte sich mitzutheilen. Es ist ein Instrument, auf dem man gern spielt, und welches die Geister belebt, wie die Musik bei einigen Völkern und die starken Getränke bei andern." Aber dieses natürliche Wohlgefallen des Fechters an seiner Waffe hindert sie nicht,

die eigenthümlichen und wesentlichen Vorzüge der deutschen Art anzuerkennen, insofern diese nämlich auf der Unabhängigkeit der Gesinnung, auf der Entschlossenheit des Denkens, auf der Redlichkeit des Charakters, auf der Stärke und Aufrichtigkeit der Begeisterung beruhen. Ihre Auffassung deutschen Gemüths- und Familienlebens, deutscher Religiosität und deutschen Naturgefühls ist fast überall zu unterschreiben. Selbst in der Beurtheilung der deutschen Philosophie läßt ihr sicherer Blick für das praktisch Bedeutende sie nicht im Stiche. An den uns unerfreulichsten Stellen des Werks dürfte wol das Schlimmste der Umstand sein, daß wir nicht in der Lage uns fühlen, sie so entschieden zu bestreiten, als unser Patriotismus es wünschte. Es thut auch heute noch wehe, die Franzosen die Ursachen entwickeln zu hören, warum der kriegerische Geist der Deutschen erschlafft sei, um so mehr, weil die Haupturſache, welche sie angiebt, die schroffe Trennung der Stände nämlich, die militärische Exclusivität des Adels seitdem kaum in dem Grade verschwunden ist, wie die Besieger des ersten Napoleon es wohl zu hoffen berechtigt waren. Aber auch in diesen Partien des Werkes ist von Mißwollen, von französischer Ueberhebung nichts zu spüren. Wenn das Capitel „über den Einfluß der Kantischen Philosophie auf den Volkscharakter" sich aus dieser Quelle keine großen Wirkungen für die Hebung praktischen Mannes- und Bürgersinnes verspricht, so unterläßt die drei Jahre später (1813) geschriebene Vorrede nicht, hiezu zu bemerken: „Ich bitte sich zu erinnern, daß dies Capitel in der Zeit der völligen Knechtung Deutschlands geschrieben wurde. Seitdem hat das heldenmüthige Benehmen der deutschen Fürsten und Völker hinlänglich gezeigt, was der Gedanke über die Schicksale der Welt vermag." Es findet sich in dem Buche auch die Bemerkung, die gegenwärtigen Deutschen seien kein Volk. Hiezu erinnert die Vorrede: „Sicherlich empfängt die Welt in diesem Augenblicke von den Deutschen eine heldenmüthige Widerlegung dieser Befürchtung. Aber sieht man nicht dennoch einige germanische Länder, die gegen ihre Landsleute kämpfen und sich dabei der Verachtung ihrer eigenen französischen Verbündeten aussetzen? Diese Hülfstruppen, deren Namen auszusprechen man zögert, als wäre es noch Zeit, ihn der Nachwelt zu verbergen, diese Hülfstruppen, sage ich, werden weder von ihrer Gesinnung, noch von ihrem Interesse, noch weniger von ihrer Ehre geleitet. Aber eine unbesonnene Furcht hat ihre Regierungen dem Stärkeren zugeführt, ohne zu überlegen, daß sie selbst die Ursache jener Macht waren, vor der sie sich in den Staub werfen." — Man muß durch die unglaubliche Arroganz der nationalen Beschränktheit selbst bei Franzosen ersten geistigen Ranges sich durchgearbeitet haben, um dies Wort im Munde einer französischen Schriftstellerin zu würdigen. Wir

können es uns nicht versagen, ihm die schönen Schlußworte der Vorrede hier folgen zu lassen: „Vor drei Jahren bezeichnete ich Preußen und seine nordischen Nachbarn als das Vaterland des Gedankens. In wie vielen großherzigen Thaten hat dieser Gedanke sich seitdem nicht gestaltet? Was die Philosophie ersonnen, vollzieht sich im Leben, und die Unabhängigkeit der Seele wird die Freiheit der Staaten gründen!"

Wir glauben unter keinem würdigern und gerechtern Eindruck scheiden zu können von der merkwürdigen Frau, welche es wagte, dem von den Orgien des materiellen Erfolges berauschten Franzosenthum die geistige und sittliche Ueberlegenheit jenes „armen, edeln Deutschlands" zu enthüllen und damit den ermattenden und ausgesogenen Kindern der Revolution eine reich sprudelnde Quelle geistiger Erfrischung und Erneuerung zu eröffnen. In der That, diese Solidarität des Gedankens und der That, der sittlichen Treue und der lebendigen, fruchtbringenden Leistung, in Leben und Kunst, — sie ist der Kern ihrer Persönlichkeit und ihrer literarischen und politischen Bedeutung. Im Gebiete des künstlerischen Schaffens legen alle bessern Leistungen der romantischen Schule Zeugniß dafür ab, daß das Ohr ihres Volkes ihr nicht verschlossen blieb. Was die Franzosen auf politischem Gebiete in der von ihr und ihren Freunden angebahnten Richtung geleistet haben und für die Zukunft versprechen, darüber gedenken wir in einem nächsten Artikel unsere Meinung zu sagen und zu begründen.

Die Situation in Italien und an der Eider.

Die großen, weltgeschichtlichen Ereignisse, die zur Zeit Italien in mächtiger Bewegung erhalten, sind unverkennbar dadurch in ihre gegenwärtigen verwirrten und unberechenbaren Bahnen geleitet worden, daß der Kaiser der Franzosen dem Kriege gegen Oesterreich in so überraschender Weise ein plötzliches Ende machte, ehe er der Sache nach zu irgend einem wirklichen Schluß gekommen war.

Ursprünglich waren die Pläne des Grafen Cavour sehr einfach. Er hoffte mit Frankreichs Beistand zunächst die Oesterreicher zu vertreiben. Für eine spätere Zeit rechnete er alsdann auf die Hülfe des östlichen Europa, um das Joch imperialistischer Vormundschaft abschütteln zu können, und auch die französischen Freunde wieder aus der Halbinsel zu vertreiben, wenn sie sich da etwa eingenistet hätten.

Das ist nicht etwa bloße Vermuthung. Es giebt ein Actenstück, in welchem mit entschiedenem Talent ausgeführt ist, wie wichtig es für ganz Europa sei, daß Italien selbstständig werde und nicht bleibend französischer Vormundschaft verfalle. Es datirt vom October 1859, und seine unmittelbare Bestimmung mag wohl gewesen sein, die Annectirung der italienischen Herzogthümer zu rechtfertigen: denn es wurde ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Europa, wenn es Victor Emanuel's Reich unabhängig von Frankreich zu sehen wünsche, ihm auch die Mittel, die materielle Macht gewähren müsse, deren es bedürfe, um sich unabhängig zu machen. Dieses Actenstück war freilich weder von dem Grafen Cavour noch sonst jemandem unterschrieben, und ebenso wenig war es mit Bestimmtheit und namentlich an irgend jemanden insbesondere gerichtet — aber es wurde doch von Turin aus, auf Umwegen, in die Hände der wenigen Staatsmänner gebracht, die man glaubte für solche Ansichten und Pläne gewinnen zu können. Es ist wohl nicht nöthig, uns weiter in Vermuthungen darüber zu ergehen, in welchen Archiven die Geschichtsforscher künftiger Zeiten Abschriften finden werden.

Alle Pläne des sardinischen Cabinets wurden aber gewaltsam gestört und durchkreuzt durch den Frieden von Villafranca, über den ganz Europa mit vollem Recht erstaunt war, da er augenblickliche Zustände, die den Stempel des Unfertigen an der Stirne trugen, zu bleibenden zu machen suchte und dadurch eine Lage der Dinge schuf, die nach keiner Seite hin befriedigen konnte, die in sich vollkommen unhaltbar, sehr bald für alle Betheiligten unerträglich werden mußte.

Am allerwenigsten konnte es die Regierung des werdenden Königreichs Italien möglich erachten, auf dem Punkte stehen zu bleiben, auf welchem dieser seltsame Friede sie ließ; ja, man kann es nur durchaus erklärlich finden daß sie mehr als je nach dem Besitz des Venetianischen strebt. Denn die Staatsmänner Italiens haben vollkommen Recht, wenn sie stets wiederholen, die gegenwärtige Lage sei eine für ihr Heimathland durchaus unleidliche; die Alpenpässe, die Schutzwehr gegen Frankreich, hätten sie abtreten müssen, offen liege das Land jedem Angriff des westlichen Nachbars preis gegeben —: eine militärische Stellung nach der andern Seite hin, gegen Oesterreich, hätten sie dafür nicht eingetauscht; vielmehr habe Oesterreich mitten im oberen Italien eine drohende Stellung behalten, eine Gruppe von Festungen, die wohl geeignet sei, die strategische Basis eines gefährlichen Angriffs in das Herz des, auch nach dieser Seite ganz offenen subalpinischen Staats zu bilden. Am allerwenigsten ist wohl unter diesen Bedingungen daran zu denken, daß Italien von Frankreich unabhängig werden könnte.

Neue Kämpfe sind also unvermeidlich. Man könnte die Umgestaltung des südlichen Italiens, die im Spätsommer des vergangenen Jahres unternommen wurde, für eine vielleicht nothwendig erachtete Einleitung zu dem Kampf um Venedig und seine terra ferma halten —: aber man würde doch irren, wenn man glaubte, daß Garibaldi's Expedition irgend durch den Grafen Cavour veranlaßt worden sei, oder daß sie diesem Staatsmann auch nur gelegen kam.

Im Gegentheil, der leitende sardinische Minister sah diesem Unternehmen, dem er fremd war, mit entschiedenem Mißbehagen zu, und erklärte es unumwunden für eine „Thorheit," die „um ein Jahr zu früh komme" — und General La Marmora lieferte den Commentar zu diesen Worten, indem er gegen befreundete Offiziere äußerte, man brauche noch achtzehn Monate zu Vorbereitungen, ehe man daran denken könne den Kampf ernsthaft wieder aufzunehmen.

Sehr natürlich. Die frühere piemontesische Armee soll mehr als verdreifacht, ja beinahe auf die vierfache Zahl gebracht werden, und Armeen lassen sich nun einmal nicht in so kurzer Zeit organisiren und einüben, als man im großen Publicum häufig geneigt ist anzunehmen. Selbst da, wo die Bedingungen im Allgemeinen günstig sind, hat die Aufgabe, aus Einem Bataillon deren drei zu bilden, und alle drei kriegstüchtig zu machen, ihre Schwierigkeiten, und läßt sich nicht wohl in allzu kurzer Zeit lösen.

In Italien aber sind noch obenein die obwaltenden Verhältnisse dazu nicht günstig, wie jeder Sachverständige zugeben wird, der Land und Leute

jenseits der Berge kennt. Mag man auch bei längerem Aufenthalt in dem schönen Lande eine Vorliebe für das geistreiche und eigentlich auch gutmüthige Volk der Italiener gewonnen haben: immer wird man gestehen müssen, daß es nicht gerade vorzugsweise ein kriegerisches ist. Die Piemontesen sind tapfer, und haben immer einen guten militärischen Ruf gehabt — aber doch auch schon mit Ausnahme der Genuesen, von deren Heldenhaftigkeit selbst die übrigen Italiener eine sehr geringe Vorstellung haben. Im übrigen Italien vollends darf man nur aus wenigen einzelnen engen Landstrichen gute Soldaten erwarten. Dahin gehören namentlich die Provinzen Bergamo und Brescia, deren Alpenthäler ein rüstiger Volksstamm bewohnt. Auch die Aemilia gehört dahin, und in den Heeren Napoleon's I. gewahrte man mit Ueberraschung, daß die Söhne der ewigen Stadt selbst, namentlich die Trasteveriner, die sich gern altrömischer Abstammung rühmen, sehr bald zu guten Soldaten wurden. Dagegen darf man von den fügsamen Toscanern und den Bewohnern des nord-italischen Tieflandes, d. h. von der sehr großen Mehrzahl, nicht viel hoffen. Die Verzagtheit des Italieners, — da man die Sache doch am Ende bei Namen nennen muß, — zeigt sich namentlich in diesen Regionen oft in einer Weise, die für keinen Zweifel Raum läßt. Nur nach den Standesverhältnissen in einigermaaßen verschiedenen Formen. Während sie bei dem eigentlichen Volk ganz unverholen mit der größten Naivetät hervortritt, verbirgt sie sich bei den jungen Leuten der höheren Stände nicht selten hinter riesenhaften Vorstellungen und sehr großartigen Reden. Diese jungen Leute sind Helden in der Vorstellung, und die Idee, die sie von sich selbst haben, veranlaßt sie, sich ohne Zagen auf die gewagtesten Verschwörungen einzulassen, auf verwegene Pläne, die selbst einem tapferen Nordländer großes Bedenken erregen könnten. Im letzten Augenblick aber, wenn es den Kampf wirklich zu bestehen gilt, zu dem dieses Wühlerwesen am Ende doch führen soll — müssen sie sich nicht selten gestehen: „non basta l'animo!“

Diese Untüchtigkeit ist das natürliche Ergebniß der Landesgeschichte. Die jungen Leute der höheren Stände, durch die politische Lage des Landes von jedem ernsten Antheil an dem öffentlichen Leben ausgeschlossen, sind recht eigentlich zum Nichtsthun erzogen, das ohnehin durch die Benennung „fare il signore“ geadelt, seit Jahrhunderten in Italien für das schöne Vorrecht und den eigentlichen Lebensberuf der Wohlgeborenen, der Eupatriden gilt. Caffeehaus-Demonstrationen und Geheimbündeleien stählen nicht für ernstere Aufgaben, und so viele der jungen Herren auch in dieser Art von Thätigkeit mit der ganzen Zuversicht geborener Feldherrn auftreten, so wird es doch sehr schwer halten, ihrer eine hinreichende

Anzahl zusammen zu bringen, von denen man hoffen dürfte, daß sie als Unter-Lieutenants brauchbar werden könnten.

Es wäre Täuschung, wenn man von dem, was an einzelnen Punkten, in einzelnen Augenblicken der Exaltation zum Vorschein gekommen ist, auf das schließen wollte, was nachhaltig geleistet werden kann, — oder von der Bevölkerung einzelner Städte, die 1848 leidenschaftlicher Haß zu Straßenkämpfen trieb, auf die Bewohner des flachen Landes, aus denen doch die Masse des neuen Heeres hervorgehen muß. Es wäre Täuschung, wenn man glauben wollte, wie der idealisirende Sinn freilich sehr leicht thut, daß eine herrschende Stimmung, eine allgemeine Begeisterung den ganzen Zustand umwandeln, und über alle Schwierigkeiten hinausheben könnte. Denn selbst der Werth solcher exceptionellen Bewegungen hängt zuletzt von der Tüchtigkeit des Volks an sich ab. Ein Volk aber, das seit Jahrhunderten in Kleinstaaterei, in einer passiven geschichtlichen Rolle, in unbedeutenden Verhältnissen verkümmert, seit Jahrhunderten von elenden Regierungen und einem kosmopolitischen Klerus, zu einer aller Sittlichkeit und wahren Religiosität entkleideten, stumpfsinnigen Kirchlichkeit, ja zu wahrem Schamanenthum, zu geistiger Unmündigkeit, und zu der harmlosen Feigheit erzogen worden ist, die es zu einer bequemen Heerde für seine Hirten machte —: ein Volk, das eine solche Geschichte durchlebt hat, wird nicht von heute auf morgen ein durch und durch heroisches, und mag es von der Natur auch noch so reich und glücklich begabt sein. Das sagte auch Napoleon I., als General Buonaparte, den Directoren der französischen Republik, die den Italienern Wunderdinge zumutheten.

Seitdem ist in den Italienern das bestimmte Bewußtsein ihres elenden Zustandes erwacht, und ein leidenschaftliches Verlangen nach einem wirklichen, lebendigen National-Dasein. Das ist ein mächtiger Fortschritt, in dem jeder Wohlgesinnte gewiß gern den Vorboten besserer Tage für Italien anerkennt. Aber damit ist nicht ohne Weiteres auch die allgemeine Tüchtigkeit gegeben, die allen Aufgaben eines regen öffentlichen und Nationallebens nach innen und außen vollständig gewachsen wäre. Diese dürfen wir wohl erst von künftigen Generationen erwarten.

Die achtzehn Monate, die La Marmora zu den vorbereitenden Rüstungen verlangte, sind mithin gewiß keine zu lange Frist. Im Gegentheil, wir glauben, daß selbst am Schluß dieser Periode die neue italienische Armee der alten piemontesischen an innerem Werth und Gehalt noch nicht wieder gleichstehen, und ebenso wenig den Heeren der europäischen Großmächte vollkommen ebenbürtig sein wird.

Da nun die Expedition nach Sicilien den sardinischen Staatsmännern in so bestimmter Weise ungelegen kam, so drängt sich die Frage auf: durch

wen sie denn veranlaßt sein konnte, und in welcher Absicht gerade in dem Augenblick?

Ging sie etwa ganz spontan als das natürliche Ergebniß der herrschenden begeisterten Stimmung, aus der allgemeinen Bewegung hervor? — Fanden sich die verschiedenen Elemente der Expedition, der allgemeinen Strömung des National-Willens folgend, wie von selbst zusammen?

Die deutsche Tagespresse hat sich zum Theil darin gefallen, das Ereigniß in dieser Weise zu erklären — aber Alles, was in diesem Sinn gesagt worden ist, dreht sich um ganz willkürliche Vorstellungen, denen keinerlei wirkliche Kenntniß des Sachverhalts zum Grunde liegt.

Nach sehr bestimmten Andeutungen, die aus guter Quelle kommen, war Garibaldi von Paris aus in Bewegung gesetzt: von dort her hatte er bedeutende Mittel erhalten, von dort her seine Vollmacht und seine Verhaltungsbefehle.

Wie Vieles ließ sich von dort aus leiten, wo man von früheren Zeiten her das Wesen der italienischen Geheim-Bünde und alle ihre Verzweigungen so genau kennt!

Was die Gründe anbetrifft, warum die „Befreiung" des südlichen Italiens in solcher Weise zu einer Zeit begonnen wurde, zu der Piemont sich nicht damit beschäftigen konnte, so sind sie gewiß nur einem sehr engen Kreis von Vertrauten ausdrücklich mitgetheilt worden, und vielleicht nicht einmal einem solchen. Aber sie lassen sich doch wohl errathen, und unsere Vermuthungen brauchen sich nicht in das Bodenlose zu verlieren.

Wurde etwas später die „Befreiung" des südlichen Italiens, die allerdings auch in Paris sehr wünschenswerth geachtet wird, von dem neuen subalpinischen Reich aus, und mit dessen Streitkräften in das Werk gesetzt, so führte das Unternehmen naturgemäß auch zu der Einheit Italiens, für die man in den Tuilerien nicht eigentlich schwärmt. Ein föderirtes Italien unter dem Schutz des französischen Adlers — mit einem Wort ein neuer, nach Italien verlegter Rheinbund, scheint nach den dortigen Anschauungen sehr viel für sich zu haben.

Die sofortige Vereinigung Siciliens mit Victor Emanuel's Reich war in Garibaldi's Verhaltungsbefehlen gewiß nicht vorgeschrieben; auch erinnern wir uns, daß der Held Italiens, der ein redlicher Patriot ist, und ein tapferer Soldat, aber kein Staatsmann, diese Vereinigung, so lange er konnte, sehr entschieden zu verhindern suchte.

Die im Ganzen und Allgemeinen gewiß sehr consequente Politik der Tuilerien, dürfen wir uns doch nicht so denken, als ob sie auch im Einzelnen gar keinen Schwankungen unterworfen wäre. Wenigstens ergab sich ein sehr merkwürdiger Zwischenfall, als Garibaldi Herr von Sicilien war,

bis auf die Citadelle von Messina, und als er nun über die Meerenge nach dem Festlande hinüberstrebte. Die Fortschritte schienen zu rasch zu gehen, so daß die ordnende Hand der schützenden Intelligenz kaum Zeit finden konnte einzugreifen; sie schienen über das Ziel hinausführen zu wollen. Da man aber doch das Odium eines hemmenden Einschreitens nicht auf sich nehmen wollte, erging nach London die Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, daß die vereinigte anglo-französische Flotte die Landung Garibaldi's an der Küste von Neapel verbiete oder verhindere.

Das Cabinet von St. James deutete aber das Princip der Nicht-Intervention in der großsinnigsten Weise, und lehnte jede Theilnahme der englischen Flagge an einem solchen Unternehmen ab, das darüber natürlich ganz unterbleiben mußte. Man hält es nämlich in England für geboten durch die Umstände, den Befreier Italiens, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zu überbefreiern, für geboten, in seinen Sympathien, in seinen Vorschlägen und Forderungen für Italien noch viel weiter zu gehen als er, und sich ganz frei von allen Nebenrücksichten zu zeigen. Nicht die „Befreiung" Italiens nur, auch seine Einheit wird dort als nothwendig gefordert.

Da diese Schwankungen, diese theilweisen Rückschritte und Halbheiten in den imperialistischen Plänen, die auf bedenkliche Nebenabsichten deuten, natürlich auch in Italien selbst nicht verschwiegen bleiben, so hofft man in England, mit Hülfe einer so hochherzig aussehenden Politik, die so sehr den Stempel des Adels und der Großartigkeit an der Stirne trägt — und die noch dazu eine sehr wohlfeile ist, da sie vor der Hand gar keine Anstrengung, keine That fordert — zu ernten, was Frankreich gesäet hat. Man hofft, Italien werde seinen wahren, großgesinnten, uneigennützigen Freund erkennen, und sich seiner Vormundschaft anvertrauen.

Ein ziemlich hohler Wahn, wie uns scheint. Denn um darüber in's Klare zu kommen, was diese Vorstellungen eigentlich werth sind, braucht man sich in England nur die Frage vorzulegen, ob man denn eine Armee von 200,000 Mann hat, die man den Italienern am Po zur Verfügung stellen könnte; die sich dann nöthigen Falls auch verwenden ließe, um die Italiener an die Pflichten schuldiger Dankbarkeit zu erinnern. So lange England eine solche Armee nicht hat, wird wohl der französische Einfluß in Italien der überwiegende bleiben — und selbst eine für jetzt sehr fernliegende, zukünftige Selbstständigkeit Italiens, die vorzugsweise von der eigenen Tüchtigkeit der Italiener abhängig bleibt, wird schwerlich durch Großbrittaniens moralischen Beistand allein bewirkt werden können.

Als Garibaldi erst den Fuß auf das Festland gesetzt hatte, waren die maaßgebenden Kreise zu Paris und London so gut wie das Laien-

Publicum, d. h. das ganze übrige Europa, überzeugt, daß die Ereigniſſe in Neapel ſich ſehr ſchnell entwickeln, und in ſehr kurzer Zeit zu einem vollſtändigen Abſchluß kommen würden. Der Verfaſſer dieſer Blätter darf ſich das Zeugniß geben, daß er dieſen Irrthum nicht getheilt hat. Er hielt ſo etwas nur in dem Fall für möglich, daß in der Umgebung des jungen Königs Niemand auch nur des allergewöhnlichſten Grades von Einſicht und Entſchluß mächtig ſei. Denn wie ihm die Oertlichkeiten bekannt ſind, wußte er, daß Gaëta nur einer ſehr mäßigen Beſatzung bedarf, und mit einer ſolchen einer ſehr langen Vertheidigung fähig iſt. Auf die Fremdenregimenter in ſeinen Dienſten konnte aber König Franz II. unter allen Bedingungen rechnen, und wahrſcheinlich auch auf ein paar Garde-Bataillone, da das Offiziercorps dieſer Truppe durchaus nach politiſchen Rückſichten gewählt war, und die Schaar im Ganzen unter keiner anderen Regierung auf ein in gleicher Weiſe begünſtigtes Daſein rechnen durfte. Dieſes Maaß von Mitteln genügte aber vollkommen, um ſich in Gaëta lange zu behaupten.

Doch man glaubte an einen raſchen Gang der Ereigniſſe, und Garibaldi erhielt von der ſchützenden Macht jenſeits des Mittelländiſchen Meeres die Weiſung: eine ſofortige Verſchmelzung Neapels mit dem oberitaliſchen Reich ſei nicht nöthig; einmal Herr in Neapel, könne er auch die päpſtlichen Marken revolutioniren, und in ſeine Kreiſe ziehen; ja, es wurde in Ausſicht geſtellt, ſo ausgerüſtet könne er vielleicht ſpäter als ſelbſtſtändige Macht durch die Marken zum Angriff auf Venetien vorgehen, wenn man etwa im nördlichen Italien zaudere, zu neuen Kämpfen zu ſchreiten. So ſchien dem Helden Italiens eine beiſpiellos glänzende Stellung bereitet; er konnte Herr der Schickſale ſeines geſammten großen Vaterlandes werden — und um ſo vollſtändiger, je entſchiedener er ſich von Turin unabhängig erhielt. Nur Ein Umſtand konnte einen Schatten auf das glänzende Bild werfen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Garibaldi ſtets verpflichtet blieb, dem guten Rath aus Frankreich ein williges Ohr zu leihen, — und ausdrücklich wurde verlangt, daß die ewige Stadt und das geheiligte Oberhaupt der katholiſchen Kirche für ſeine Perſon unangetaſtet blieben.

Gerade dieſe Beſchränkung mißfiel dem General in eigenen Dienſten, Garibaldi, ganz außerordentlich, da Rom nach ſeiner Anſicht dem befreiten Italien nicht fehlen durfte, und in der That das Verlangen, ein von Grund aus verhaßtes Joch endlich abzuſchütteln, nirgends in Italien ſo lebendig, ſo leidenſchaftlich rege iſt, als eben in Rom. Unzufriedenheit und Verſtimmung bewogen nun Garibaldi, ſich wieder halb und halb mit Mazzini und den Seinigen einzulaſſen, mit deren Hülfe er über die ſeinen Unterneh-

mungen gezogenen Gränzen hinwegzukommen hoffte, und er sprach in kühnen Worten öffentlich den Vorsatz aus, die Freiheit Italiens von Rom aus zu verkünden, „möge dies nun den Mächtigen dieser Erde gefallen oder nicht“ (Piaccia o non piaccia ai potenti della terra).

In den Tuilerien wußte man natürlich sehr wohl, auf wen diese Worte sich bezogen, und ein solcher Versuch Garibaldi's, sich wirklich zu emancipiren, konnte dort nur Mißfallen erregen. In Turin mußte man das ganze ohnehin nicht erwünschte Unternehmen nach dem halben Bündniß des unabhängigen Helden mit Mazzini doppelt bedenklich finden.

In dieser verwirrten Lage war es ein Meisterstreich Cavour's, daß er Victor Emanuel's Heer in den Kirchenstaat, in das neapolitanische Gebiet einrücken ließ, und sich zum Herrn der Situation machte. Es war die entschlossene That eines besonnen-kühnen Staatsmanns; das wird man nicht läugnen können, und wenn sich vom Standpunkt des — wo nicht thatsächlich geltenden, doch der Form nach anerkannten öffentlichen Rechts auch noch so viel gegen sein Verfahren einwenden läßt.

Ob diese Wendung in Paris ganz willkommen war, ist, und zwar recht sehr, die Frage; aber die Nothwendigkeit, den Sieg in Neapel weder der Reaction noch den Mazzinisten zu überlassen, und die Berufung durch allgemeine Abstimmung —: das sind Argumente, gegen die man dort durchaus gar nichts einwenden konnte — und die unerwünschte Einheit Italiens machte reißende Fortschritte, die man vor der Hand nicht zu hemmen wußte.

Aber Gaëta hält sich noch, und kann noch lange widerstehen.*) Man konnte seinen eigentlichen Zwecken vielleicht wieder näher kommen, wenn man dem Königspaar, das den Ort vertheidigt, eine Art von zweideutiger Theilnahme zuwendete, dem Angriff Hindernisse in den Weg legte, und Unterhandlungen anknüpfte, deren Zweck allenfalls wohl sein könnte, daß Gaëta französischen Händen anvertraut werde, damit es nicht in sardinische Hände falle! Ein solches Gegen-Gibraltar wäre in jeder Beziehung ein sehr wünschenswerther Besitz. — —

In den Provinzen Süd-Italiens regt sich ein Widerstand, wie der Unbefangene, der etwas neu wäre in dieser alten Welt, ihn nach den Ergebnissen der allgemeinen Abstimmung vielleicht gar nicht für möglich gehalten hätte.

Wer jene Länder kennt, der konnte vorhersagen, daß die „Annexion“ Sicilien's keine unüberwindlichen Schwierigkeiten haben werde, die Neapels dagegen sehr große. Sicilien ist daran gewöhnt, von einem Staat

*) Wir bemerken, daß der obige Aufsatz bereits Mitte Januar geschrieben wurde. A. d. R.

des Festlandes abzuhängen: das war mit sehr wenigen Ausnahmen das Schicksal der schönen Insel, seitdem sie eine Geschichte hat, und die Sicilianer sehen mit solchem Haß und solcher Verachtung auf die Neapolitaner herab, daß ihnen so ziemlich jede andere Abhängigkeit lieber sein wird als die von Neapel.

Anders verhält es sich auf dem Festlande. Die Hauptstadt selbst kann nicht wohl eine Provinzstadt werden, und noch weniger die Residenz der alten Grafen von Maurienne, deren Dynastie, hier den starken Wurzeln entfremdet, die sie im nördlichen Italien geschlagen hat, sehr bald der Spielball ganz unberechenbarer Revolutionen werden könnte.

Wenn man nun die Bewegungen, die sich in den Provinzen kund geben, als „reactionäre" bezeichnet, so läßt sich das in gewissem Sinn wohl rechtfertigen, — wenn man sie aber „royalistische," „bourbonistische" oder vollends „legitimistische" Bewegungen nennt, so heißt das sich in Vorstellungen ergehen, die viel zu hoch gegriffen sind, für die an Ort und Stelle unter den Leuten selbst jedes Verständniß fehlt; man liefert damit den Beweis, daß man von der, freilich kaum glaublichen Verkommenheit der dortigen Bevölkerung unter der elendesten aller Regierungen keinen Begriff hat. Und in der That, wer einheimisch ist in einem Lande, wo geregelte Zustände bestehen, der kann sich nur mit Mühe in die dortigen Verhältnisse hineindenken.

Wenn man sich ein schlecht regiertes Land denkt, ein sehr schlecht regiertes, so sind das Vorstellungen, die bei Weitem nicht an die Wirklichkeit reichen. Man darf sagen, Neapel war bisher ein eigentlich gar nicht regiertes Land; es wurden allerdings Steuern eingetrieben und Rekruten ausgehoben, es wurden auch Acte der Willkür gegen politisch mißliebige, oder irgend einem Mächtigen persönlich verhaßte Individuen verübt —: aber von einer irgendwie geregelten, wohl oder übel zusammenhängenden Verwaltung und Rechtspflege war nicht entfernt die Rede.

Den eigentlichen Kern der Schaaren, die sich gegen das neue Regiment erheben, bilden natürlich die Räuberbanden, gerade wie zur Zeit als Murat in Neapel herrschte, Fra Diavolo mit seinen Genossen als Kämpe des alten Königthums auftrat. Das alte Unwesen ist eigentlich das, wofür sie sich in Waffen erheben; was sie jetzt wie immer bekämpfen, ist alle und jede wirkliche Regierung, welche Anstalten macht, Polizei und Rechtspflege wirklich zu handhaben. Den Räuberbanden schließen sich zunächst die Sbirren der alten Regierung an, die, ohnehin mit den Führern dieser Banden vielfach befreundet, schon so manche Beute mit ihnen getheilt haben. Auch die Geistlichen sind natürlich für ein System, unter dessen Herrschaft Niemand gegen ihre rohe Unwissenheit oder ihren sitten-

losen Lebenswandel etwas einzuwenden hatte, — das namentlich ihnen vor allen, selbst wenn sie sich bei den scheußlichsten Verbrechen, bei Mordthaten betheiligten, die vollkommenste Strafloſigkeit sicherte, wovon uns schlagende Beispiele bekannt geworden sind. Die Ortsgeistlichen haben es dann weiter in ihrer Macht, mit Hülfe der Weiber einen ansehnlichen Theil der ländlichen Bevölkerung in Bewegung zu setzen, besonders wo die Plünderung eines wohlhabenden Hauses in Aussicht steht, dessen Besitzer als „Freimaurer" bezeichnet wird. Aber selbstredend wäre es ganz vergeblich, wenn sie den Leuten von ritterlicher Treue gegen ein angestammtes Königshaus und dergleichen wunderbaren Unbegreiflichkeiten vorreden wollten, um sie zum Aufstand zu bringen. Eher können sie ihnen erzählen, die Freimaurer seien darauf und daran, dem Lande den Schutz des heiligen Januarius zu entziehen, und dann werde sich die Milch der Ziegen in Blut verwandeln, und überhaupt Alles sehr schlecht gehen. So etwas leuchtet ihnen ein. Vor einiger Zeit ist durch die Tagesblätter bekannt geworden, wie die Bevölkerung eines Landstrichs zum Aufstand bewogen worden war. Die Geistlichen machten den Proletariern weiß, König Franz habe große Massen Reis in die Provinzen schicken wollen, zur Vertheilung an die „buoni," die Guten, die keine Lust haben zu arbeiten, Garibaldi und die Freimaurer hätten das aber verhindert. Diese Geschichte ist gewiß nicht erfunden; sie ist echt. Für solche Vorstellungen ist das Volk in Neapel zugänglich.

Daß solchen Zuständen nicht durch die bloße Einführung einer parlamentarischen Verfassung aufzuhelfen ist, bedarf keiner Erörterung. Die Macht des Widerstandes aber, die aus diesen seltsam-kläglichen Elementen hervorgeht, darf nicht gering angeschlagen werden. Einheimische Mittel zu ihrer Bekämpfung sind ausreichend nicht vorhanden; jede fremde Gewalt aber, die eingreifen will, findet einen verdoppelten Widerstand, und es macht dabei keinen wesentlichen Unterschied, ob diese fremde Macht eine norditalische ist, oder eine deutsche oder eine französische. Im besten Fall wird Victor Emanuel's Regierung jahrelange Kämpfe zu bestehen haben, ehe es gelingt, das Unwesen zu bewältigen. —

Der erneuerte Kampf um Venetien ist dadurch, daß Cavour sich der Leitung der Dinge im Süden bemächtigte, ohne Zweifel um etwas weiter hinausgeschoben worden, doch aber nicht auf lange. Die Verhältnisse drängen zur Entscheidung, und selbst wenn man in Turin zaudern wollte, würde ein rascher Gang der Ereignisse dadurch herbeigeführt werden, daß man zu Paris in der Lage ist, unbedingt einer „noble cause" zu bedürfen, die einen auswärtigen Krieg veranlaßt, und alle Gemüther beschäftigt.

Denn man hat doch angefangen, die compacte Opposition so ziemlich aller Gebildeten in Frankreich, bedenklich zu finden. Da diese Opposition,

die für jetzt so fest geschlossen zusammenhält, aus sehr verschiedenartigen Elementen, aus Legitimisten, Liberalen und Republikanern von sehr verschiedenen Glaubensbekenntnissen besteht, so hat man in den neuesten, unbedeutenden Concessionen ein Mittel zu finden geglaubt, die compacte Masse zu spalten. Wir glauben, daß diese Hoffnung den Machthaber täuschen wird; die gemachten Zugeständnisse sind nicht bedeutend genug um auf die Dauer etwas irgend Namhaftes zu bewirken, und so lange es die, Allen in gleichem Grade nothwendigen Vorbedingungen jeder weiter reichenden Wirksamkeit, Freiheit der Rede und der Presse, zu erkämpfen gilt, werden die entschiedenen Elemente der Opposition wohl zusammen wirken.

Vielleicht hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sich nicht gleichzeitig Schwierigkeiten sehr realer Natur vorbereiteten. Aber die Finanzwirthschaft des Kaiserreichs ist nicht die sparsamste gewesen. So hoch die Abgaben auch schon gespannt sind, ist doch eine Vermehrung des Staats-Einkommens unabweisbar nothwendig geworden, und es stehen Neuerungen in Aussicht, die im Lande sehr unwillkommen sein werden, namentlich eine Erhöhung der Tabakspreise.

Besonders verdrießlich ist dann auch, daß sich selbst in den Reihen der Armee eine gewisse Unzufriedenheit zu zeigen beginnt. Allerdings nicht in den unteren Graden, wohl aber unter den höheren Offizieren. Der am reichsten belohnte unter den Helden des Krimm-Krieges wird als das Haupt dieser Fronde bezeichnet, die man noch nicht Opposition nennen kann.

Der Krieg ist unter diesen Bedingungen das Mittel, die Lösung aller inneren Fragen auf unbestimmte Zeit zu vertagen — und zu umgehen.

So ist denn die Zeit, wo Oesterreichs Heere in Italien neuer Angriffe gewärtig sein müssen, jedenfalls nicht sehr entfernt — und es tritt uns die Frage unabweisbar nahe, welche Pflichten gegen sich selbst Preußen und Deutschland wahr zu nehmen haben, wenn der Krieg am Po von Neuem entbrennt?

Thörichte Gefühlspolitik dürfen Deutschland und Preußen gewiß in so ernster Lage nicht treiben, am wenigsten aber darf die seltsame, kosmopolitisch-sentimentale Ansicht der Dinge, die in so manchen deutschen Tageblättern einen Ausdruck gefunden hat, Einfluß auf die Entscheidung einer so gewichtigen Frage üben. Schon unser wackerer Martin Luther hat den Deutschen in einem Augenblick nur allzu berechtigten Unmuths nachgesagt, sie trügen ein besonderes Verlangen, aller Welts Packesel und Lastthiere zu sein — und noch immer begegnen wir unter uns nicht wenig gutgesinnten Leuten, die über freisinnig-idealisirenden Doctrinen den Sinn für die

Wirklichkeit ganz und gar verloren haben; die sich keine Mühe verdrießen lassen, um uns zu überzeugen, daß jedermann und jedes Volk mit seinen Ansprüchen gegen uns in seinem Recht ist; daß wir an die gleißnerischen Theorien von Nationalitäten und dergleichen, mit frommer Kinderüberzeugung redlich glauben müssen, so lange sie gegen uns zur Anwendung gebracht werden; daß wir einen Frevel gegen die heiligsten Gebote kosmopolitischer Gerechtigkeit begehen, wenn wir behaupten wollen, was zur Sicherung unseres eigenen Daseins nöthig ist.

Es wäre endlich Zeit, solche unheilbare Thoren von uns zu weisen, und sie für das Utopien sorgen zu lassen, in dem sie einheimisch sind, uns selbst aber darauf zu besinnen, daß es Pflicht jedes Deutschen ist, Deutschlands Interessen zu wahren; daß wir gar nicht das Recht haben, die Interessen des eigenen Volks denen anderer Nationen aufzuopfern.

Dann aber muß, wie uns scheint, was Venetien, das berühmte Festungsviereck und dessen Behauptung anbetrifft, die allgemeine Frage von der augenblicklichen getrennt werden. Gar vielfache Verwirrungen und die seltsamsten widersprechenden Urtheile ergeben sich dadurch, daß dies eben nicht geschieht; daß man, ohne zu sondern, Autoritäten citirt, und zu fragen vergißt, worauf sie sich eigentlich beziehen, daß man Sympathien und Gründe bunt durch einander in eine Reihe stellt.

Ginge die Frage dahin, ob Deutschland sich die Behauptung des österreichischen Italiens überhaupt, des Festunsvierecks insbesondere, bleibend und für immer zur Aufgabe machen soll und muß; ob es verpflichtet sei, für alle Zeiten Gut und Blut daran zu setzen, oder nicht — so müßte die Beantwortung wohl etwas weiter ausholen als gewöhnlich geschieht. Mit solchen strategischen Gemeinplätzen, wie der, daß alle Vertheidigungslinien des südlichen Deutschlands, am Lech, an der Isar, am Inn, im Süden umgangen sind, sobald das Festungs-Viereck uns nicht mehr gehört, ist sehr wenig gesagt. Noch weniger mit dem mystischen Ausspruch ohne greifbaren Sinn, daß selbst Triest nicht zu behaupten sei, ohne das Festungs-Viereck. Und sehr seltsam nimmt es sich aus, wenn man dann die Discussion dadurch zum Abschluß zu bringen wähnt, daß man die Autorität des verstorbenen Radowitz für dergleichen, wir möchten sagen bis zum Formlosen verallgemeinerte Behauptungen beibringt. Radowitz war gewiß ein sehr begabter Mann, aber ebenso gewiß nichts weniger als ein Soldat. Da sich seine rege Phantasie stets mit Vorliebe in ihren eigenen Schöpfungen, in meist ziemlich willkürlichen Kreisen erging, und seine Studien auf diesem Gebiet etwas mangelhaft waren, konnte kaum Jemand weniger befähigt sein als er, über militärische Fragen ein Urtheil zu fällen.

In der concreten Wirklichkeit sind die strategischen Verhältnisse großentheils von der allgemeinen politischen Weltlage abhängig. Was unter gegebenen Bedingungen von entscheidender Wichtigkeit, kann in Folge einer veränderten politischen Lage verhältnißmäßig unbedeutend werden. So hat auch das berühmte Festungs-Viereck für Deutschland die Bedeutung, die ihm beigelegt wird, jedenfalls nur, so lange man den Schwerpunkt deutscher Politik, oder mindestens einen ihrer Pole, in Wien voraussetzt.

Für ein einheitliches Deutschland, dessen Hauptstadt z. B. — um irgend welche bestimmte Punkte zu nennen — Hamburg, Frankfurt a. M., Nürnberg oder Prag wäre, hätten die Festungen am Mincio und an der Etsch gar keinen Werth; wenigstens bedürfte es ihrer zur eigenen Vertheidigung gewiß nicht.

Sobald das Festungs-Viereck verloren ist, können, sagt man, die Vertheidigungslinien am Lech, an der Isar, am Inn, umgangen werden. Was heißt das? — Welches Ziel könnte denn ein Feind im Auge haben, der von Frankreich aus durch das obere Italien diese Umgehungswege einschlagen wollte? — Doch nur Wien; und welchen Werth hätte Wien, wenn es nicht als die eigentliche Hauptstadt Deutschlands betrachtet, wenn nicht vorausgesetzt wird, daß dort der ganze Schwerpunkt der deutschen Politik liegt; wenn der siegreiche Feind nicht hoffen dürfte, die österreichische Regierung dort zu einem Frieden zu bewegen, durch den das übrige Deutschland preisgegeben würde.

Die ganze Theorie setzt eigentlich voraus, daß das gesammte übrige Deutschland nichts weiter sei als ein Vorland Oesterreichs, bestimmt, den Feind von diesem abzuhalten.

Für ein anders gestaltetes Deutschland, dessen Hauptstadt nicht gerade die letzte deutsche Stadt dort unten an der Donau wäre, hätte es sehr wenig zu bedeuten wenn der Feind über den Isonzo nach Steiermark vordränge. Es wäre das vielmehr so ziemlich das Unzweckmäßigste und Ohnmächtigste, was der Feind gegen ein solches Deutschland beginnen könnte.

Wir sehen demnach, daß es ein bloßes Spiel mit Vorstellungen ohne eigentliche Realität ist, wenn man von einem absoluten Werth jener befestigten Stellung an der Etsch und am Mincio in so ganz abstracter Weise sprechen will, wie vielfach geschehen ist.

Welchen Werth diese Stellung wirklich für die Zukunft behalten wird, das hängt davon ab, wie die Lösung eines der bedeutendsten und schwierigsten Probleme der Gegenwart gelingt, davon, in wiefern der habsburgische Kaiserstaat in neuen Bahnen ein neues Gedeihen finden wird. Die Aufgabe, ihm zu einer neuen Blüthe zu verhelfen, ist

eine sehr schwierige, wo so Vieles seit Jahrhunderten versäumt und verdorben ist, — und bis jetzt gewahren wir nirgends, weder die Macht der Intelligenz, noch die Einheit energischen Willens, die uns berechtigen könnten, der Lösung mit Zuversicht entgegen zu sehen; auch ist in Oesterreich selbst die Stimmung der verständigsten und redlichsten Patrioten keine sehr hoffnungsvolle. Wir wollen das Beste hoffen, aber wir müssen auch das Unerwünschteste erwägen.

Nun wohl! — kann man erwidern, aber was auch die Zukunft bergen mag, zunächst, und so lange sie nicht eine andere geworden ist, haben wir es mit der wirklichen, concreten Lage der Dinge zu thun. Wien ist der Sitz der Einen deutschen Großmacht, und ist deshalb von hoher Bedeutung für ganz Deutschland: es darf nicht blosgestellt, es muß geschützt bleiben.

Diese Forderung zugegeben, ließe sich immerhin ohne große Mühe nachweisen, daß es auch außer dem Festungsviereck Mittel giebt, Wien und das südöstliche Deutschland gehörig zu schützen. Der Erzherzog Karl hielt die Etschlinie für eine sehr günstige Gränze, und selbst am Isonzo ließe sich ein ungemein starkes Vertheidigungs-System einrichten. Wer die Punkte bestimmter kennen lernen will, auf deren Befestigung es dabei vorzugsweise ankäme, kann sich aus den Schriften des Erzherzogs Karl darüber belehren.

Sehr wahr ist dagegen, was Oesterreich insbesondere anbetrifft, und die Pflichten, die es gegen sich selbst hat, daß kein Staat sich seine Provinzen abfordern lassen darf. Das ist so wahr, daß Oesterreich im Jahr 1859 ohne alle Frage besser gethan hätte, mehr zu wagen und hartnäckiger zu kämpfen, anstatt die Welt durch den Frieden von Villafranca in Erstaunen zu setzen.

Unter allen Bedingungen aber muß man sich zuerst und vor Allem von der Natur der Aufgabe Rechenschaft geben, die man zu lösen unternimmt; jede Täuschung, der man sich in dieser Beziehung überläßt, bringt Gefahr, denn sie kann zu dem verhängnißvollsten Irrthum führen, in Beziehung auf das Verhältniß, in welchem die Mittel, denen wir gebieten, zu dem Gewicht des Unternehmens stehen. Oesterreichs Staatsmänner müssen den Muth haben sich zu gestehen, daß die Behauptung der italienischen Besitzungen keineswegs durch die bloße Abwehr eines einmaligen Angriffs entschieden ist; daß sie vielmehr auf stets wiederkehrende Kämpfe gefaßt sein müssen, die sich periodisch erneuern werden, so oft die Generation, die den letzten Krieg im Knabenalter erlebt hat, zu Männern herangewachsen ist — es müßte denn gelingen, Oesterreichs gebietenden Ein-

fluß in der ganzen italiſchen Halbinſel bleibend und geſichert wieder herzuſtellen.

Wir können uns demnach der Ueberzeugung nicht entziehen daß jene etwas dürftigen ſtrategiſchen Gemeinplätze, die überall vorangeſtellt werden, gerade am allerwenigſten bedeuten wollen, wenn die Frage in dieſem umfaſſenden Sinn erörtert und entſchieden werden ſoll; daß alsdann viel tiefer liegende und gewichtigere Dinge maaßgebend ſein werden!

Ganz anders aber geſtaltet ſich das ganze politiſche Problem, inſofern es als eine Frage des Augenblicks, in ſeinen Beziehungen zu der unmittelbaren Gegenwart, aufgefaßt wird.

Da hat ſelbſt der Streit darüber, ob Oeſterreich durch ausreichende Conceſſionen im liberalen Sinn die Sympathien Deutſchlands verdient oder nicht, in unſeren Augen ſo gut wie gar keine Bedeutung; denn die Frage iſt überhaupt nicht, ob man für Oeſterreich das Schwert ziehen müſſe oder nicht, ſondern ob man ſich den Anmaaßungen und der Tyrannei des neu-franzöſiſchen Imperialismus widerſetzen ſoll oder nicht.

In dieſem Sinn ſcheint es Deutſchlands angemeſſene Politik, an den neuen Kämpfen um Venetien keinen Antheil zu nehmen, ſo lange Oeſterreich und Italien allein um den Beſitz dieſer Provinzen ringen — aber die Einmiſchung irgend einer dritten Macht nicht zu dulden.

Eine ſolche Einmiſchung abzuwehren iſt um ſo mehr geboten, da die Pläne des kaiſerlichen Frankreichs ungemein weit reichen und gar viel umfaſſen!

Namentlich haben wir Grund zu glauben, daß der Preis, um den das großgeſinnte Frankreich, das ſein Schwert nur für „Ideen“ zieht, und uneigennütziger Weiſe einſchreitet, wo die Sache der leidenden Menſchheit zu verfechten iſt, den Italienern in dem Kampf um Venetien in gewohnter uneigennütziger Weiſe beiſtehen will, bereits genannt iſt, und daß er nicht Sardinien heißt, wie die öſterreichiſche Diplomatie vor einigen Monaten ſchon zu wiſſen glaubte. Was ſollte auch Frankreich mit Sardinien, mit einer Inſel, deren Beſitz die materielle Macht des Kaiſerreichs um nichts ſteigern würde, und die eben ſo wenig eine militäriſche Poſition, einen guten Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen gewährt?

Der Preis heißt diesmal Dalmatien. Nicht allein, daß ein immer größeres Küſtengebiet wünſchenswerth ſcheint, damit das Mittelländiſche Meer ſich ſo viel als möglich zu einem franzöſiſchen See geſtalte: Frankreichs kaiſerliche Regierung bedarf auch einer Brücke nach dem Orient, um dort ſeine Streitkräfte in unmittelbarer Nähe zu haben, ſeinem Einfluß am Bosporus den gehörigen Nachdruck geben zu können, und zur

Stelle zu sein, wenn es sich darum handeln sollte, über die Trümmer des Osmanen-Reichs zu verfügen.

Deshalb ist auch wohl von Triest die Rede gewesen, als von einem Punkt, auf den Italien seine Ansprüche ausdehnen könnte, von Triest, das gegen Deutschland zu behaupten Italiens eigene Macht schwerlich je hinreichen wird, und das zumal für Italien gar keine Bedeutung und keinen Werth hat, da das ganze Handelsgebiet der Seestadt außerhalb Italiens, in Deutschland liegt! An anderer Stelle freilich muß man sehr großen Werth auf den Besitz von Triest legen. Man bedarf dieses Punktes, damit die Brücke durch den Vasallen-Staat Italien, nach Dalmatien und dem Orient nirgends unterbrochen sei; damit die Benützung dieser „Heerstraße," wie wir sie im eigentlichsten Sinn des Worts nennen müssen, stets unabhängig bleibe von allen Wechselfällen eines Kampfes zur See.

Ueberhaupt wird in den pariser Salons von der gänzlichen Zertrümmerung Oesterreichs als von einer Nothwendigkeit gesprochen, und man fügt gelassen hinzu: „ce sera bientôt fait!"

Da es für jetzt so weitgreifenden Plänen hemmend in den Weg zu treten gilt, hätte man wohl Veranlassung zu beklagen, daß jene vielbesprochene Festungsgruppe an der Etsch und am Mincio die Bedeutung, die ihr allgemein beigelegt wird, in der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht ganz ohne Einschränkung wirklich hat.

Sie ist in ihrer Anlage auf eine andere, als die gegenwärtige allgemeine Lage der Dinge in Italien berechnet. Die Halbinsel südlich des Po ist dabei als mehr oder weniger unter österreichischem Einfluß stehend, ohnmächtig und neutral vorausgesetzt.

Schon 1859 hätte Napoleon III. einen viel glänzenderen und entscheidenderen Feldzug machen können, wenn er das päpstliche Gebiet nicht so ängstlich gemieden hätte. Jetzt vollends ist es für einen mit überlegener Macht unternommenen Angriff, der sich ebenso gut auf Livorno und Ancona stützen kann als auf Alessandria und Genua, eigentlich der natürlichste Weg, das Viereck am unteren Po, in der Richtung auf Padua und Vicenza zu umgehen. Ist dann das österreichische Heer innerhalb der Festungsgruppe aufgestellt, oder wird es vollends durch eine verlorene Schlacht dorthin zurückgeworfen, dann gefährdet eine Operation durch die Val Sugana auf Trient die einzige Verbindung, die ihr mit dem Innern der Monarchie bleibt, in sehr gefährlicher Weise, und es könnte sich dadurch wohl gezwungen sehen, die Festungen in Italien ihrem Schicksal zu überlassen, um den eiligen Rückweg nach Inner-Oesterreich durch das Puster Thal zu suchen.

Leicht könnte ein überlegener Feind dann Venedig masquiren — seine Flotte verhülfe ihm zu dem Besitz von Triest, das einem combinirten Angriff zu Wasser und zu Lande, wehrlos wie man es gelassen hat, kaum Stunden widerstehen kann, und eben vermöge der ganz unverhältnißmäßigen Ueberlegenheit zur See, die den gegen Oesterreich verbündeten Mächten zu Gebote stünde, eine hinreichend gesicherte neue Basis für Operationen gegen Wien gewähren würde!

In der gegenwärtigen Lage Europas bedürfte demnach das Festungs-Viereck, wenn es wirklich halten soll, was man von ihm erwartet, einer Ergänzung durch die Befestigung von Padua und Triest. Und zwar müßte Padua wie Verona dem österreichischen Heer eine gesicherte Aufstellung gewähren. Triest ist wohl nur durch einen Kranz von Forts auf den beherrschenden Anhöhen sicher zu stellen.

Doch ist natürlich zu solchen Anlagen keine Zeit mehr. Soll das Viereck auch ohne dergleichen einen genügenden Schutz gewähren, gegen den Angriff feindlicher Mächte, die möglicher Weise vom unteren Po und aus Ungarn her ihre Vereinigung bei Triest suchen; — einen Schutz, an dem sich die Wogen selbst eines im freien Felde siegreichen Angriffs brechen könnten, so bedarf es dazu wenigstens der Ergänzung durch eine Flotte im adriatischen Meer, die einer französisch-sardinischen womöglich überlegen — jedenfalls gewachsen wäre.

Bei der eigenthümlichen Wendung, welche die Politik des seemächtigen Inselreichs genommen hat, ist nicht die entfernteste Aussicht, daß eine solche Flotte dort erscheinen könnte. —

In wiefern und unter welchen Bedingungen Preußen und das übrige Deutschland berufen sein mögen, an den Kämpfen in Italien Antheil zu nehmen, das könnte übrigens wohl sehr leicht eine vollkommen müßige Frage werden. Denn wie wichtig die Ereignisse in Italien auch sein mögen: wir dürfen darüber nicht vergessen, daß wir auch noch andere Interessen zu vertheidigen haben, und zwar Interessen, die uns viel näher liegen, als was jenseits der Alpen vorgeht, die uns viel unmittelbarer berühren, und in Beziehung auf die es Zweifel und Zwiespalt gar nicht geben kann, da sie stets dieselbe Bedeutung behalten werden, wie sich auch die politische Lage Deutschlands und Europa's gestalten mag.

Ueber die Wichtigkeit des Festungs-Vierecks in der Lombardei und die möglichen Gefahren, die sich aus seinem Verlust ergeben könnten, dürfen wir doch nicht aus den Augen verlieren, daß eine andere, viel wichtigere Stellung bereits verloren ist — zum Theil leider! auf Oesterreichs Veranstaltung verloren. — Es ist wohl kaum noch nöthig, die Stellung an der Eider ausdrücklich zu nennen. Die Gefahr, die im

Süden als eine mögliche droht, ist hier schon vorhanden, und hat mehr Realität als alle Nachtheile, die aus dem Verlust jener Festungen in der Lombardei hervorgehn könnten. Holstein in sein Recht wieder einzusetzen, ist an sich Pflicht; es ist durch die Stellung, die Dänemark eingenommen hat, das in Ost und Westen seine Stützen gegen Deutschland sucht, auch eine Pflicht der Klugheit geworden.

Ohne Zweifel wird uns der französische Imperialismus auch auf diesem Gebiet feindlich entgegentreten. Mag dem so sein! — Es ist wohl am besten, wenn der Bruch, der doch nicht zu vermeiden ist, um eine unbedingt deutsche Frage erfolgt, über die es im ganzen weiten Vaterlande keine Verschiedenheit der Meinungen geben kann. Unsere Kämpfe und ihr, so Gott will, glücklicher Erfolg, müssen dann ganz von selbst Einfluß üben auf die Entwickelung aller anderen Verhältnisse, die Deutschland näher oder entfernter berühren.

Die Presse Englands räth freilich auch hier wie am Po zum Frieden um jeden Preis, und hält uns auf das Beweglichste vor, daß es für den Starken Pflicht, nicht etwa nur der Großmuth, sondern selbst der einfachsten guten Erziehung sei, jedes Unrecht, jede Beleidigung, jeden Frevel von Seiten des schwächeren Nachbarn mit christlicher Ergebung geduldig zu ertragen. Denn Lord Palmerston's Politik dreht sich um den Satz, daß der europäische Friede erhalten werden müsse so lange als möglich, d. h. so lange es auf Kosten anderer Staaten und Völker, nicht Englands, geschehen kann.

So lange sich England nicht in seinen eigensten, unmittelbaren Interessen gefährdet sieht, so lange muß jeder Staat und jedes Volk in Europa sich jeden Uebergriff des kaiserlichen Frankreich ruhig gefallen lassen, Niemand darf sich dagegen auflehnen, und wo dennoch ein Krieg entsteht, muß er „localisirt" werden.

Sollte England sich selbst irgendwie verletzt fühlen —: dann würde sich allerdings die Scene augenblicklich ändern; dann dürfte in keiner Weise davon die Rede sein, den Krieg etwa in Irland zu localisiren. Im Gegentheil, ganz Europa hätte dann die moralische Verpflichtung zu den Waffen zu greifen um Großbrittaniens Sache zu vertheidigen. Aber: „Wehe dem, der aus anderen Gründen den europäischen Frieden stört! er wird die öffentliche Meinung der ganzen civilisirten Welt gegen sich haben!"

Eine weit sehende kann man diese Politik gewiß nicht nennen! — Glücklicherweise sind aber alle diese Demonstrationen der englischen Presse und Diplomatie nicht allzu hoch anzuschlagen. Denn bei der Haltungslosigkeit, der die Politik Englands zur Zeit verfallen ist, heißt selbst jenes so verhängnißvoll klingende „Wehe" in der That nichts weiter als: „wer

sich gegen das Verbot des kaiserlichen Frankreich auflehnt — es sei denn um Englands besondere Interessen zu verfechten — den wird der Fluch der Times und der Morning-Post, ein eigens zu diesem Ende geschriebener Leit-Artikel treffen!"

Damit werden dann aber die Schrecken wohl erschöpft sein. Nebenher sieht der leitende Minister Großbrittaniens der Sitzung unseres Abgeordnetenhauses mit einiger Spannung entgegen; mit dem Wunsch, unsere Abgeordneten möchten so fabelhafte Sympathien für Italien aussprechen, daß es dadurch der preußischen Regierung, wie man meint, unmöglich gemacht würde, den Ansprüchen der Italiener hemmend in den Weg zu treten.

Aber drohen uns denn wirklich Kampf und Krieg in solcher Nähe? — So könnte man vielleicht fragen; der Imperator im Westen hat sich ja am Morgen des Neujahrstages sehr friedlich und wohlwollend geäußert; zufrieden mit aller Welt.

Dieses beruhigende Auftreten war durch eine Berechnung motivirt, deren Wesen und Zweck einige anderweitig bekannt gewordene Aeußerungen wohl einigermaaßen zu durchschauen gestatten. Auch der Blick des Imperators ist auf Preußen geheftet; er hofft auf Zerwürfnisse zwischen der Regierung und der Landesvertretung; er wünscht sie, und mußte sich wohl sagen daß sich dergleichen gewiß nicht ergeben, daß man namentlich in Beziehung auf die Organisation der Armee nicht neue Schwierigkeiten erheben werde, wenn er drohende Worte gesprochen hätte.

Ausdrücklich damit man an keine Gefahr denke, damit man sich zu heftigen Debatten hinreißen lasse, damit die Rüstungen Preußens so viel als möglich gehemmt würden, hat er sich am Neujahrsmorgen einer solchen Friede athmenden Stimmung überlassen.

Von der Einsicht und dem Patriotismus unserer Abgeordneten wie der Mitglieder der Regierung dürfen wir aber wohl erwarten, daß seine Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen werden.

Philologie und Naturwissenschaft.

Im Wetteifer mit den Naturwissenschaften, von deren einziger Blüthe Jedermann heut zu reden weiß, wird nichts desto weniger bis auf diesen Tag auch das Gebiet der Philologie auf's Rührigste bestellt. Wie die Naturwissenschaft seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, ist auch die Philologie seit den großen Tagen ihrer Wiedergeburt durch Fr. Aug. Wolf nicht müde geworden, in immer wachsender Productivität immer größere Breiten und Tiefen des geschichtlichen Lebens aufzudecken, und neben den großen Koryphäen, deren Werke die einzelnen Felder abstecken und den folgenden Arbeiten Richtung und Weg anweisen, tummelt sich auch hier eine unglaublich emsige Schaar, diesen Wegen nachzugehen, die in das Kleinste sich verlierend nur dem Großen dienen will; ähnlich wie jene, sucht endlich auch diese Wissenschaft die Früchte ihrer Arbeit den Gebildeten der Nation zu vermitteln und hat in der jüngsten Zeit eine Reihe von Meisterwerken geschaffen, die, für das Bedürfniß der Laien berechnet, hervorragende Schöpfungen der Wissenschaft selbst geworden sind. Aber während die Naturwissenschaften auf dem vollen Strome der Volksgunst einherfahren, hier alles Gewonnene dankbar, ja begeistert entgegengenommen wird um des guten Klanges willen, den der Name des Ganzen hat, so hat die Philologie auch nur einen Theil solcher Gunst selbst durch jene glänzenden Arbeiten kaum noch zu erringen gewußt, vielleicht hier um des Vorurtheils willen, mit welchem man das Ganze betrachtet und welches auch jene großartigen Leistungen lieber als Ausnahmefälle, denn als Früchte gerade der Philologie anerkennt. Woher diese Ungunst, mit welcher die öffentliche Meinung die Philologie bedenkt? Sie sieht in ihr den geraden Gegensatz der Naturwissenschaft; schaut sie aber in dieser, wie in einem Bilde das Wesen der dem Leben dienenden, lebendigen Wissenschaft an, so gilt ihr die Philologie als die Wissenschaft todter Gelehrsamkeit. In dem richtigen Gefühl, daß Verlebendigung das Ziel aller wissenschaftlichen Arbeit sein müsse, macht sie die Naturwissenschaft, deren Beziehung zum Leben ihr aus allen Arbeiten handgreiflich zu Tage tritt, zu ihrem Liebling und weist allen übrigen in ihrer Neigung den Platz zu, je nach dem Zusammenhang, in welchem sie mit dem Leben stehen. Deshalb werden Medicin, Jurisprudenz, in gewisser Weise selbst die Theologie von ihr soviel günstiger angesehen, wird der Philologie der entfernteste Rang angewiesen — etwa hart neben der Philosophie, der unverständlichen Wissenschaft der „grauen Theorie“ selbst. Es ist der alte

Widerſtreit zwiſchen den realen und idealen Mächten, der nach ſo langer Herrſchaft der letzteren nun ſo recht voll und laut ſich entſcheiden wollte zu Gunſten der erſteren. Wir können ihn nicht hinwegleugnen, wir dürfen ihn aber auch nicht ignoriren; denn die Philologie, als Wiſſenſchaft der lebendigen Gegenwart ſcheinbar ſo abgewandt, ſteht doch in nächſter unmittelbarer Berührung mit derſelben in ihrer praktiſchen Wirkſamkeit als erſter und wichtigſter Träger der Volkserziehung, und ſo iſt jener Gegenſatz zur öffentlichen Meinung kein Gegenſatz allein der indifferenten Abneigung, ſondern zum Theil einer widerwilligen Reſignation, welche ſich dem durch Tradition Geheiligten und durch den Staatswillen Geordneten fügt, ſeine Sympathien aber dieſer angeblich todten Erziehungsweiſe entweder gar nicht, oder doch nicht aus ſo voller Seele zuwendet, als ſie ein Werk von ſo ungeheurer Tragweite, wie das Erziehungswerk des gebildeten Theils der Nation in Anſpruch nehmen müßte. Der gerade dort noch am wenigſten geſchlichtete Streit zwiſchen Gymnaſien und Realſchulen, wo mit einem regeren Leben der Induſtrie auch die Intelligenz ein größeres Gemeingut geworden iſt, ſowie die Aufnahme, welche die neueſten Verordnungen über das Realſchulweſen gefunden haben, ſind ein hinreichendes Zeugniß dafür.

Die Wiſſenſchaft ſelbſt hat vielleicht ſchon dadurch gefehlt, daß ſie den Streit zu ſehr ignorirt, oder — was noch ſchlimmer — ihn auch wohl geſchürt hat. Zu wenig hat man in den Reihen ihrer Vertreter ſelbſt verſucht, das Vorurtheil aus der Anſchauung des großen Publicums hinwegzuräumen; zu häufig haben Naturforſcher und Philologen in offner Fehde, oder in kalter Geringſchätzung ſich gegenüber geſtanden, wo es Pflicht war, in dem Bekenntniß vor Allem zur Einen Wiſſenſchaft die Vereinigung ihrer verſchiedenen Kreiſe zu ſuchen. Denn ſicherlich ſind das nur ſehr halbe Philologen und nur ſehr halbe Naturforſcher, die, in beſchränkter Anfeindung, hinter den verſchiedenen Wegen nicht das gleiche Ziel erkennen, die in jenen geiſtigen Gegenſätzen der Zeit nur den Hader der Parteien erblicken, nicht den fruchtbaren Prozeß, dem die feindlichen Factoren nur Mittel ſind, ein Drittes zu erzeugen, an welchem beide Mächte gleichen Theil haben.

So iſt es vielleicht ein Wort zur rechten Zeit und auch an rechter Stelle in einer Zeitſchrift, deren Programm iſt, gerade der lebendigen Wiſſenſchaft zu dienen, wenn wir verſuchen, was dem Bekenner der beiden Wiſſenſchaften ſelbſt nicht fremd ſein darf, auch vor dem großen Publicum auszuſprechen: den nicht neuen, aber oft zurückgeſtellten Gedanken, daß Naturwiſſenſchaft und Philologie nur zwei Seiten ſind einer und derſelben Sache, daß ſie an Einer Aufgabe arbeiten, ihre Arbeit Einer Anſchauung

entspringt, Einem Ziele entgegengeht. Es wird unsere Betrachtung dabei freilich nicht umhin können, zu einem Ausschnitt aus der Wissenschaftslehre überhaupt zu werden.

Auch die Philologie zunächst ist eben Wissenschaft, so gut wie die Naturwissenschaft. Aber Wissenschaft überhaupt, was ist sie? Wir können die Beantwortung dieser Frage einem Mythus des Plato entnehmen: des Menschen Seele, lehrt uns Plato im Phädrus, ehe sie geboren in die Erdenwelt trat, waltete durch die ganze Welt den ganzen Himmel durchziehend, je vollkommner, desto höher schwebend. Gehoben vom Gefieder, weil sie Antheil am Göttlichen hat, wurde sie hinaufgeführt dorthin, wo die Götter wohnen; da ringt sie hinzukommen und kämpft, immer niedergezogen durch das, was irdisch an ihr ist; denn dort wohnen die Urbilder der Vollkommenheit, der Wahrheit und der Schönheit, leuchtend und glänzend anzuschauen im seligen Chor. Den Göttern allein ist es verstattet, im Anschaun dieser ewigen Bilder ein seliges Leben zu führen; des Menschen Seele arbeitet oft vergebens, solchen Schauens theilhaftig zu werden, und die am wenigsten schauen, kehren, zur Erde herabgezogen, ein in die Leiber der Arbeiter und Ungebildeten; die aber am meisten geschaut haben, die werden Freunde der Weisheit; voll Sehnsucht suchen und forschen sie auf der Erde nach dem Wahren und Schönen, und trifft ihr Auge Solches, dann erwacht die Erinnerung an die göttlichen Urbilder; es erinnert sich die Seele des einstigen vollkommnen Schauens und erkennt in den irdischen Erscheinungen nur die Abbilder des ewigen Seins. — Des Mythus entkleidet, sind die Worte des griechischen Weltweisen noch heute die zutreffendste Erklärung der Wissenschaft. Wiedererinnerung, in der That, ist alles Wissen, Suchen der Seele nach ihrem eignen Ursprung alles Forschen. Weil wir „göttlichen Geschlechts" sind, müssen wir suchen, wie die Luft die Luft, das Wasser das Wasser sucht, mit dem Göttlichen um uns zusammenzufließen. Es ist nicht blos eine Frage der Neugier gegenüber den Räthseln des Lebens, die uns ängstigen und quälen; es ist die innere Nothwendigkeit, welche, wie unsere physische Natur nach dem Licht, so die Seele nach allem geistigen Leben zwingt, sie aufforbert, sich wiederzuerkennen in der Seele der Welt. Einer jeden Menschenseele wohnt dieses Sehnen ein; aber in verschiedenartiger Gestalt offenbart es sich. Es findet den allgemeinsten und mächtigsten Ausdruck in der Religion. Es ist dasselbe Sehnen, welches die idealen Bilder der Schönheit, die der Seele nur eine Offenbarung des seelischen Lebens der umgebenden Welt ist, niederlegt in der Kunst. Aber nur dem bevorzugten Genie ist es gegeben, hier dem Verlangen schöpferischen Ausdruck zu geben. Es ist die reine Gestalt jener Sehnsucht selbst endlich, wie sie als Kampf und Geistesarbeit sich dar-

stellt, welche in die Erscheinung tritt als Wissenschaft. Nicht in so primitiver Weise einem Jeden eingeboren, wie die Religion, verlangt sie auch nicht in so ausschließlicher Weise geniale Begabung, wie die Kunst, sondern, dem Vermögen nach in Allen liegend, wächst die Befähigung mit dem Maaß der Aneignung. Vom Bildungslosen durch alle Stufen und Grade der Bildung hindurch bis zu dem, der im Besitz der vollen Bildung seiner Zeit schaffender Gesetzgeber wird für die Bildung ganzer Geschlechter, ist es mehr eine Scala des Unterschieds erworbener Bildung, als gegebener Befähigung. So hat die Wissenschaft wieder das mit der Religion gemein, daß sie der ganzen Gemeinde der Menschheit angehört, und berührt doch auch wieder darin das Reich der schaffenden Kunst, daß sie in einer auserwählten Schaar schaffender Meister gipfelt. Ja, als die arbeitende Thätigkeit der sehnenden, erkennenden Seele an sich, wird sie die universale Macht, welche allen Reichen des Lebens dienend, sie alle zugleich herrschend umspannt. So kann keine jener anderen Grundformen menschlicher Seelenthätigkeit ihrer entrathen; auf dem Grunde des angebornen religiösen Glaubens baut sich eine Wissenschaft der Religion auf, die Theologie und das, was die Kunst erzeugt, ist die durch Vermittlung der Wissenschaft geschaute Schönheitswelt.

Die erkennende Thätigkeit also der nach ihrem Ursprung suchenden Seele, das ist die Wissenschaft, und abzuweisen mithin von ihrer Auffassung jede noch so hohe Nützlichkeitstheorie. So wenig wie nach dem Nutzen der Religion und Kunst, kann eine ideale Natur nach dem Nutzen der Wissenschaft fragen. Und wenn man alle Wunder des Gewinns aufzählen wollte, welche sie der Menschheit bringt, — es würde etwas Geringes sein gegenüber der Welt von Fragen, welche über die Gegenwart, ja über das Menschengeschlecht und unseren Erdball hinaus die Wissenschaft in die unendlichen Fernen des Gedankens und anderer Welten wirft, und welche keine Art äußerlicher Gründe erklärt, sondern allein der, daß die Seele göttlichen Geschlechts nach ihrem Ursprung verlangt. Der Trieb nach Wahrheit wächst mit jeder Befriedigung, und jenes hohe Wort Lessing's, das dem ewig regen Triebe nach Wahrheit den Vorzug vor dem trägen Besitz der Wahrheit giebt, ist die Losung noch heute aller wahren Jünger der Wissenschaft.

Object aber des Forschens und Wissens ist die Welt. In zwei Formen wiederum tritt sie in die Erscheinung, als sinnliche und unsinnliche, als Natur und als Geist. Und doch ist dieser Dualismus nur ein scheinbarer; es ist die Welt nur die Eine, die Natur nur, wie der Leib des Menschen, der ausgewirkte Körper einer ihr immanenten Seele, der Geist nur das aus der Natur emporgetriebene, nun aber frei und neu sich dar-

über erhebende Seelenleben, die ganze Welt also nur eine Seelengeschichte, ein Hauch von dem Athem des lebendigen Gottes. — Es sind die seelischen Kräfte des Kosmos, welche die unendliche Welt der Gestirne bis zu den fernsten Nebelflecken zu wunderbarer Harmonie verbinden, und welche auch unserm Planeten Dasein und Bahn bestimmen. Es sind dieselben Kräfte, die weiter dann das tellurische Leben des Erdballs durchwirkend gestalten. Sie schaffen sich — so mögen wir uns vorstellen — in der unorganischen Natur den Boden, darauf die andern Reiche emporzutreiben, lassen Erde und Stein als festen Niederschlag zurück, aus ihr ein neues gegenwärtiges Leben zu erzeugen. Einst lebendig arbeitend und gährend in neptunischen und vulkanischen Kräften, nun seelenlos und todt dem Anschein nach, bleiben sie doch der Schooß alles besonderen Lebens. Doch auch in der Erstarrung ist das seelische Leben noch kenntlich. Der Krystall, ein Bild des versteinerten Rhythmus, der reinen Formvollendung selbst, welche gleichsam nur der Beseelung und damit der Entwicklung harrt, bezeichnet die höchste Stufe im Reich des Unbelebten, führt dasselbe aber zugleich an die Schwelle des Belebten, der organischen Natur. Voll und weich legt sich nun eine üppige Pflanzenwelt um die starren, festen Massen des Erdgerüstes, ein Ausdruck der noch geheim, aber lebendig fortwebenden Seele der Natur. Doch, gebunden in ihrer Selbstständigkeit, unfrei in ihrem Leben, wartet gleichsam auch hier wieder die Natur eines höheren Wesens, das, losgelöst zu freier Selbstständigkeit, sie in höherer Weise belebe. Es ist die nicht ruhende Entwicklungs-Energie der Schöpfung, welche in innerer Nothwendigkeit das eingeborene Seelenleben zu stets vollkommnerer Erscheinung zu bilden trachtet. Deshalb treibt sie immer vollendetere Formen der Pflanzenwelt empor und läßt in einzelnen Bildungen des Uebergangs zur Thierwelt das endliche Ziel selbst schon deutlich erkennen. Es ist die Persönlichkeit, auf welche die ganze Natur hinarbeitet, nicht aber die gebundene des Thieres, dessen Seelenleben nur Thätigkeit der Sinnesorgane ist und somit nach rückwärts gewendet nur der Sinnenwelt angehört — sondern die freie, selbstbewußte Persönlichkeit, wie sie im Menschen sich darstellt: in ihm wollte die Natur sich zu einem Mittelpunkt ansammeln, in welchem sie sich selbst nicht nur vernehme, in welchem sie sich anschauend begreife. So ist es nur Eine ununterbrochene Reihe stets höher steigender Bildungen, die von dem todten Niederschlag der unorganischen Natur hinaufführt zur edlen Gestalt des Menschen, nur Eine Thätigkeit einer und derselben Seele, welche, an die schwere Materie gebunden, mit jeder höheren Stufe nach weiterer Befreiung ringt, und in der Schöpfung des Menschen dieselbe vollzogen hat, des Menschen, in dessen Leib alle Blüthe des natürlichen Lebens eingegangen und wie in einem

Mikrokosmos versammelt ist, und dessen Geist doch als freier Herrscher über der ganzen Natur schwebt.

Die Wissenschaft nun, welche der sich befreienden Seele nachgeht bis zu diesem Scheidepunkt der Schöpfung des Menschen, ist die Naturwissenschaft. Riesengroß ist ihre Arbeit; unendlicher Theilung nur ist es möglich, den unendlichen Stoff zu beherrschen. Wie die Stufenleiter des natürlichen Lebens selbst baut sich daher auch der Organismus seiner Wissenschaft auf, und jede ihrer verschlungenen Verzweigungen ruft entsprechend einen neuen Zweig der wissenschaftlichen Thätigkeit hervor. Von den feinen Elementen des Lichts, der Farbe, der Luft, welche nur als ein allgemeiner Hintergrund der Sinnenwelt erscheinen, bis zu dem wunderbaren, alle frühere Bildung zusammenschließenden Organismus des menschlichen Leibes, von der Optik, Meteorologie, Physik bis zu der alle Naturwissenschaft zusammenfassenden Medicin — es ist Ein Weg der werdenden allgemeinen Seele der Natur, und der ihrem Werden Schritt für Schritt forschend nachgehenden Seele der Menschheit. Der all' dieser Mannichfaltigkeit zu Grunde liegende Riß aber — darin kommen alle Ergebnisse unsrer heutigen Naturwissenschaft überein — läßt sich nicht anders vorstellen, denn als eine Welt belebter Linien und Zahlen, ein Ineinanderwirken von Proportionen und Verhältnissen, eine lebendig gewordene Mathematik. Es ist in der Sache selbst begründet, daß die Mathematik das Fundament aller Naturwissenschaft, der Boden jeder einzelnen ihrer Disciplinen, der reinste Gradmesser des Seelenlebens der Natur wird.

Aber der Mensch ist nicht nur Höhenpunkt der natürlichen Welt; er war auch Ausgangspunkt einer neuen sich darüber bauenden geistigen; und der Gipfelpunkt aller Naturwissenschaft, die Medicin, kann das physische Leben des Menschen nicht erkennen, ohne nicht auch Rücksicht zu nehmen auf sein psychisches Dasein, und so haben wir schon hier jene Wechselwirkung, wie zwischen dem natürlichen und geistigen Sein, so zwischen der Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft vorgebildet, in deren Sinne wir eine Einheit behaupten konnten der Naturwissenschaft und Philologie.

Denn jene Geisteswissenschaft, der gesammten Naturwissenschaft gegenübergestellt — und doch nur eine Hinüberleitung derselben in neue Kreise und also mit ihr eins — sie ist in Einen Namen zusammengefaßt keine andere, als die Philologie.

Das Wort Philologie bedeutet Liebe zum Logos, d. h. Sehnsucht im Sinne des Platonischen Mythus, und also Wissenschaft des Logos. Logos aber heißt Geist, Vernunft, — es ist die sich im Menschen vernehmende, in ihm zum Bewußtsein und Begreifen erwachte Seele der Welt, ist das mit dem Menschen geborne geistige Leben, dem, wie wir im Au-

fang der Betrachtung sahen, Fähigkeit und Verlangen, sich selbst begreifend zu verstehen, eingeboren ist. Was also die Naturwissenschaft schon wollte am natürlichen Leben und was die Namen einzelner ihrer Disciplinen (Geologie, Physiologie u. s. w.) andeutend bekennen, das ist Object der Philologie am geistigen Leben; sie ist Verlangen nach dem geistigen Leben, Wissenschaft des Geistes im höchsten Sinne. Aber das Wort Logos hat noch eine andere Bedeutung. Es heißt auch das Wort, die Sprache, und so bekennt sich die Philologie weiter schon im Namen von vorn herein als Wissenschaft des Wortes, als Sprachwissenschaft.

Ueber der natürlichen Welt erhob sich mit der Schöpfung des Menschen die geistige. Eine große Kluft scheint sie zu trennen; hier die farbenreiche Sinnenwelt, dort die Abstraction im Reiche des Unsinnlichen. Aber die Natur, welche den Organismus der Sinnenwelt hindurchführte, ohne den leisesten Sprung, ohne das geringste unvermittelte Uebergreifen, sie hat auch für ein Band gesorgt, welches die sinnliche und unsinnliche Welt zusammenhielte und, den leisen Stufengang auch hier fortsetzend, das Neue dem Alten anreihte. Dieses Band ist die Sprache. In ihrem Gewande, den Ton mit der Sinnenwelt zusammenhängend, gehört ihr Inhalt, der Gedanke, der geistigen an. Die geistige Welt des Menschen tritt in die Erscheinung durch das feinste Medium der sinnlichen Welt, die Luftwellen. Die Luftwellen, berührt von dem Strom geistigen Lebens, werden zum Wort, zur Sprache, die Sprache also zum Berührungspunkt des Sinnlichen und Unsinnlichen.

Die Sprache bezeichnet aber so nicht nur den Ausgangspunkt der geistigen Welt; sie ist weiter auch Boden und Fundament aller ihrer Erscheinungen. Ganz so, wie die natürlichen Kräfte in wunderbarem Ineinanderweben sich wirkten das große Kleid der Natur, so erwächst auch durch unendliche Wechselwirkung aller Strömungen des geistigen Lebens, durch ihre unendliche Multiplication und Division ein gewaltiger Bau des menschlichen Geistes. Das Empfindungs- und Seelenleben der einzelnen Menschen in allen seinen Tiefen und Höhen, nach allen Richtungen und Aeußerungen wächst zusammen zu dem Einen Seelenleben der Menschheit und erzeugt eine unendliche Welt geistiger Formen, deren weite Perspectiven uns aufgethan werden durch die Namen Religion, Kunst, Wissenschaft, Sitte, Recht, Staat, sie alle zusammen aber durch den einen: Geschichte, und deren Gradmesser immer doch wieder nur abgiebt das Wesen des einzelnen Menschen. Lebenselement dieser ganzen Welt nun ist das Wort, die Sprache. Nur die Sprache vollzieht jene unendliche Rechnung als das erste und einzig genügende Mittel aller geistigen Mittheilung, und in diesem Sinne ist, — wie die Naturwissenschaft zuerst

und vor Allem Mathematik, — die Geisteswissenschaft, die Philologie, zuerst und vor Allem Sprachwissenschaft. Wie aber weiter schon die Medicin das Ineinandergreifen beider Wissenschaften der Natur und des Geistes dadurch aussprach, daß sie, zuerst und vornehmlich eine Wissenschaft des menschlichen Leibes, als Ergänzung auch die wissenschaftliche Kenntniß des psychischen Menschen nöthig hatte: ganz so weist wiederum die Sprachwissenschaft zurück in das Reich der Naturwissenschaft. Es kann das Gewand der Sprache, das lautliche Element, in seinen letzten Gründen völlig nur erkannt werden durch Zurückgehen auf die natürlichen Organe, welche es erzeugen. Jacob Grimm hofft, daß, wie Johannes Müller aus anatomischer Zerlegung der Kehlen einiger Singvögel nachgewiesen habe, was ihren Gesang hebe und zeuge, so die Anatomie einst noch dahin kommen werde, die Sprachwerkzeuge eines auf der Ebene eingewohnten Norddeutschen von denen eines süddeutschen Alpenhirten zu unterscheiden. Organ und Sprache verhalten sich, bemerkt er weiter, wie Instrument und Spiel. Den Physiologen wird vorzugsweise das Instrument, den Philologen das Spiel darauf anziehen.

Sehen wir nun, wie auf dem Grunde der Sprachwissenschaft der Organismus der philologischen Disciplinen sich aufbaue. Es ist durchaus dasselbe Verhältniß, wie zwischen der Mathematik und den Naturwissenschaften. Zuerst kann die Sprache selbst ein Gegenstand der Betrachtung und zwar einer sehr verschiedenartigen sein. Die naturgemäße Entwicklung dieser Betrachtungsweisen ist keine andere, als welche die Geschichte der Philologie selbst uns vorgezeichnet hat. — Alle Wissenschaft beginnt mit der Erforschung der außer dem Menschen stehenden Welt. Es ist schon eine hohe Stufe der Entwicklung, wenn sie der eignen Innenwelt sich zukehrt. So war das erste Object auch der Sprachforschung die fremde Sprache, nicht die eigne. Die Philologie der Alten, welche sich auf die eigne Sprache richtete, ist noch keine Philologie in dem Sinne einer Erkenntniß des Geistes und seiner Geschichte, welche sie zur Erforschung der vergangenen Welt hätte treiben müssen. Ein solches geschichtliches Bewußtsein ist der rein hellenischen und rein römischen Welt fremd; es regt sich zuerst in jenen Zeiten des Uebergangs zur modernen Welt, im alexandrinischen Zeitalter und am Ausgang der römischen Republik, in welcher einer schon neuen Welt die alte fremd gegenüber stand und zur Betrachtung aufforderte, die durch das Bedürfniß nach dem Verständniß ihrer älteren Werke und die Empirie geleitet wurde. Zu einer treibenden Macht aber in der geistigen Entwicklung wurde es erst von da an, wo die Aufnahme der fremden Bildung als Ziel der Geschichtsarbeit vom Bewußtsein der Völker selbst erfaßt wird. Die eigentliche Philologie ist ein Erzeugniß der

modernen Welt. Die römische, selbst erst an den Griechen genährte Bildung nun ist der Erzieher alles modernen und insbesondere auch alles germanischen Lebens geworden. Durch sie wurden die germanischen Naturvölker geschickt gemacht, aus ihrem Naturzustande heraus in die bisherige Reihe der Entwicklung einzutreten und, was von der Menschheit bis dahin geleistet war, weiter zu führen. Die griechische mit der römischen Bildung sind dann jedes Mal weiter auch neu befruchtende Elemente geworden, so oft die neue Bildung an einem ihrer Wendepunkte anlangte; so bei'm Ausgang des Mittelalters in dem sogenannten Wiederaufleben der Wissenschaften; so bei'm Beginn der neuesten Geschichte in der classischen Periode durch Lessing und Winckelmann. Das funfzehnte Jahrhundert, die Geburtszeit der Reformation, die sogenannte Wiederbelebung der Wissenschaften bezeichnet den Scheidepunkt der modernen Entwicklung, wo die bisher gleichsam unbewußt vollzogene Aneignung der antiken Welt als eine bewußte Geistesarbeit in die Hand genommen wird. Die Geschichte der Geisteswissenschaft beginnt; sie ist auch geschichtlich zunächst eine Sprachwissenschaft, und naturgemäß mußten diejenigen Sprachen das nächste Object derselben werden, welche von dem Alterthum der neuen Welt als ein Erbtheil zugebracht wurden und durch alle Stadien hindurch die moderne Entwicklung begleiteten, die römische und griechische. Daher konnte mit dem Namen der Philologie ursprünglich kein anderer Begriff verbunden werden, als der des Studiums der classischen Sprachen. Wenn aber dieses auch heutzutage noch vorzugsweise den Namen der Philologie behauptet, so ist das nicht bedeutungslos. Ganz aus demselben Grunde, aus welchem die antike Bildung überhaupt der modernen ein verjüngendes Ferment werden konnte, nämlich um ihrer Vollendung in sich willen, weil wir in ihr auf einem engen Kreise durch die Menschheit das Höchste erreicht sehen, — ganz aus demselben Grunde konnte auch das Studium der antiken Sprachen allem anderen Sprachstudium Norm und Schule werden, weil hier in der durchsichtigsten, faßlichsten Form alle Gesetze der Gedankenentwicklung ausgeprägt sind.

Als nun die Wissenschaft an dem Object dieser beiden ihr zunächst liegenden und zugleich vollendetsten Sprachtypen sich selbst erzogen hatte, hatte sie zugleich gelernt, daß an dem Wesen Einer Sprache allein das Wesen der Sprache an sich und damit des geistigen Lebens nicht erkannt werden könne, sondern daß alle ineinandergreifend zusammenhingen, nur Zweige seien Eines gewaltigen Baumes, wie die ganze Menschheitsentwicklung eine stetige sei. Man mußte hinter die classische Welt der Römer und Griechen zurückgehn; es entstand die orientalische Philologie, welche in dem Sanscrit die eine Wurzel des Baumes aufgrub und ihren Ver-

flechtungen auf orientalischem Boden in grauester Vorzeit nachspürte. Man mußte weiter auch die ganze Ausdehnung des reichen Wipfels umspannen, und es wurden ebenso viel besondere Philologien geboren, als Völker und Sprachen Object der wissenschaftlichen Forschung geworden sind. Sie alle aber münden dann wieder in die Wissenschaft der Sprachvergleichung, welche, ebenfalls eine Schöpfung der jüngsten Zeit, sich die Aufgabe setzt, die Resultate aller besonderen Sprachwissenschaft zu verarbeiten zur Erforschung des Wesens und der Geschichte der gesammten Sprachentwicklung. Und doch ist auch diese höchste Stufe historischer Sprachwissenschaft nur eine Dienerin einer noch höheren, der allgemeinen Grammatik, in welcher das Ziel aller Philologie angegeben ist, der sogenannten Sprachphilosophie. Geisteswissenschaft war der erste Name der Philologie, und Sprachwissenschaft nur der zweite. Den grammatischen Bau der Sprache als einen Organismus zu begreifen, den die mit den Menschen geborne Seele ebenso hervorgetrieben hat, wie die Seele der Natur den Organismus der Pflanze oder des thierischen Leibes, das ist schon Forderung an jeden Philologen, und wer ohne diese an die Sprache herantritt, der ist ein Tagelöhner, nicht viel mehr, als der Gehülfe, der dem Naturforscher die Apparate hinstellt, seine Experimente zu machen. Die Hülle des Tones als ein deckendes Bild des webenden Gedankens, das Gefüge der Sprache als adäquaten Ausdruck des dahinter schaffenden Geistes zu verstehen, und aus allem Früheren nun wirklich die letzte Summe zu ziehen, das Resultat einer Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, — das ist Aufgabe der Sprachphilosophie, einer Wissenschaft, welche, weil sie die letzte Stufe der Philologie bezeichnet, im Grunde erst möglich ist am Ende der Arbeit der historischen Philologie, die als schließliches Ziel aber gefordert, und deren Grundlinien entworfen zu haben, das unsterbliche Verdienst ist Wilhelm's von Humboldt, des großen Bruders des großen Alexander.

Das flüchtige Wort bedarf einer Fixirung, soll es Object einer sicheren Forschung werden können. Es wird in der Schrift zum festen Niederschlag, mag diese im Lapidarstil reden aus Inschriften auf Stein und Erz, von Pergamentrollen, oder vom modernen Papier. Die Schrift wiederum wächst an zu einer Literatur, und die Literatur definirt auch der Laienmund allgemein schon als die im Wort lebendig gewordene geistige Entwicklung der Völker. Wer den Stein und die Gebirgsmassen todt schilt, wird vom Naturforscher mitleidig beklagt, als der nicht verstehe, die einst lebendigen wieder lebendig zu machen durch die Phantasie; wer von todten Urkunden und todten Autoren spricht, stellt sich ein weit schlimmeres Zeugniß aus, als einer, der nicht im Stande ist, das noch wirklich Lebendige zu vernehmen; müßte er doch seines eigenen Geistes Pulsschlag

allein schon in der Sprache fühlen, noch abgesehen von dem Stück geistiger Geschichte, das in ihren Werken steckt und das ein Glied ist in der großen Kette allgemeiner Entwicklung, an deren Endpunkt er selbst steht. Allein die todte Steinschrift und ihre Wissenschaft, die Epigraphik, haben durch Layard und Botta die assyrische, durch Champollion und Lepsius die ägyptische Geschichte wiedererstehen lassen, und führen als die sichersten Urkunden in der griechischen und römischen Geschichte durch Forscher wie Mommsen u. A. zu immer glänzenderen Resultaten. So hat die homerische Frage keine auf die Hellenenwelt beschränkte Bedeutung; ihre Ergebnisse sind allgemeingültig geworden für eine gewisse Stufe jeder idealeren Volksentwicklung und die Ausbildung jeder reicheren Volkssage. An dem Verständniß Homer's haben wir das Verständniß der Edda und der Nibelungen gelernt. Ja, die homerische Kritik konnte zu einer Schule aller höheren Kritik werden, welche sich damit befaßt, die Sonde an irgend eine große Erscheinung des Völkerlebens zu legen. Die Prolegomena Fr. Aug. Wolf's sind nicht allein für die Behandlung der Literaturen anderer Völker fruchtbar geworden; sie haben auch den Anstoß gegeben zu Niebuhr's Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte, zu den kritischen Leistungen auf dem Gebiet der Religionsgeschichte, der heidnischen Mythologie sowohl, wie der christlichen Theologie. — Die Anschauung eines organischen Zusammenhangs endlich zwischen der alten, mittleren und neueren Literatur ist ein Besitz unserer heutigen Bildung. Die Arbeiten eines Ottfried Müller, Bernhardy oder Welcker und eines Gervinus oder der Brüder Grimm greifen in einander. Die Entwicklungsgesetze, welche jene an der hellenischen Literatur nachgewiesen haben und die aus dem allgemeinen Wesen der Poesie selbst geschöpft sind, werden von diesen in ihrem weiteren Fortgang an der modernen Welt aufgezeigt, so daß Schiller und Goethe nur als Endpunkte erscheinen einer Linie, welche bis auf den alten Homer zurückgeht. Was aber die Literarhistoriker im Großen an ganzen Strömungen des inneren Volkslebens, das zeigt jede vollendete Auslegung an jedem einzelnen Werk jedes einzelnen Autors, reproducirt dasselbe nicht allein als ein Stück Seelengeschichte des Schriftstellers, sondern auch als ein Stück Culturgeschichte seiner Zeit.

Schon hieraus ist deutlich, wie alle Sprachwissenschaft — d. h. Philologie im engeren Sinne — zur Geisteswissenschaft wird, d. h. zur Philologie im weiteren Sinne, die wir als Erkenntniß alles geistigen Lebens der Naturwissenschaft gegenüberstellen. Aber die Sprache, auf der einen Seite Lebenselement der ganzen geistigen Welt, ist auf der anderen nicht die einzige Gestalt, in welcher das geistige Leben in die sinnliche Erscheinung tritt; auch diese andere Gestaltung also wird Object der Geistes-

wissenschaft sein und eigne wissenschaftliche Zweige hervorrufen, jedoch so, daß sie schließlich wiederum in die Sprachwissenschaft einmünden, und auch ihrerseits ein Zeugniß dafür ablegen, die Sprache sei der vollkommenste, universellste Abdruck des geistigen Lebens der Menschheit.

Eine dieser Formen ist die Kunst. Sie schafft Abbilder der Ideale der Menschheit, der feinsten Blüthe also des geistigen Lebens. Auch hier sind die schöpferischen Gedanken in ein sinnliches Material niedergelegt, erzeugen also gleichsam auch eine Sprache für sich neben der Sprache des Worts. Aber dasselbe Princip, welches, die Schöpfung durchdringend, sie von den starren Bildungen zu immer größerer Beseelung trieb, ist mächtig auch im Organismus der Kunst. Es treibt die Architectur, die Sprache gewaltig gefügter Steinmassen, fort zur Plastik der Sprache organisch geschwungener Formen des Marmor oder Erzes. Es läßt durch das Relief die Plastik übergehen zur Malerei, der Sprache des Lichtes und der Farbe. Es läßt auch diese nicht ruhen und steigt hinauf zu dem noch feineren Medium des Tones in der Musik; es greift endlich in der höchsten ihrer Schöpfungen, der Poesie, zum Wort selbst und läßt die Kunst nun ebenfalls zu dem Element gelangen, das wir als allgemeinen Boden alles geistigen Lebens kennen gelernt haben. Und so geht auch die Wissenschaft der Kunst, die Aesthetik, als Wissenschaft der bildenden und tönenden Kunst zwar neben der Sprachwissenschaft her, fällt als Wissenschaft von der dichtenden Kunst aber mit ihr zusammen.

Eine zweite jener Formen ist das religiöse Leben. Hier scheiden sich heidnische und christliche Welt. Den Niederschlag religiöser Anschauung dort bilden die Mythen. Sie sind uns aufbehalten worden durch die Kunst. Auf diese mithin geht nun auch die Wissenschaft der Mythen, die Mythologie zurück und wird, ähnlich der Kunstwissenschaft, als Auslegung der Bildwerke zwar noch selbständig, zuletzt doch als Auslegung der Dichtwerke zur Verbündeten der Sprachwissenschaft. — Wenn das Object der christlichen Theologie der über der Schöpfung stehende, lebendige Gott war, so wurde diese gleichsam zu einer dritten Form aller Wissenschaft neben der Natur- und Geisteswissenschaft. Aber sie betrachtet das Wesen Gottes in seiner Offenbarung an die Menschheit, und wenn sie nun in der Religionsgeschichte das Verhältniß der Factoren menschlicher Bildung zur gegebenen Offenbarung untersucht, wird auch sie in diesem Theile zur Wissenschaft des menschlichen Geistes. Aber auch der göttlichen Offenbarung diente als Medium der Mittheilung das Wort; die Auslegung des Gotteswortes ist auch der Theologie erstes Mittel der Erkenntniß; — auch die Theologie mithin mündet ein in die Sprachwissenschaft.

Die dritte Erscheinungsform des geistigen Lebens ist diejenige des

Staatslebens, die reifſte Frucht der Entwicklung einer Nation, weil als Welt des Handelns die Summe aller inneren Erfahrungen und geiſtigen Erwerbungen. Auf Sitte und Recht erbaut, die aus dem Volk als das Reſultat ſeiner ſittlichen Ueberzeugungen erwachſen, ſpricht das Staatsleben den jedesmaligen Grad erreichter, ſittlicher Vollendung aus und wird mit Recht ſo zur Spitze der geſammten Erſcheinungen der geiſtigen Welt, welche die aufgezeigte Entwicklungsreihe des Seelenlebens der Schöpfung abſchließt, ſo daß politiſche Geſchichte uns gleichbedeutend werden kann mit aller Geſchichte überhaupt. Es iſt ein eigner Zweig der Wiſſenſchaft, dem dieſe Welt Object iſt, die Jurisprudenz. Sie verhält ſich zur geſammten Geiſteswiſſenſchaft, — wenn wir die Analogie ganz durchführen wollen — wie die Medicin zur Naturwiſſenſchaft. Eine Disciplin der Philologie im weiteren Sinne, wenngleich die erſte, kann auch ſie die Philologie im engeren Sinne nicht entbehren; und wenn die allgemeine Philologie aus dem politiſchen Leben der Völker, wie es die Jurisprudenz durchforſcht hat, die letzten Folgerungen zieht über das Weſen und die Aufgaben der Geſchichte, ſo kann die Jurisprudenz wiederum ihre Arbeit nicht vollenden, ohne daß die ſpecielle Philologie ihr nicht die Quellen eröffnet, den Stoff bearbeitet und zuträgt; wenn aber weiter die Schule alles Rechtes noch heutzutage das römiſche Recht bildet, ſo weiſt der Endpunkt des von unſerer Betrachtung durchmeſſenen Weges wieder auf den Ausgangspunkt zurück, welcher die römiſche Bildung und Sprache als den Ausgangspunkt auch aller Sprachwiſſenſchaft aufzeigte.

Und damit wäre der Kreis der Geiſteswiſſenſchaft, welche wir über der Naturwiſſenſchaft ſich erheben ſahen, umſchrieben. Wir nannten ſie mit Einem Namen Philologie. Es iſt das nicht einmal eine Neuerung des Sprachgebrauchs. Der gewöhnlichen Auffaſſung iſt die Philologie Sprachwiſſenſchaft. In der Wirklichkeit indeſſen iſt ſie Wiſſenſchaft alles geiſtigen Lebens. War in der Sprachwiſſenſchaft der allgemeinſte Boden aller Erkenntniß des geiſtigen Lebens gegeben, und gingen alle übrigen Wiſſenſchaften in irgend einer Weiſe mit dieſer zuſammen, ſo iſt es ganz naturgemäß, wenn die älteſte Philologie, welche für jede andere eine Schule geworden iſt, die claſſiſche, im Laufe ihrer Entwicklung alle Gebiete des antiken Lebens umſpannt hat. Ausgangspunkt und Mittel ihrer Forſchung war die Sprache; ihr Ziel iſt die Geſchichte, und alle ihre Disciplinen, Grammatik, Literaturgeſchichte, Archäologie, Mythologie, die ſogenannten Alterthümer nehmen zu dieſem dieſelbe Stellung ein. Niebuhr's römiſche Geſchichte iſt für die Jurisprudenz ebenſo wichtig geworden, wie für die Philologie. Boeckh gilt mit Recht für das Haupt aller heutigen Philologen, weil er, wie kein anderer in ſolchem Grade, faſt alle Gebiete

des griechiſchen Lebens als Meiſter beherrſcht. Th. Mommſen iſt auf dem Gebiet der römiſchen Philologie ein Sprachforſcher, wie ein Juriſt erſten Ranges, und doch ſind Sprachforſcher und Juriſt in ihm nur dienſtbar geworden dem Hiſtoriker; ſeine römiſche Geſchichte iſt vielleicht die glänzendſte Frucht der heutigen Behandlung der claſſiſchen Philologie. Die Forderung einer Beherrſchung aller geiſtigen Gebiete der alten Welt und ihrer lebendigeren Erkentniß dadurch, daß man vor Allem die einzelnen Glieder des philologiſchen Organismus in lebendigere Beziehung zu einander ſetze, war das epochemachende Verdienſt Fr. Aug. Wolf's, mit welcher dieſer die moderne Philologie begründete; der Beſitz dieſer Anſchauung, welche an der gleichzeitig erwachenden philoſophiſchen Bildung immer neue Nahrung erhielt, iſt die Urſache der Rührigkeit geworden, mit welcher dieſe Studien neu in Angriff genommen wurden. Nicht nur die neuentdeckten Räume auszubeuten, galt es, ſondern auch die ſchon bekannten unter den neuen Geſichtspunkten zu revidiren. Das hiſtoriſche Princip ſchuf nun erſt eine ſichere Methode; auch die Elemente der Philologie mußten ſich ihr wiederum unterwerfen; daher die ſcheinbar befremdliche Erſcheinung, daß gleichzeitig mit den großen Leiſtungen in der Erforſchung des geſchichtlichen Lebens auch die Texteskritik wiederum ſo in den Vordergrund getreten iſt, die Texteskritik, welche alle früheren Arbeiten ſo wenig abgeſchloſſen haben, daß nach dem Zeugniß eines ihrer erſten Meiſter *) erſt jetzt in ihr der Anfang gemacht iſt.

Dieſe organiſche Behandlung der claſſiſchen Philologie im Dienſte der Geſchichte iſt dann ein Vorgang für die Philologie jedes anderen Zeitalters und jedes anderen Nationallebens geworden. Sie hatten den unendlichen Vortheil vor jener voraus, die dort in langſamer Entwicklung gereiften Früchte ſofort zu eignem Gewinn benutzen zu können. Von den verſchiedenſten Seiten zugleich und mit ſicher feſtgeſtellter, nicht erſt taſtend ſuchender Methode kann hier die Arbeit unternommen werden. Daher die gewaltigen Fortſchritte, den ſoviel jüngere Disciplinen, als die claſſiſche Philologie, wie die orientaliſche und germaniſche, in ſoviel kürzerer Zeit machen konnten. Iſt es doch noch den Mitbegründern der altdeutſchen Philologie, den Brüdern Grimm, ſchon möglich geworden, dort zugleich die Grammatik, die Literaturgeſchichte, die Rechtsalterthümer und die Mythologie zu umfaſſen.

Unendlich getheilt wie in den Naturwiſſenſchaften iſt auch hier die Arbeit. Aber wie dort alle einzelnen Disciplinen immer doch nur bilden

*) S. den Aufſatz von Otto Jahn „Die Bedeutung und Stellung der Alterthumsſtudien in Deutſchland" in dieſer Zeitſchrift, Jahrgang 1859, Novemberheft, S. 511.

die Eine Naturwissenschaft, so wächst auch hier alle philologische Specialforschung, welchem Gebiete des geistigen Lebens und welcher Nation, oder welchem Zeitraum sie sich auch zuwende, zusammen zu der Einen Wissenschaft des Geistes, der Philologie im weiteren Sinne, die, will man ihr Ziel im Namen aussprechen, auch Geschichtswissenschaft genannt werden könnte. Denn Historiker ist im Grunde Jeder, der im Dienst der Geisteswissenschaft arbeitet, der Sprachforscher, wie der Mythologe, der Jurist nicht minder als der Kunstforscher oder Theologe, sowohl diejenigen, welche kritisch zersetzend das Material zu Tage fördern, als diejenigen, welche als Historiker in der gewöhnlichen Bedeutung des Namens das gewonnene Material in reproducirend aufbauender Thätigkeit zu einem anschaulichen, alle wesentlichen Seiten eines Volkslebens vergegenwärtigenden Bilde zusammenfügen, eine Aufgabe, welche unsere Zeit mehr erst gefordert, als gelöst hat. Die Virtuosität in der künstlerischen Verbindung verschiedener Zweige des Wissens zur Einheit, ist für die Gegenwart das Zeichen persönlicher Genialität. —

Die natürliche Welt des Raumes also auf der einen Seite und die geschichtliche der Zeit auf der anderen, das sind die Objecte der Naturwissenschaft und der Philologie. Sie sind geschieden, wie die sinnliche und unsinnliche Welt selbst; — es ist eine jede nur die Kehrseite der anderen; aber sie greifen auch in einander, wie durch beide Welten, die natürliche und die geistige, nur die Eine Strömung desselben seelischen Lebens hindurchgeht; — es wird die Wissenschaft des Geistes nur zur Fortsetzung der Naturwissenschaft. Es ist aber diese Einheit nicht nur eine Abstraction, ein Ergebniß willkürlicher Begriffsbestimmungen: sie wird durch die Wechselwirkung beider Wissenschaften lebendig bezeugt. Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft arbeiten gemeinsam an der großen Frage nach der Abstammung der Menschheit, dem Uranfang aller Geschichte. Die Menschheit als ein Product zugleich auch des Bodens zu betrachten, diese Anschauung ist so in das Fleisch und Blut der Wissenschaft übergegangen, daß keinerlei Art einer Geschichtsbetrachtung, weder die Mythologie noch die Kunstgeschichte, noch Cultur-, noch politische Geschichte, mehr geschrieben werden kann, welche nicht davon ausginge, diesen Factoren gerecht zu werden, ihre Einwirkung auch auf alle geistige Entwicklung nachzuweisen. Und Alexander von Humboldt, wenn er in seinem Kosmos den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung unternahm, fügte als nothwendige Ergänzung seinem Naturgemälde eine Darstellung der Geschichte der physischen Weltanschauung hinzu. Er, der größte aller bisherigen Naturforscher nicht allein durch die Universalität seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse, sondern vor Allem auch deshalb, weil er die Natur- und Geisteswissenschaft

(„die Naturkunde des Geistes") als Eine zusammenschaute, und aus dieser Anschauung heraus als Meister schuf, war auch ein großer Philologe in unserem Sinne.

Berühren sich nun so beide Wissenschaften in den Objecten, so ist die Methode der Forschung völlig dieselbe; dort ein Arbeiten mit dem Scheidewasser aller möglichen chemischen und physischen Kräfte, oder mit dem anatomischen Messer, — hier mit dem Messer der Kritik, dem eigentlichen Rüstzeug des Philologen und dem universalen Gradmesser alles geistigen Lebens, und ebenso wiederum dort das Aufbauen einer Erscheinungswelt aus Beobachtungen und Experimenten, hier einer Welt geistiger Thatsachen aus Observationen und Resultaten. Hier freilich, meint man, bestehe doch ein sehr wesentlicher Unterschied in Ausübung beider Wissenschaften, ein Unterschied, welcher Schuld an dem Vorwurf sei, der so oft mit Recht jene Geisteswissenschaft und darunter vor Allem wieder die Philologie im engeren Sinne treffe, und sie todt schelte im Gegensatz zu den lebendigen, unmittelbar mit dem Leben zusammenhängenden Naturwissenschaften. Wo bleibe, fragt man, jene ideale Auffassung bei der Mikrologie des philologischen Handwerks, den Conjecturen, Emendationen, den dickleibigen Commentaren über die gleichgültigsten und kleinlichsten Dinge, welche ihr mit vollstem Recht die Ungunst des großen Publicums zuziehen? Darauf wäre zu antworten: einmal, daß die früheren Mängel einer ihrer Ziele sich noch unvollkommen bewußten Wissenschaft nicht der Gegenwart zur Last zu legen sind; — daß sodann es nicht Schuld dieser Wissenschaft ist, wenn eine Schaar von Tagelöhnern und Handwerkern sich in sie eindrängt, so wie es der Naturwissenschaft nichts von ihrer Würde raubt, wenn Taschenspieler und Quacksalber unter ihrem Namen ihr Unwesen treiben; — daß endlich aber dem wahren Philologen nichts unbedeutend in seiner Wissenschaft ist, daß es nichts für ihn giebt, was er nicht vermöchte, mit dem allgemeinen großen Ganzen in Verbindung zu setzen, was einer idealen Auffassung also nicht dienen könnte. Auf den Meister nur kommt es an, den Funken zum Leben zu wecken, der in den Dingen verborgen schlummert. Wie der Naturforscher im Stande ist, aus den Zuckungen der Froschkeule die Gesetze des Universums zu lesen, wie er in den Zinkweißflocken den Prozeß der Erdbildung im Kleinen beobachtet, in der Attraction kleiner Hollunderkügelchen ein Bild sich schafft der alles natürliche Leben beherrschenden magnetischen Kräfte, — ganz so vermag auch der Philologe aus Kleinem Großes zu gestalten, hinter dem Einzelnen das Allgemeine zu erkennen, und sieht, ganz so wie der Naturforscher, allein hierin seine Aufgabe. Aus den spärlichen Brocken einer untergegangenen Sprache construirt er die Culturgeschichte eines Volkes; aus der Form der Buchstaben

beſtimmt er mit Sicherheit das Alter von Inſchriften, grenzt eine Folge anderer Denkmäler ab, und eröffnet neue Geſichtspunkte für die Auffaſſung geſchichtlicher Verhältniſſe; der lockere Versbau und die Auflöſung der Rhythmen bezeugt ihm die ſittliche Entartung einer ganzen Zeit, die Diction jedes Autors die geheimen Falten ſeiner Seele; aus der Breite einer Wagenſpur beſtimmt er die religiöſe Cultusgemeinſchaft eines ganzen Landes; an dem Zug des Schmerzes um den Mund der Ludoviſiſchen Juno erkennt er die veränderte Weltanſchauung einer neuen Generation; hinter dem ausgelaſſenen Jubel eines Volksfeſtes ſieht er die Anfänge des Drama. Allerdings ſind das beſonders bedeutungsvolle Beiſpiele: aber die wahre Philologie entfernt ſich in ihren Detailarbeiten nicht weiter von der Mitte des allgemeinen geiſtigen Lebens, als der Naturforſcher in ſeinen mühſamen Operationen von der Mitte des natürlichen.

Beobachtung nun und Thatſachen führen zur Erkenntniß empiriſcher Geſetze, die Zuſammenſtellung empiriſcher Geſetze wiederum zur Auffindung leitender Ideen. Hinter den Erſcheinungen der natürlichen und geiſtigen Welt liegt eine Welt der Ideen; ſie wird Object einer beſonderen Wiſſenſchaft, die doch wiederum keine neue iſt, der Philoſophie. Alle wahre Erkenntniß erhebt ſich aus empiriſcher Beobachtung zu ideeller Anſchauung; alle Wiſſenſchaft daher führt zur philoſophiſchen Betrachtung, die ihrerſeits keine andere ſein kann, als eine Abſtraction aus dem Gegebenen der Erfahrungswelt. Alſo nur ein gemeinſamer Name für die höchſte Ausübung beider Wiſſenſchaften wäre die Philoſophie, und ihr Endzweck recht eigentlich die Aufdeckung ihres inneren Zuſammenhangs und ihrer Einheit, ſo daß in dieſem Sinne die Philoſophie in alle Wege die beſte Schule echter wiſſenſchaftlicher Geſinnung bliebe.

Zur neueſten Geſchichte Italiens.

Hermann Reuchlin, Geſchichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynaſtien bis zur Gegenwart. Zweiter Theil I. II. Leipzig, Hirzel, 1860.

Documents et pièces authentiques laissés par Daniel Manin, président de la république de Venise. Traduits sur les originaux et annotés par F. Planat de la Faye. 2 Voll. Paris, Furne et Comp. 1860.

Der bedeutſame Aufſchwung, den ſeit den großen Erſchütterungen des Jahres 1848 und der folgenden Zeit im ganzen civiliſirten Europa der Sinn für hiſtoriſche Studien genommen hat, iſt vorzugsweiſe zwei Ländern zu gute gekommen, — Deutſchland und Italien. Entſprechend aber dem verſchiedenen Schickſale beider großen Nationen, in ganz verſchiedener Weiſe. In Deutſchland gaben jene tiefen Erſchütterungen, vor Allem die lebendige Aufwallung des nationalen Geiſtes, einen ſehr weſentlichen Anſtoß, um die deutſche Hiſtoriographie lebendiger denn zuvor in Beziehung zu ſetzen mit dem Streben und Ringen des geſammten Volkes; um unſere Hiſtorik, die zu oft nur die Wege bloßer Gelehrſamkeit gegangen war, wieder mehr und entſchiedener hinzulenken auf die Strömungen und Kämpfe der Gegenwart; vor Allem, um bei der Behandlung der näheren wie der ferneren Vergangenheit den politiſchen wie den nationalen Geſichtspunkt vorzugsweiſe zur Geltung kommen zu laſſen. — Anders in Italien. Der langen Stille ſeit 1815, die nur unterbrochen worden war durch die chroniſche Wiederkehr ſtets unglücklicher, ſtets von geſteigertem reactionären Druck gefolgter partieller Revolutionsverſuche, war jene Epoche gewaltiger Erſchütterungen gefolgt, die ganz Italien in allen ſeinen Theilen mit Blut und Flammen bedeckten; die, zum erſten Mal wieder ſeit Jahrhunderten, alle Bewohner der Halbinſel zum Kampfe unter demſelben Feldgeſchrei aufgerufen hatten. Ueberall unglücklich, oft rühmlich, wie der lange Kampf in den verſchiedenen Kantonen des großen Landes beſtanden wurde, hat er zugleich für die folgenden zehn Jahre äußerer Ruhe den Anſtoß zu einer ungemein reichen literariſchen Thätigkeit gegeben. Ganz in verſchiedener Weiſe freilich als jenſeits der Alpen. Es war doch eine ganz andere Reſtauration, die ſüdlich der Alpen Platz griff, als in Deutſchland. Aus tauſend Wunden blutend, von den Alpen bis zum Garigliano von Neuem der ganzen Härte einer bis zum Wahnſinn verabſcheuten Fremdherrſchaft unterworfen, im Süden aber einem Syſtem einheimiſcher Reaction, das an Raffinement und Grauſamkeit auf den politiſchen Klaſſen der Bevölkerung noch unvergleichlich ſchwerer drückte; die einzige, problematiſche Errungenſchaft das junge Verfaſſungsleben in Turin, — ſo der Zuſtand Italiens. Es waren nicht die Tage, um wiſſenſchaftliche Studien mit Ruhe oder ſtiller Reſignation zu pflegen. In allen Schichten tief erregt, weit zurückgeſchleudert von dem Ziele, dem man ſich einen Moment ſo nahe hatte wähnen dürfen, — war man zugleich eben durch das Unglück über das, was man erſtrebte, klarer, war über die ſchweren Fehler, denen man, mehr noch als dem Schwert des Gegners, den Fall zuzuſchreiben hatte, belehrt worden. Die grauſame Reaction

ließ es nicht zu einer stumpfen Ruhe, zu matter Resignation kommen; das Streben, so bald als möglich einen neuen, glücklicheren Anlauf zu nehmen, einstweilen mit allen Kräften und Mitteln für denselben zu rüsten, wurde allgemein.

Denselben Character trägt denn auch die reiche historische Literatur, die seit 1850 von Italien ausgegangen. Ueberall wurzelt sie in der jüngsten Vergangenheit. Die Thaten und das Mißgeschick des piemontesischen Heeres, die Ereignisse in Sicilien und Neapel, die römische Revolution und Garibaldi's tapfere Kämpfe in der Campagna und hinter den Mauern von Rom, und seine abenteuerreiche Flucht, die Seitenpartien des Krieges in der Lombardei, endlich die Bewegungen und der langwierige Kampf um Venedig, nicht minder der Antheil Einzelner an diesen Ereignissen, sind in einer langen Reihe historischer Schriften wiederholt dargestellt worden. Auch abgesehen von der vollständig abweichenden Auffassung deutscher, namentlich österreichischer Schriftsteller, welche denselben Begebenheiten ihre Studien zugewandt, begegnet hier die Forschung den verschiedensten Parteien; alle aber vereinigen sich in demselben mehr oder minder laut ausgesprochenen Gefühl des unversöhnlichsten Hasses gegen jene österreichische Macht, an deren Waffen die neue Erhebung — jetzt von Gesammt-Italien, wie sonst der einzelnen Landschaften, — zerschellt war, deren Wucht man direct oder indirect in allen Theilen der Halbinsel östlich vom Tessin nun wieder empfand. Alle diese Schriften, so gemessen auch viele derselben auftreten, sind ein einziger Protest gegen die Ungunst des Verhängnisses, dem man damals erlegen; und weil eben die Tragödie dieser Revolution ohne irgend einen versöhnlichen Ton jäh und schroff abgeschlossen hatte, so waren alle diese Schriften ebensoviel Mahnungen, den alten Kampf in günstigerer Stunde mit neuer Energie wieder aufzunehmen.

Unter solchen Verhältnissen war es unter allen Umständen ein Wagniß, die Geschichte Italiens in der neuesten Zeit zu schreiben; die Aufgabe wurde aber noch unendlich schwieriger, wenn ein deutscher Forscher dieselbe sich stellte, — wenn er dieselbe noch dazu in einem Augenblicke sich stellte, wo der große Kampf, der 1849 nur abgebrochen, nicht beendigt ward, von Neuem in seiner ganzen Wuth und brausenden Leidenschaft tobte. Es ist wahr, in den Jahren 1848 bis 49 standen nur österreichische Truppen den auf ihre eignen Kräfte beschränkten Italienern gegenüber, und der ganze Verlauf dieser Kämpfe ließ es bei der, überdem auf allen andern Punkten so vielfältig in Anspruch genommenen deutschen Nation noch nicht zu ernster oder doch nachhaltiger Erwägung jener großen Fragen kommen, wie sie heute jeden denkenden Mann in Deutschland beschäftigen. Allein, die Geschichte jener Tage ist eben kein in sich geschlossenes, fertiges Drama. Die Erneuerung des Kampfes, der Eintritt Frankreichs in das Spiel der Interessen, die zur Hälfte, wenigstens äußerlich, gelungene Constituirung des italischen Einheitsstaates, — wie sie Deutschlands Interessen auf's tiefste berühren, und auf die ganzen Schicksale unsers europäischen Staatensystems die stärkste, jeden Augenblick fühlbare, Wirkung ausüben, so lassen sie zur Zeit für das lebende Geschlecht eine vollkommen objective Behandlung jener nahen Vergangenheit nicht mehr oder noch nicht zu.

Das tritt denn auch in dem zweiten Bande des Reuchlin'schen Buches, der eben die ereignißvollen Jahre 1848 bis 50 umfaßt, unverkennbar hervor. In der vergleichsweise stilleren Zeit nach dem Friedensschluß von Villafranca verfaßt, unter dem Eindruck der schweren Ereignisse, die so eben Italien und Europa erregt hatten, und mit der Aussicht auf eine unaufhaltsame Fortentwickelung der entfesselten italienischen Einheitsbewegung, — vermag das Buch den Stempel seiner Entstehungszeit nicht zu verbergen. Die Anschauungen über den Gang, den die einmal in vollem Fluß befindlichen Ereignisse wahrscheinlich nehmen müssen; über die Punkte, wo und wie die Interessen von Italien mit denen seiner Nachbarstaaten collidiren werden; über die vom übrigen Europa in Bezug auf Italien einzuschlagende Politik, wie sie sich, je nach dem Standpunkte des denkenden Realpolitikers entwickeln, konnten auch dem Verfasser dieser Geschichte nicht fern bleiben, konnten wieder nicht ganz ohne Rückwirkung bleiben auf die Behandlung seines historischen Stoffes, der ja immer noch ebenso flüssig und brennend sich darstellt, wie die glühende Lava nach dem Ausbruch des Vulkans.

Nichtsdestoweniger ist es eine durch und durch ehrliche, wissenschaftliche Arbeit, die hier vorliegt; wie sie, Dank der eigenthümlichen Organisation der deutschen Natur, unter solchen Umständen vielleicht eben nur ein deutscher Forscher zu geben vermochte. Es war auch für den nicht-österreichischen Deutschen sehr schwierig, bei Darstellung dieser Ereignisse seinen Standpunkt zu nehmen. Es konnte natürlich keine Rede sein von der blinden, fanatischen Feindschaft gegen die italienische Bewegung, wie sie zu verschiedenen Zeiten theils aus mangelhafter Kenntniß der Verhältnisse, theils aus einseitigem legitimistischem Formalismus in Deutschland sich vielfältig in der Presse geltend gemacht. Aber auch die liberalen Elemente gehen unter dem Eindruck der immer rücksichtsloser um sich greifenden italienischen Bewegung weit auseinander. Sehen wir ganz ab von dem rohen, triumphirenden Hohn extremer Gruppen über Verletzungen des Völkerrechtes, die, wenn sie immerhin in dem gegebenen Fall auf eine fast unabweisbare politische Nothwendigkeit zurückgeführt werden können, denn doch, von allem Andern zu schweigen, den Staat, der sie begeht, in jene gefahrvolle Politik hineintreiben, für welche als Maaßstab lediglich der Erfolg übrig bleibt; sehen wir ferner ab von dem blinden Enthusiasmus und der bedingungslosen Sympathie für jede, auch gegen Deutschland gekehrte Bewegung, die sich auf das nackte Nationalitätsprinzip stützt; so ist doch die Auffassung der Grenzpunkte deutscher und italischer Interessen, so sind doch die Ansichten über die Zukunft des neuen italischen Staates und seine Politik, wie über die deutscherseits dem gegenüber einzunehmende Stellung, gerade unter den liberalen und demokratischen Politikern in Deutschland einander schroff entgegensetzt. Nicht zu reden von der venetianischen Frage, über welche, heute das brennendste der deutsch-italienischen internationalen Probleme, der offenbare Zwiespalt unter jenen Politikern in hellen Flammen ausgebrochen ist; dieselbe war zur Zeit, wo das Reuchlin'sche Buch verfaßt wurde, noch nicht in den Vordergrund getreten.

Der Standpunkt, den Reuchlin genommen hat, ist zunächst ganz entschieden

der deutsche. Aber eben dieser entschieden nationale Gesichtspunkt giebt einer warmen Theilnahme vollkommen Raum für die immer sich erneuernden, immer mehr sich vertiefenden Bestrebungen des reichbegabten italischen Volkes, zu politischer Freiheit und unter irgend einer Form zu nationaler Einheit zu gelangen. Von diesem Standpunkte aus werden die schweren Fehler und die Krebsschäden offen dargelegt, welche dem österreichischen Regiment am Südfuß der Alpen den Boden unter den Füßen untergruben; stärker aber noch das Verhängniß betont, welches sich auch an diesen letzten Rest der alten Kaiserherrschaft in Italien heftet. Von diesem Standpunkt aus werden auch die tapfern Thaten Radetzky's und seines trefflichen Heeres mit Recht gefeiert, dabei jedoch nicht übersehen, wie bedenklich es gewesen, nach der glücklichen Abwehr des ersten italischen Stoßes von 1848 auch die Lombardei nochmals mit eisernen Fesseln an den Körper des österreichischen Staates zu schmieden.

Der Grundgedanke ferner, welcher dieses Buch belebt, ist der, daß eine vollständige Ausgleichung der deutschen und der italienischen Interessen sehr wohl möglich; daß eine Gemeinsamkeit beider Nationen zu gegenseitigem Schutze gegen die, beide Nationalitäten und die Einheitsbestrebungen jeder derselben bedrohende, französische Suprematie über kurz oder lang doch nicht ausbleiben könne. Wir sind nun nicht sanguinisch genug, um Beides für sehr wahrscheinlich zu halten. Wir vermögen zur Zeit noch nicht einzusehen, wie jene Ausgleichung der einander kreuzenden Interessen eintreten soll, so lange nicht der Oedipus erschienen ist, der für die venetianische Frage und deren Consequenzen eine Lösung gefunden hat, die wirklich den wahren Interessen beider Theile gerecht wird. Wir wissen auch nicht, ob die seit einem Menschenalter in alle Blutstropfen des italienischen Volkes eingedrungene tiefe Antipathie, dieser zu einem Dogma gewordene Haß gegen Oesterreich, der bei den Massen denn doch nur wenig von dem Hasse gegen die deutsche Nation überhaupt sich scheidet, auch nach wirklicher Erledigung der schwebenden Fragen so leicht und so schnell weichen kann, um unter Umständen einen nachhaltigen Gegensatz zu einer andern Macht zu erlauben. Indessen, scheint uns hier der Herr Verfasser die Zukunft zu hoffnungsvoll anzusehen, so wird man ihm vollkommen in dem überall deutlich hervortretenden Bestreben beipflichten, durch seine Behandlung der neuesten Geschichte Italiens nach Kräften zu gegenseitiger Verständigung beizutragen; d. h. seinerseits mit dahin zu arbeiten, daß die beiden großen Völker auf beiden Seiten der Alpen einander nur erst wirklich verstehen. Demgemäß wurde dieses Buch nicht eine Geschichte der einzelnen italienischen Staaten, sondern die Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der großen Ideen, welche die gesammte italische Nation mehr oder minder beherrschen, und der verschiedenen Versuche — zuletzt des umfassenden, vor zwölf Jahren mit so großer Hoffnung unternommenen, und damals so unglücklich geendigten — diesen Ideen im politischen und socialen Leben der Halbinsel Realität und Gestalt zu verleihen. Der Hauptzug dieses Kampfes, das entscheidende Ringen in den seit den Tagen des sterbenden Römerreiches für Italien so schicksalsschweren lombardischen Ebenen; das Echo, welches dieser Kampf während seiner verschiedenen

Phasen in den übrigen Theilen der Halbinsel findet; der Einfluß, den wiederum die Schicksale dieser einzelnen Gebiete auf die Hauptentscheidung ausüben, — daneben die Stellung der verschiedenen europäischen Mächte zu diesen Ereignissen, vorzugsweise der wechselnde Gang der Verhandlungen Seitens der zwischen Oesterreich und dessen oberitalischen Gegnern vermittelnden Staaten; endlich die dunkeln Umrisse jener blutigen Reaction, die seit 1850 ihr grausames und doch so hoffnungsloses Werk beginnt: das sind die Hauptmomente dieses Bandes.

Vorherrschend dabei hier, wie früher, das Streben, überall das Charakteristische, die Lokalfarbe, die Momente der landschaftlichen Verhältnisse und Stammesnatur, wie sie eine lange Vergangenheit ausgeprägt, zur Erklärung einzelner Ereignisse, wie entscheidender Wendungen zu verwerthen. Eine scharfe Skizzirung der Motive, auf welche das damalige Mißglücken der italienischen Revolution in nicht geringerem Grade, wie auf die militärische Ueberlegenheit der österreichischen Truppen zurückgeführt werden muß, gewinnt ihr besonderes Interesse im Hinblick auf die wesentlich veränderte Organisation der seit 1859 operirenden Bewegungspartei; so wenig zu leugnen sein wird, daß die ungeheuren *inneren* Schwierigkeiten, denen eine *nachhaltige* Consolidirung Italiens in dem *jetzt* angestrebten Sinne als monarchischer Einheitsstaat begegnet, erst dann ihre ganze zähe Kraft entfalten werden, wenn die allgemeine Spannung nachgelassen, wenn der Druck der unsichern auswärtigen Verhältnisse aufgehört, die eigentliche Arbeit des Friedens erst begonnen haben wird. — Ueberall nun, bei Schilderung der Zustände und Ereignisse, wie der handelnden Personen, begegnen wir bei dem Verfasser dem ehrenwerthesten Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Er hat sich frei gehalten von dem, gerade bei uns so fatal eingewurzelten, Fehler der Krittelei; seine genaue Kenntniß des Landes und vieler der bei jenen Ereignissen betheiligten Personen, setzt ihn mehr als manchen Andern in den Stand, seiner äußerst schwierigen Aufgabe gerecht zu werden.

Es liegt aber auf der Hand, daß bei der Darstellung einer Periode, die, streng genommen, für eine vollkommen wissenschaftliche Behandlung noch nicht reif ist, über welche die Akten nach vielen Seiten hin noch keineswegs als geschlossen betrachtet werden können, auch ein solches Buch immer nur als ein erster Versuch betrachtet werden kann. Es werden noch immer mehr neue Materialien hinzutreten müssen, um allmählich nach allen Seiten die volle Wahrheit festzustellen. Ein äußerst wichtiger Beitrag zu diesem Zwecke liegt gegenwärtig in dem politischen Nachlaß eines der namhaftesten Führer der italienischen Bewegung von 1848 und 49 vor, — des Präsidenten der damals vorübergehend wiedererstandenen Republik Venedig, *Daniel Manin*.

Aus dem reichen Nachlaß von Documenten aller Art, welche der berühmte Flüchtling bei der Uebergabe von Venedig an die Oesterreicher in das Exil gerettet hatte, ist von dem Herausgeber eine sorgfältige und geschickte Auswahl getroffen worden. Actenstücke, die sich auf die Vorgeschichte der Ereignisse von 1848 beziehen; Briefe und Zeitungsartikel, welche den Aufstand in Venedig und nachher den langwierigen Kampf gegen das österreichische Belagerungsheer be-

treffen; theils vollständig, theils in Auszügen — Documente über gleichzeitige Ereignisse auf andern Punkten von Italien; zahlreiche Verordnungen der venetianischen provisorischen Regierung; vor Allem, namentlich auch im Hinblick auf die Vermittlungsverhandlungen, ein bedeutender Theil der diplomatischen Correspondenz, die Manin mit den venetianischen Agenten an den italienischen Höfen, und ganz besonders in Paris und London unterhielt, machen den wichtigen Inhalt von zwei starken Bänden aus. Das Ganze ist nach dem Gange der Ereignisse in den Jahren 1848 und 49 chronologisch wohl geordnet. Als »eine Art Controlle« werden häufig die Ereignisse in ihrem historischen Gange zusammengefaßt, in übersichtlicher Darstellung neben die Actenstücke gestellt; bald in Gestalt von Berichten auswärtiger Zeitungen, hie und da in zusammenhängender Erzählung von Theilnehmern und Augenzeugen (wie unter Anderem die ausführlichen Mittheilungen des Venetianers Degli-Antoni über die ersten Tage der Bewegung bis zur Proclamation der Republik,) am häufigsten die nüchternen und kritischen Berichte des englischen Consuls Clinton-Dawkins, den der Herausgeber als einen Freund Oesterreichs und Gegner der italienischen Sache bezeichnet, an Lord Palmerston.

Konnte das Reuchlin'sche Buch seinem ganzen Zwecke nach, wie wir ihn oben skizzirt haben, die Geschichte der venetianischen Erhebung, deren späterer Verlauf, namentlich seit der Wiedereroberung von Vicenza durch den Feldmarschall Radetzky, auf den Gang der Dinge auf dem Hauptschauplatz der Ereignisse einen entscheidenden Einfluß nicht mehr ausübte, nur episodisch behandeln, so liefern diese Documente sehr werthvolle Ergänzungen, und theilweise Berichtigungen. Verschiedene wichtige oder doch pikante Stücke aus diesen Denkwürdigkeiten, die Venedig nicht unmittelbar betreffen, haben schon seit längerer Zeit ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden; auch die ausgedehnten Mittheilungen über die diplomatischen Verhandlungen, obwohl sie viele neue Züge und Notizen erschließen, ändern im Großen das Urtheil nicht mehr, welches Reuchlin bereits festgestellt hat; die bei Reuchlin sich findende Auffassung der damaligen Stellung des Lord Palmerston, wie seine Charakteristik der damaligen französischen Politik, gegenüber den hochgehaltnen Plänen der Piemontesen und dem Ringen der bisher unter österreichischem Scepter gestandenen Italiener, wird auch durch diese Mittheilungen nicht sehr wesentlich verändert.

Im Hinblick auf die Gegenwart ist namentlich der Umstand von besonderer Bedeutung, daß in jenen Jahren der Grund gelegt wurde, um — nicht sowohl die größern Städte der Terra firma, deren Bevölkerung, man denke an Padua, Vicenza, Udine, von Anfang an von derselben leidenschaftlichen Gluth nationaler Erbitterung, wie nur je die unbändigsten der lombardischen Gemeinden, gegen Oesterreich erfüllt waren, sondern ganz besonders die eigentlichen Venetianer zu einer unnachgiebigen Feindseligkeit zu stimmen, die seitdem unter dem mächtigen Eindruck der folgenden Jahre unablässig sich gesteigert hat. Die ältere Geschichte der Lagunen-Republik hatte der Bevölkerung von Venedig einen Charakter von Passivität aufgeprägt, der allerdings die bestimmte Abneigung gegen die Fremdherrschaft nicht ausschloß, aber diese Stadt nicht so leicht

zum Heerd gewaltsamer Erschütterungen werden ließ, wie Mailand oder irgend eine andere der großen festländischen Städte von Oberitalien. Das schloß auch nicht aus, daß in großen Kreisen, hier auch des niedern Volkes, noch immer die Erinnerungen an die alte Republik von St. Marco lebten, während zugleich die schmachvolle Art, wie die Republik um ihre Existenz gekommen war, noch nach einem halben Jahrhundert von Vielen tief und schmerzlich betrauert worden ist. Bei der unblutigen Art jedoch, wie hier, ganz im Gegensatz zu dem furchtbaren Straßenkampf von Mailand, der Aufstand sich vollzog, würde Venedig wahrscheinlich schon im August 1848, auf Grund des Waffenstillstands, den damals Piemont mit Radetzky abschloß, wieder an Oesterreich zurückgefallen sein, ohne die Energie Eines Mannes, Daniel Manin.

Vor dem Ausbruche der Volksbewegung ein angesehener Advocat, hatte er seine große Popularität zunächst zwei Umständen zu verdanken. Einmal nämlich hatte er schon zu Anfang des Jahres 1848, dem kurz vorher von dem lombardischen Deputirten Nazari gegebenen Beispiele folgend, der venetianischen Central-Congregation den Zustand des Landes dringend an's Herz gelegt, und in einer ausführlichen Denkschrift außer anderem, auf Grund der Stipulationen der Wiener Verträge, die Gestaltung des Verhältnisses von Lombardo-Venetien zu Oesterreich zu reiner Personal-Union, Formirung der in Italien stehenden Streitkräfte zu Wasser und zu Lande ausschließlich aus Italienern, veränderte Zusammensetzung und ausgedehnte Erweiterung der Rechte der bisher bestandenen sogenannten Landesvertretung, und Preßfreiheit gefordert. Der Proceß, der ihm nachher als gefährlichem Agitator unter mancherlei Willkürlichkeiten gemacht wurde, stempelte ihn für Venedig zum Märtyrer der nationalen Sache. Und Er war es, dessen Einfluß dann, entgegen den anfänglichen Absichten der meisten Parteiführer, der angesehensten Familien, und jener, die ein Zusammengehn mit Piemont dadurch für gefährdet oder bedeutend erschwert erkannten, am 22. März die Proclamation der Republik zu Wege brachte.

Manin ist es dann gewesen, der von diesem Tage ab bis zur endlichen Uebergabe der Stadt der eigentliche Träger des zähen und energischen Widerstands der Venetianer blieb. Seine Energie und sein selbständiges Auftreten verhinderten, — wie er zuvor lange der Hingabe an Piemont entgegen gewesen war, und mit geringerer Zuversicht zu der eigenen Kraft Italiens, als die damaligen piemontesischen Führer stets zu innigem Anschluß an die damalige französische Republik hingedrängt hatte, — daß die Stadt, nachdem sie endlich doch etwa vierzig Tage lang unter Karl Albert gestanden hatte, an Oesterreich übergeben wurde. Ueberwiegend auf die Massen gestützt, die er in seltener Weise zu beherrschen verstand, an Kraft und Energie, an Ausdauer und Entschlossenheit, wie an administrativer Begabung seine Umgebung weit überragend, auch an Reinheit des Charakters ein antiker Republikaner, — hat er dann die passive Kraft des venetianischen Charakters zu jener Ausdauer angestachelt, die so lange den schweren Leiden der Belagerung von 1849 Trotz bot. So wurde in dieser Bevölkerung der Geist des zähesten Widerstandes wieder lebendig, der seitdem auch in den Lagunen der Restauration unüberwindliche Hindernisse bereitete, und

der, mehr als alles Andre, dafür bürgt, daß der Verlust Venedigs für Oesterreich nur noch eine Frage der Zeit ist.

Die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst.

Die neueren Verordnungen über die Bedingungen des Rechts zum einjährigen freiwilligen Militärdienst in Preußen haben mancherlei nicht unwichtige Ausstellungen erfahren, deren öffentliche Erörterung von Interesse sein wird, da nicht nur viele Einzelne, sondern auch gewisse Schuleinrichtungen wesentlich von der Sache berührt werden. Wir unterziehn uns daher nachstehend dieser Erörterung, bei der wir zugleich, der Natur der Sache nach, auf eine Kritik einiger Schuleinrichtungen einzugehn haben.

Daß an unserm Institute des einjährigen freiwilligen Militärdienstes selbst nicht gerüttelt worden, verdient sicher die allgemeinste Zustimmung. Kaum ist es nöthig, ein Wort über die Bedeutung dieser Einrichtung zu verlieren. Mit Recht wird es unsrer gesammten Jugend, auch den gebildetern und wohlhabendern Jünglingen zugemuthet, die militärische Schule durchzumachen und in der erhebenden Aussicht auf die Pflicht der Vaterlandsvertheidigung mit dem Bauernsohn und Handwerker unter Einer Fahne und unter gleichem Gesetze zu stehen. Aber mit Recht andrerseits soll den einzelnen Klassen des Volks kein größeres Opfer auferlegt werden, als der Hauptzweck erfordert, und da erfahrungsmäßig die innere Bildung zu einem guten Theile ersetzt, was dem Ungebildeten nur eine längere Gewöhnung an äußere Zucht anzubilden vermag, da überdies eine zwei- bis dreijährige Dienstzeit die jungen Leute, welche den höhern Ständen angehören oder zustreben, weit empfindlicher in ihrer Berufsbahn stören würde, als den Landmann und Handwerker, so hat schon das Gesetz vom 3. September 1814 bestimmt, daß „junge Leute aus den gebildeten Ständen, die sich selbst kleiden und bewaffnen können, nach einjähriger Dienstzeit zur Fortsetzung ihres Berufs auf ihr Verlangen beurlaubt werden können." Diese Einrichtung hat aber für den Staat noch den besonderen Vortheil, daß mehr junge Leute — in drei Jahren drei Freiwillige statt eines dreijährigen Soldaten — ausgebildet werden und daß, der Selbstbeköstigung der Freiwilligen halber, die Militärkasse Bedeutendes jährlich erspart. Von Zeit- und Gelderspariß aber abgesehen, so hat das Institut des einjährigen Dienstes endlich auch die ganz besondere Wirkung, daß nicht Wenige, die sonst ihre Schulbildung früher abgebrochen hätten, eben um zu jener Vergünstigung zu gelangen, in den Schulen und in schulwissenschaftlicher Arbeit länger ausharren und so eine größere Bildung sich in der Nation verbreitet. Nach allen Seiten erscheint dieses Institut wohlbegründet und werth zu halten.

Durch die neue mit dem 1. Januar 1860 in Gültigkeit getretene Militär-Ersatz-Instruction sind nun die Anforderungen rücksichtlich der Schulzeugnisse sowie des Examens zum einjährigen Dienste **verschärft** worden.

Das Hauptmotiv zur Verschärfung mag die Erfahrung gewesen sein, die sich wohl noch mehr bei den Prüfungen als bei den Schulzeugnissen ergeben hat, daß factisch viele unzulänglich Ausgebildete das Recht zum einjährigen Dienst erlangten, und ihre unzureichende Bildung zu dem erworbenen wichtigen Vorzug nicht in richtigem Verhältniß stand.

Was das Maaß der Verschärfung betrifft, so wird in Gymnasien, beziehungsweise in Progymnasien und Realschulen erster Ordnung fortan ein halbjähriger Besuch der Secunda, statt bisher nur die Reife zur Secunda, also, da in beiderlei Anstalten Sexta, Quinta und Quarta einen einjährigen, Tertia aber einen zweijährigen Cursus hat, ein 5½jähriger Schulbesuch erfordert; bei den Realschulen zweiter Ordnung *) muß der Schüler ein halbes Jahr in Prima gesessen haben und bei den höhern Bürgerschulen neuen Stils ein förmliches Abiturienten-Examen bestehn. — Im Allgemeinen läßt sich also über allzuhohe Steigerung der Anforderungen nicht klagen. Wohl aber macht sich gegen die Weise der Verschärfung rücksichtlich der Gymnasien und Realschulen der bedeutende Einwand geltend, daß es durchaus unzweckmäßig ist, nur die Zeit des halben Jahres in Secunda und nicht ausdrücklich die Leistungen zur Bedingung zu stellen, daß Schüler, die ihr halbes Jahr in Secunda blos abzusitzen haben, leicht faul und eine Last der Schule werden, daß nach dem halben Jahre ein massenhafter Austritt stattfindet und mitten im Jahrescursus die Klasse verödet. War einmal, so sagt man von diesem Standpunkt, eine Verschärfung nothwendig, so mußte ein gewisser, wenn auch relativer Abschluß der Schulbildung durch Leistungen constatirt werden, so konnte, wenn man den hohen Werth des zu erlangenden Rechts in Anschlag bringt, der einjährige Besuch der Secunda verlangt, und so die Forderung eines sechsjährigen Besuchs der höheren Lehranstalt gefordert werden. Damit wäre ja nichts Uebertriebnes verlangt, auch nichts, was die bürgerliche Laufbahn wesentlich störte. Denn wenn (von großen Städten abgesehen, wo das Leben selbst verhältnißmäßig frühere geistige Entwicklung giebt) — wenn die Zeit des Uebertritts aus der Elementarschule in die höhere Anstalt durchschnittlich das zehnte Lebensjahr ist, so würde der Schüler bis zum Alter von sechszehn Jahren ruhig seiner Schulbildung sich widmen und dann, nach Erlangung jenes Rechts, noch Zeit genug haben, in seinen speciellen Beruf einzutreten.

Doch auch noch in andrer Beziehung werden rücksichtlich der für die Schulzeugnisse zum einjährigen Dienst jetzt geltenden Bestimmungen Ausstellungen von Eltern und Schulvorständen erhoben, und zwar insbesondre wegen der verhältnißmäßigen Zurücksetzung der höhern Bürgerschule gegen die höhere Realschule und wegen des Zwangs zum Griechischleruen für die mehr bürgerlich auszubildenden Schüler der einzelnstehenden Gymnasien. Auf diese Ausstellungen und damit auf den Charakter der betreffenden Anstalten haben wir uns näher einzulassen.

*) Wir ziehn übrigens die Realschulen zweiter Ordnung, da sie in einem gewissen Uebergang begriffen sind, sowie andre Schulen, die einen mehr speciellen Charakter haben, im Nachstehenden nicht weiter in Betracht.

Was nun die höhern Bürgerschulen (neuen Stils, mit Abiturientenrecht) betrifft, so „umfassen sie (nach der neuen Unterrichtsordnung vom 6. Oct. 1859) die fünf Klassen von Sexta bis Secunda einer Realschule und sind im Allgemeinen nach denselben Grundsätzen eingerichtet;" — es fehlt ihnen also nur die Prima. Die Bürgerschüler müssen daher auch ganz dasselbe arbeiten und lernen, wie Realschüler in ihren fünf Klassen. Blos daraus, daß in der Realschule noch eine Klasse oben hinzukommt, ist nicht zu folgern, daß in den davorliegenden Klassen mehr geleistet werde, namentlich da die weit überwiegende Mehrzahl der Realschüler die Prima gar nicht in's Auge faßt und deshalb etwa energischer arbeitet, sondern früher abgeht. Auch ist nicht zu behaupten, daß diese höhern Bürgerschulen noch zu neu und Erfahrungen erst abzuwarten wären. Man macht eben kein neues Experiment mit den fünf Klassen dieser Schulen. Denn entweder ist die Einrichtung schon früher in ähnlich construirten Anstalten versucht und bewährt, oder, so weit Neues eingetreten ist, geschah das auf den Realschulen ebenso sehr. Es sind also im Wesentlichen die Schüler der höheren Bürgerschule als Schüler der fünf Klassen der Realschule anzusehn und umgekehrt.

Nichts desto weniger findet nun die bedeutende Ungleichheit zwischen beiden Anstalten rücksichtlich ihrer Schulzeugnisse zum einjährigen Dienst statt, daß der Bürgerschüler seine Secunda (von zweijährigem Cursus) absolviren, also sieben Jahre die Schule besuchen und zum Schluß noch ein ganz förmliches Abiturienten-Examen auf sich nehmen muß, während der Realschüler, wenn er ein halbes Jahr in der Secunda, also 5¼ Jahre in der Schule gewesen ist, ohne alle und jede Prüfung blos durch ein Schulzeugniß über diesen halbjährigen Besuch der Secunda das betreffende Recht erlangt. Diese bedeutende und keineswegs in der Sache selbst liegende Zurücksetzung der höheren Bürgerschule gegen die Realschule wird schwer empfunden. Und was sind die unausbleiblichen Wirkungen derselben?

Die überwiegende Mehrzahl auswärtiger Schüler, welchen es um das Recht zum einjährigen Dienst zu thun ist und denen zugleich das Maaß der dazu erforderlichen Schulbildung genügt, strömt nach den Realschulen erster Ordnung, die ohnedies schon, weil sie meistens in großen Städten bestehn, sehr frequent sind. Diese Schulen werden also zu einer Ueberfüllung, einer Art ihnen selbst schädlichen Hypertrophie gebracht. Die höheren Bürgerschulen dagegen, die mehr in kleineren Städten bestehen, werden durchschnittlich nur von Ortsangehörigen und der allernächsten Umgebung besucht, dadurch an Schulgeld und Existenzmitteln beeinträchtigt und bedürfen um so größerer Zuschüsse Seitens der Gemeinden. Ist es aber gut, auf solche Weise die einen Schulen auf Kosten der andern factisch zu begünstigen? Ist es nicht vielmehr vom pädagogischen Standpunkt gerathen, eher der Ueberfüllung der Anstalten möglichst entgegenzuwirken? Oder wäre es rathsam, die kleinern Anstalten, die für ihren Kreis segensreich sind, weniger zu pflegen als die großen, oder indirect, durch Zurücksetzung, die höhern Bürgerschulen zu Realschulen erster Ordnung hinaufschrauben zu wollen?

Es ist vielmehr, von mancherlei Seiten und Standpunkten aus, die baldige verhältnißmäßige Gleichstellung der höheren Bürgerschule mit der Realschule erster Ordnung in Betreff der qualificirenden Schulzeugnisse entschieden geboten. Daß diese Gleichstellung noch nicht durch die Behörde erfolgt ist, mag in der Neuheit der Sache beruhen. Das aber ist gewiß: So lange die Zurücksetzung besteht, werden wenig Schulvorstände sich angetrieben fühlen, ihre bisherige Anstalt in eine so ungünstig gestellte hohe Bürgerschule, wenn dieselbe auch sonst dem Bildungsbedürfniß ihres Ortes entspräche, umzugestalten.

Nicht minder erheblich sind die Klagen über den fast absoluten Zwang zum Griechischlernen für diejenigen Schüler der einzelnstehenden Gymnasien, welche eine mehr bürgerliche Bildung und zugleich das zum einjährigen Dienst berechtigende Schulzeugniß sich erwerben wollen.

In Orten freilich, wo Gymnasium und Realschule neben einander bestehn, haben es die Väter leicht; sie wählen die Anstalt nach dem Bedürfniß, und ihre Söhne können mit der ihnen angemessenen Schulbildung zugleich jenes Recht erlangen. Aber solche Orte bilden eben in Preußen keineswegs die Mehrzahl; etwa doppelt so groß ist die Zahl der Orte, wo die Gymnasien die einzigen Schulen sind, welche eine über die Elementarschule wesentlich hinausgehende Schulbildung bieten. Diese große Zahl der einzelnstehenden Gymnasien werden daher von zweierlei Arten von Schülern besucht: zunächst von solchen, die studiren oder wegen andrer Zwecke das Gymnasium durchmachen wollen, dann von denen, welche um ihres anderweitigen Berufes willen eine höhere Bildung suchen, aber nicht bis zur Prima aushalten können. Letztere machen die entschiedene Majorität aus. Nach einer im vorigen Jahre erschienenen Specialstatistik gehn jährlich nur 4¾ Prozent der Schülerzahl als Abiturienten ab, und die Abiturienten wiederum machen nur ⅓ sämmtlicher Entlassenen aus; die allermeisten gehn also fort, ohne den Abschluß der Gymnasialbildung, auf welchen doch die ganze Lehreinrichtung berechnet ist, erreichen zu können oder auch nur zu wollen; höchstens werden viele, des betreffenden Rechtes halber, noch ein halbes Jahr in Secunda bleiben. Dieses ganze Verhältniß ist gewiß, von dem Interesse des Gymnasiums aus angesehn, ein Mißstand, der sich aber, wie die Sachen einmal liegen, nicht dadurch heben läßt, daß das Gymnasium in enger Beschränkung auf seinen ersten Zweck klassischer Gelehrtenbildung sich säubert und die Schüler, welche voraussichtlich nicht durcharbeiten, von vorn herein abweist. Ebenso ist es für die allermeisten der betreffenden Orte unmöglich, daß neben dem Gymnasium eine Real- oder höhere Bürgerschule entstehe oder gedeihe und lohne. Es werden also die zwei ungleichartigen und sehr ungleichzähligen Heerlager von Schülern an solchen Orten in den Gymnasialklassen nothwendig vereinigt bleiben. Nun wurde zwar in der nach zwanzigjähriger Erfahrung unter dem 7. Januar 1856 erfolgten Revision des Gymnasial-Normalplans bestimmt, daß, „wo in kleinern Städten das Gymnasium auch das Bedürfniß derer erfüllen muß, welche die für einen bürgerlichen Beruf nöthige Bildung erwerben wollen, die Dispensation vom Griechischen zulässig bleibe," mit dem Zusatze, daß dem Provinzial-Schulcollegium die Genehmigung vorbehalten, auch anheimgegeben sei, ob an die Stelle des Griechi-

schen ein anderer Unterrichtsgegenstand eintreten könne. — Aber zunächst erscheint diese Anheimstellung sehr bedenklich, da vielmehr von pädagogischer Seite durchaus erforderlich ist, dem Dispensirten ein entsprechendes Maaß anderweitiger Arbeit aufzuerlegen; auch wäre billig und recht, daß, wenn andere Gegenstände, z. B. die neuern Sprachen in die Lücke des Griechischen treten, das darin erlangte Wissen auch bei der Qualification zum einjährigen Dienst mit angerechnet werde, wovon aber bis jetzt noch nirgends die Rede ist. — Hauptsächlich indessen wird die gute Wirkung der Bestimmung über die Erläßlichkeit des Griechischen dadurch wieder aufgehoben, daß der Gymnasialschüler, wenn er sich zum einjährigen Dienst qualificiren will, entweder durchaus Griechisch mitlernen muß (Ministerialresc. vom 16. Juli 1859) oder ein halbes Jahr in Prima also zwei Jahre länger im Gymnasium zu verweilen hat (Min.-Resc. vom 17. Oct. 1860). — So lange solche harte Strafe für das Nichtgriechischlernen besteht, werden wohl Alle, die eine mehr bürgerliche Ausbildung im Gymnasium suchen müssen, sich zum Griechischlernen verstehn, wenn sie überhaupt auf den einjährigen Dienst reflectiren.

Was erreichen sie aber mit dem Griechischlernen rücksichtlich ihrer Bildung?

Sie haben in Quarta, Tertia und ein halb Jahr in Secunda meistens 6 Stunden wöchentlich griechischen Unterricht. Sie plagen sich in dieser langen Zeit hauptsächlich mit der Formenlehre und üben sie an Sätzen ein, lesen etwa die Anabasis und fangen in Secunda eben den Homer an, um dann mitten in der Arbeit abzubrechen und das mit großer Mühe und vielem Zeitaufwand Gelernte rasch wieder zu vergessen. So wird die schwere Vorarbeit gethan, die Hauptfrucht aber, auf welche es abgesehn war, nämlich Bildung durch die griechischen Classiker, nicht geerntet. Wir am wenigsten verkennen den formal bildenden Werth der edelsten der Sprachen: aber diesen formalen Werth von dem realen, in welchem jener sich erst lebendig erschließt, loszulösen, das ist sicher eine Abstraction, die mit dem Geiste humanistischer Bildung, mit dem innigsten Geiste des Griechischen selbst, wenig zusammenstimmt. Uebt doch das gründliche Erlernen der lateinischen Sprache Verstand, Gedächtniß, Sprachkraft, logische Entwickelung, um so gewisser, je weiter hier der Unterricht bis zur Secunda hineinführt — zu ziemlicher Erledigung nämlich der Syntax und zu einem relativen Abschluß der logisch-grammatischen Bildung, außerdem zu ausgedehnterer Lectüre der Classiker und daher zu weiterm Einblick in's Alterthum, während die griechischen Sätzchen und Stückchen, weil es an späterer Verbindung und Anknüpfung fehlt, ein bleibendes Resultat nicht hinterlassen können. Wir schweigen, wie billig, von der utilistischen Berufung auf den Werth des Griechischen als eines Schlüssels zum Verständniß der Fremdwörter! Wenn aber ein sonst unbestreitbarer Erziehungsgrundsatz dem so mangelhaft betriebenen Griechischen zu Hülfe gerufen wird, daß nämlich die Jugend zu gewöhnen sei, auch pflichtmäßig etwas zu treiben, was sie gerade nicht wünsche und nicht für unmittelbar erforderlich halte, so ist, denken wir, auch ohne das Griechische hinreichend dafür gesorgt; denn es bleiben in den andern Gegenständen einzelne Dinge genug

übrig, an denen die Jugend als an zunächst unliebsamen ihre Resignation üben und in saurer Arbeit ihre Kraft entwickeln kann.

In Summa: das Griechischlernen, dem wir, wenn es bis zu seinem Abschluß gelangt, den höchsten Werth zuerkennen, ist, wenn es nur eben bis Secunda betrieben wird, im Wesentlichen ein dem nöthigen Kraftaufwande nicht entsprechendes Bildungsmittel, eine Last insbesondere für die Lehrer, die sich sagen müssen: Ihr plagt diesen Theil eurer Schüler eigentlich doch ohne irgend verhältnißmäßigen Erfolg.

Dieser Mißstand ist unverkennbar und erfordert dringlich eine Abhülfe. Glücklicherweise liegt dieselbe nahe. Sie besteht einfach darin, daß den betreffenden Schülern das Griechische erlassen, zugleich aber parallel den griechischen Stunden ein Unterricht in den neuern Sprachen eingerichtet und das Ergebniß desselben bei der Qualification zum einjährigen Dienst als Aequivalent für das Griechische gelten gelassen werde.

Die neuern Sprachen, Französisch und Englisch, sind einmal bei den internationalen Verhältnissen unserer Zeit für viele junge Leute nützlich, für den Welt- und Geschäftsmann unentbehrlich, ihre Kenntniß ist fast ein integrirender Theil der allgemeinen Bildung mancher Stände, ihre Literatur ist wenigstens eben so nutzbar und lehrreich als jene griechischen Bruchstücke. Zudem werden sie von den betreffenden Schülern eher mit Lust und nicht so zum Vergessen gelernt, da das Leben vielfach Anlaß zu weiterer Anwendung und Fortbildung bietet. Ordentlich und schulwissenschaftlich betrieben — eine blos mechanische und hauptsächlich auf das Parliren ausgehende Behandlung ist ja ohnedies mit den Routiniers und maîtres de langue bei den Schulen im Verschwinden — werfen diese Sprachen für geistig-formale Bildung, gerade weil und sofern sie ganz erlernt werden, wenigstens annähernd ebenso viel ab als das nur halben Weges betriebene Griechisch. Man erwäge endlich, daß, wenn eine so große Anzahl von Stunden auf das Französische und Englische verwendet werden, weit mehr fremder Sprachstoff in's Deutsche zu übersetzen ist und dadurch Bewußtsein und Gewandtheit in der Muttersprache wesentlich gefördert wird.

Doch es könnte gegen unsere Gedanken der Abhülfe eingewendet werden: die Gymnasien haben einmal ihren specifischen Charakter, ihr Fonds seinen bestimmten Zweck; es ist ihr Charakter nicht zu alteriren, es ist ihre Einheit nicht zu stören, mag auch um der Minorität, der eigentlichen Gymnasiasten, willen der Majorität etwas verhältnißmäßig nur halb Nützliches aufgebürdet werden. Allein der factische Zustand in den einzelnstehenden Gymnasien stellt ja an sich schon keine rechte Einheit der ungleichartigen Schüler dar, die im Griechischen von Quarta bis Secunda zusammensitzen. Gerade die vorgeschlagene Scheidung in dem einen Gegenstande würde zur Klarheit und neuer wahrer Einheit führen und für beiderlei Schüler sich segensreich erweisen. Beide würden ohne Neid auf einander hinsehn; denn beide treiben, ohne einander zu stören, an verschiedenen Stoffen, in demselben Geiste, das Gleiche. Die Gemeinsamkeit der Gesammtbildung aber, auf die allerdings vom nationalen wie menschlichen Standpunkte großer Werth zu legen ist, bliebe gesichert, da das Lateinische, das Cent-

rum und die Grundlage des ganzen Sprachunterrichts, und alle andern Unterrichtsgegenstände von Allen in gleicher Weise gelernt werden. So würde das Gymnasium in seiner wesentlichen Bestimmung nicht alterirt, sondern es träte nur in Einem Gegenstande, rücksichtlich dessen die Uniformität — darüber zumeist wolle man sich nicht täuschen — doch nur äußerlich ist, eine heilsame Sichtung und Klärung ein, die dem Ernst der classischen Studien nur zu gute kommen würde. Was aber die Fonds betrifft, so würde der Zweck, welchen der Staat mit seinen Zuschüssen zunächst im Auge hat, nämlich in den Gymnasien die Gelegenheit zur Vorbildung seiner Beamten zu geben, keineswegs gestört. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß die Geldmittel der Gymnasien vielfältig auch aus andern Quellen fließen; so weit sie durch das Schulgeld oder durch Communalvorschüsse aufkommen, rühren sie, direct oder indirect, zu größerm Theile von jener Majorität der Schüler und deren Eltern her, und die Väter der studirenden Minorität bringen verhältnißmäßig das Wenigste auf; so wäre also auch vom Standpunkte der finanziellen Rechtsfrage eine größere Berücksichtigung der Majorität motivirt. Auch wo ältere Stiftungen für ein Gymnasium bestehn, ist anzunehmen, daß die Vorfahren den Zweck gehabt haben, der Jugend ihres Orts eine den Zeit- und Bildungsbedürfnissen entsprechende Anstalt zu unterstützen, nicht aber, nachdem diese Bedürfnisse sich theilweise geändert haben, für alle Zeiten um der Minderzahl der Schüler willen, die ihrerseits unbeschädigt bleiben soll, der überwiegenden Mehrzahl einen Zwang aufzulegen. — Die besondern Geldmittel indessen, welche etwa zur Errichtung eines getrennten Unterrichts in den neuern Sprachen, zu welchem eine weitere Lehrstelle hinreicht, nöthig sein würden, könnten keine Schwierigkeit machen. Entweder hat die Schulkasse ohnedies das Geld, oder sie erreicht eine höhere Einnahme, weil mehr Schüler bleiben oder kommen, oder die betreffenden Eltern endlich würden den nöthigen Zuschuß in Form eines etwas erhöhten Schulgelds in Rücksicht auf das für ihre Kinder Gewünschte mit Freuden aufbringen.

Nach alledem erscheint es einerseits als entschiedenes Bedürfniß, andererseits als unbedenklich und wohl ausführbar, daß in den einzelnstehenden Gymnasien die neuern Sprachen für einen Theil der Schüler statt des Griechischen bis in Secunda hinein zugelassen werden, und zwar mit Gleichberechtigung rücksichtlich des Anspruchs auf den einjährigen Dienst. Erfolgt diese Zulassung, so wird Vielen eine wahre Wohlthat erwiesen, die Gemeinsamkeit der höhern Schulbildung für einen bedeutenden Theil der Jugend unserer Nation im Wesentlichen gewahrt und doch »Jedem das Seine« gegeben. Auch wird für manche Orte der Anlaß wegfallen, auf die Errichtung einer anderweitigen höhern Schule neben ihrem Gymnasium auszugehn.

Wir wenden uns nun noch zu den vor den Departementscommissionen zu bestehenden Examina zum einjährigen Dienst.

Daß dieser Weg den jungen Leuten offen gelassen ist, ist billig und recht; daß er aber besonders begünstigt werde, widerräth sowohl die Mangelhaftigkeit der Prüfung selbst als der Vorbereitung dazu.

Mangelhaft ist diese Prüfung zu nennen, weil der zu Prüfende bis dahin

der Commission völlig unbekannt ist, die Prüfung in kurzer Zeit und in verhältnißmäßig wenig Fragen abzumachen ist, somit die Commission nicht davor geschützt wird, einen wenig Tüchtigen, der in den Aufgaben gerade Glück hat, für tüchtig, einen Tüchtigen aber, der Unglück hat, für untüchtig zu erklären. Mangelhaft ist auch in der Regel die Vorbereitung dazu. Die eigens dazu begründeten Abrichtungsanstalten treiben nothwendigerweise nur das, worin gerade examinirt werden kann; die sittliche Seite der Unterrichtsstoffe wird wenig ausgebeutet, das Religiöse und Patriotische bleibt im Allgemeinen bei Seite, die Wirkungen allgemeiner Schuldisciplin fehlen, wenn auch Fleiß und Ordnung herrschen; es wird eben nur das zum nächsten Zwecke Nöthige in Hast und Eile gelernt, und vom so Gelernten gilt dann großentheils: Wie gewonnen, so zerronnen. Und ähnlich geht es bei dem ganz privaten Vorbereitungsunterricht. —

Aus dieser zwiefachen Mangelhaftigkeit folgt aber, daß einmal durch hinderliche Schuleinrichtungen, wie wir solche an den höhern Bürgerschulen und den einzelnstehenden Gymnasien oben nachgewiesen haben, die Jugend nicht auf den Weg der Commissionsexamina und der Privatvorbereitung dazu hinzudrängen ist, sodann, daß diese Examina nicht zu milde zu nehmen und in keine zu ungleiche und laxe Praxis gerathen dürfen. Gegen Letzteres würde eine die ganz allgemein gehaltenen Kriterien der Militär-Ersatz-Instruction näher bestimmende Instruction schützen. Es wäre durch dieselbe einerseits die nöthige Strenge und Gleichmäßigkeit in den Anforderungen zu sichern, andrerseits aber auch vorzusehn, daß im Fall der Ungleichheit des Wissens im Einzelnen eine gewisse Ausgleichung einiger besondern Prüfungsresultate, ohne Beeinträchtigung des Hauptzwecks, eintreten könne. Auch wäre bestimmt auszusprechen, daß von Denjenigen, welche sich nicht in den gymnasialen Gegenständen prüfen lassen, das Maaß der Bildung eines halbjährigen Realschulsecundaners und nicht eines Abiturienten der höhern Bürgerschule zu fordern sei; sonst müßte man, wenn es blos auf Erschwerung ankäme, analog von dem Gymnasiasten, der sich bei der Commission prüfen läßt, auch das Wissen eines zweijährigen Gymnasialsecundaners verlangen.

Sehr wünschenswerth endlich wären Uebergangsbestimmungen für eine gewisse Kategorie älterer Schüler.

Da nämlich auch ohne Kenntniß des Lateinischen das betreffende Examen bestanden werden konnte, so nahmen manche Schüler in Anstalten, wo das Latein facultativ war, an diesem Unterricht nicht Antheil, indem sie darauf rechnen konnten, daß ein gehöriges Maaß anderweitigen Wissens auch für ihr Examen genüge. Nachdem aber durch die neue für Real- und höhere Bürgerschulen erlassene Schulordnung vom 6. October 1859 Latein allgemein obligatorisch geworden war, sahen solche Schüler, die bereits 14 bis 15 Jahre alt geworden waren und bisher kein Latein gelernt hatten, plötzlich und unversehens den Weg zum Rechte auf den einjährigen Dienst sich versperrt. Sollten, ja konnten sie ohne Hetzerei und mehrjährigen Zeitaufwand, das Latein noch nachträglich erlernen? Für sie wäre die Uebergangsbestimmung wenigstens durch die Billigkeit sehr begründet, daß rücksichtlich der Qualification zum einjährigen Dienst noch

für die ersten 2 bis 3 Jahre vom Latein abgesehn werden könne, wenn durch tüchtigeres Wissen in andern Gegenständen eine Ausgleichung statt fände. Und ganz ähnlich verhält es sich mit denjenigen ältern Gymnasiasten und Progymnasiasten, die vom Griechischen sich hatten dispensiren lassen und doch nach der frühern Praxis das Schulzeugniß der Reife zum einjährigen Dienst erlangen konnten. Auch für sie fordert die Billigkeit Uebergangsbestimmungen.

Fassen wir das Ergebniß unsrer vorstehenden Erörterungen kurz zusammen, so erscheint rücksichtlich der Qualification zum einjährigen Dienst erforderlich: Verhältnißmäßige Gleichstellung der höhern Bürgerschulen mit den Realschulen erster Ordnung, Anrechnung eines an den einzelnstehenden Gymnasien statt des Griechischen einzurichtenden Parallelunterrichts in den neuern Sprachen, und nähere Instruction über die vor der Departements-Commission zu machenden Examina nebst einigen durch die Billigkeit geforderten Uebergangsbestimmungen.

Wir geben gern der Hoffnung Raum, daß die hohe Behörde, deren eifrige Fürsorge für die fortschreitende Entwicklung unsres Unterrichtswesens bewährt ist, sich den auf heilsame Verbesserungen dringenden Vorstellungen nicht verschließe. Mögen aber auch die betreffenden Schul- und Gemeindeverwaltungen nicht unterlassen, ihre Sache gehörigen Orts und in gehöriger Weise vorzubringen.

Politische Correspondenz.

Berlin, 10. Februar 1861.

Die letzten Wochen sind reich an politischem Interesse gewesen, die Souveräne von drei Großstaaten Europas haben die Berathungen der gesetzgebenden Versammlungen durch Reden eröffnet, denen der Ernst der Zeit eine besondere Bedeutung geben mußte. Die Rede, mit der Napoleon III. die Senatoren und Deputirten im Ständesaal des Louvre begrüßte, wendet den Blick vorzugsweise nach innen. Anknüpfend an das Decret vom 24. November, versucht der Kaiser den Fortschritt der constitutionellen Entwickelung zu zeigen, den er durch die Erweiterung der Befugnisse der Legislative angebahnt. Wir wollen es nicht unternehmen, ihm in dieser Auseinandersetzung zu folgen: sie ist unzweifelhaft geschickt auf die Franzosen berechnet, und es ist bequem, in Monologen, denen Niemand widerspricht, zu beweisen, daß das Land erst unter dem Kaiserthum frei geworden, während der fünfunddreißig Jahre der constitutionellen Monarchie von Parteiungen zerrissen gewesen sei. Auf alle Leser, welche nicht getäuscht zu sein wünschen, wird die Parallele den Eindruck machen, daß die Deputirtenkammer allerdings große Mängel haben mochte, aber doch wahrhafte Machtbefugnisse besaß, und daß ihre Nachfolgerin im Palais Bourbon die Fehler leicht vermeiden konnte, da ihre Beschränkung die Möglichkeit abschnitt, dieselben zu begehen. Die Vertreter werden aufgefordert bei der Adreßdebatte offen ihre Ansichten zu äußern, — dies Wortgefecht will ihnen der Kaiser erlauben; wenn sie aber ver-

suchen sollten, ihren Ansichten praktischere Folgen zu geben, die mit seinen Absichten nicht stimmen, so werden sie erfahren, daß diese neue constitutionelle Freiheit gerade so ernst gemeint ist, wie die Freiheit der Presse, welche Herr Persigny verkündigt und durch die Maaßregel gegen den Courier du Dimanche erläutert hat. Nicht befriedigender scheint uns die Auskunft über die materielle Lage des Landes. Den Handelsvertrag mit England wird freilich Jedermann als einen Fortschritt begrüßen, aber wie die Opfer ausgeglichen werden sollen, welche die Herabsetzung der Zölle wenigstens vorläufig den Finanzen auferlegt, ist uns unklar geblieben. Daran zweifeln wir allerdings nicht, daß das Budget im Gleichgewicht vorgelegt wird, denn die Kunst der kaiserlichen Minister, »die Zahlen zu gruppiren,« ist bekannt, — glichen sich doch auf dem Papier des Budgets von 1852 bis 1855 Einnahmen und Ausgaben auf's Schönste aus und ergaben doch in der Wirklichkeit starke Ausfälle. Man erwäge nun, daß die Zölle in den 6½ Monaten seit der Herabsetzung der wichtigsten Artikel eine Mindereinnahme von 51 Millionen Francs zeigten, also pro Jahr 131 Millionen, und rechne dazu die Ausgaben für China, Syrien und Rom; man erwäge ferner, daß Frankreich für Nizza und Savoyen 4½ Millionen Renten übernommen, — und man wird sich von dem Defizit des Jahres 1860 keine übertriebenen Vorstellungen machen, wenn man es auf 150 Millionen anschlägt. Wenn der Kaiser der parlamentarischen Regierung so schwere Vorwürfe macht, so ist doch zu bedenken, daß die Julimonarchie, welche 1 Milliarde auf Algerien verwandte, in 18 Jahren die Schuld um 100 Millionen vermehrte, das Kaiserreich aber in 5 Jahren um mehr denn 2000 Millionen. Bei einer finanziellen Lage, wo die Zinsen der Schuld 565 Millionen, also ein Drittel der gesammten Einnahmen betragen, ist es allerdings erklärlich, wenn der Kaiser keine neuen Verwickelungen nach außen herbeizuführen wünscht und sich über seine Stellung zur europäischen Politik sehr vorsichtig ausläßt. Aber wir würden Unrecht haben, uns durch die Rede Napoleon's in Sicherheit wiegen zu lassen. Wenn derselbe erklärt, daß er sein Recht nur da aufrecht halten wolle, wo es unbestreitbar sei, so sorgt er durch die unmittelbar darauf folgende Nutzanwendung auf Nizza und Savoyen dafür, daß wir die Unbestreitbarkeit solcher Rechte elastisch fassen; wenn er das Nichtinterventionsprincip als maaßgebend für sich proclamirt, so haben wir zur Erläuterung die Flotte vor Gaeta; und wenn er zuletzt mit einer gewissen Feierlichkeit seinen festen Entschluß erklärt, sich in keinen Conflict einzulassen, in dem Frankreichs Sache nicht auf Recht und Gerechtigkeit gegründet sei, so mögen wir beherzigen, daß unsers Wissens noch nie ein Staat eingestanden hat, für eine ungerechte Sache zu kämpfen, und daß am wenigsten die gewissenlose Phraseologie des Bonapartismus den Werth dieser Begriffe anders als nach Willkür stempeln wird.

Weit farbloser ist die Thronrede der Königin von England. Die Appellation an die Mäßigung der Mächte für Erhaltung des Friedens scheint an Preußen gerichtet zu sein; das Nichtinterventionsprincip wird für Italien aufgestellt; in dem Passus über die Krisis der Vereinigten Staaten spiegelt sich die Besorgniß über die Wirkung, welche Bürgerkriege im Gebiete der Union auf die britische Industrie ausüben müssen, — und man wird diese Befürchtungen begreifen,

wenn man bedenkt, daß 5 Millionen Menschen allein von der Baumwollenmanufactur leben.

In Italien geht das neapolitanische Drama zu Ende. Gaeta wird sich, von zwei Seiten angegriffen, nicht halten können *); mit seinem Fall ist den Aufständen in den Abruzzen der Rückhalt genommen, und man kann auf eine Verbesserung der dortigen Zustände um so mehr hoffen, als die Verwaltung Nigra's sich großen Beifalls zu erfreuen scheint. Die Wahlen haben dem Grafen Cavour eine entschiedene Majorität gegeben, und derselbe ist für jetzt gegen den Angriff auf Venetien. Für irrig freilich halten wir nach wie vor die Ansicht, die deshalb diesen Angriff für unbedingt vertagt annimmt. Dies wird ganz von dem Gange abhängen, den die Entwickelung der innern österreichischen Verhältnisse nimmt. Kommt es in Ungarn zu einem Conflict, so ist unserer Ansicht nach die Regierung so gelähmt, daß sie Venetien nicht vertheidigen kann, und Garibaldi wird sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Bleibt aber die venetianische Frage vor der Hand noch ungelöst, so wird die italienische Bewegung sich um so entschiedener gegen Rom richten. Graf Cavour wird die unklugen Versuche des päpstlichen Kriegsministers, die reactionären Aufstände in Neapel zu unterstützen, benutzen, um den diplomatischen Proceß gegen Rom zu beginnen, der sehr wahrscheinlich mit dem Rückzug der französischen Armee enden wird. Denn wir wiederholen, daß wir uns nur Rom als Mittelpunkt eines italienischen Reichs denken können. Die letzte Nummer der Edinburgh-Review bringt einen mit Geist und Sachkunde geschriebenen Artikel für die Einheit Italiens, der aber auf das Dringendste räth, nicht Rom, sondern Florenz zur Hauptstadt des künftigen Königreichs zu machen. Für diesen Rath werden Gründe des Klimas, der Lage u. s. w. geltend gemacht, besonders aber die Unmöglichkeit des Zusammenwohnens von König und Papst in Rom. Diese letztere erkennen wir vollkommen an und glauben deshalb auch an eine Krisis des Papstthums, aber die Furcht vor derselben wird die Italiener nicht abhalten dem politischen Gedanken treu zu bleiben, daß Rom die einzige Stadt ist, deren historischem Anrecht sich die bisherigen Hauptstädte unterordnen werden.

Doch die italienischen Verhältnisse haben eine eingehende Erörterung bereits an einer anderen Stelle dieses Heftes gefunden; sie spielen überdies eine Rolle in den Debatten unseres Abgeordnetenhauses: zu diesen, zu Preußen und seiner Legislation richtet sich unser Blick mit vorzugsweisem Interesse. Zum erstenmal trat der Fürst, dessen Regentschaft die allgemeine Liebe der Unterthanen gewonnen, in eignem Rechte vor die Vertreter seines Volkes. Mit Freuden ist die königliche Versicherung begrüßt, daß die Grundsätze festgehalten, werden sollen, welche die Nation als das Ende einer zehnjährigen Mißregierung begrüßt hat: aus König Wilhelm's Munde haben wir eine Garantie gegen jede Wiederkehr derselben; Preußens Aufgabe ist es nicht, wie wir an einer andern Stelle gehört haben, dem Genuß erworbener Besitzthümer zu leben; seine nationalen Interessen, die mit denen Deutschlands zusammenfallen, erheischen fortwährende und kräftige Förderung. Hierfür zu wirken und einzu-

*) Die Zeitungen bringen uns, bei'm Schluß unseres Heftes, die Nachricht von der Capitulation des Platzes.

stehen, ist die Reform der Heeresverfassung bestimmt; mit dem unverhehlten Ausdruck der Freude begrüßten die Abgeordneten den Nachdruck, mit dem der König erklärte, daß Krone und Land nicht länger des dafür erforderlichen Mittels, des erhöhten Ertrages der Grundsteuer, entbehren könnten.

Es war unter den Umständen der dermaligen Eröffnung des Landtags selbstverständlich, daß beide Häuser die Thronrede durch eine Adresse erwiederten. Das Herrenhaus ist mit der seinigen allerdings sehr viel rascher fertig geworden als die Abgeordneten, aber das Ergebniß der kurzen Debatte hat auch dem Lande auf's Neue den Geist gezeigt, in welchem die Mitglieder dieser anomalen Institution ihre Aufgabe fassen. Wir brauchen nicht auf die Einzelnheiten der Adresse einzugehen: sie hat ihre beste Kritik in der Antwort des Königs gefunden. Wenn die Gesetzgebung von 1808, welche von der Kreuzzeitungspartei fortwährend als revolutionär bekämpft wird, von höchster Stelle als eine solche bezeichnet wird, die aus den Erfahrungen einer verhängnißvollen Zeit hervorgegangen sei, wenn die durchgreifenden Reformen der Staatsverfassung unter Friedrich Wilhelm IV. als durch die Erlebnisse seiner Zeit begründet erklärt werden, so folgt daraus, in welchem diametral dem Herrenhause entgegengesetzten Sinn das Wort zu verstehen ist, es werde kein »Bruch mit der Vergangenheit« beabsichtigt. Die bessernde Hand, welche die Adresse mit so unaufrichtigem Schweigen überging, hat praktisch bereits gezeigt, daß nichts weiter gemeint war, als das strenge Festhalten an der gesetzlichen Entwickelung der Institutionen und treibenden Kräfte, welche die Ungunst der Zeiten schon zu lange gehemmt hat.

Von einer ganz andern Bedeutung für die preußische und allgemeine Politik waren die Berathungen der Abgeordneten über ihre Adresse, welche nach fünftägiger Debatte am 8. dieses angenommen ward. Man wird im Ganzen die würdige und gemäßigte Haltung dieser Debatten anerkennen müssen. Wenn die öffentliche Meinung, wie sie durch die Presse repräsentirt wird, durch die Reden des Hauses allerdings nur hin und wieder auf neue und höhere Gesichtspunkte hingeführt wurde, so hat die Presse keinen Grund, sich hierüber zu beschweren. Am meisten vielleicht darf man die Ungleichmäßigkeit beklagen, mit welcher gleich wichtige Fragen behandelt wurden. Während der Eifer und die Ausführlichkeit, mit welcher die italienische Frage discutirt wurde, die vorausgegangene Debatte über die reactionären Beamten in Schatten stellte, so mußte um so mehr die Ungeduld der Ermüdung auffallen, mit welcher später diejenigen Angelegenheiten behandelt wurden, in denen viel mehr als in der italienischen der eigentliche Schwerpunkt einer preußischen Politik gelegen ist. Es war das Verdienst des Berichterstatters, Herrn Beseler, daß nichtsdestoweniger aus aller Zerstreuung des Redens sich die Hauptpunkte der Verhandlung klar und lichtvoll heraushoben. Auf diese Hauptpunkte beschränken auch wir uns mit den nachfolgenden Bemerkungen.

Einen vollen Widerhall zunächst, wie nicht anders zu erwarten war, fand in dem Abgeordnetenhause die Stimme der Presse in Beziehung auf die Beamtenfrage. Daß es sich nicht um eine Beamten-Absetzung in Masse und noch viel weniger um eine Gesinnungsmaaßregelung, sondern lediglich darum handle,

»nach dem vorangegangenen Intermezzo einer Parteiregierung« allererst wieder Boden für die Möglichkeit einer einheitlichen Regierung zu gewinnen, daß endlich in dieser Forderung keinerlei Eingriff in die Executive enthalten sei, — das Alles wurde namentlich von den Abgeordneten v. Vincke, Gneist und dem Berichterstatter unwiderleglich nachgewiesen. Besonders wohlthuend trat dabei die Mäßigung hervor, mit welcher das Haus die moralischen und menschlichen Motive des Ministers des Innern würdigte, während es ihn an seine höheren politischen Pflichten mahnte und ihm zeigte, wie hier in der That nur ein eingebildeter Conflict vorliege. Mit dieser Mäßigung vertrug es sich auch durchaus, wenn Herr v. Vincke von der principiellen Erörterung auf concrete Fälle überging. Das Recht hiezu müssen wir ihm ausdrücklich, gegen die Einsprache des Grafen Schwerin, vindiciren und auf's Bestimmteste bestreiten, als sei es taktlos, unparlamentarisch oder gar unpatriotisch, solche Dinge auf die Tribüne zu bringen. Hat es etwa einen Makel auf Englands Ruhm geworfen, wenn Burke und Fox öffentlich gegen Warren Hastings auftraten, welcher doch seinem Vaterlande ein neues Reich erobert? Ist es etwa patriotischer, einen neuen Proceß Stieber abzuwarten, damit noch andere dunkle Partieen des Staatslebens durch solche grelle Schlaglichter eine unwillkommene Beleuchtung erfahren und Preußen compromittiren? Glaubt man etwa durch die Confiscation der Eichhoff'schen Broschüren die Unzufriedenheit todt zu machen? — Herr Beust, welcher der Verbreitung derselben in Sachsen mit schadenfrohem Lächeln zuschaut, mag den Grafen Schwerin darüber belehren. Die Erklärungen, welche der Letztere sowie Herr von Patow vom Ministertische aus gaben, ließen es freilich nicht deutlich erkennen, wie weit man geneigt sei, den wohlwollenden und gemäßigten Rathschlägen der Landesvertretung auch praktisch Folge zu geben. Allein nichts desto weniger können wir uns dem Vertrauen nicht verschließen, daß der moralische Eindruck der Debatte auch für die Handlungsweise der Regierung unverloren sein wird. —

Drei Thatsachen waren es vorzugsweise, welche den Abgeordneten Vincke zur Einbringung seines Amendements in Beziehung auf die italienischen Angelegenheiten veranlaßten: die Coblenzer Depesche, die Vorgänge mit der Loreley und die Interception der preußischen Regierung, betreffend die Stellung der französischen Flotte vor Gaeta.

Wir bedauern nun zunächst, sagen zu müssen, daß die Ausführungen des Herrn v. Schleinitz, mit denen derselbe die Angriffe wegen dieser Specialpunkte beantwortete, uns in keiner Weise befriedigen konnten.

Die Coblenzer Note rechtfertigt Herr v. Schleinitz damit, daß deshalb, weil viel Unrecht in der Welt geschehe, man doch den Muth haben müsse, seine Stimme für das Recht zu erheben. Wenn nur im politischen Leben Recht und Unrecht sich so klar wie Licht und Finsterniß gegenüber ständen! Hat der große Kurfürst es etwa für geboten erachtet, dagegen zu protestiren, daß Wilhelm von Oranien den legitimen König von England, seinen eignen Schwiegervater, vom Throne stieß? oder war er nicht vielmehr Mitwisser und Beförderer dieser Verschwörung? Hat die preußische Regierung es für geboten erachtet, gegen den Staatsstreich Louis Napoleon's zu protestiren, der doch ein so klarer Eidbruch

war als je einer geschehen? Hat vielleicht Herr v. Schleinitz selbst die Landung des Prinzen Napoleon in Toscana, dessen Fürsten Frankreich nicht den Krieg erklärt hatte, in einer Note voll sittlicher Entrüstung getadelt, hat er dies bei der Besetzung der Legationen durch sardinische Truppen gethan? Warum trieb ihn also sein Rechtsgefühl zu jenem Coblenzer Scriptum, als Sardinien nun andere Provinzen desselben Staates in derselben Weise einverleibte? Ein solcher Protest ist Frage der Opportunität, und es ist nicht schwer zu beweisen, daß das Gegentheil derselben vorlag.

Den Fall der Loreley scheint uns der Minister nicht aufgeklärt, sondern nur dunkler gemacht zu haben. Wenn er zur Entschuldigung des Grafen Perponcher anführt, die Verbindung mit der Citadelle von Messina sei so frei gewesen, daß der König von Neapel ihr sogar Munition geschickt habe, so fragt sich Jeder: warum sandte derselbe denn nicht seinen Brief direct, warum bat er den preußischen Gesandten so dringend um dessen Beförderung? Auf die Frage, weshalb Graf Perponcher nicht getadelt wurde, antwortet der Minister, das sei ein Internum seines Ressorts. Wohl! aber nach solchen vorliegenden Internis beurtheilt man den Geist einer Verwaltung und sieht in diesem Falle einen Beweis dafür, daß es an harmonischer Disciplin in der preußischen Diplomatie ebenso fehlt, wie in der innern Verwaltung. Die Aeußerung endlich, welche der Herr Minister in der Commission gethan, es sei deshalb der Presse nichts zur Aufklärung mitgetheilt, weil sie es zu ungestüm gefordert, wird sicherlich im Lande keinen erbaulichen Eindruck machen. Wir würden dringend wünschen, den ganzen offiziösen Preßapparat eingehn zu sehen: er hält der Opposition nicht das Gegengewicht, sondern er reizt dieselbe; er nützt der Regierung nichts und compromittirt sie; giebt es aber eine Preußische Zeitung, so muß man doch fragen, was mehr ihre Aufgabe sein kann als in solchen Fällen wie der vorliegende aufzuklären und zu beruhigen?

Ebensowenig sind wir im dritten Punkte von der Antwort des Hrn. v. Schleinitz befriedigt. Er scheint uns nicht widerlegt zu haben, daß es eine demüthigende Stellung für den preußischen Gesandten war, am Throne Napoleon's die Belassung der französischen Flotte vor Gaeta zu erbitten. Oesterreich hatte ein bestimmtes Interesse, durch jedes Mittel die Erfolge der Sardinier zu vereiteln, Rußland hatte eine gewisse Pflicht der Erkenntlichkeit gegen den Sohn, dessen Vater ihm im orientalischen Kriege so nützlich gewesen war; welches politische Interesse aber Preußen an der längern Behauptung Gaetas hatte, fragen wir uns vergebens, und ein Humanitätsinteresse konnte diese Bitte nimmermehr eingeben, denn dasselbe forderte im Gegentheil, den König sobald wie möglich aus dem Bereich der Cavallischen Kanonen zu entfernen.

Noch einmal also: diese drei Thatsachen mochten es hinreichend rechtfertigen, die Haltung unserer Regierung den italienischen Dingen gegenüber einer Kritik zu unterziehen; denn sie konnten die Besorgniß erwecken, daß legitimistische Neigungen oder Neigungen für die österreichische Politik uns zu einem Eintreten für Venetien auch dann bestimmen könnten, wenn keinerlei deutsch-preußisches Interesse dieses Eintreten geböte.

Allein etwas Anderes ist es, dieser Besorgniß einen ernsten Ausdruck ge-

ben, und etwas Anderes, die Politik der Regierung in entgegengesetzter Richtung binden. Wenn die speciellen Erklärungen des Herrn von Schleinitz über jene drei Punkte ungenügend ausfielen, so gingen dieselben auf der anderen Seite sehr bestimmt dahin, daß die Regierung keinerlei Mißgunst gegen die Einheitsbestrebungen der Italiener hege, daß sie sich von jeder tendenziösen Einmischung freizuhalten beabsichtige, daß sie insbesondre in Beziehung auf Venetien keinerlei Engagements zu Gunsten Oesterreichs übernommen habe.

Diese Erklärungen über die allgemeine Richtung der preußischen Politik mußten, so meinen wir, genügen; es mußte dem ausdrücklichen Wunsche der Regierung — einem durch die unfertige Lage der italienischen Dinge motivirten Wunsche, sich nicht für alle Eventualitäten gebunden zu sehn, entsprochen werden. Und aus diesem Grunde daher stellen wir uns auf die Seite derjenigen unserer politischen Freunde, welche gegen das Amendement des Abgeordneten von Hagen stimmten. Wir halten die mit einer geringen Majorität, und unglücklicher Weise obenein nur durch die Hülfe der polnischen Stimmen durchgesetzte Annahme desselben nicht für eine Erleichterung, sondern für eine Erschwerung unsrer politischen Stellung in Deutschland wie in Europa.

Wir widerholen hier dasjenige nicht, was der schon oben citirte Aufsatz unsres Heftes über die Vielgestaltigkeit der italienischen Situation auseinandergesetzt hat. Einer solchen Situation gegenüber war es unsres Erachtens unklug, auch nur in negativer Form der preußischen Politik eine Richtung vorzuschreiben, die unter Umständen gerade mit unsren preußisch-deutschen Interessen uns in Conflict bringen kann. Vielmehr aber, die in der That einen solchen Conflict sehr nahe in Aussicht stellt. Es ist unsre oft ausgesprochene Ueberzeugung, daß uns die Schleswig-Holstein'sche Frage eben so nahe liegt, wie ein voreiliges Eingreifen in die italienischen Dinge ferne. Diese Frage mithin müßte eine Politik, die mehr als unbestimmte Zukunfts- und mehr als Sympathie-Politik zu sein beabsichtigt, zum bestimmenden Mittelpunkte aller ihrer Schritte und Aeußerungen machen. »Lassen Sie uns den Complicationen des Südens gegenüber unsere reservirte Haltung beobachten, aber lassen wir im Norden kein Moment vorübergehn, das — und wäre es auch eine bloße Bundesexecution — in seinen Folgen uns dem Ziele näher führen kann, auf das zwar nicht die Erinnerungen an die Romantik unserer Hohenstaufischen Kaiser, aber die Erinnerungen an den gesunden praktischen Sinn unseres deutschen Hansabundes uns hinweisen.« Wir unterschreiben durchaus diese Worte des Abgeordneten Duncker für Berlin, aber wir meinen, daß die darin ausgedrückte Einsicht mit dem Votum für das Vincke'sche Amendement in schlechtem Zusammenhange steht. Angewiesen, wie wir sind auf den Beistand der übrigen, auch der süddeutschen Bevölkerung, um jenem Ziel im Norden nachzutrachten, — ist es zweckmäßig, diese Bevölkerung uns durch einen Beschluß zu entfremden, der ihrer Ansicht über die Venetianische Frage direct zu widersprechen scheint? Angewiesen, ebenso, wie Herr von Vincke mit Recht betont hat, auf die Bundesgenossenschaft Englands — glaubt man die Bundesgenossenschaft einer so egoistischen Nation dadurch zu erlangen, daß man ihr von freien Stücken entgegenbringt, was man sie durch Gegenconcessionen zwingen müßte zu erkaufen? Es ist sicher ein gro-

ßer Unterschied, der Alliirte oder aber ein unbelohntes Werkzeug in den Händen Englands zu sein, und wir besorgen, daß der Jubel der englischen Zeitungen über die Haltung unsres Abgeordnetenhauses mehr der letzteren als der ersteren Aussicht gilt. —

Eine viel größere Bescheidung und Zurückhaltung als in der italienischen Frage legte die Majorität der Versammlung in den specifisch-deutschen Fragen an den Tag. Wir wollen sie deshalb sicher nicht tadeln; wohl aber hätten wir gewünscht, daß die Erklärungen des Herrn von Schleinitz in Betreff der Kurhessischen Frage eine etwas lebhaftere Erwiderung gefunden hätten, als dies durch den Abgeordneten von Sänger und den Berichterstatter geschehen ist. Die alleinige Betonung des formell correcten Weges in Beziehung auf die Herstellung des Rechtszustandes in einem Lande, welches von dem preußischen Machtgebiet umschlossen ist, hat eine gewisse Analogie mit der Schonung, welche man widerstrebenden Elementen im Innern bisher glaubte zuwenden zu müssen. Wenn man jede Gelegenheit benutzt, um das Princip des tel est notre plaisir auch der kleinsten souveränen Staaten für unantastbar zu erklären, so wird das schwerlich geeignet sein, den Widerstand zu beseitigen, den jede kräftige preußische Politik bei ihren natürlichen Widersachern finden muß. Wenn Herr von Schleinitz jeden Gedanken, als ob Preußen jemals die hessische Verfassung von 1831 auf den Spitzen der preußischen Bajonette nach Kassel tragen könne, weit von sich weist, so wissen wir nicht, wodurch er wirksamer den Widerstand des Kurfürsten gegen die wohlgemeinten Rathschläge, von der die Thronrede spricht, hätte bestärken können. Er hat übrigens ausgesprochen, daß auch die formell legalen Mittel der Einwirkung auf die hessische Regierung noch nicht erschöpft seien, und hier, meinen wir, wäre es wohl an der Zeit gewesen, den Minister darauf hinzuweisen, wie unglücklich Preußen in Kassel vertreten ist. Wer die Antecedentien des Herrn von Sydow bei'm Sonderbundskriege kennt, den wird es nicht verwundern, wenn er jetzt nur händeringend sich seinen Instructionen fügt. Wenn der preußische Gesandte die hessischen Landtagsmitglieder nicht in ihrer Ansicht bestärkt, sondern bittet nachzugeben, — kann man sich da wundern, wenn die Regierung in Kassel ihr Ohr den Rathschlägen verschließt, welche so unfreiwillig zur Bestellung übernommen werden?

Und nun Schleswig-Holstein! Die Kommission ist der Ansicht des Ministers beigetreten, daß unter den deutschen Herzogthümern der Thronrede nur Holstein und Lauenburg zu verstehen seien, daß es sich nur um die Execution in diesen Bundesländern handle, Schleswigs Rechte dagegen nur zu wahren seien. Wir glauben in der That, daß dies den Umständen angemessen ist, und daß es wichtiger ist, auf irgend eine Action factisch einzugehn, als im Voraus die Grenzen derselben möglichst umfassend hinzustellen. Es genügt einstweilen, daß Herr v. Schleinitz hervorgehoben hat, wie auch das Abkommen von 1851 Deutschland noch ein Recht gebe, in Schleswigs Sache das Wort zu ergreifen, und daß er England zu der Anerkennung gebracht hat, daß Dänemark durch die Ehre gebunden sei, seine damals eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Der Herr Berichterstatter hat richtig hervorgehoben, daß, wenn England die Ehrenpflicht Dänemarks anerkenne, damit auch das Recht Deutschlands zugegeben sei, die-

selbe einzutreiben. Wer nun die Lage Englands erwägt, und bedenkt, daß es ihm bei der Lähmung seiner Industrie durch die amerikanische Krisis unmöglich wäre eine Blockade der deutschen Häfen zu ertragen, wird nicht zweifeln können, daß wir bei energischem Vorgehen in dieser Frage keine thatsächliche Opposition von dem Londoner Cabinet zu gewärtigen haben dürften, und dasselbe beispielsweise sehr leicht auf den Punkt bringen könnten, die Vorschläge Lord Palmerston's von 1848 wieder aufzunehmen. Nur um so wichtiger indeß — wir wiederholen es — wäre es gewesen, dem englischen Minister nicht für sein politisches Spiel in Italien Concessionen entgegenzutragen, statt dieselben erkaufen zu lassen.

Aus Oesterreich.

Anfang Februar.

In einer Reichstagsitzung des Jahres 1848 während einer heftigen Debatte über die reactionäre Haltung der Provinzialbehörden, wie sie damals zur Tagesordnung gehörten, wurde an den unschuldigen Minister Dobblhof die Frage gestellt, wer denn eigentlich in Galizien an der Spitze der Regierung stehe. Ebenso gutmüthig als unschuldig antwortete der Minister des Innern: das könne er im Augenblicke und aus dem Gedächtniß nicht sagen. Wir hielten diese Aeußerung damals für das schlimmste Armuthszeugniß, das sich das Ministerium geben konnte, für die officielle Anerkennung der Anarchie, die in den Regierungskreisen herrschte. Wir dachten aber nicht, daß Zeiten kommen würden, wo Dobblhof's Antwort nicht im geringsten auffällig erscheinen, der Minister aber noch werde beneidet werden, dessen Unkenntniß und Ohnmacht auf eine einzige Provinz sich beschränkt. Wer regiert gegenwärtig in Oesterreich? Bei der Umfrage in den Ministerbureaux würde man gewiß in die größte Verlegenheit gerathen, eine Antwort darauf zu ertheilen. Plener und Schmerling seufzen über die Verhältnisse, welche ihre Macht und ihren Einfluß in ein bloßes Schattenspiel verwandeln, und weisen achselzuckend auf ihre widerspenstigen ungarischen Collegen, wenn man ihnen die Halbheit und Schwäche der bisher eingeschlagenen Politik vorwirft. Der ungarische Kanzler entschuldigt bei seinen Landsleuten das Schwankende und Verzerrte der Regierungsmaaßregeln durch Rechberg's geheime Feindschaft gegen Ungarn. Aber auch Rechberg weist jede Verantwortlichkeit von sich und beklagt die Hindernisse, die seiner Verwaltung entgegengestellt werden. Nicht blos die Einflüsterungen des Stallmeisteramtes haben ihr altes Gewicht bewahrt, auch Bach hat im venetianischen Palaste seine Macht neu belebt und übt, obgleich von der Presse seit Jahr und Tag todt gesagt und vermeintlich, wie sein Verwaltungssystem, schon längst begraben, gegenwärtig den entschiedensten Einfluß auf die Entschlüsse des Hofes. Hier war man ihm niemals von Herzen gram: es schmeichelte der Schein der Allgewalt, den sein System hervorrief, es entsprach die demüthige Unterwürfigkeit, die von einem Ende des Reiches bis zu dem anderen befohlen war, dem stolzen Herrschergefühle.

Wie empfindlich wurde dieser Stolz seit Bach's Rücktritt gekränkt, welche beschämenden Geständnisse eigener Schuld und groben Irrthums haben Bach's Nachfolger im Amte dem Herrscher in den Mund gelegt! Es bedurfte nicht erst so verletzender Aeußerungen wie jener Nyáry's: der Hof habe in demselben Maaße wie Kossuth um Amnestie zu bitten, um Vergleiche zwischen Jetzt und Sonst anzustellen. Der Hof erduldet arge Demüthigungen und besitzt nicht einmal den Trost, daß dafür das Ansehn und die Macht der eigentlichen Regierung gewonnen habe. Die Anarchie zieht vielmehr immer weitere Kreise, die Noth, die Verwirrung, die Unklarheit und Furcht oben, die Phantasterei und die Ansprüche unten, steigen in bedenklichster Weise. Dieses Alles hat wesentlich dazu beigetragen, Bach's Ansehen bei den höchsten Personen neu zu beleben. Er ist im Vatican gern gesehen, er hat nach Kräften den Muth der Besatzung von Gaëta geschürt, hat bei allen Widerstandsplänen, die in Rom gesponnen werden, die Hand mit im Spiele. Man weiß aber, wie die Herzenswünsche der Wiener Hofburg auf die Wiedererrichtung der gefallenen italienischen Throne ausschließlich gerichtet sind. Diesen giebt er Nahrung durch seine übertriebenen Berichte von dem Umfange des Aufruhrs in den Abruzzen, von den steigenden Schwierigkeiten der sardinischen Regierung und hat dadurch, daß er stets als möglich und wahrscheinlich schildert, was in Wien gewünscht wird, gleichfalls an Ansehen gewonnen. Ihn stützt endlich die noch immer mächtige Concordatspartei, die besser als die Liberalen den Zusammenhang zwischen der äußeren und inneren Politik erkennt und aus Gründen der Selbsterhaltung die Vertheidigung der Legitimitätsinteressen in Italien kräftigst empfiehlt. Obgleich glaubwürdige Männer für die Wahrheit einstehen wollen, so begnügen wir uns doch nur als Gerücht die häufige Einkehr eines Hurter und Phillips in die Räume der Hofburg zu erwähnen. Unwahrscheinlich wäre es aber keineswegs, daß auch jetzt wieder das Bild Kaiser Ferdinand's II. aufgefrischt und sein Beispiel angerufen würde, um zum Widerstande gegen die täglich wachsenden Anmaaßungen der Liberalen zu reizen und in der Beharrlichkeit, die ja schon 1849 so gute Früchte getragen hatte, zu befestigen. Vier bis fünf verschiedene Parteien in den tonangebenden Kreisen, — das ist die Einheit der Regierung. Und dann wundert man sich, daß die Theile einer Windrose nicht ausreichen, um die Beschlüsse des Ministeriums, wie sie nach einander, ja selbst gleichzeitig an das Tageslicht treten, zu bestimmen. Es ist ebenso gewiß, daß Plener die Agitation zu Gunsten eines allgemeinen Reichstages begünstigt, und der Kriegsminister gegen jede Trennung Ungarns von den übrigen Erbländern protestirt, wie das Andere unbestritten ist, daß Rechberg auch die bloße Erwähnung einer constitutionellen Regierung dem Hochverrathe gleich erachtet. Dennoch müssen wir der Wahrheit die Ehre geben und Rechberg's Auftreten weit über jenes seiner Amtsgenossen erheben. Wenn er die liberalen Bestrebungen in den deutsch-slavischen Provinzen als einen Sturm im Glase Wasser darstellt, und an eine Selbstverzehrung der magyarischen Revolution, — eine Revolution und nichts Anderes ist die Bewegung, die seit Monaten jenseits der Leitha auftritt — glaubt, so können wir ihm leider nicht Unrecht geben. Die liberalen Parteen arbeiten mit der größ-

ten Anstrengung an dem Verderben ihrer eigenen Sache, an dem Siege der Feinde. Keine Organisation, keine Vereinigung zu dem gemeinsamen Ziele, keine Fähigkeit, die politischen Chancen zu berechnen, Befehdung unter einander, grenzenlose Zersplitterung ihrer Kräfte, Festkleben an nebelhaften Phantasien, — das sind die Hauptpunkte des liberalen Programmes. Damit jagt man der Reaction keine Furcht ein; daß aber nur ihrer Furcht, niemals ihrer besseren Einsicht Zugeständnisse abgewonnen werden können, lehrt unsere ganze neueste Geschichte. Gleichmüthig sieht Rechberg zu, wie der Staatsminister die Balancirstange geschickt oder ungeschickt handhabt; es ist das Ganze für ihn nur ein heiteres Spiel, — so lange ihm in der äußeren Politik freie Hand gelassen wird. Er hat aber auch darin Recht, daß er sich gegen die Heißsporne der klericalen Partei stemmt und nicht unbedingt und unmittelbar für die legitimen italienischen Fürsten das Schwert erhebt. Er will sich zuerst Deutschlands, vor Allem Preußens versichern, nicht einen Rückhalt allein und sicheren Schutz in Tagen der Noth sollen diese ihm gewähren. Das ist selbstverständlich. Die Noth und Gefahr selbst sollen diese Verbündeten von Oesterreich abwenden, das Hauptwerk des Kampfes selbst übernehmen. Wenn in Rechberg's Umgebung Aufrichtigkeit herrscht, so haben die Ereignisse der letzten Wochen das Gelingen dieses Planes wesentlich gefördert: eine feste Zuversicht, wie sie früher nicht bemerkt wurde, macht sich in diesen Kreisen geltend; wer es hören will, erfährt, daß durch die Verhandlungen mit den deutschen Verbündeten Oesterreich selbst im Falle einer Niederlage im Felde vor empfindlichem Schaden bewahrt bleibe, im Falle des Sieges aber die besten Früchte desselben empfangen werde. Auf den Einwurf, Preußens Mitwirkung könne nur durch Zugeständnisse in den deutschen Angelegenheiten erkauft werden, wird die Antwort ertheilt: das Wiener Kabinet werde diese Zugeständnisse um so bereitwilliger einräumen, als durch die Eifersucht der deutschen Fürsten bestens dafür gesorgt sei, daß jene keinen ernsten Werth erhalten. Die Eifersucht der kleinen Souveräne aber, — dafür habe man Garantien in den Händen, — werde von Preußen respectirt, niemals werde durch Gewalt versucht werden, die mittleren und kleineren Fürsten im Interesse des deutschen Volkes oder, wie man hier sagt, zu Gunsten des Nationalvereins zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Bezeichnend sind auch die Trostesworte, die in einflußreichen Kreisen umlaufen: Der Siegeserfolge im Waffenkampfe sei man allerdings nicht sicher, bekanntlich habe aber Oesterreich stets seine besten Siege durch die Waffen der Diplomatie errungen, und auch diesmal lasse sich Alles so an, daß man diesen alten Satz neu bekräftigt erwarten dürfe. Diese Umstände haben wohl hie und da die Stimmung gebessert und die schwere Sorge, mit welcher man noch vor Kurzem den Frühlingsmonaten entgegensah, gemindert. Daß die allgemeinen politischen Verhältnisse sich besser gestaltet hätten, läßt sich nicht behaupten. Zwar das Unglaubliche ist geschehen, die neue Anleihe hat muthige Abnahme gefunden. Aber zu welchen Wucherzinsen! Und dann ist sie eigentlich nur eine Anticipation der Steuern für das gegenwärtige Jahr, bestimmt das Deficit des verflossenen zu decken. Was soll aber nach elf Monaten, wo das Deficit voraussichtlich in größerem Maaßstabe auftreten, die Steuereinnahme

um den ganzen Betrag der Anleihe sich vermindern wird, geschehen? Gewiß, Plener wird unsere Finanzen nicht durch gewagte, in das Blaue sich verlierende Speculationen schädigen wie sein Vorgänger: was aber zu ihrem Verderben durch eine kleinliche, nur den Augenblick berechnende Wirthschaft geschehen kann, das wird er nicht unterlassen. Sein Ruf als Finanzmann, den er allerdings niemals bei Fachmännern besaß, ist durch die berüchtigte Maaßregel, den Zwangsumlauf der Banknoten in Venedig betreffend, unrettbar verloren. Er hat aber darüber den Ruf eines geraden und offenen Staatsmannes nicht gewonnen. Es war seine Pflicht, den Versprechungen dem verstärkten Reichsrathe gegenüber sogar seine Ehrenschuld, auf die unverweilte Einberufung einer Volksvertretung zu dringen. Welche Form auch die letztere erlangt hätte, selbst wenn sie nur eine neue Auflage des Reichsrathes bildete, sie hätte ihn nicht nur seiner Verantwortlichkeit entbunden, sondern auch zu einer klaren Darlegung der Verhältnisse geführt, die uns das dringendste Bedürfniß erscheint. Himmelschreiend ist die Art, wie das Ministerium, um seine Feigheit oder, wenn das Wort zu stark erscheint, seine Rathlosigkeit zu decken, die Interessen der deutschen Erbländer verletzt. Die wiederholt ihm dargebotene Gelegenheit, sich eine Partei in Ungarn zu bilden, hat es von sich gewiesen, weil es insgeheim gehofft, durch Gewalt das ganze Volk abermals niederzuwerfen. Noch in den letzten Wochen, wo Déak und seine Genossen dem Strome des magyarischen Radicalismus entgegenzutreten wagten, war dem Wiener Ministerium ein Anhaltspunkt zum Einschreiten und Wiederergreifen des Ruders geboten. Die besitzende und intelligente Bevölkerung Ungarns ist mit dem geradezu wahnwitzigen Vorgehen der Comitatsversammlungen nicht einverstanden. Kein Bourbon kann eigensinniger an der Restauration des Alten und Veralteten festhalten als die lärmenden Wortführer in den Comitatssitzungen. Nicht blos gemeinschädlich, widersinnig und unmöglich ist das beabsichtigte einfache Auslöschen der letzten zwölf Jahre aus der Geschichte des Landes und das Zurückschrauben der letzteren auf den Zustand des Jahres 1848. Gern hätten die Gemäßigten, — und ihre Zahl ist größer, als man gewöhnlich annimmt, — die Hand dazu geboten, die Lärmmacher, die verschuldeten Edelleute, die falschen Honveds in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Sie mußten aber Garantien empfangen, daß man in Wien nur die Ausschreitungen mißbillige, mit der Verfassung aber es ehrlich meine, sie mußten von der Furcht, die Tage Bach's und Haynau's würden wiederkehren, befreit werden. Nichts von alledem geschah. Als ob die Regierung es gern sähe, daß sich die Bewegung überstürze, wurde blos auf allgemeine Phrasen remonstrirt, die, wie der landesübliche Ausdruck lautet „cum reverentia“ zu den Acten gelegt werden, der Anschluß des Banates decretirt, und doch gleichzeitig der Widerspruch des serbischen Patriarchen geduldet, in Siebenbürgen aber der Parteienwuth so wenig Einhalt gethan, daß wahrscheinlich schon die nächsten Wochen den Kampf und den blutigen Bürgerkrieg erblicken werden. Die polternde Masse der rohen magyarischen Edelleute hält zwar an dem Grundsatze fest: „extra Hungariam non est vita“ und beharrt in stumpfer Gleichgültigkeit für Alles, was außerhalb der Landesgrenzen sich ereignet. Es ist aber nicht

wahr, daß die intelligenten ungarischen Politiker, die gegen Bach wie gegen Kossuth gleichmäßig Fronte machen, ähnlich denken; wir haben die Belege in den Händen, daß sie in einer liberalen Verfassung der deutsch-slavischen Provinzen den sichersten Schutz für die eigene Verfassung erblicken und unter der Bedingung, daß der gesammte Staat verfassungsmäßig regiert werde, bereit sind, gegen die Sonderstellung Ungarns aufzutreten. Dieses Opfer erscheint aber in Wien zu groß, und so läßt man lieber in Ungarn die Anarchie ihren Weg gehen: weiß man doch, daß die andern Provinzen noch etwas Blut und Geld übrig haben, um ohne Ungarn oder auch gegen Ungarn die Pläne der Regierungsmänner, die nicht mit den Ministern identisch sind, durchzuführen. Klagen wir aber nicht das Ministerium der Verblendung, der Hinterlist und des Eigensinnes an. Schlagen wir an unsere eigene Brust. Wir tragen ja selbst die Schuld, wir bieten der Regierung selbst die Waffen an. Warum sollte sie sich derselben nicht bedienen? Wenn die Liberalen in Wien noch immer lieber von Bruck's europäischem Mittelstaate träumen, als daß sie gegen die Polizeiwillkür sich auflehnen und den concreten Feind bekämpfen, wenn sie gleichzeitig von Oesterreichs deutschem Berufe prahlen, und einer ungesunden Industrie zu Liebe wieder Schlagbäume gegen das übrige Deutschland aufrichten wollen, — kann man sich da wundern, daß die Regierung verächtlich von solchem Treiben denkt? Und nun vollends die Czechen, die ihre Stärke in der Ackerbaubevölkerung finden und dennoch mit den adeligen Gegnern der Bauernemancipation, mit einem Grafen Clam Martiniz conspiriren, welche die Schulenstatistik fälschen, wie sie die Literatur gefälscht haben, um nur einen augenblicklichen Vortheil über die deutsche Mitbevölkerung, die gerade so lange im Lande lebt, wie die Slaven, zu gewinnen. Wir begreifen, daß Alle, welche an der Bildung einer rein politischen liberalen Partei arbeiteten, Muthlosigkeit erfaßt, daß sie resignirt die Hände in den Schooß legen und geduldig zuwarten, was das Schicksal über sie verhängt. Daß alle Handelskammern einstimmig die Einberufung eines Reichstages, die Verleihung einer Constitution als die Grundbedingung besserer materieller Zustände anerkennen, daß mehrere die Kloster- und Kirchengüter zum Besten des Staates verwendet wissen wollen, Eine Handelskammer sogar den Verkauf von Venedig offen anräth, das sind wohl bedeutsame Zeichen der Zeit unmißverstehbare Beweise für die Richtung der Geister. Daran aber bestimmte Hoffnungen zu knüpfen, haben wir ebenso sehr schon verlernt, wie aus dem abermaligen Ministerwechsel Muth zu schöpfen, daß endlich die rettenden und entscheidenden Thaten kommen werden. Es ist abermals ein Coalitionsministerium. Die Partei Schmerling's wird durch Wickenburg und Pratobevera verstärkt, aber auch die entgegenstehende Partei durch den Eintritt des Erzherzogs Rainer gekräftigt werden. Nicht dieser Prinz des kaiserlichen Hauses wird gemeint, wenn von einem Repräsentanten des liberalen Princips in der kaiserlichen Familie gesprochen wird. Wir anerkennen die Selbstverläugnung, die es kosten mußte, den Grafen Wickenburg wieder in den unmittelbaren Rath zu ziehen. Hatte doch derselbe als Statthalter der Steiermark in den Octobertagen 1848 das Verbrechen begangen, Sympathien für die Wiener Bewegung in Graz zu dul-

den. Er fiel in die tiefste Ungnade, und war nahe daran, wie Pillersdorf zur Strafe gezogen zu werden. Er wendete sich seitdem industriellen Unternehmungen zu, stand an der Spitze der Elisabethbahngesellschaft und hat sich den Ruf eines tüchtigen Geschäftsmannes verschafft. Energie aber hat er nicht gewonnen, ebenso wenig die Lust, allgemeine politische Fragen an sich herankommen zu lassen. Wir glauben wohl, er wird einen guten Willen für die Hebung des österreichischen Handels in das Amt bringen, dem Handeln und Wirken Rechberg's aber schwerlich ein Gegengewicht halten. Es ist bitter, und kommt nur schwer über unsere Lippen, es darf aber nicht verschwiegen bleiben: die Gleichgültigkeit, mit welcher auch dieser Ministerwechsel aufgenommen wird, die geringe Theilnahme an den großen politischen Fragen, die gerade schweben, der kaum bemerkbare Widerstand gegen die italienische Politik unserer Regierung hat nur Einen Grund: den gänzlichen Unglauben an die Fortdauer Oesterreichs. Das ist auch das Geheimniß, daß dem einseitigen Provinzialgeiste, der Absperrung der einzelnen Kronländer gegen einander kein Widerstand geleistet wird. Oesterreich als Gesammtstaat verfällt, — so lautet das allgemeine Urtheil, — halten wir uns daher an das Nächste und Unmittelbarste, spinnen wir uns in unsere Provinzialinteressen ein, organisiren wir nun die einzelnen Länder und Landschaften, daß wir in den Tagen der allgemeinen Verwirrung doch einen festen Grund, einen sicheren Anhalt besitzen. Wer sich aber darüber wundert, daß eine solche verzweifelnde Stimmung allgemein werden konnte, dem halten wir ein Schreiben des Erzherzogs Karl vom 15. August 1802, das uns zufällig unter die Hände kam und noch nicht bekannt ist, entgegen. Es ist an den Kaiser Franz gerichtet, und lautet so, daß es mit einigen Namensänderungen auch gestern geschrieben sein könnte: „Ich habe E. M. mit aller der Wärme, die mir die innigste Theilnahme an Allerhöchst Ihrer Person und an dem Wohl Ihrer Unterthanen einflößt, die Nothwendigkeit einer ganz neuen, ganz umfassenden Reorganisation des Innern vorgestellt. Im Vertrauen, daß E. M. die Absicht des Bruders nicht mißdeuten werden, bitte und beschwöre ich E. M. sich von diesem großen Unternehmen nicht durch den Herrn Minister (Rechberg?) zurückhalten zu lassen, der bei allen seinen guten Absichten vor jeder umfassenden, anstrengenden Arbeit zurückschreckt. Ihn leiten nicht jener Muth, jene Energie, auch selbst nicht jene tiefe, allumfassende Kenntniß von wahren Regierungsgrundsätzen, welche so nothwendig ist, um ein in allen seinen Theilen erschüttertes Gebäude aufrecht zu halten, und noch weniger an die Stelle eines morschen ein neues herzustellen. Daher bei der von E. M. beschlossenen Organisation alle halben, partiellen, nicht eingreifenden Vorschläge, wodurch dem großen Zwecke keineswegs entsprochen wird, so lange die bisherige elende Geschäftsbehandlung währt, jene Männer, die Geschäftsdirectionen behalten, welche gar keinen besseren Geschäftsgang kennen und nicht Einsicht und Thätigkeit haben, um sich mit einem besseren bekannt zu machen. Ich fühle diese Wahrheit so tief, daß ich mich als Bruder und Staatsdiener verpflichtet sehe, E. M. solche in einem Zeitpunkte an das Herz zu legen, wo die Monarchie ihrem Verderben so nahe ist und wo alle Administrationszweige so zerrüttet sind, daß, wenn nicht schleu-

nig und vollständig geholfen werden wird, Alles sicher, unwiederbringlich wird verloren sein." —

Also schon vor sechszig Jahren drohte der Verfall des Reiches. Muß derselbe nicht gegenwärtig, da nichts in Erfüllung ging, was Erzherzog Karl verlangte, noch drohender, noch sicherer erscheinen?

Aus einem Privatbrief aus Rom.

— — Doch Sie wünschen vor Allem, daß ich Ihnen aus dem politischen Leben Roms, des heutigen Rom erzähle. Es sei, aber nur nachdem ich das Bekenntniß vorausgeschickt, daß ich dieses Treiben nur mit Mühe verstehe: es ist anscheinend so gleichgültig und träge, und unter der Asche soll doch eine arge Gluth glimmen. Einmal wird das Caffè nuovo geschlossen, weil in seinem Erdgeschoß tricolore Abzeichen gefunden worden, dann wird die Weihnachttombola in der Villa Borghese abbestellt — „wegen Unsicherheit des Wetters," zwei Tage vorher, — und es waren herrliche Sonnentage; wieder eines Morgens kratzt die gesammte Gensd'armerie mit ihren Säbeln die Proclamationen mit dem piemontesischen Kreuz und dem Viva l'Italia una, viva V. E. R. D. I. ab, welche den ganzen Corso entlang über Nacht an die Häuser geklebt waren: lauter kleine Neckereien und Hetzereien, — von größerer Demonstration keine Spur! Der Monte Pincio wimmelt allabendlich von Roms schöner Welt, die entlassenen Diplomaten aus Gaeta tummeln sich dort unter den blitzgrauen Zuaven, die dem Papst neu angeworben sind, Goyon reitet zuweilen in vollem Staat umher, die Franzosen musiciren dazu und die Sonne geht hinter St. Peter zur Ruh. Immer das alte Lied und die alte Gleichmüthigkeit, und doch schwebt die ernsteste Lebensfrage über den beiden Principien, die jetzt in Rom neben einander bestehn. Im übrigen Italien scheint die Sache für den Augenblick erledigt; es ist die Revolution vorübergegangen, nach der Lehre vom Gegenstoß ist nun die Contrerevolution abzuwarten, um dem Zustand das Vertrauen des Bestandes zu schenken. Aber hier ist ideell viel mehr die letzte Veste des absolutistischen Princips, als in Gaeta; hier ist — glaube ich — in letzter Zeit die Hoffnung den Klericalen wieder sehr gewachsen. Mit der Zeit ist ihnen Alles gewonnen, denn ihre Herrschaft ist eng mit den gewöhntesten und geheiligtesten Anschauungen der Leute verwachsen, und kann nur von augenblicklichem Begeisterungsrausch umgestoßen werden. Der ist hier denn bald verflogen, wenn man den Ernüchterungsproceß in Neapel und Sicilien vor Augen hat. Dazu fehlt der Muth und das Vertrauen der eigenen Kraft. Sie wissen, wie fest die Römer auf ihren großen Bundesgenossen in Paris bauten. Um seinetwillen war ihnen sogar Garibaldi's rasches Wagen unbequem, wenn's ihnen nicht überhaupt Angst einjagte, auch an sie könne ähnliche Forderung zur That ergehn. Jetzt hat sich die Spaltung zwischen Garibaldi und Napoleon vollzogen; man brauchte sich nicht gerade für diesen oder jenen zu entscheiden, denn gleichzeitig hörte

Garibaldi's Wirken auf und Alles lag in den Händen Napoleon's. Denn auch hier *scheint* Cavour nur ein Werkzeug deſſelben. Sie wiſſen, daß ich das nie und nimmer glaube, aber die *Römer denken* ſo. Man war mit der franzöſiſchen, gefahrloſen Leitung und entſcheidenden Hülfe ganz zufrieden; man beſchönigte es, daß Städte des Kirchenſtaats, die von den Piemonteſen beſetzt waren, von denſelben geräumt, den Franzoſen abgetreten und ſo dem Papſt wieder unterworfen wurden. Man ſtutzte, als die Nachricht kam, auch Terracina ſei von den Franzoſen beſetzt, man begann die neuen Regimenter zu zählen, die ſeit dem October aus Marſeille nach Civitavecchia ſchifften und von dort aus Rom, das Albanergebirg bis Velletri, Paleſtrina u. ſ. w. beſetzten. Endlich wußte man, die Franzoſen hinderten jetzt, wo jeder Tag eine Provinz werth war, die Angriffe der Piemonteſen auf Gaeta, und ließen die italieniſchen Truppen ſo im Guerillakrieg in den Abbruzzen und einer lahmen Belagerung ſich ſelbſt verzehren. Jetzt ſchwiegen die Verehrer Louis Napoleon's; kleinlaut gaben ſie zu, auch im December, auch im Januar werde wohl Victor Emanuel nicht in Rom einziehn, die Jahreszeit ließe eine Waffenruhe wünſchen u. ſ. w. Unterdeß exerciren die päpſtlichen Recruten fleißig am Ponte Molle, faſt lauter Deutſche, die in erſter Zeit ſogar deutſch commandirt wurden, wie ich vor ihrer Caſerne bei Sta. Maria Maggiore ſelbſt angehört. Die 21,500 Mann verſprengter Neapolitaner kamen auf päpſtliches Gebiet, ſie ſollten dieſe neue Armee des heiligen Vaters vermehren. Wieder ſtanden die Franzoſen dazwiſchen. Sie ſchützten die Ausreißer vor den Piemonteſen, nahmen ihnen aber die Waffen und bewachten ſie in den kleinen Städten ringsum, bis dieſe unfreiwilligen Gäſte ſich wieder zertheilt hatten. Man ſpricht nicht mehr von ihnen, — man wagt's auch nicht zu ſagen, nicht einmal zu denken, daß bei dieſer Gelegenheit, wie bei Gaeta und oft vorher, der edle Bundesgenoß den Kampf der Parteien ſchürt, dem Schwächern Beiſtand leiſtet, den Stärkern lähmt, damit ſie ſich gegenſeitig freſſen und zerſtören und er ihr Erbe ſei. Wie lange kann es hier ſo fortgehn? Dringt dieſe Einſicht dennoch einmal durch, dann fehlt's auch an der bisherigen Unterwürfigkeit der Römer gegen die Franzoſen, und von Seiten dieſer beginnt die Strenge und die Execution. Dann wird zur Gewißheit, was den Römern jetzt als Troſt erſcheint, — ſoweit haben ſie hier ihre Hoffnungen ſchon herabgeſtimmt, — eine italieniſche Conföderation, deren Hauptſtadt — und das iſt hier die Hauptſache — Rom nominell iſt! Es wäre doch gotteserbärmlich, wenn ſoviel Begeiſterung verbraucht, ſoviel Opfer gebracht, ſoviel Blut gefloſſen wäre, und das Reſultat wäre ein Bund, wie der der Eſchenheimer Gaſſe. —

Wiſſen Sie, daß ich Zeuge des Kampfes geweſen bin, der um Neapel geführt wurde? Ich war im October dort, mehr noch, ich war in Garibaldi's Lager und vor Capua, und das in den bedeutendſten Tagen der ganzen Affaire; am 1. October ſchlug Garibaldi die erſte große Schlacht auf dem Feſtlande, von Cajazzo bis Santa Maria hin, am 8. geſchah der blutige Ausfall aus Capua, und von dort ab begannen die Unterhandlungen. *Die* Ueberzeugung ward damals feſtgeſtellt, daß das Vertheidigungsheer an Zahl bedeutender, an Einheit gleich null, an Muth ganz demoraliſirt war. Neapel und die Umgegend wimmelte von Rothhemden. Vollends das Lager war intereſſant, wenn man das

Campiren der Mantellosen im Freien ohne alle Bequemlichkeit und in langsamem Fortrücken gegen Capua hin so nennen kann. Damals ward der Anfang zu besserer Verpflegung der Freiwilligen gemacht, und zugleich begannen die Zuzüge von piemontesischen Truppen. Der Kampf hörte somit auf, ein kühner Zug begeisterter Freiheitskämpfer zu sein, und ward zum Krieg zweier Staaten, und in die Unwahrheiten und Winkelzüge der Diplomatie hineingezogen. Die Eindrücke, die ich nun dort gewinnen konnte, waren die der besten Zeit, und dazu trug nicht wenig der Ernst bei, der sich gleich nach der ersten und zweiten Schlacht überall geltend machte. Wie konnte man auch in Neapel den Kampf vergessen, wo der Morgenwind den Kanonendonner von Capua hinüberwehte und Abends die Eisenbahn die blutigen und pulverschwarzen Kämpfer, schrecklich verstümmelte Opfer, endlich Schaaren von Gefangenen brachte, die entwaffnet, ermattet, geängstigt, wie sie waren, ein widerliches Bild gegen die siegesfrohen Garibaldiner abgaben. Wenn ich Ihnen kurz den Eindruck sagen soll, den ich dort gewann, muß ich zuerst dagegen mich verwahren, von vornherein mit allzugünstigem Vorurtheil nach Neapel gegangen zu sein. Bei aller meiner Sympathie für die Sache des Volks waren mir die Berichte von den Bestechungen, die Garibaldi angewandt haben sollte, so dick gekommen, daß ich mit Bedauern den ganzen Kampf unter dem dunkeln Schatten der Demoralisation und Unehrenhaftigkeit sah, wie er auf den Bestochenen und den Bestecher fällt. Es wurde mir aus diesem Grunde die Reise nach Neapel sehr schwer; ich hatte sie aufgegeben, eine äußere Veranlassung trieb mich dennoch hin. So kam ich — inficirt von der Unwahrhaftigkeit, deren Organ die A. A. Z. ist, nach Neapel. Wer läugnet es, daß Bestechung vorgekommen? — dennoch bleibt Garibaldi's Muth und Ergebung in die Sache fest; hier hieß es nur, es sei wie in Sicilien, so in Unteritalien kein ernster Schlag geführt, das Gold habe Alles, das Eisen nichts entschieden. Nun, am 1. October wurde mit 8000 Leichen besiegelt, daß das Eisen gebraucht ist. Meine Mißstimmung wäre gern am ersten Tag verflogen, — ich zwang mich aber, nicht den Eindrücken allzurasch nachzugeben, die mich für die Sache wie für ihre Ausführung gewinnen mußten. Am Schlusse meines Aufenthalts in Neapel hatte ich das Resultat gewonnen, daß in Wahrheit der ganze Bestand und Zusammenhang des bourbonischen Königreichs der lockerste war, daß gegenseitiges Mißtrauen und wirkliche tiefe Demoralisation überall durchgingen, — die A. A. Z. hatte Recht, es war verhältnißmäßig noch nicht die größte That, ein solches Regiment zu stürzen, aber es war auch die nothwendigste That. Denn wie die Erbärmlichkeit auch zu Tage trat, sie stand immer in Zusammenhang mit den staatlichen und rechtlichen Begriffen und Schwächen, und die zu verwirren und zu mißbrauchen ist die Sache jeder Despotie. Lassen Sie mich Ihnen schildern, wie ich das Belagerungsheer sah. Fast lauter junge Leute, Norditaliener, denn die Fremden verschwanden bald unter der Menge, — den Neapolitanern in Sprache und Sitte fremd und bei jedem Schritt im nothwendigen Gefühl, würdiger zu sein, als diejenigen, für welche sie jetzt kämpften, — schlecht versehn mit dem Nothwendigsten, (erst in Neapel konnte die Truppe, die von Reggio aus marschirt war, sich neue Schuh besorgen) — ohne Mäntel, ungleichartig bewaffnet, ohne vorläufige militärische

Gewöhnung, ohne Zelte, ohne hinreichende Artillerie (Garibaldi begann die Belagerung Capuas mit acht Kanonen, die er aus Neapel hinführte), ohne Artilleristen, ohne Kavallerie, was in der Volturnoebene von Wichtigkeit sein soll u. s. w. — Und so war diese Truppe, die nicht marschiren konnte und zum Exerciren keine Zeit fand, in einem schwierigen Belagerungskriege nur durch den Enthusiasmus für die Sache und für ihren Feldherrn zusammengehalten, trotz der Versuchung des nahen Neapels und der Entbehrungen in Caserta und Santa Maria stets schlagbereit und kampflustig, — in keiner Weise übermüthig gegen die Bewohner Neapels und der Umgegend, die überrasch in die Nationalgarde traten, um so jeder kriegerischen Anforderung in friedlicher und ungefährlicher Weise gerecht zu sein und nur nicht Garibaldiner werden zu müssen, — ohne Excesse (einige Calabresen raubten und wurden sofort füsilirt) — so hielt Garibaldi die Truppe zusammen, die er kämpfen gelehrt hat und ausdauern. Und zu gleicher Zeit hielt er Neapel in Ordnung, wo der Krieg all' seine materiellen Steuern verlangte und Arbeitlosigkeit und Geldmangel herrschte und Unordnung drohte. — —

Soviel mir von deutschen und französischen Zeitungen zu Gesicht gekommen, werden die Mittel, durch die Garibaldi so seinen Einfluß übte und am Verbesserungswerk der Nation fortarbeitete, wie an ihrer Befreiung, nicht in's rechte Licht gesetzt. Vor Allem scheint mir sein Organ, sein Aaron, der P. Gavazzi falsch und ungebührlich beurtheilt zu sein. Wer aber die Predigten dieses Mannes neben einander legt, wird ein System in ihnen wahrnehmen, das sie weit über gewöhnliche Kapucinaden setzt. Es ist Garibaldi's politisches Glaubensbekenntniß in ihnen, wie zugleich die Doctrin, zu der er dem Volk die Reife geben will. Abgesehen von den volks- und zeitgemäßen Uebertreibungen und den rhetorischen Künsten der Selbstberauschung, herrscht in diesen Reden ein rechtlicher, weniger revolutionärer als reformatorischer Geist. Oft glaubt man dem Prediger die Mühe anzufühlen, sich so gemäßigt, nicht spöttischer, nicht kränkender über den Komödienapparat der Kirche, z. B. über das Wunder des Januariusblutes auszusprechen. Nirgend directer Angriff auf den Katholicismus, aber überall Verweisung auf dessen ursprüngliche Form und seine ursprüngliche Quelle, das Evangelium. Und italienische Neue Testamente wurden denn auch überall in Neapel verkauft und fanden viel Abnahme. Was aber schon in vielen Garibaldi'schen Proclamationen in Sicilien und Neapel vorgekommen war, wurde von Gavazzi erst ausgedehnt und zur Grundlage bedeutenderer Verhältnisse erhoben: das Haus, das christliche, nicht das vom Beichtvater abhängige bigotte Haus solle Grundlage des neuen Staates werden, und drum beginne die Arbeit der Frauen gleich mit dem Kampfe der Männer. Ein neues Geschlecht, nicht klösterlich, aber christlich, nicht weltlich, aber kriegerisch solle herangebildet werden, und drum sprach Garibaldi einmal so warm, so innig zu den Müttern, daß ich die Rede wie ein Beweismittel für die sittlichen Regungen aufbewahre, die in der italienischen Bewegung sich frei machen wollen. Sehn wir uns einmal wieder, so theile ich Ihnen diese Predigten mit; sie waren selbst in Neapel nicht leicht zu bekommen, da sie auf Flugblättern erschienen, rasch vergriffen und nicht mehr aufgelegt wurden. Was Rom be-

trifft, war sein Programm: der Papa re sei eine Verirrung, der papa prete sei nicht nur der ursprünglichen kirchlichen Institution entsprechend, sondern auch den Gläubigen ein würdigeres Vorbild als jenes Gemisch von Welt und Religion, wie's jetzt die römische Verfassung bietet.

Die Reden des Gavazzi rissen nicht nur im Augenblick die Zuhörer hin, sondern sie bewirkten auch nachhaltig, was sie bezweckten, eine allseitige Betheiligung der ganzen Bevölkerung an der staatlichen und gesellschaftlichen Reformation des Landes. So entstanden Commissionen für Kranken- und Armenpflege, ein Asyl für verwahrloste Kinder, Vereinigungen zur Hebung des Volksunterrichtes u. s. w. Auch ein Institut gleich unsern Frauenvereinen bildete Garibaldi, was hier sehr nöthig ward, da männliche Pflege und Sorge weder ausreichte, noch in so bewegter Zeit zu erreichen war. Für den Geist dieser Sorgsamkeit ist charakteristisch, daß aus Piemont, wie aus Neapel alle Zeitungsredactionen angegangen waren, je zwei Exemplare ihrer Blätter der Hospitalcommission in Neapel zu übermachen, da geistige Beschäftigung vielen Kranken nothwendig sei. Dazu wurden auch Bibliotheken für die Hospitäler beschafft u. s. w. — Zeichen von tieferem Gefühl für die Bedürfnisse der Leidenden, als den Männern einer Zeit von Eisen eigen zu sein pflegt. Und eine solche Zeit scheint wenigstens für einen Theil Italiens angegangen zu sein. Der ganze Kampf von der Landung in Sicilien ab, bis zu den Mauern Gaetas ist trotz der mitschlagenden fremden Soldtruppen, ein Kampf des intelligenteren, thatkräftigern Oberitaliens mit seiner größern politischen und geistigen Klarheit gegen das verweichlichte Unteritalien, das seine Wächter und Knechter nur zu gut einzulullen gewußt haben. Es muß eben ganz anders werden im ganzen Königreich Neapel, damit es als gleichbedeutender Theil in einem neuen Reich Italien neben Piemont sich halte. Das ist zugleich des auswärtigen Feindes bester Bundesgenoß, daß in Unteritalien das Volk so weit geschieden ist vom oberitalienischen in Sitte, Sprache, Kraft und Entwicklung.

Ich erzähle Ihnen wohl längstbekannte Sachen. Dennoch muß ich noch hinzufügen, was ich von der Stimmung der Leute selbst für oder gegen die Annexion wahrnehmen konnte. In Neapel selbst war jenes vielberühmte Schwanken Garibaldi's zwischen den Republikanern und den Piemontesen, zwischen Mazzini und Cavour durchaus nicht so sehr Gegenstand der Theilnahme. Alle seine Erlasse und vor Allem wieder Gavazzi's Reden trugen das königliche Banner hoch. Mir scheinen die politischen Färbungen gewisser Männer von Bedeutung von Parteiorganen in's Grellste übertrieben und daraus dann auf Garibaldi viel gefolgert zu sein. In Neapel habe ich keinerlei Andeutung davon gehört, daß der Anschluß an Piemont nicht nächst bevorstände. Drum rechnete, hoffte, vertraute Alles. Und darin lag die Kraft der ganzen Unternehmung. Ich sah die Proclamation der Abstimmung mit an; Jedermann hatte ein solches Decret erwartet, und nur die Fixirung des Datums war den Leuten neu. Alle Pässe, Aufenthaltskarten u. s. w. wurden schon vorher mit dem piemontesischen Siegel und Zeichen ausgegeben. Natürlich trug Alles mehr als gebührlich die grünweißrothe Gesinnung zur Schau. Obgleich Kokarden und Schärpen nur am Militär regelmäßig waren, hatten doch gerade Priester sich mit enormen

Tricoloren ausgeputzt, was besonders einen lächerlichen Contrast gegen ihre besorgten lauernden Gesichter machte, wenn sie die Decrete lasen, die von den Straßenecken herab die Aufhebung der Jesuiten und die Versteigerung ihres Eigenthums verkündeten. In den kleinen Ortschaften, die sich am herrlichen Golf von Neapel bis Castellamare hinziehn, hörten wir vielfach das neue Regiment beklagen; es waren keine Fremden auf den Vesuv gestiegen, und die Rothhemden, die in Pompeji umherstöberten, gaben sehr, sehr geringe Trinkgelder. Weil man mich und meinen Freund für „Deutsche," also für Feinde der Bewegung hielt, hoffte dann dieser oder jener gute Botschaft über die Ankunft der Austriaci oder der Bavaresi zu hören, und dort klagten sie viel. Der Refrain war aber der ganz natürliche: Wer uns Maccaroni giebt, dem wollen wir gehorchen! Was in Sorrent von Honoratioren ist, giudice, Gasthofbesitzer u. s. w. war gutitalienisch gesinnt. In Nesina erzählte man uns, Garibaldi sei ja auch ein Forestiere, ein Deutscher; dabei blieben die Leute fest, denn ihre Priester hatten es ihnen erzählt. Dazu ist er blond, und der Neapolitaner gewöhnt sich schwer an den norditalienischen Dialect. —

Wie herrlich ist Neapel! Meine kühnsten Erwartungen wurden übertroffen. Dazu öffnete der bedeutende Augenblick die Sinne schärfer für alles Schöne und Große. Es war nicht der einzige wirksame Contrast, wenn wir neben dem mächtigen Geschütz re Francesco II. von einer Zinne des Fort St. Elmo die ganze Stadt zu unsern Füßen sahen: inmitten all' dieser Pracht und Größe, welche Gefahr, welche Ohnmacht einer beleidigten Willkürherrschaft gegenüber! — Es mußte umgekehrt sein, und mitten aus dem Leben des Toledo war ich in kurzen Stunden wieder im stillen Rom: dort klirrten die rothen, frischen Krieger durch einander, hier glitten und huschten die langen schwarzen Kutten vorüber, auch eine militärische Macht! Und so ist's geblieben, Priester und Franzosen, Franzosen und Priester! Paraden und Ceremonieen, Processionen und Schießübungen, Glockengeläute und Trommelgerassel!

Ueber kurz oder lang wird's aber schlimm hier in Rom. Sie wissen, wie groß der Theil der Bevölkerung ist, der von dem Fremdenbesuch lebt. Jetzt halten die politischen Befürchtungen die Reisenden fern, die Miethhäuser stehen leer, die Arbeit fehlt, der Kreis, aus dem zollfrei die Lebensmittel eingeführt werden, ist mit der Grenzlinie enger und enger zusammengerückt. Das Brod ist doppelt so theuer, als sonst, die schlechteste Sorte Fleisch kostet jetzt soviel, als die beste früher. Von Bettlern wimmelt es, und bald werden die Berichte von der persönlichen Unsicherheit in Rom, wie sie schon lange in den Zeitungen stehn, an Wahrheit gewinnen. Im Augenblick harrt Alles auf die nächste Zukunft und hält darum zurück. Eine richtige Politik verbietet auch die revolutionären Demonstrationen. Das Inno Garibaldi ist freilich kein seltener Klang mehr, — aber mit dem Nationalhelden selbst scheint auch die Furcht vor ihm verschwunden zu sein. Dagegen hält die klericale Partei es für rathsam, ihrerseits zu demonstriren. Als am Sylvestertag der Papst der Messe in Gesu beiwohnte, sollten ihm beim Verlassen der Kirche die Pferde ausgeschirrt werden. Seine begeisterten Anhänger wollten ihn in den Vatican heim ziehen lassen; offen ihre Treue selbsthandelnd zu beweisen, nahmen sie Anstand; man versichert, die

Leute waren gedungen, die hier die Gäule ſpielen ſollten. Es wird einem Anſuchen des liberalen Comités an Goyon, ſeinem Erlaß gemäß jede Demonſtration fern zu halten, zugeſchrieben, daß der ganze Platz von Franzoſen in der Hecke umſchloſſen war, ſo daß der Menge ein allzugeringer Raum an den Häuſern entlang frei blieb. Sie konnte ſich weder verſammeln noch vereinigen, und die ſechs Rappen raſſelten die goldene Kutſche fort. Geſchrieen haben die Leute aber genug. —

Notizen.

„Die Oſtſeeprovinzen," ſo heißt es in einer Publication der volkswirthſchaftlichen Geſellſchaft für Oſt- und Weſtpreußen, welche uns mit dem Wunſch, ihr auch in dieſen Blättern Verbreitung zu geben, mitgetheilt wird, — „die Oſtſeeprovinzen ſind von der Natur ſelbſt darauf hingewieſen ohne Umſchweife die möglichſte Freiheit des Verkehrs zu verlangen, und darum hat ſich auch in ihnen zuerſt eine bewußte und conſequente freihändleriſche Agitation gebildet. — Vor zehn Jahren nahm dieſe Agitation bereits einen für die damaligen Verhältniſſe ziemlich energiſchen Anlauf, um bei dem bevorſtehenden Ablauf der Zollvereins-Verträge ihre Forderungen in möglichſt großem Umfange durchzuſetzen. Freilich ſchlug dieſer Verſuch fehl und mit den Oſtſeeprovinzen hat der ganze Zollverein an den Folgen davon ſchwer zu tragen. Inzwiſchen hat jene Agitation nicht geraſtet, ſie hat (wenn auch vorwiegend nur auf publiciſtiſchem Wege) an Umfang und Intenſität gewonnen, und neuerdings iſt ſie, hauptſächlich durch den Congreß deutſcher Volkswirthe, in innigen Zuſammenhang mit anderweiten volkswirthſchaftlichen Reformbeſtrebungen, namentlich mit der lebhaften Agitation für Gewerbefreiheit getreten. — So können wir dem in fünf Jahren abermals bevorſtehenden Ablauf der Zollvereins-Verträge, als dem Zeitpunkte, wo allein eine gründliche Reform der Zollgeſetzgebung ſtattfinden kann, mit geſteigerter Hoffnung entgegen ſehen. — Aber noch fehlt es an beſtimmten Concentrationspunkten für eine wahrhaft praktiſche Agitation, und nicht minder an einem beſtimmten Programm für dieſelbe. Beiden Mängeln abzuhelfen, ſind die von dem Congreß deutſcher Volkswirthe ausgegangenen Provinzial-Geſellſchaften am meiſten geeignet und berufen. Von ihnen am erſten kann — zumal wenn ſie wie diejenige für Oſt- und Weſtpreußen die verſchiedenſten Berufsklaſſen in entſprechender Vertretung in ſich ſchließen — eine Einwirkung auf die Repräſentanten der verſchiedenen Intereſſen, auf Vereine und Körperſchaften, wie auf die geſammte öffentliche Meinung ausgehen; und ſie ſind zugleich im Stande, die bisher noch ziemlich vagen Forderungen in ein beſtimmtes Programm zuſammen zu faſſen. — Als ein erſtes Mittel zu dieſem Zweck wird eine Schrift: „über die Stellung der Oſtſeeprovinzen im Zollverein" dienen; um eine ſolche und zwar eine vortreffliche zu beſchaffen, iſt die Prämiirung, d. h. die Ausſetzung eines Preiſes für die beſte von circa 45 Friedrichsd'or nothwendig. — Es läßt ſich erwarten, daß die Ausſchreibung eines ſolchen Preiſes neue publiciſtiſche Kräfte auf das Feld der öffentlichen Thätigkeit rufen wird; und zugleich wird der Congreß und ſein Vorſtand den eingehenden Concurrenz-Arbeiten weit unbefangener gegenüberſtehen, als wenn er etwa eine beſtimmte Perſönlichkeit mit der Abfaſſung einer ſolchen Denkſchrift beauftragte. — Die Aufgabe ſelbſt, für deren Löſung möglichſte Objectivität ein Haupterforderniß ſein wird, unterſcheidet ſich weſentlich von den Zielpunkten der meiſten bisherigen handelspolitiſchen Streitſchriften, indem es ſich bei ihr nicht

um ein bloßes Princip, und nicht um einzelne Berufs-Interessen handelt, sondern um die gemeinsamen Interessen eines großen Landestheiles. — Die Preisschrift wird zu entwickeln haben, ob und wie durch die Gesetzgebung des Zollvereins die Cultur-Entwicklung der Ostseeprovinzen nach einzelnen oder allen Seiten hin gehemmt ist und resp. mehr gehemmt ist, wie diejenige anderer Theile des Zollvereinsgebiets. Die Preisschrift wird ferner die daraus sich ergebenden Forderungen beleuchten und prüfen, ob und in wie weit solche mit denen des Freihandels-Princips überall oder nur theilweise zusammenfallen. Eine solche gründlich gearbeitete Denkschrift wird für die praktische Politik weit wirksamer sein, als die bloße Darlegung des Princips, weil die als berechtigt nachgewiesenen Forderungen eines großen Landestheiles auch dem aller Theorie feindlichen Staatsmanne Beachtung abnöthigen. Anderseits wird eine solche Denkschrift am besten geeignet sein, die Aufmerksamkeit und die Erörterung in anderen Theilen des Zollvereins zu beleben, indem sie von selbst zu entgegengesetzten oder zustimmenden Aeußerungen Veranlassung geben wird. — Für die Lösung der Preisaufgabe müssen außer dem Obigen noch folgende Gesichtspunkte hervorgehoben werden: Die Denkschrift muß in's Auge fassen und beleuchten einerseits die verschiedenen Hauptrichtungen des wirthschaftlichen Lebens in den Ostseeprovinzen (Handel und Schifffahrt, Ackerbau und gewerbliche Thätigkeit), anderntheils die verschiedenen Factoren, durch welche der Zollverein auf dieselben gewirkt hat (der Zoll-Tarif, die Bestimmungen über die zollamtliche Behandlung der Waaren, und die Vertheilung der Zollvereins-Einnahmen). Bei dem Zolltarif ergiebt sich die Unterscheidung der Ein-, Aus- und Durchgangs-Zölle von selbst. Bei den Eingangs-Zöllen wird, jedoch nur beispielsweise, außer den verschiedenen Schutzzöllen auch auf die Getreide- und Holzzölle aufmerksam gemacht. Bei der zollamtlichen Behandlung der Waaren handelt es sich hauptsächlich um die Anwendung der betreffenden Vorschriften auf den Seehandel. Bei der Vertheilung der Zollvereins-Einnahmen endlich wird wenigstens anzudeuten sein, in welchem Verhältniß die Ostseeprovinzen an den im gesammten Zollverein aufgebrachten Zollerträgen betheiligt gewesen sind, im Vergleich zu den ihnen als Bestandtheilen des preußischen Staates zu Theil gewordenen Staatsleistungen."

Soweit die Worte der uns vorliegenden Publication, die außerdem bestimmt, daß die ausgeschriebene Preisschrift in der gewöhnlich üblichen Weise bis zum 1. August d. J. bei'm Rechtsanwalt Roepell in Danzig einzuliefern ist. Die eingehenden Schriften sind von dem zeitigen ständigen Vorstande der Gesellschaft, der durch Cooptation von drei bis fünf Sachkennern (die nicht Mitglieder des Vereins zu sein brauchen) sich zu verstärken hat, bis zum 1. November 1861 zu prüfen. Das Ergebniß dieser Prüfung soll durch die Danziger Zeitung bekannt gemacht, die prämiirte Schrift als Eigenthum der Gesellschaft gedruckt und verbreitet werden.

Unter der Ueberschrift: „Zum 29. Januar" veröffentlicht der geschäftsführende Ausschuß für Arndt's Denkmal folgende Mittheilung:

„Die Wiederkehr des Tages, an welchem Vater Arndt von uns schied, legt den Unterzeichneten die Verpflichtung auf, Rechenschaft abzulegen, wie weit das Unternehmen, dem Heimgegangenen ein Denkmal zu errichten, in Jahresfrist gediehen sei. Nur mit dem lebhaftesten Gefühl warmen Dankes und herzlicher Freude erfüllen sie diese Pflicht, denn wahrlich in einer kaum je erhörten Weise haben die Deutschen sich beeifert, ihre Liebe und Verehrung für Arndt durch rasche und reiche Betheiligung zu bewähren. Kein Land, kein Stamm von Deutschland ist unvertreten geblieben, nicht allein aus ganz Europa, aus Asien, Afrika und Amerika haben Deutsche ihre Gaben gespendet, Staaten und Städte, Fürsten und Arbeiter, in vollster Wahrheit das deutsche Volk hat sich erhoben,

um dem tapfern Vorkämpfer seiner Freiheit und Ehre ein würdiges Andenken zu stiften. Am 10. Februar 1860 erging der Aufruf „in Bonn, am linken Ufer des Rheins, sein ehernes Standbild wie auf einer Warte kommenden Geschlechtern zur Erinnerung an große Thaten und zur Mahnung an große Pflichten aufzustellen." Nach drei Monaten war die Summe von 25,000 Thalern eingegangen und somit die Kosten eines ehernen Standbildes voraussichtlich mehr als gedeckt. Allein mit diesem Symbol seiner Verehrung wollte sich Deutschland nicht genügen lassen, von vielen Seiten her ward der zwiefache Wunsch ausgesprochen, auch für die äußere Lage der Nachgelassenen des theuern Mannes möge gesorgt, und das Grundstück, auf dem er so lange Jahre geschaltet und gewaltet, dem Zufall der Bauspeculation entzogen und zu seinem Gedächtniß erhalten werden. So edlem, oft und dringend wiederholtem Verlangen zu entsprechen wurde am 17. Mai 1860 in Folge eines Beschlusses des größeren Comité's durch einen zweiten Aufruf zu fortgesetzten Beiträgen aufgefordert, um das Arndt'sche Grundstück unter den für die Angehörigen möglichst vortheilhaften Bedingungen zu erwerben. Das Vertrauen, welches dieser Aufruf aussprach, ist nicht getäuscht worden, die Theilnahme nicht erloschen, noch die letzten Tage sind durch eingegangene Beiträge bezeichnet, welche bis jetzt die Totalsumme von mehr als 41,000 Thalern erreicht haben.

Die genaue in's Einzelnste gehende Rechnung soll nach Vollendung des Werkes gelegt werden, augenblicklich wird die nachstehende allgemeine Uebersicht der Beiträge das Interesse befriedigen.

Nachdem die Kosten des Denkmals gesichert waren, blieb die Wahl des Künstlers zu treffen. Der Meister, auf welchen sich Aller Augen richteten, Professor F. Rietschel in Dresden, erklärte sich auf Befragen bereit, die Ausführung der Statue zu übernehmen, und steigerte bei seinem Aufenthalt in Bonn durch die freudige Begeisterung, mit welcher er diese nationale Aufgabe ergriff, die berechtigten Erwartungen seiner Verehrer. Leider wurde der treffliche Künstler gleich nach seiner Heimkehr von einem heftigen Krankheitsanfall ergriffen, dessen Folgen noch jetzt nicht ganz verschwunden sind; allein die neuesten Erkundigungen geben die erfreuliche Hoffnung, daß es Rietschel gelingen wird, im Laufe dieses Sommers die Skizze des Standbildes zu entwerfen und das große Modell im kommenden Jahr zu vollenden.

Möge denn das gute Gelingen, das dem patriotischen Unternehmen bisher beschieden war, bis zur Vollendung des ganzen Werkes demselben treu bleiben, möge der gute Geist, von welchem es geboren und getragen ist, der feste Wille des deutschen Volks, durch Einigkeit und Freiheit dem Vaterland Macht und Ehre zu bereiten, in dem Andenken an den Mann erstarken, der für sein geliebtes Deutschland Alles einzusetzen stets bereit war."

Uebersicht der Beiträge.

Von deutschen Fürsten					ℳ 2640	12	8
aus Preußen:							
aus Staatsfonds zugesichert	ℳ	2000	—	—			
Rhein-Provinz . .	"	9750	14	7			
Westphalen	"	572	5	—			
Sachsen	"	788	6	9			
Brandenburg . . .	"	2729	16	9			
Schlesien	"	148	18	4			
Pommern	"	868	4	6			
Preußen	"	214	17	6			
Posen	"	2	5	—	" 17073	28	5
				Transport	ℳ 19714	11	1

				Transport	19714	11	1
Baiern				"	3383	16	7
Sachsen				"	3935	1	3
Würtemberg				"	871	7	10
Hannover				"	588	11	9
Kurheſſen				"	166	5	—
Baden				"	981	13	3
Großherzogthum Heſſen				"	326	1	7
Mecklenburg-Strelitz				"	165	15	6
" Schwerin				"	64	25	—
Sachſen-Weimar				"	319	15	—
" Coburg-Gotha				"	545	10	—
" Altenburg				"	94	20	—
" Meiningen				"	52	4	2
Oldenburg und Birkenfeld				"	301	25	—
Anhalt-Deſſau				"	8	—	—
Naſſau				"	22	—	—
Braunſchweig				"	7	16	—
Schwarzburg-Rudolſtadt				"	28	10	—
" Sondershauſen				"	7	—	—
Waldeck				"	151	10	6
Schaumburg-Lippe				"	8	8	6
Lippe-Detmold				"	60	2	—
Reuß-Schleiz (Gera)				"	100	—	—
Heſſen-Homburg				"	3	12	—
Holſtein				"	575	9	—
Schleswig				"	130	—	—
Bremen				"	1308	27	6
Hamburg				"	1195	12	6
Frankfurt a. M.				"	886	—	6
Lübeck				"	182	6	—
Oeſterreich				"	69	27	6
Von Deutſchen im Ausland:							
Belgien				138 — —			
Holland				" 341 14 —			
England				" 1982 25 —			
Schottland				" 46 9 6			
Schweiz				" 74 26 —			
Polen				" 5 — —			
Türkei				" 514 — —			
Cap-Stadt				" 156 20 —			
Italien				" 555 21 —			
Frankreich				" 154 — —			
Ungarn				" 48 5 10			
Rußland				" 205 — —			
Amerika				" 875 — —			
Japan				" 114 27 —			
					" 5211	28	4
					41465	23	4

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Dahlmann.

Der letzte Jahresschluß, der eine Thronfolge in Preußen mit sich gebracht, der noch inhaltsschwerer als einst auf der Grenzscheide des Jahres 1840 das Vaterland und Europa die Schwelle einer dunklen Zukunft betreten läßt, hat um den Fürsten, der dahin gegangen, einen Kranz von Männern geflochten, die einst unter derselben Regierung in lebensvollem Schaffen so entgegengesetzt und so verschiedenartig wie möglich gewirkt, und die nun der Tod kurz vor und nach ihm abgefordert hat. Mächtiger als je drängt sich dem öffentlichen Bewußtsein das Gefühl auf, daß eine Generation einflußreicher Geister entschwunden und Nachkommen gewichen ist, deren Werth und Leistungen noch nicht hinreichend bewährt sind, um an ihrer Hand getrost den kommenden Zeiten entgegen zu gehen.

Einer vor Allen ist unter den Dahingegangenen, den zu ehren uns längst als eine ernste Pflicht erschienen ist — ein Mann, der zwar nicht im Glanze unmittelbarer Nähe der Krone oder durch sie berufen, von europäischer Warte aus die Geschicke der Fürsten und Völker hat lenken helfen, der weder das Schwert zur Befreiungsschlacht gezogen noch in schmetternden Liedern das Volk zur Freiheit aufgerufen, der aber durch seine Persönlichkeit und sein geistiges Wirken unzähligen dankbaren Landsleuten, Freunden und Schülern nicht minder groß und unvergeßlich dasteht: Friedrich Christoph Dahlmann, ein Mann, in welchem Wissen und Ueberzeugung, Gedanke, Wort und That sich dergestalt zusammenschloß, daß Jeder, der ihm mit oder wider Willen genaht, den Eindruck der echten, edlen Geisteswährung davontrug. Fehlt es auch dem Biographen keineswegs an prägnanten äußeren Momenten in diesem Leben, so bleibt es doch die Hauptaufgabe, die innere Entwicklung aufzusuchen, die dieser Geist durchwandelt, um sich zu jenem festen, wahrhaft großartigen Charakter, zu dem Typus reinster Männlichkeit zu entfalten.

Der väterliche Name schon deutet die schwedische Abstammung an. Als schwedischer Unterthan wurde Dahlmann am 13. Mai 1785, der Sohn des Bürgermeisters, im deutschen Wismar geboren. Wer gedächte

nicht, wenn er sich in vergangene Zeiten zurückversetzt, der einst mit Hülfe des tapferen Schwedenvolks vollbrachten Rettung unseres protestantischen Glaubens sowie der gewaltigen politischen Opfer, um welche Deutschland sie hat erkaufen müssen? Dahlmann und der alte Arndt sind laut redende Zeugen nationaler Tüchtigkeit, zu welcher dennoch deutsche Männer unter schwedischer Herrschaft, ja, sogar anlehnend an schwedische Tugend, unbehindert gedeihen konnten, lebendige Beweise, wie gut sich deutsche mit skandinavischer Art verträgt, wie sie von Alters her innig verwandt gewesen. Darauf trauend, werden auch die wackeren Brüder in Schleswig nimmermehr den Muth verlieren, einem Feinde gegenüber, der, von jeher verächtlicher als die Skandinaven des Festlands, das Bewußtsein jener teutonischen Einheit oft genug, aber stets vergeblich mit frevelnder Hand zu unterwühlen getrachtet hat. Dahlmann, wie Arndt, hatte ein gutes Erbtheil des Nordens mitbekommen und hat dasselbe trefflich auf deutscher Unterlage zu bewirthschaften gelernt. Seine klaren germanischen Anschauungen von Sitte und Ordnung im Kleinen und Großen, die Ruhe und Festigkeit der Seele, die von eitlen Worten nichts weiß und die Rede überhaupt knapp bemißt, mit der That lange anhält, aber, wenn es endlich sein muß, auch handeln kann, das tiefe, unendlich innige Gemüth, das in zarter Scheu sich selbst verhüllt und nur in Augenblicken großer Erregung frei waltet, — das sind die Merkmale jener Herkunft, wie sie Dahlmann's Erscheinung und innerstes Wesen niemals verleugnet haben.

Noch weiß, bei der natürlichen Bescheidenheit des Verstorbenen, die Welt viel zu wenig von Erziehung und Unterricht, die er genossen, von den Jahren seiner Entwicklung, aber mit Spannung sehen auch wir der Veröffentlichung seiner handschriftlichen Aufzeichnungen entgegen, in der Erwartung, aus ihnen auch über jenen früheren Lebensabschnitt Denkwürdiges zu erfahren. Daß Dahlmann zu Anfang des Jahrhunderts die Universität, zuerst Kopenhagen und dann Halle besucht, um sich dem blühenden Studium der Philologie zu widmen, daß er sich F. A. Wolf's Schule anschloß, eröffnet einen ersten Blick in die Richtung seines geistigen Strebens. Daß er nicht in Kopenhagen, wie wohl irrig behauptet worden, sondern am 30. April 1810 in Wittenberg zum Doctor promovirt worden ist, bedeutet noch mehr. Der Geist Luther's ist in schweren Tagen, in denen Halle und Wittenberg eine arge Universitätsgeschichte durchgemacht, auch dem jungen Philologen tröstend entgegengetreten, — auch wohl der alte königliche Commilitone mochte ihm in Shakspeare's wunderbarer Dichtung erscheinen, der so entsetzlich erkennen mußte, daß „etwas im Staate faul" geworden. Welchen Freund er damals an Kleist gefunden, wie er in den Jahren des französischen Drucks nach Thätigkeit gerungen, hat man

erſt neuerdings aus ſeinen eigenen einleitenden Worten zu den geſammelten Schriften des Freundes erſehen. Indeß das Alterthum bleibt zunächſt ſein Ziel, und dem Studium des köſtlichen Ebenmaaßes, mit welchem Griechen und Römer hiſtoriſche Thatſachen dem Worte anzupaſſen und wiederum in dichteriſcher Schöpfung die Mächte der menſchlichen Seele und der ewigen Weltordnung zu verkörpern verſtanden, den idealen, vielſeitigen Aeußerungen der Kunſt im Allgemeinen hat er frühzeitig einen Theil ihrer Geheimniſſe abgelernt. Daß Dahlmann in Kopenhagen mit Vorleſungen über den Ariſtophanes, und zwar in lateiniſcher Sprache, ſeine akademiſche Laufbahn eröffnete, erſcheint gegenüber den Diſciplinen, die er ſpäter vertreten, zumal wenn man den ganzen Mann in ſeiner fertigen Erſcheinung begriffen, nichts weniger als wunderlich; es iſt nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit des alten Satzes, daß es für alle höhere Leiſtung des Menſchengeiſtes, beſonders wenn ſie das Gemeinwohl zum Ziele hat, ſchwerlich eine beſſere Vorſchule als klaſſiſche Bildung giebt.

Aber ſchon im Jahre 1812 erhielt der junge Docent einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte nach Kiel, obwohl er, wie er ſpäter gern ſcherzte, bis dahin nicht ein einziges hiſtoriſches Colleg gehört hatte. An der Hand der Alten lernte er jedoch Geſchichte mitten unter den ungeheuren Ereigniſſen, die ſich um ihn her vollzogen: das Leben ſelbſt erſchloß ihm die Wiſſenſchaft. Er hatte indeß nur kurze Zeit gelehrt, als er in das ſtaatsrechtliche Fach und in eine praktiſche Thätigkeit hinübergezogen wurde. Urſprung und Verwandtſchaft, ſeine Kenntniſſe, ſein gediegenes Weſen hatten ihn den ſchleswig-holſteiniſchen Rittern und Prälaten zum Sekretär ihres ſtehenden Ausſchuſſes empfohlen, und 1815 begann er ſeine Kräfte dieſer ariſtokratiſchen Genoſſenſchaft zu widmen, die ſchon damals bei Vertheidigung ihrer alten Privilegien gegen die Deſpotie von Kopenhagen den Funken noch höherer nationaler Rechte auffchlug, der ſich nimmermehr wird austreten laſſen. Nicht von ungefähr hatte die Rede zur Feier der Schlacht bei Waterloo, die ihm von der Univerſität zu halten übertragen worden, ſo warm der alten Stammverwandtſchaft und der innig verflochtenen Freiheiten der beiden deutſchen Herzogthümer gedacht. So wurde Dahlmann nunmehr auch durch ſein Amt zum ſtrengen Studium der Landesgeſchichte und des deutſchen Rechts angehalten; von der Philologie trat er über zu vaterländiſcher Hiſtorie und zum öffentlichen Recht, wie es aus dem klaren Borne durch Zeit und Volksart geweihter Inſtitutionen fließt. Poſitive Wiſſenſchaft verhalf ihm zur Erkenntniß der Principien germaniſcher Freiheit. Die Stände der Heimath haben ſich nicht über den Eifer und die Leiſtungen ihres Sekretärs zu beklagen gehabt; wacker iſt er daran gegangen, die ernſten Dinge, um die es ſich handelte, zu bearbeiten, mit

Dankbarkeit hat er sich hernachmals stets dieser Lehrjahre erinnert. Aber die Amtsgeschäfte vermochten doch nicht in ihm den Wunsch zu erwecken, ganz in solchen Arbeiten aufzugehn, selbst nun ein Staatsmann zu werden. Er war sich sehr wohl bewußt, wie sehr es ihm dazu an Ehrgeiz und an vielseitiger Gewandtheit, Tugenden, die auch wohl ohne Tugend bestehen, gebrach. Ihm war doch die Praxis vorwiegend ein Hebel mehr, um seine Wissenschaft immer lebensvoller zu gestalten. Seine literarischen Erzeugnisse als Professor der Geschichte in Kiel, abgesehn von den gelehrten und gesinnungsvollen Ausführungen für seine ritterschaftlichen Mandatare, spiegeln in würdiger Weise den Standpunkt, auf den er sich gestellt. Die Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte 1822, die heute noch von Lehrenden und Lernenden gleich gern zur Hand genommen werden, behandeln noch mit Vorliebe bedeutende Fragen des klassischen und des germanischen Alterthums, aber der Verfasser zeigt an ihnen selbst, wie er zum vollen Bewußtsein des Gegensatzes zwischen der philosophisch-constructiven und der an der Kritik der Thatsache aufbauenden Methode gelangt ist. Wie hätte er sich auch dem Beispiele Niebuhr's entziehen können! Jedoch Dahlmann bleibt dabei nicht stehn. So sehr ihm alle leeren Allgemeinheiten zuwider, dagegen überall in Geschichte und Politik reale Grundlagen Bedürfniß sind, so verlangt doch nach seiner innersten Ueberzeugung die Idee, die der erforschten Wahrheit zu Grunde liegt und mit dem Stoffe selbst durchwachsen ist, mehr als wissenschaftliche Polemik oder notenstrotzenden Ballast. Es heißt schon in der Vorrede zu jenem Buche: „Wenn ein mit sorgfältiger Prüfung behandelter Gegenstand der Historie auch nur Eine helle Linie durch das Dunkel der Zeit zieht, so kann er durch Gefälligkeit der Darstellung sich einen Anspruch darauf erwerben, auch außer den engen Schranken der Männer des Fachs hin und wieder wohl gelitten zu werden." Wie das in ihm zu voller Gewißheit geworden, wie er nach Art der Alten Form und Inhalt sicher in einander zu fügen gelernt, und wie sein Vorbild Manchen zur Nacheiferung gereizt, so hat er auch die Genugthuung gehabt, dadurch nicht nur bei der Zunft, sondern geradezu beim deutschen Volke sich Anerkennung und Dank zu erwecken. Die Ausgabe der Chronik des Neocorus des Dithmarschen, die er längst vorbereitet, die aber erst 1827 erschienen, ist freilich wieder ein Product echt kritischer Arbeit, wie ja auch die Folianten der Monumente der deutschen Geschichte die Früchte von Dahlmann's Mitarbeiterschaft bewahren — aber welcher Zeit, welchem Volksstamme, welcher Sphäre gehört jenes niederdeutsche Werk an: ein populäres Buch war es in gewissem Sinne dennoch.

Im Jahre 1829 ging Dahlmann, da ihm die dänische Regierung

sein mannhaftes Auftreten für die Rechte Schleswig-Holsteins, das ihn als Sohn aufgenommen, in ihrer Weise siebenzehn Jahre lang durch Nichtbeförderung vergolten, als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Göttingen, an eine der regsten, berühmtesten Werkstätten deutscher Gelehrsamkeit, ohne auch dort der Verbindung mit der praktischen Politik völlig entzogen zu werden. Wer kennt nicht den Kreis edelster Namen, mit dem ihn hier das Leben und eine seltene Freundschaft verband, und dem er in Wort und Schrift schaffen half den großen Zielen entgegen, welche der Sprache und Literatur, der Geschichte, dem Recht und der Staatskunst gesteckt sind? Das Bewußtsein von der innigen Verwandtschaft dieser Disciplinen unter einander verkörperte sich gleichsam in dem Bunde dieser Männer und strebte bei einigen von ihnen entschieden dahin, was stets die schwierigste Aufgabe aller Theorie und zumal der deutschen Wissenschaftlichkeit gewesen, aus dem Studirzimmer heraus das Leben zu beeinflussen, das Bedürfniß der Gesammtheit mit dem stillen Schaffen des Gelehrten in lebendiger Verbindung zu erhalten. Dahlmann's Vorlesungen schlugen immer sicherer diesen Ton an und verfehlten ihre Wirkung nicht; die literarischen Erzeugnisse aus jener Zeit verschweigen das ebenso wenig, wie zurückhaltend und bescheiden er sich auch mit dem ersten Theile seiner Politik an die Oeffentlichkeit gewagt hat. „Der freiere Blick," sagt er getrost eben dort, „auf eine lange und immer zusammenhängendere Strecke von den Bahnen der Menschheit ist diesem Zeitalter zu Stab und Stütze gegeben." Ja, sogar seinem kleinen Büchlein: Quellenkunde der deutschen Geschichte, wie er sie seinen historischen Lieblingsvorträgen zu Grunde gelegt, und die nicht mehr zu sein beansprucht als eine chronologische Liste von Hülfswerken für den Gegenstand, schickt er bald die Worte voraus: „die deutsche Geschichte muß durch einen kräftigen Willen zusammengehalten werden, um als Ganzes im Vortrage etwas zu bedeuten; jetzt am allerwenigsten darf sie in ein bloßes Antiquitätenstudium ausarten, sie muß in die Gegenwart ausmünden, womöglich mit vollerem Strome als unser Rhein; ihr Neuestes muß von demselben Sinne, der das Aelteste beseelte, durchdrungen sein. Denn am Ende gehört die Vergangenheit der Gegenwart und die Schrift dem Leben."

Wie stark Beides in einander greift, hatte er jüngst selber erlebt.

Sein freier, deutsch conservativer Sinn nämlich und das gute Zeugniß, das er einst in Holstein abgelegt, hatten ihn bei seinem Uebertritte nach Hannover dem wohlwollenden Regenten, dem Herzoge von Cambridge, empfohlen. Durch ihn wurde er abermals zu unmittelbarer Betheiligung an den staatlichen Dingen herangezogen, und zwar auf ein weiteres, hoffnungsvolleres Feld. Die hannöversche Verfassung vom Jahre 1833 stammt

zum guten Theil aus seiner Feder. Das Vertrauen des Herzogs und die Huld König Wilhelm's IV. waren ihm gesichert, als sich das Werk in der Ausführung bewährte. Wir ahnen nur, mit welchem freudigen Stolze ihn die Aufgabe erfüllt haben mag, für einen deutschen Staat, der in Personalunion mit Großbritannien, dem Heimathlande des Constitutionalismus stand, zu leisten, was einst der Hartnäckigkeit der Dänen gegenüber Geduld und Hoffnung auf Gerechtigkeit schwer auf die Probe gestellt haben muß. Wie mußte ihm daher das Herz bluten, als nach dem Thronwechsel vom 20. Juni 1837 Hannover der männlichen Erbfolge gemäß einen Fürsten zum Könige erhielt, dessen berüchtigte Theilnahme an englischer Politik es längst rathsam für ihn gemacht hatte, sich in's Ausland zu begeben, dem bei seinem Ableben die Times einen Nachruf gewidmet, den wir auch nur auszugsweise wiederzugeben noch heut Bedenken tragen würden, — als dieser König fast unmittelbar nach der ersten Säcularfeier der Georgia Augusta jenes Staatsgrundgesetz zerriß und dadurch mit einer Rohheit ohne Gleichen die weltberühmte Universität sowie das eigene Reich mit Verderben bedrohte. Mit dem Protest, mit der brutalen Absetzung und Verjagung der Göttinger Sieben zog nach längerem dumpfen Schweigen einmal wieder eine Frage auf, die, da sie auf der einen Seite in unser reinstes Heiligthum, das der Wissenschaft, griff, auf der andern aber die Grenzen zwischen Macht und Recht, das Verhältniß zwischen Theil und Gesammtheit des Bundes wieder zur Erörterung zog, im nationalen Gemüthe heftig zündete und das deutsche Volk recht eigentlich wieder in politisches Leben einzuführen begann. Eine unvergleichliche Rechtfertigungsurkunde wird stets die kleine Meisterschrift: Zur Verständigung von Dahlmann 1838 bleiben, da sie die tiefste Entrüstung, den bittersten Schmerz über den ungeheuren Rechtsbruch schlicht und eindringlich ausspricht, aber dabei den Mann von festem Charakter, von strengem Gewissen und reinstem Ehrgefühl offenbart, dem vor dem reinen Gebot der Pflicht alle anderen Rücksichten im Leben zurückstehn müssen. Er kennt sich selbst am besten. „Von Natur zurückhaltend im Reden und vielleicht allzu erwägend" und „des altväterischen Glaubens, daß die Politik durchaus nicht als getrennt von der Moral zu betrachten," hat er sich, zumal als ihm die studirende Jugend begeistert zujauchzen will, nicht verhehlen wollen, wie gern er sich den „Mann des Wortes und der That" nennen höre. Aber worauf gründete sich bei ihm dies stolze Bewußtsein, diese schöne kraftvolle Einigung? Als ihn Wissen und Gewissen anhalten, den auf die Verfassung geleisteten Eid nicht zu brechen, als er eben im Begriffe steht, in seiner Politik das Capitel von den Staatsstreichen und Revolutionen vorzutragen und durch das Eintreffen des Absetzungsdecrets „praktisch in das Verständniß solcher

Dinge näher eingeführt wird," da handelt er, wie er stets gedacht und geredet. Aus Princip dem Königthum ergeben, haben ihn Geschichte und Recht die Verderblichkeit jedweder unumschränkten Staatsregierung offenbart. Dem Könige, der sich über das Gesetz stellt, kann er sich mit seiner Wissenschaft, mit seiner Ueberzeugung nicht unterwerfen: so unterliegt er einem übel berathenen Gegner im Kampfe „für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung." — — „Ich kann keine Revolution hervorbringen, und wenn ich's könnte, thät' ich's nicht." Daß er den Studenten von jeder lauten, heftigen Aeußerung der Theilnahme, von jeder Auflehnung wider die Ordnung abrieth, als er, den jungen Sohn an der Hand, mit Grimm und Gervinus als Verbannter über die Grenze schritt, das war mehr als passiver Widerstand. An die Märtyrer des constitutionellen Staatsprincips hing sich voll Bewunderung der Blick der Nation; gerechten Fürsten begannen die Augen aufzugehen: es kam ihnen eine Ahnung, wie nahe auch sie diese Sache anging.

Einige patriotische Freunde boten dem flüchtigen Dahlmann, der auch Cassel ohne Aufenthalt hatte verlassen müssen, ein Obdach in Leipzig, doch ging ihr Wunsch, seine bedeutende Lehrkraft in freier Stellung an der dortigen Universität verwandt zu sehn, nicht in Erfüllung. Bald siedelte er nach dem kleinen Jena über und fand in trauter Umgebung die ersehnte Muße, ein seiner würdiges Werk in die Hand zu nehmen. Nachdem er nur einmal, nothgedrungen, wider seine innerste Neigung öffentlich von sich selbst gesprochen, war es am wenigsten seine Sache, das Unrecht, das ihm widerfahren, nun auf die Dauer der Welt vorzuhalten oder mit stumpfen Waffen den Kampf wider die rohe Gewalt fortzusetzen: ihm behagte es vielmehr, in stiller Zurückgezogenheit besserer Tage zu harren, die denn auch nicht allzu lange auf sich warten ließen. Als nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. ein frischer Hauch durch die Lande zog und manches alte Unrecht abgestellt wurde, da wurden auch von den sieben Göttingern drei, die noch zu haben waren, nach Preußen gezogen. Die Brüder Grimm gingen nach Berlin, Dahlmann wurde im Jahre 1842 Professor der Staatswissenschaften in Bonn. Das erschien in der That als eine Genugthuung der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volke, welches die Männer, die für ihre Gesinnung gelitten, nicht aus den Augen verloren hatte. Mit freudiger Begeisterung wurde namentlich Dahlmann am Rheine empfangen; da in den schon allgemein erregten Tagen Großes gerade von ihm erwartet wurde, wies man ihm in Versen symbolisch seinen Platz an unter den Gipfeln des Siebengebirges:

Die Löwenburg wie andre mehr
Liegt längst in Schutt und Graus,

Die Burg der Freiheit, hoch und hehr,
Bau, Dahlmann, Du uns aus.

Sein Wirkungskreis war jedoch zunächst wieder die Universität geworden, und zwar in Wort und Schrift zu einem Erfolge von seltenem Glanze, so daß hier der geeignete Ort sein dürfte, uns seine Persönlichkeit und seine Leistungen als Lehrer der akademischen Jugend und eben dadurch auch der Nation in's Gedächtniß zurückzurufen.

Der Mann, der Ruhm seiner sittlichen Größe und seine zahlreichen, vielseitigen Vorlesungen riefen eine ungemein große Anzahl von Zuhörern herbei, so daß sofort und auf mehrere Jahre hin diese Collegien als die besuchtesten der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität gegolten haben. Die Bänke des größten Hörsaals waren gedrängt voll, ringsum neben Fürstensöhnen und bewährten Gelehrten saß die lernbegierige Jugend aller Facultäten, besonders wenn er seine Politik, seine deutsche, englische oder skandinavische Geschichte las. Aber auch Nationalökonomie, Finanzen und Polizei wurden eifrig besucht. Der wohl geordnete und klar durchdachte Stoff, die kernige, edle Sprache, die in Wort und Satz bis auf Punkt und Komma fest und sicher wie aus Quadern aufgeführt schien, die durchgehende Kraft männlicher Gesinnung — das Alles übte einen unwiderstehlichen Zauber, obwohl der Lehrer in seiner imposanten Ruhe mit monotoner, fast klagender Stimme so gut wie wörtlich aus dem sauberen Hefte zu lesen schien, obwohl der Stil nicht ohne Härten, mitunter sogar geschraubt war. Nur äußerst Wenige mochten zu dem nicht eben leicht nahbaren Professor Zutritt haben, aber Alle waren sich bewußt, daß sie hier zu den Füßen eines Mannes saßen, der ihnen noch mehr gab als reine Wissenschaft. Wer bei Dahlmann fleißig nachgeschrieben, hat schon diesen Aufwand mechanischer Anstrengung gewiß nicht zu bereuen gehabt. Aber wie wirkte auf den Hörer die das Gewissen packende Sprache, — und wie wurde diese Wirkung Gemeingut, als er sich bald durch den Druck mit denselben Gegenständen an viel weitere Kreise wandte, als sie durch Universität, Semester und wechselnde Generation der Studirenden gezogen waren! Dahlmann's in Bonn verfaßte Werke sind vorwiegend aus jenen Vorlesungen erwachsen und offenbaren, wie dieselben, vom Geiste der Zeit durchdrungen, über die alten zünftigen Schranken hinaus nach weitester Wirkung zielten.

Suchen wir zuerst über die geschichtlichen Werke und damit über Dahlmann als Historiker unser Urtheil zu fassen, so muß von vornherein als höchster Ruhm betont werden, daß in den beiden knapp gedrängten und seither so oft wieder aufgelegten Erzählungen der englischen und der französischen Revolution die deutsche Literatur mit einem Paar klassischer

Muster historischer Gattung beschenkt worden ist, denen sich eine bis dahin unter uns Deutschen höchst seltene Popularität zugewandt hat, und die in ihrer Abrundung, in ihrer maaßvollen Einfachheit stets an einige bewunderte Juwelen des Alterthums erinnern werden. Zwar haben sich die Fachgelehrten oft kopfschüttelnd geäußert über die sehr secundäre Forschung, aus welcher die beiden Werke hervorgegangen, über die grundsätzliche Beseitigung aller Spuren des kritischen Unterbaues; und vom Standpunkte strenger historischer Wissenschaft müssen in der That manche dieser Einwürfe zugelassen werden. Wenn Dahlmann der einen Arbeit nur das bekannte Buch Guizot's und einige zweifelhafte Parteiwerke der Engländer zu Grunde legte, so mußte im Einzelnen Allerlei unterfließen, was vor dem scharf geschliffenen Glase diplomatischer Kritik die Probe der Thatsächlichkeit nicht bestehn kann; wenn er in der anderen die kühnen staatsrettenden Versuche eines Mirabeau auf der beschränkten Bühne Frankreichs als selbständiges Drama verführt, so wird ihm jetzt, wo glücklicher Weise Kenntnisse und Anschauungen über den Gegenstand so viel weiter geworden, eine gewisse Eigenwilligkeit und Einseitigkeit der Wahl, und ebenfalls wieder unzureichende Verwendung der Materialien zum Vorwurf gemacht. Aber wer auf Grund solcher Beschwerden jene Leistungen überhaupt verdammen wollte, müßte durchaus ihre Natur und Anlage verkannt haben, die, was doch immer das höchste Ziel aller Geschichtschreibung bleiben wird, einem intelligenten, wißbegierigen, an seinen eigenen Angelegenheiten endlich wieder Antheil nehmenden Volke anschauliche, lebensvolle Gemälde aus der Vergangenheit vorzuführen bezwecken. Daß sie aber gerade jene zwei ungeheuren Erschütterungen behandelten, welche die eine auf die andere treffen und deren Stöße und Schwingungen, mächtiger und allgemeiner, auch die Gegenwart überdauern, daß sie beleuchtet wurden von den Lichtstrahlen heutiger socialer und politischer Erkenntniß, — darin liegt, wir möchten sagen, der richtige Treffer als vornehmstes Verdienst des Verfassers, der um den Preis der allgemeinen Popularität, die er an diesen Werken erworben, uns dennoch keineswegs von seinem guten Rufe als Historiker eingebüßt zu haben scheint. Allein es ist freilich ein gewaltiger Unterschied, ein Buch zu schreiben, aus dem ein Volk von Millionen politische Unterweisung schöpft, oder ein gelehrtes Werk für Fachgenossen oder Bibliotheksfächer.

Als Grundlage für erstere Form haben sich offenbar andere von Dahlmann's historischen Vorträgen weniger geeignet. Die schöne Vorlesung über deutsche Geschichte von der Reformation bis auf den Tod Friedrich's des Großen, auch wohl bis auf die Gegenwart, war reich an den Ergebnissen gewissenhafter Forschung auf dem Boden der Geschichte, des Staats-

rechts und auf den entgegengesetzten und doch so nahe zusammenhängenden Gebieten der materiellen und der geistigen Nationalpolitik. Sie fesselte hauptsächlich durch die prächtige Charakterzeichnung der einzeln aus der Einöde hoch emporragenden Erscheinungen, an denen sich das Nationalgefühl in der traurigsten Zeit der Vergangenheit Trost und Vertrauen holen kann; sie wird hoffentlich, da Dahlmann seine Hefte ohne Frage in musterhafter Ordnung hinterlassen hat, bald einmal allgemein zugänglich werden. Denselben Wunsch möchten wir aussprechen in Bezug auf eine öffentliche Vorlesung, die Dahlmann, angeregt durch den Krimmkrieg, in späteren Tagen über russische Geschichte gehalten, und wo uns, als wir einmal wieder Gelegenheit hatten zu hospitiren, selbst bei diesem Stoffe in dem Einklang zwischen Form und Inhalt derselbe Zauber entgegentrat, wie einst vor Jahren in der englischen Revolution.

Aber Dahlmann hatte längst bewiesen, wie sehr er bei solcher Wirksamkeit Historiker von Fach geblieben, und wie wenig das Gesammturtheil paßt, das sich neuerdings in einem hochgeschätzten Handbuch findet: „als habe ihm weniger daran gelegen zu erforschen, was noch verborgen war, und mitzutheilen, was er Neues und Wissenswürdiges gefunden hatte.“ Es ist dabei die vorzügliche Geschichte Dänemarks ebenso außer Acht gelassen worden, wie jüngst in der frechen und unwissenden Behauptung der Times, die Deutschen hätten sich wohl um Erforschung skandinavischer Sagen und Mährchen verdient gemacht, aber, als wäre es absichtlich, niemals die Geschichte des Nordens studiren wollen, — während gerade Dahlmann's Arbeit vorliegt als das Muster gediegener Leistung, wie es seither kein Inseldäne zu Stande gebracht. Lange schon hatten ja seine historischen und juristischen Studien gerade diesem Theile Europas gegolten; für die große Sammlung von Pertz hatte er das Leben St. Anskar's, des Apostels des Nordens, edirt, als er, in tiefster Seele gekränkt durch die Karlsbader Beschlüsse, um seines guten Namens Willen von einem Unternehmen zurücktrat, das zwar ein Stein begründet, in dessen Directorium aber Unterzeichner jener Actenstücke saßen. Mit den Quellen also hinreichend vertraut, durch eigene Anschauung und Betheiligung an den dänisch-deutschen Dingen gleichsam berufen, nahm er während des Exils in Jena das Werk auf und lieferte in wenigen Jahren für die große Sammlung der Staatengeschichten von Heeren und Ukert drei ihrer besten Bände, sowohl was Erforschung und Verarbeitung des Materials, als was die stilistische Anordnung der sehr wirren Masse betrifft. Durch die Irrgänge hindurch, in denen sich während des Mittelalters die skandinavischen Länder anziehen und abstoßen, wird der Leser zunächst mit der Entwicklung Dänemarks im Inneren vertraut gemacht, mit seinen Beziehungen zu Nord

und Süd. Eine eingehende Darstellung der Geschichte von Norwegen und vor Allem Islands schließt sich daran. Letztere, in welcher mit echt Dahlmann'scher Vorliebe das uralte öffentliche und Privatrecht sowie die gediegene Selbstverwaltung der Bauernrepublik geschildert wird, muß einem Jeden, der Verständniß und Liebe für den Gegenstand mitbringt, als die Perle des Buchs erscheinen. Kaum minder bedeutend jedoch ist der dritte Band, der die Geschichte der skandinavischen Union bis auf ihren Ausgang umfaßt. Wer bedauerte nicht, daß der Vorsatz des Verfassers, das Werk durch die Zeiten der Reformation und der königlichen Unumschränktheit fortzuführen, noch während der ungetrübten Ruhe in Bonn zwar nicht erkaltet, aber dann bald der Ausführung immer mehr entrückt worden ist? Allein was er sich einst gewünscht, als er das Werk unternahm, hat er auch mit dem schönen Bruchstücke in reichem Maaße erreicht: „er fürchte zwar, nach langer Arbeit unter Bausteinen, nicht alle Erde vom Kleide loszuwerden, möge aber nicht für das Nachschlagen schreiben, sondern wünsche sich Leser." Die Fachmänner sind froh, eine solche dänische Geschichte zu besitzen, und unter den Werken jener Sammlung wird schwerlich ein anderes so gern gelesen werden. Wer mag ihm vorwerfen, daß er seine Art nicht verleugnen, bei aller Gründlichkeit die Form schlechterdings nicht darangeben, seine Gesinnung nicht unterdrücken konnte? Wer kann sich weigern, allein wegen dieses Buchs Dahlmann zu der Schaar unserer auserlesenen Historiker zu rechnen?

Viel weiter jedoch als mit seinen historischen Arbeiten griff Dahlmann mit dem, was er über Politik vortrug und schrieb. Es erschien ihm als die vornehmste Aufgabe seines Lebens, an der er beständig fortarbeitete, seitdem einst im Jahre 1815 Niebuhr, Schleiermacher und Thibaut seinem ersten öffentlichen Artikel ihre Zustimmung ertheilt hatten. Dort hat er bereits ein Bekenntniß abgelegt, an dem er unverbrüchlich festgehalten, als er schrieb: „Alle Diejenigen, welche überhaupt den Werth einer zweckmäßigen Gliederung des Staats anerkennen, sind darin einig, daß in England die Grundlagen der Verfassung, zu welcher alle neueuropäischen Staaten streben, am reinsten ausgebildet und aufbewahrt sind." Seine Politik, auf den Grund und das Maaß der gegebenen Zustände zurückgeführt, die leider auch in der zweiten Ausgabe vom Jahre 1847 nicht über Veröffentlichung des ersten Theils hinausgekommen ist, steht doch nicht so schroff lapidar, so kategorisch abgeschlossen, so lückenhaft knapp da, wie selbst wohlwollende Beurtheiler, welche die Schönheit und markvolle Energie im Einzelnen rühmend anerkennen, dem Ganzen zum Vorwurf machen möchten. Wenn irgendwo, so lassen sich an diesem Stoffe die eigenen Fortschritte des Verfassers verfolgen. Er selbst bezeichnet die

zweite Auflage als eine reifere, wie es die zunehmenden Jahre, die persönlichen Erfahrungen von selbst mit sich bringen. Geneigt, wie er von jeher war, die Wissenschaft in steter Wechselwirkung mit dem Leben zu bemeistern, die flüssige Entwicklung der Gegenwart mit den historischen Resultaten der Theorie zu erfassen, mußte insonderheit das Erlebniß in Hannover zu wiederholter Prüfung und Weiterbildung seiner Sätze auffordern. Nachdem er selbst der Welt gezeigt, wo die „zarte Grenze" des Widerstands gegen die Gewalt zu ziehen sei, nachdem er jüngst so viel von fremden Revolutionen warnend zum Gewissen Deutschlands gesprochen, als eben die Schleswig-Holsteiner so recht nach seinem Sinne und mit seinen Waffen für das „Kleinod vaterländischer Rechte" den Kampf aufnehmen, als Preußen, derjenige Staat, „an welchem die Hoffnungen aller Deutschen vorwiegend hangen," die Bahn des Verfassungslebens betritt, — da hält er es für seine Pflicht, das, was er der akademischen Jugend Jahr aus Jahr ein nach bestem Gewissen vorträgt, in einem Handbuche für diese und alle ihre Landsleute kurz und bündig von Neuem herauszugeben. Er konnte dabei noch nicht wissen, wie nahe das Vaterland vor dem Ausbruche der eigenen Revolution stand, und wie die Wellenschläge der Bewegung auch die Principien treffen mußten, die er felsenfest und unerschütterlich aufgerichtet zu haben meinte. Noch war er der Lehrer, der niemals aufhört selbst zu lernen. Denn wenn man an dem Buche wohl aussetzt, daß es zu dürftig und willkürlich historisches Material beigebracht, nur die englische Verfassung einigermaaßen umständlich behandelt habe, so trug er doch bei der Wiederkehr der Vorlesungen stets der eigenen Beschäftigung oder dem Bedürfnisse des Augenblicks Rechnung, so daß bald die politische Geschichte der antiken Staaten, bald Venedig oder die deutsche Hansa, bald Frankreich und — nach der Sturmfluth des Jahres 1848 — die Staatenbildung Deutschlands in der Gegenwart mehr oder weniger erschöpfend in den freilich stehen bleibenden Rahmen des Systems eingespannt wurden. Wie hätte das auch anders sein können bei dem Manne und Gelehrten, der, von der historischen Methode ausgegangen, in alle Wege an ihr festgehalten hat, der, eine echt conservativ-liberale Natur, wie sie dem deutschen Geiste legitim entstammt, die festen Formen der Rechtsordnung, das Verhältniß von Obrigkeit und Volksfreiheit nur aus gegebenen geschichtlichen und rechtlichen Momenten zu erkennen, beständige organische Fortbildung nicht zu leugnen, alle Neuerungen aber, wie sie absoluter Muthwille oder radicaler Unmuth in die Welt schleudert, mit strengem Ernste nur zu verdammen vermag.

Ihm entsteht der Staat nicht aus Zufälligkeiten weder des Bedürfnisses noch der Kunst, sondern nach organischen Gesetzen wie das Wachsen

und Leben der Natur und des Individuum. Wie dieſe dient er einer höheren Weltordnung, von der Urſprung, Entwicklung und Grenzen abhängig bleiben. Aber gerade weil über dem beſtändigen Wechſel von Leben und Tod die Welt dennoch nicht ſtill ſteht, erklärt er: „Wir glauben an ein großes gemeinſames Werk der Menſchheit, zu welchem das einzelne Staatenleben nur die Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der menſchlichen Dinge am Ende der Geſchichte.“ Vollkommen iſt nichts unter der Sonne, darum auch nicht der Staat und ſeine Formen, die nach Raum und Zeit verſchiedenartig entſtehen und vergehen. Bei Allem, was wird, eröffnet aber der geſchichtliche Proceß ſelber die Erkenntniß, nirgend jedoch iſt es wichtiger als beim Staate, ihn von der Vergangenheit zur Gegenwart zu verfolgen. „Daher drängt alle Behandlung von Staatsſachen im Leben und in der Lehre zur Hiſtorie hin, und durch ſie auf eine Gegenwart.“ Da haben wir in der Methode ſelbſt den Kern des politiſchen Bekenntniſſes, dem Dahlmann immerdar treu geblieben, und das ſich, eben weil er Geſchichte gelernt und an Geſchichte glaubt, gleich fern hält von der in erſtarrter Vergangenheit nach einer unwandelbaren Baſis für Gegenwart und Zukunft tappenden Staatsmoral wie von den aus aller Vergangenheit hinweg nach den Nebelbildern ungreifbarer Zukunft haſchenden Theoremen. Dahlmann huldigt daher wie alle einſichtsvollen, ungeblendeten Geiſter des Zeitalters, wie die Staaten ſelbſt, die ſich ungehindert auf dem Boden der Wirklichkeit bewegen, dem conſtitutionellen Princip, da es in der Praxis zu der hiſtoriſchen Anſchauung der Wiſſenſchaft ſtimmt. Die Capitel über Königthum und Repräſentativverfaſſung ſind darum auch der großen Schule unſerer Tage, die Dahlmann unter ihren Meiſtern zählt, recht eigentlich zum Katechismus geworden, deſſen Anwendung allerdings im Vergleich zu der politiſchen Uebung der Engländer noch immer doctrinär gefärbt bleibt, hingegen aber auch von franzöſiſchen Abſtractionen und von der Idolatrie mit Principien und Formen abſieht und feſte erreichbare Geſtaltungen in's Auge faßt. Wer hätte aus ſeinen ſcharfen Federzeichnungen nicht unverlöſchliche Eindrücke davongetragen von feudalem und abſolutem Regiment, wie jenes, ein buntes Conglomerat von Privatrechten, Einheit und Ordnung des Staats unbedingt in Frage ſtellt, und dieſes zwar Beides ſchafft, aber mit äußerſt ſeltener Ausnahme nur der Befriedigung der eigenen Selbſtſucht dient. Beſtimmter, als das bisher unter uns Deutſchen geſchehen, weiſt er den alten Landſtänden ihren Platz unter den antiquariſchen Curioſitäten an, nachdem „die Macht der Geſchichte überall dahin, wo früher Dienſte ſtanden, das Geld geſetzt hat, vermöge deſſen nunmehr der Staat ſich ſelbſt bedient, an die Stelle der überlieferten Sitte die Gründe er-

wähnende Einsicht gesetzt, und eine öffentliche Meinung an die Stelle der Standesmeinung." Stände können nur repräsentativ und Reichsstände sein, man müßte denn der Verfassung von Mecklenburg oder dem im preußischen Herrenhause vertretenen doctrinären Feudalismus Mustergültigkeit für das neunzehnte Jahrhundert beilegen wollen. Das unumschränkte Königthum fährt nicht minder schlecht, — aber hoffen wir, daß auch nach den bitteren Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit trotz und vielleicht wegen der Erfolge des legitimen wie des revolutionären Cäsarismus Dahlmann's Glaube der unsere bleiben möge, der Glaube, daß die Entwicklung und Zukunft Europas „an den Bestand nicht blos, sondern an die Macht der erblichen Königthümer geknüpft" sei. Vor der Thatsache endlich von der die gesittete Welt beherrschenden, fortschreitenden Macht des dritten Standes, die Dahlmann so überzeugungsvoll und klar in Worte gebracht, können weder Despoten noch Feudale, trotz aller Schlagworte von beschränktem Unterthanenverstand, von Professorenphrasen und Reformjudenthum, die sehenden Augen verschließen. Es sind das siegreiche Momente, die längst im Staatsleben zur Anerkennung durchgedrungen, an deren Förderung unter uns auch Dahlmann's Politik ihr nicht geringes Verdienst hat.

Aus solcher Betheiligung an der Anleitung, der Erregung, dem Kampfe der Geister wurde nun der treffliche Mann durch die Ereignisse zu Anfang des Jahres 1848 herausgerissen und auf den unterwühlten Plan exceptioneller Wirklichkeit gestellt. Wohl schien auf einmal die lichte Aussicht, die sich im Herbste zuvor über die Germanisten zu Lübeck ergossen, in Erfüllung zu gehn; und aus ganz Deutschland richteten sich die Blicke namentlich nach Bonn, wo in den ersten Tagen schäumender Begeisterung Dahlmann neben dem Freunde Arndt von den Mitbürgern zum Volksmanne ausgerufen worden. Er gehorchte dann, als ihn zum dritten Male im Leben der Staat in arger Noth durch Berufung zum Vertrauensmann mitten in die Geschäfte zog, und ging, da ihn mit demselben Zutrauen seine Landsleute in das erste deutsche Parlament nach Frankfurt sandten. Ihm, der Politik und Moral nicht von einander zu scheiden vermochte, erschien es als heilige Pflicht, gerade in sturmvoller Stunde die Wucht seiner Ueberzeugung, seines Wissens und seiner Erfahrung dem Gemeinwohl zu weihen.

Aber es fragte sich doch sofort, ob gerade dieser Mann, der in Thun und Lassen maaßvoll und schonend, der eher zu wenig als zu viel sagte, den aber Fürsten und Völker eben deshalb als einen Steuermann im Unwetter bezeichneten, solchen allgemeinen Erwartungen würde entsprechen können, sobald die Bewegung sich überschlug, die Regierungen und die Nation

zu keiner Verständigung gelangten und der Streit über Recht und Macht auf einen Kampfplatz entrückt war, wo der Einzelne vor unberechenbaren, wie im Wirbelwinde treibenden Einflüssen trotz aller Stärke des Willens und des Könnens jäh fortgerissen und abgenutzt wurde. Indeß von welchen Frühlingshoffnungen waren die Gemüther erfüllt, als die Versammlung eröffnet wurde, die dem ganzen großen Deutschland eine gemeinsame Verfassung schaffen sollte; wie erschien noch Alles voll Maaß und von den edelsten Ideen erfüllt, wie zweifelte man nicht, eben in der Zeit freudigster Erregung am raschesten zum Ziel zu gelangen. Unter vielen tüchtigen und verwandten Geistern wirkte besonders Dahlmann, zuerst noch als Bevollmächtigter seiner Regierung, bald aber ungebunden als Parlamentsmitglied, selbst gehoben und Alle um sich her erhebend; es gab keinen Zweiten, den das Studium und die Schule des öffentlichen Lebens so sehr befähigt hätten, die wesentlichsten Stücke zum Verfassungsbau herbeizutragen. Sein kurzes treffendes Wort und das hohe persönliche Ansehn, das er genoß, brachen deshalb frühzeitig den eigenen Gedanken Bahn, als es galt, schleunigst dem Vaterlande die monarchische Spitze zu sichern. Das Ideal, das Tausenden in den Tagen der Ruhe vorgeschwebt, der deutsche Kaiser, sollte jetzt zur Wirklichkeit werden, und unbekümmert um die Gefahren, die sich rechts und links aufthürmten, der Nachhaltigkeit der öffentlichen Meinung vertrauend, ging Dahlmann an's Werk, die Grundpfeiler seines Systems aus Wort und Schrift hinweg auf den Boden des wiedererstandenen Reichs zu versetzen. Kaum aber schien mit der Wahl des Reichsverwesers ein gerader Schritt vorwärts gethan, als schon bei Berathung der Grundrechte es sich immer mehr erwies, wie diese Tendenzen, die sich auf die Sympathien des dritten Standes stützten, sowohl von den noch immer die materielle Macht hütenden Einzelregierungen als von den Massen divergirten, die gährend immer mehr in Fluß geriethen. Bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand von Malmoe endlich drängte die entscheidende Frage in den Vordergrund: hat das Parlament die Macht, den im Auftrage der Centralgewalt von der preußischen Regierung geschlossenen Vertrag zu verwerfen, ja, diese nöthigenfalls zu zwingen, seinem Willen nachzukommen? Man mag die Bedingungen jenes Vertrags demüthigend, schmählich nennen, oder bei der heutigen Lage des immer noch nicht ausgetragenen Streits sogar sehnsuchtsvoll auf sie zurückblicken: aber konnte, fragen wir, durch ein in Frankfurt gesprochenes „Halt!" ohne Reichsarmee der Waffenstillstand aufgehoben oder die betreffenden Verhandlungen, der Abzug der Truppen nur sistirt werden? wollte man sich mit der ersten, gerade mit derjenigen deutschen Macht überwerfen, die bisher gehandelt hatte? Man unternahm das Wagniß. Getrieben von den edel-

ſten Gefühlen, der reinſten aller Leidenſchaften, ward unſer Dahlmann, der ruhig überlegende Schweiger, zum feurigſten Fürſprecher aller widerſtrebenden Geiſter. Wem klang nicht noch ſein Wort im Ohr, das ſchlicht und doch ſo ſchneidend gleich im Anfange ſo viel dazu beigetragen, die Sache, die ihm durch die innigſten Bande längſt an's Herz gewachſen, die ſchleswig'ſche, zu einer deutſchen zu erklären? An jenen Beſchluß anknüpfend trat er an dem verhängnißvollen 4. September vor die Verſammlung, Schmerz, Entrüſtung, Zorn in dem ſo ſpärlich von den Wettern der Leidenſchaft durchzuckten Antlitz. Heute allein ganz Leidenſchaft, rief er aus: „die Ehre Deutſchlands gilt's zu wahren, die Ehre Deutſchlands!“ Seine Politik war völlig zur Moral geworden; das Maaß aber, der Grund, auf dem er ſie gezimmert, wankten dröhnend unter ſeinen Füßen. Und wie konnte es denn anders kommen? Gerade dieſe gewaltige Stimme in dieſem Augenblicke hallte überall mächtig wieder, wo die Leidenſchaften, gute und böſe, kaltblütiger, ſtaatsmänniſcher Erwägung den Zutritt verwehrten. Der Beſchluß des folgenden Tages ſtürzte das Reichsminiſterium, aber ſofort begann, woran man zur Rettung deutſcher Ehre feſthalten wollen, die Behauptung imaginärer Gewalt in Nebel zu verfließen — und finſtere, ſataniſche Mächte jubelten Hohn zu einem parlamentariſchen Siege, der einer großen Niederlage gleich kam. Schweigen wir von Dahlmann's Verſuch, ein Miniſterium zu bilden. Er mußte auf der Stelle erkennen, daß er unter ſolchen Stürmen weder Kraft und Halt, noch Ehrgeiz und Schwung beſaß, um das Steuerruder der großen Bewegung in ſeine Hand zu nehmen. Edel und charaktervoll wie im ganzen Leben war er auch hier erſchienen, aber die Eine Stunde hatte vor der Welt darüber entſchieden, daß er kein Staatsmann der Revolution war: ſeine Gefühls- und Gewiſſenspolitik unterlag den realen Kräften. Die nächſten Ereigniſſe ſelbſt haben über jene Verwicklung das Urtheil geſprochen; der Sieg des Francke'ſchen Vermittlungsantrags und die Ueberzeugung, daß die Herzogthümer ſchon dafür ſorgen würden, aus jenen paciſcirenden Beſtimmungen keine dauernde Ordnung hervorgehen zu laſſen, lenkten in dieſer Frage wieder in die richtige Bahn ein. Mag Dahlmann ſich auch ſpäter dahin geäußert haben, daß von jenem Tage an das Parlament unaufhaltſam zu ſinken begonnen, ſo hat er doch ebenſo unverholen bekannt, wie er nicht der Mann geweſen, etwa mit Robert Blum in's Miniſterium zu treten. Zwar wunden Herzens harrte er auch ferner aus und zeigte durch ſeine Betheiligung bei Berathung der Reichsverfaſſung, daß er, wie wenig auch in Ausnahmezuſtänden, für ſtreng politiſche Arbeit ſtets Praktiker genug war. Was er da zur Unterſtützung von Gagern's Programm über Oeſterreichs Stellung zum künftigen Bundesſtaate, was er warnend zu Gunſten des ab-

soluten Veto wider das suspensive hauptsächlich in den Ausschußsitzungen gesprochen, wird Jedermann als durchaus staatsmännisch gelten lassen. Von selbst versteht sich, daß er an dem Gedanken des Erbkaiserthums, und zwar des hohenzollern'schen treu festhielt; und schon heut ist die Mehrzahl der Stimmen nicht mehr gemeint, darum weil Preußen selbst keinen Schritt entgegen that und endlich ganz auswich, ihn, den vornehmsten Urheber des Plans, leichthin mit der bequemen Anklage des Doctrinarismus abzufertigen. Dahlmann und seine Freunde, Männer, deren ernstes Wollen stets in fleckenlosen Ehren bestehn wird, wenn auch ihr Versuch zunächst scheitern mußte, haben der Nation doch den Pfad gewiesen, auf dem sie aus namenlosen Schwierigkeiten, wie sie kein anderes der großen Culturvölker zu bestehn gehabt, der Vernichtung durch Umsturz und fremde Knechtschaft entrinnen und staatlich zu der Einheit gelangen könne, welche Geschichte und Weltstellung anweisen, und welche als vornehmste Bedingung der Selbsterhaltung immer lauter, mächtiger, allgemeiner gefordert werden wird.

Unvergleichlich war doch die Kraft der Hoffnung, mit welcher Dahlmann trotz so gewaltiger Schläge bis zuletzt ausgeharrt. Noch immer hielt er es wider die Ehre, vor den erstarkenden feindlichen Gewalten vom Platze zu weichen, es dünkte ihn Pflicht gegen das Vaterland und eine Aufgabe positiver Politik, daß die Vertretung Deutschlands an die zu erwartende octrohirte Gesammtverfassung anknüpfe. Nur erst nach strenger Selbstprüfung, in tiefster Seele bewegt, schloß er sich den Gesinnungsgenossen an und trat am 20. Mai 1849 aus dem Parlament. Ihm folgte, wie Vincke schon mitten in den wilden Septemberdebatten tröstend ausgerufen, die Hochachtung von ganz Deutschland. Und als dann bald darauf das Berliner Cabinet seine verhängnißvollen Experimente unternahm, als die Freunde, die zugleich aus Frankfurt geschieden, sich im Juni mit Gleichgesinnten in Gotha trafen, da war es wieder Dahlmann, der an der Spitze der Partei dahin wirkte, nochmals Vertrauen zum Dargebotenen auszusprechen und von ihrer Stellung aus dazu beizutragen, daß aus der Reichsverfassung und dem Berliner Entwurf vom 26. Mai ein geeinigtes Deutschland, wenn auch ohne Oesterreich, erstehe. Freilich unterdrückte er darum seinen Argwohn nicht, daß bei einem Ministerium Manteuffel und den verschiedenartigen anderen Einflüssen an mehr als einer Residenz kein Gelingen zu erwarten sei. Als es daher im nächsten Jahre zu Erfurt schon so viel mißlicher stand, und späterhin in der ersten Kammer zu Berlin, kam es ihm lediglich darauf an, das politische Glaubensbekenntniß treu zu wahren und von der Gewalt, die sich rehabilitirt, die Stimme des Rechts nicht unterdrücken zu lassen, das über Revolution

und Reaction unwandelbar dasselbe geblieben. Die Zeit ist schwerlich allzu fern, wenn bei thatsächlicher Darstellung der Geschichte jener Tage der tapferen Ueberzeugungstreue gerechte Anerkennung gezollt werden wird, wenn auch aus Dahlmann's handschriftlicher Sammlung, über deren Geheimhaltung er mit strengster Verschwiegenheit gewacht, die lebendigen Zeugen aufstehn werden für den Sinn, in welchem er, dem eigenen Zweifel am Erfolg zum Trotz, die gute Sache dennoch nicht preisgeben wollte.

Seitdem hat es auch für ihn noch manche Stunde des tiefsten Kummers, des Bangens und Zagens gegeben; entsetzlich hat sich sein Gemüth vor dem Gedanken gesträubt, daß wir dem Spiele zwischen Despotie und Demokratie verfallen, daß die zerstörenden Kräfte die Herrschaft in der Welt erlangen könnten, so daß „der Wanderer dermaleinst die Reste der alten deutschen Monarchie in den Grabgewölben ihrer Dynastien werde aufsuchen müssen." Er hat aber darum nie an einer, wenn auch fernen, besseren Zukunft, an der göttlichen Gerechtigkeit verzweifelt, denn der ewige Grundsatz jeder echten Staatskunst, „daß Redlichkeit und Ueberzeugungstreue die menschlichen Dinge zusammenhalten," ist immerdar der seine geblieben. Die Welt wäre ja zum Hohn geschaffen, wenn es anders sein sollte. Zu Ende des Jahres 1850, als seine Schleswig-Holsteiner todesmuthig das Letzte wagten und dem braven Hessenvolke so schmachvoll mitgespielt wurde, als über Preußen die gerechte Demüthigung hereinbrach, da heißt es in einem klassischen Briefe Dahlmann's: „Mag einer noch so erfüllt von der göttlichen Einsetzung der Fürsten sein, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat; wenn aber er nicht, wer denn sonst?"

Es mußte allerdings arg um Deutschland stehn, wenn späterhin von Dahlmann, nachdem er längst jeder unmittelbaren Betheiligung an staatlichen Dingen den Rücken gewandt, mitunter verlautete, wie er vorwiegend warnend und Unheil verkündend seine Kassandrastimme erhebe, als ob selbst diese hoffnungsstarke Natur vom Pessimismus ergriffen worden. Dennoch irrten die Leute, wenn sie ihn deshalb für einen gebrochenen Mann hielten. Von jeher gewohnt, sich nur wenigen Auserwählten zu erschließen, mied er jetzt um so mehr allen weiteren Umgang, lebte nur dem Hause, wenigen Freunden und seinen Vorlesungen, die er mit herrlichem Eifer wieder aufgenommen hatte. Da fand er den vornehmsten Trost während der Tage, als die Reaction culminirte und die Lehre von der Umkehr der Wissenschaft mit barbarischer Faust ihre sehr fühlbaren Griffe auch nach der rheinischen Hochschule that. War er auch nicht mehr dahin zu bringen, seine unvollendeten historischen und politischen Werke wieder aufzunehmen oder nochmals eine Vorlesung druckfertig zu machen, so hingen

Studium und Colleg doch wie ehedem unverändert mit dem frischen Lebensnerv der Gegenwart zusammen, und war sein ganzes liebevoll förderndes Interesse stets Unternehmungen jüngerer Anhänger zugewandt, wenn sie der Wissenschaft, wie er sie erfaßt, einen Zuwachs versprachen. Noch immer hielt ein kleiner Kreis treuer Freunde und Verehrer zusammen, von denen mancher Einzelne im Schmerz über das Vaterland sich bei Dahlmann Trost und Erquickung geholt und zu erzählen weiß, wie der, den die Außenwelt für finster und stumm geworden erklärte, ein warmes geistiges Leben und selbst die Gabe harmloser Scherze sich bewahrt hatte. Wohl stand er immer einsamer da im Leben; unter der kleinen Zahl der Seinen hatte der Tod tiefe Lücken gerissen, aus der Schaar der Nächsten starben ihm Wilhelm Grimm und E. M. Arndt. Aber das Alter hatte ihn selber kaum gebeugt oder das schwarze Haar gebleicht; voll Ehrfurcht sahen dem hohen, stattlichen Greise auf seinem täglichen Spaziergange die Leute nach. Das Herz sorgte noch in warmer Fülle um Jacob Grimm, den theuersten Freund, als ihm der Bruder entrissen, es schlug wie immer jeder neuen edlen Geistesschöpfung und freute sich an den Wenigen, die ihm der Himmel gelassen. Am Donnerstag dem 29. November 1860 hielt er noch ohne Beschwerde zur altgewohnten Stunde seine Vorlesung über Politik. Sie sollte, wie sie die vornehmste Arbeit seines Lebens betraf, auch die letzte desselben sein. Zwei Stunden später wurde er vom Schlage getroffen, aus dessen Betäubung er nicht wieder erwachte, bis er am 5. December verschied. Still und treu bis an's Ende hatte er seine Aufgabe erfüllt. Durch Stadt und Universität Bonn aber ging das ernste Gefühl, daß in Dahlmann ihre edelste Zierde, daß einer der besten Männer Deutschlands dahingegangen. Möchte Deutschland bald dankbar und sich selbst zur Unterweisung das Andenken dieses treuen Sohnes ehren, von dem es fest steht wie bei'm Agricola: posteritati narratus et traditus superstes erit.

Die ewige Stadt und das Pabſtthum.

Gregorovius, Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. Stuttgart, Cotta 1. bis 3. Band, 1859 bis 1860.

Wenn eintretende zeitgenöſſiſche Ereigniſſe dem begonnenen Werke eines Geſchichtſchreibers erhöhte Bedeutung und geſteigertes Intereſſe zu verleihen vermögen, ſo wird dieſer Vortheil gewiß in nicht geringem Maaße dem oben bezeichneten Werke zu Theil werden müſſen, welches den Geiſt des Leſers die Jahrhunderte entlang auf die früheren Geſchicke der Stadt der Städte gerade jetzt, in einem Zeitpunkt ſchauen läßt, wo die geſammte civiliſirte Welt voll Spannung dem Augenblick entgegenſieht, da jene vielleicht ihre zweite große Weltphaſe zu beſchließen und eine neue zu eröffnen im Begriff ſteht. Der Geſchichtſchreiber der Stadt Rom im Mittelalter beginnt ſeine Erzählung mit dem Verfall des todesſiechen Weltreichs, das von der Tiberſtadt ſeinen Namen trug, und aus ſeinen Trümmern ſieht er die Keime neuer, junger, weltgeſtaltender Kraft hervorbringen und ſich entwickeln: iſt es nicht ein Bild gleichen Hinſterbens, ähnlicher junger Triebe und Hoffnungen, welches die neueſte Geſchichte Italiens uns zeigt? — und wiederum ſteht Rom auf dem Feldzeichen der Angreifer und der Vertheidiger, wiederum liegen ein altes und ein neues Rom, eine inhaltsſchwere Vergangenheit und eine hoffnungsreiche Zukunft gegen einander zu Felde. Wenig Dinge mag es geben, die ſo geeignet ſind, die ſinnende Phantaſie anzuregen, wie der Anblick jener Stadt, die ſo groß war, daß ſie nie ſterben kann, der immer wieder eine neue Aufgabe hohen geſchichtlichen Berufes ſich ſtellt, wenn ſie im Begriff iſt, unter den Schlacken des vollbrachten und ſchon überlebten Werkes zu erſticken, die auch jetzt wieder, nachdem ſie ein Weltalter hindurch einem nationaler Entwicklung wenigſtens fremden, oft feindlichen Berufe gedient, dem jungen italiſchen Nationalſtaat als das heilige Palladium gilt, mit deſſen Erwerb erſt das Werk gekrönt und geweiht ſein werde. So, ſcheint es, iſt es in der That das Weſen dieſer Stadt, ewig zu ſein in immer ſich wiederholender, phönixartiger Verjüngung, und man gedenkt wohl der alten, an den Rieſenbau des Flaviſchen Amphitheaters anknüpfenden Weiſſagung: Quamdiu stat Colysaeus, stat et Roma; quando cadet Colysaeus, cadet et Roma; quando cadet Roma, cadet et Mundus.

Die Geſchichte Roms im Mittelalter zu ſchreiben, war bisher eine Aufgabe, die, obgleich gewiſſermaaßen ein Poſtulat der Wiſſenſchaft und

monographiſch vielfach vorbereitet, doch noch keine zuſammenfaſſende Löſung gefunden hatte. Der Grund davon lag, abgeſehen von hindernden Aeußerlichkeiten, vornehmlich in der Schwierigkeit einer faßbaren Stellung der Aufgabe. Denn das leuchtet auf den erſten Blick ein, daß die Form der Municipalgeſchichte, wie ſie ſonſt wohl bei mittelalterlichen Städtegeſchichten Anwendung fand, hier unzulänglich war; für die Geſchichte Roms würde ſie ein Prokruſtesbett geweſen ſein. Die zahlloſen Fäden, die hier zuſammen, die zahlloſen Radien, die von hier nach allen Seiten auseinanderlaufen, zwingen den Blick ihnen zu folgen; man erfaßt das wirkliche Rom nur in den größten Zuſammenhängen. Durfte auf dieſe Weiſe, ſtreng genommen, keines der großen politiſchen und Culturverhältniſſe, die in Rom entweder ihren Ausgangs- oder ihren Mittelpunkt haben, von dem Geſammtbild ausgeſchloſſen werden, und iſt Rom geradezu die lebendige Form für die Geſchichte des Mittelalters nach der einen ſeiner beiden Seiten hin, ſo zeigt ſich, wie die Aufgabe zu den größten Dimenſionen erwächſt, wie ſie beinahe nichts Geringeres prätendirt, als eine Geſchichte des Mittelalters ſelbſt in der Projection auf Rom. Rom iſt dem Mittelalter in eminentem Sinne geiſtiges Centrum: der Begriff des Centrums aber kommt erſt durch die Beſchreibung der Peripherie zur Anſchauung.

Hiermit ſoll nicht geſagt ſein, daß nicht auch in etwas engerem Faſſen des Geſichtspunktes das Vortrefflichſte geleiſtet werden könne. Beinahe jede geſchichtliche Unterſuchung auf dem Gebiete des Mittelalters, ſofern ſie irgend mit dem Allgemeinen ſich berührt, ſpinnt an einem von den Fäden, die von Rom aus oder nach ihm hinlaufen; ebenſo wird es, und in noch höherem Grade, der Aufgabe förderlich ſein und ihrer Löſung näher führen, wenn man umgekehrt, von Rom ausgehend, doch die Hauptpunkte erfaßt und geſchichtlich durchführt. Merkwürdig, daß zu gleicher Zeit, von einander unabhängig, zwei deutſche Forſcher ſich dies Ziel ſetzten: der der Wiſſenſchaft zu früh entriſſene Felix Papencordt, dem der Tod nicht einmal die letzte Hand an das ſchon dem Abſchluß nahe Werk zu legen geſtattete, und Ferdinand Gregorovius, der, ſeit einer Reihe von Jahren in Italien faſt heimiſch geworden, uns ſchon manche auf dem klaſſiſchen Boden gezeitigte Früchte ſeines friſchen Geiſtes über die Alpen geſchickt und nun zuletzt zu der größten und ernſteſten Aufgabe ſich gewandt hat. Beide ſcheinen bei der Wahl des Titels, der übereinſtimmend lautet: Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter, eine Reſtriction der oben angedeuteten Art im Sinne gehabt zu haben; — es iſt ganz charakteriſtiſch, daß jeder innerhalb der gleichen Beſchränkung ſeine Aufgabe doch weſentlich von dem Mitſtrebenden verſchieden geſtaltete.

Es liegt außerhalb des Zweckes dieſer Zeilen, dieſen Vergleich hier zu

entwickeln und die relative Werthſchätzung der beiden in ſich ſehr verſchiedenen Arbeiten daran zu knüpfen. Wenn wir es unternehmen, dem Leſer dieſer Blätter eine und die andere Seite des Bildes aufzurollen, welches die mittelalterlichen Geſchicke Roms darſtellt, ſo halten wir uns gern an die Erzählung von Gregorovius, dem der Plan ſeines Werkes die größere Breite der Darſtellung geſtattete, und dem der Reiz anmuthiger Form und ein ſchönes, menſchlich warmes, ſittliches Pathos bei der Auffaſſung geſchichtlicher Verhältniſſe für einen weiteren Leſerkreis ſeine ihm eigenen Vorzüge geben, ſowie vielleicht für einen engeren Kreis die ſtrengere, knappe, methodiſche Form und Forſchung dem Papencordt'ſchen Buch die ſeinigen verleiht.

Aber nicht nach all' den Seiten hin, nach denen Gregorovius ſich im Verfolg ſeiner Darſtellung wendet, wollen wir ihm nachgehen. Die „Chronik," wie er ſein Werk wohl zu nennen liebt, erfordert auch ein näheres Eingehen auf die Beſchaffenheit des Locals; und wie denn die Kenntniß der Gründungen und Zerſtörungen, die Hermeneutik in dem was iſt und was war, auf dieſem an Wandelungen ſo reichen Boden faſt zu einer Wiſſenſchaft eigener Art erwachſen iſt, ſo entzieht ſich auch unſer „Chroniſt" der Aufgabe nicht, dieſe Fragen zu erörtern; vielleicht ſogar, daß er in ſeinem, durch perſönliche Anweſenheit geſteigerten Intereſſe an dem Locale ſelbſt bisweilen in eine, für den der örtlichen Anſchauung oder Erinnerung ermangelnden Leſer faſt zu eingehende Ausführlichkeit verfällt. Dem Studium des Locals und der auf ihm entſtehenden und zerfallenden Gründungen muß die Betrachtung der gleicher Weiſe verfallenden und wieder erſtehenden Kunſt zur Seite gehen, und in ſinkenden, kunſtarmen Zeiten iſt es des Chroniſten Pflicht, jeder kleinſten Spur, jedem an ſich unbedeutenden Stück ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, weil jedes, für ihn wenigſtens, der Repräſentant einer Richtung, die Reliquie eines Strebens iſt. Dieſes und Aehnliches hier auch nur anzudeuten, unterlaſſen wir und verſuchen lieber an einige von den Zügen aus dem reichen Gemälde anzuknüpfen, welche Rom in ſeinen großen und allgemeinen Beziehungen ſchildern.

Der Geſchichtſchreiber Roms im Mittelalter betritt die Stätte der zweimaligen Weltherrſchaft in einem überaus denkwürdigen Moment. Noch ein Jahrhundert bevor es den Barbaren des Nordens gelang, das morſche Reich zu zertrümmern, hatte ein Feind ganz andrer Art und mit ganz andern Waffen das alte Rom zu bekämpfen begonnen. Aus den Katakomben war das verfolgte Chriſtenthum ſiegreich an's Licht hervorgetreten, in ſeinem Schooße die Keime eines neuen Rom. Es beginnt einer der merkwürdigſten Proceſſe der Weltgeſchichte, worin ſich gleichſam der Ueber-

gang aus dem Alterthum in's Mittelalter exemplariſch darſtellt: „die Verwandlung der weltlichen Stadt in eine geiſtliche, des Cäſarenthums in das Pabſtthum, des römiſchen Staats in die römiſche Kirche.“ Die officielle Suprematie, die dem neuen Glauben durch Conſtantin zu Theil geworden war, der glückliche Sieg des „Galiläer's“ über die noch einmal verſuchte Reſtauration der alten Götter hatten dem Chriſtenthum ſeine herrſchende Stellung in Rom geſichert; aber bei Weitem war damit nicht das Werk gethan; wiederum faſt ein Jahrhundert noch bedurfte es, um den vereinzelten Widerſtand des Heidenthums zu brechen, um den Römer von ſeinem Veſtacult und ſeinen Lupercalien, um den römiſchen Senator von dem Opfer auf dem Altar der Siegesgöttin vor jeder Senatsſitzung zu entwöhnen: — nicht vor der Mitte des fünften Jahrhunderts kann man das Heidenthum in Rom als eigentlich erloſchen betrachten; auf dem flachen Lande natürlich hielt ſich der alte Cultus viel länger; als der heilige Benedict von Nurſia im Jahre 529 ſein Kloſter auf Montecaſſino gründete, mußte er erſt der Venus und dem Apollo das Local abkämpfen.

Und war auch hiermit das große Werk gethan, deſſen es bedurfte? Freilich war Rom eine chriſtliche Stadt geworden; — aber das Chriſtenthum hatte den Zerſetzungsproceß, worin es Stadt und Staat gefunden, nicht gehemmt; es lag nicht in ſeiner Fähigkeit, man mag ſagen, in ſeiner Aufgabe, weder die vorhandenen großen Formen des Staates zu brechen und neue an ihre Stelle zu ſetzen, noch ihnen ſich einfügend ſie zu regeneriren. Für den Anblick im Großen war das römiſche Chriſtenthum dieſer Zeit nichts Andres, als ein neuer Firniß über das morſche, altersſchwache Gebäude, und unter ihm nagte der Wurm unaufhaltſam weiter; ja das Chriſtenthum ſelbſt degenerirte raſcher als anderwärts auf dieſem Boden. Denn für die große Mehrzahl war es doch nur ein Aeußerliches geblieben, daß ſie Chriſtus um Apollo getauſcht hatten; Lebensweiſe und Bedürfniſſe, Intereſſen und Genüſſe theilte die neue chriſtliche Geſellſchaft Roms mit der alten heidniſchen; mit der Rangordnung der Geiſtlichen ſchlich der alte ariſtokratiſche Hochmuth wieder ein, nur mit einem neuen Object; alle Lüſte und Laſter der blaſirten und raffinirten alten Geſellſchaft dauerten fort mit einem neuen Namen, unter einer den veränderten Verhältniſſen entlehnten Beſchönigung. In beredter, draſtiſcher Weiſe ſchildert Ammianus Marcellinus namentlich das ſchwelgeriſch-ſinnliche Treiben der entnervten vornehmen Römer ſeiner Zeit, welche, „wenn ſie eine weitere Reiſe auf ihre Güter unternehmen, glauben Märſche zu thun, wie Alexander der Große und wie Cäſar, ſei es, daß ſie ſich mit fremder Jagdbeute brüſten, oder daß ſie vom Averner See auf bemalten Gondeln nach Puteoli und Gaeta, obenein in der Sonnenhitze, zu ſchiffen wagten; ſobald

nur hier eine Fliege auf den Seidenzipfeln ihrer großen vergoldeten Fächer ſich niederließ oder durch einen Ritz des breiten Sonnenſchirms der leiſeſte Sonnenſtrahl einfiel, ſo klagen ſie das Schickſal an, daß es ſie nicht bei den Kimmeriern geboren werden ließ." Für die Charakteriſtik der Verhältniſſe des chriſtlichen Roms ſind die Briefe des Hieronymus voll von bezeichnenden Schilderungen. Folgen wir unſerem Verfaſſer, wenn er, nach dem Berichte des anſchaulich malenden Kirchenvaters, uns mit den bezeichnenden Spitzen der chriſtlichen Geſellſchaft bekannt macht. „Hieronymus führt uns in das Haus einer Edeldame: die Enkelin der Decier oder Maximi hat Trauer, weil ſie Wittwe wurde. Mit geſchminkten Wangen liegt ſie auf einem köſtlichen Ruhebett, das in Purpur und Gold gebundene Evangelium in der Hand. Ihr Gemach iſt von Schmarotzern erfüllt, welche die Dame mit Scandalen über geiſtliche und weltliche Dinge oder Perſonen zu ergötzen wiſſen, und ſie iſt ſtolz, die Patronin von Prieſtern zu ſein. Kleriker treten ein, die der edeln Matrone den Beſuch machen, ſie auf das Haupt küſſen und mit ausgeſtreckter Hand (man ſollte meinen, ſie ertheilten den Segen) ein huldvolles Almoſen empfangen. Wenn ſie es mit einer gewiſſen artigen Verſchämtheit einſteckten, werden es jene Mönche dreiſter an ſich nehmen, die baarfuß, in ſchwarzer und unreiner Cuculle, von den Dienern an der Schwelle abgefertigt werden. Aber die bunten Eunuchen werden dem Diaconus weit die Thüre aufreißen, wenn er in modiſchem Wagen mit feurigen und eleganten Pferden zur Viſite vorgefahren kommt, daß man glauben ſollte, er ſei der leibliche Bruder des Königs von Thracien. Sein ſeidenes Gewand duftet von wohlriechenden Waſſern, ſein Haar iſt vom Friſeur auf das Künſtlichſte mit dem Brenneiſen gekräuſelt, und indem er mit den goldberingten Fingern das Kleid geckenhaft emporzieht, hüpft er in den Palaſt auf zierlichen Füßen, welche die Kunſt des Schuhmachers mit Schuhen von weichem und glattanliegendem Saffian bekleidet hat. Wer dieſen Mann ſieht, ſagt Hieronymus, wird ihn eher für einen Bräutigam als für einen Geiſtlichen halten — und wir ſetzen hinzu, wer ihn heute ſähe, würde glauben, er ſei einer der ſeidegeſchniegelten Don Juan's des modernen Rom. Er iſt in der ganzen Stadt bekannt unter dem Namen „Stadtkutſcher;" er iſt überall und nirgends anzutreffen, und es geſchieht nichts, was er nicht zuerſt wüßte, noch giebt es eine Stadtgeſchichte, die er nicht erfunden oder doch vergrößert hätte. Sein Lebenslauf iſt kurz dieſer: er iſt Prieſter geworden, um zu den ſchönen Frauen freiern Zutritt zu haben; ſeine Lebensart kurz folgende: gleich in der Frühe erhebt er ſich und hält Muſterung über ſeine heutigen Viſiten, und dann geht es auf die Wanderung. Wo er nun in einem Hauſe etwas Schönes findet, ſei es ein feines Tuch

oder Kiſſen, oder irgend ein Geräth, ſo bewundert er es ſo lange, bis es ihm geſchenkt wird, denn die ſcharfe Zunge des „Stadtkutſchers“ wird von allen Frauen gefürchtet.“ —

So geht es fort, und die Kirchenväter ſind reich an ſolchen Schilderungen. Gewiß, nicht immer und überall waren es Früchte dieſer hohlen und eitlen Art, die an dem Baume des jungen römiſchen Chriſtenthums wuchſen; je haltloſer und widerſpruchsvoller dieſes ganze Weſen war, um ſo mehr mußte es die beſſeren Naturen zurückſtoßen und zur Vertiefung in das eigene Gemüth, zum lebendigen Greifen nach dem wahren Glaubensinhalt des äußerlich von Allen Bekannten hinweiſen. Dieſe fielen der Askeſe und dem Mönchthum anheim, „Rom ward um ſeine letzte Virtus durch die Kutte gebracht.“ Dem Staate, von dieſem Standpunkt wie heidniſches Gebild verabſcheut, fiel von dieſer ſittlichen Erregung nichts zu Gute.

So war das Werk der Umwandlung nur zur Hälfte vollbracht; dem Chriſtenthum allein aus ſich heraus wollte es nicht gelingen, die alten Formen zu brechen — die alten Formen aber hatten ſich als eine gewaltige und gefährliche Macht gezeigt; bereits waren ſie auf dem Wege, gerade hier im Centrum den Geiſt, den ſittlichen Inhalt ſich unterthänig zu machen und zu gemeinſamer Fäulniß mit ſich zu verbinden.

Wie nun überhaupt neben dem Chriſtenthum das Eintreten der germaniſchen Nationen mit ihrem zerſtörenden und ſchaffenden Wirken in den Kreis des geſchichtlichen Lebens den zweiten Hauptfactor des neuen Weltalters bezeichnet, ſo bedurfte es auch hier dieſes Elementes und zuvörderſt ſeiner zerſtörenden Kraft. Was das Chriſtenthum nicht zu brechen vermocht hatte, das brachen die Germanen. Denn dies iſt ja die welthiſtoriſche Quinteſſenz der tragiſch-dämoniſchen Schickſale, die von dem erſten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts an über Rom und über das Reich hereinbrachen. Es mußte erfüllt werden, daß in einem Chaos wilder, zerſtörender Kräfte auch die letzten alten politiſchen und geſellſchaftlichen Formen untergingen, damit in der allgemeinen Auflöſung die rathloſe Menſchheit inne würde, wo der einzige feſte Punkt lag, woran es galt ſich zu halten, von dem aus allein Rettung und Neugeſtaltung möglich war. Als im Auguſt 410 Rom zum erſten Male den Barbaren unter Alarich erlag, hallte durch die ganze civiliſirte Welt ein langer Wehruf der bisherigen Civiliſation über den Fall ihrer heiligen Metropole; denn von den Mitlebenden iſt es immer nur wenigen auserwählten Geiſtern vergönnt, durch das tragiſche Pathos erſchütternder Ereigniſſe hindurch das Walten großer geſchichtlicher Nothwendigkeiten zu erkennen. Aber der große Kirchenvater Auguſtinus erkannte oder ahnte den Zug der Weltregierung;

ihn ließ der Fall Roms gleichgültig, ja er ſah in ihm die Burg des Heidenthums ſinken und in ihrem Untergang das Chriſtenthum triumphiren. Die Zertrümmerung der alten Formen war begonnen, der Nimbus der aurea Roma verlöſcht, der immer tiefere Fall vorauszuſehen; dem ſinkenden, des wahren Geiſtes baaren antiken Weltſtaat, der mit einem Brudermord begann, ſetzt Auguſtin ſein berühmtes Bild der Civitas Dei gegenüber.

Jene erſte Einnahme Roms durch Alarich eröffnet den Reigen der großen wechſelvollen Schickſale Roms, Italiens, der Welt in den folgenden finſtern Jahrhunderten. Wie im Fluge jagen zernichtend und ausfegend die wilden Mächte der Zerſtörung über die mürben Schöpfungen der alten Cultur dahin; — als das abendländiſche Imperium zu Grunde ging, vermochte das Ereigniß kaum noch die abgeſtumpfte Welt zu erſchüttern. Noch einmal gelingt es auf eine Zeit, dem fortſchreitenden Verfall durch eine neue vermittelnde Bildung ein Ziel zu ſetzen. Das gothiſch-italiſche Königthum des Theodorich verſucht es, die Reſte der alten mit den neuen Elementen zu verſchmelzen; als im Jahre 500 Theodorich in Rom einzog, ſchien er den Römern ſelbſt „nicht ein Fremdling, ſondern ein Trajan oder Valentinian zu ſein;“ noch war ſelbſt die alte Pracht der Stadt nur geſchmälert, nicht verſchwunden; noch konnte jener africaniſche Abt Fulgentius, der, den vandaliſchen Verfolgungen in Africa entronnen, Zeuge der Anweſenheit Theodorich's in Rom war, ſeiner begeiſterten Bewunderung Ausdruck geben in dem Ausruf: wie ſchön muß nicht das himmliſche Jeruſalem ſein, wenn ſchon das irdiſche Rom in ſolcher Herrlichkeit erſtrahlt! Das gothiſche Königthum aber währte ſechzig Jahr; was ſein Verdienſt war, war ſein Verderben; „im letzten Verfall des Römerthums und auf der Schwelle des ſich daraus entwickelnden neu-romaniſchen Weſens füllten dieſe Gothen, den verkommenden Italienern an allen Tugenden wahrhaft wie Heroen überlegen, eine ſchon dunkle Periode Italiens ruhmvoll aus, indem ſie (ihr unbeſtrittenes Verdienſt) die alte Cultur der Römer vor den Barbaren retteten und erhielten. Die politiſchen Traditionen des Reichs mit zu großer Ehrfurcht achtend, in einer Zeit, wo es unmöglich war den Staat anders zu begreifen als unter den römiſchen Einrichtungen, kamen ſie mit den ausgelebten Formen des alten Staatsweſens, mit der Nationalität und Religion der Italiener in verderblichen Widerſpruch, und ſie gingen unter, weil ſie das Alterthum nicht durch eine neue Lebensform zu bezwingen gewußt hatten.“ Aber welcher Kämpfe bedurfte es, um dieſe Kataſtrophe herbeizuführen! Vier der größten Kriegernamen, Beliſar und Narſes, Totilas und Tejas führt die Weltgeſchichte gegen einander in's Feld; als auf der Wahlſtatt am Veſuv die

letzten Trümmer des Gothenheeres im März 553 den Vertrag beſchworen, der ſie nöthigte, Italien zu verlaſſen, hatte der Krieg volle achtzehn Jahre lang die Fluren und Städte Italiens von den Alpen bis zur Meerenge verwüſtet; Rom war fünfmal erobert worden; „die menſchliche Seele," ſagt ein Geſchichtſchreiber, „vermag in ſich nicht die Kraft zu finden, ſo viel Wechſelfälle des Glücks, ſo viel Vernichtung von Städten, Flucht von Menſchen, Mord von Völkern nur mit dem Gedanken zu umfaſſen, geſchweige denn mit Worten zu erſchöpfen." Aber Juſtinian hatte das Ziel ſeines Ehrgeizes erreicht; die beiden Reiche, das oſt- und das weſtrömiſche, waren wieder vereinigt, und über beide gebot das neue Rom am Bosporus, während das alte zu dem Rang einer Provinzialſtadt herabgeſunken war.

Kehren wir zu dieſem zurück. Während in den Wirren dieſer Zeit Rom immer tiefer ſank, war es nur eine Inſtitution, die nicht wankte, der gleichſam die Erbſchaft der allgemeinen Verkommenheit zufiel — die Kirche, das Pabſtthum. Was in ſich die Ahnung großer Beſtimmungen hat, das liebt es, ſeinen Urſprung mythiſch zu erklären. So wie das antike Rom zwei Götterſöhne als Gründungsheroen verehrte, ſo wurden nun — gleich mythiſch — die zwei Apoſtel Petrus und Paulus an die Spitze der neuen Entwickelung geſetzt. Die Tradition ſtellte als Dogma feſt, daß Petrus ſelbſt die römiſche Biſchofsreihe begonnen, und von ihm ab hatte durch alle Wechſelfälle der Jahrhunderte in zuſammenhängender Folge und mit ununterbrochener Fortpflanzung der apoſtoliſchen Weihe eine ſchon lange Reihe von Biſchöfen den Stuhl Petri inne gehabt. Die Kirche hatte in den Zeiten des römiſchen Kaiſerthums mit unwiderſtehlicher Anziehungskraft alle beſſeren Elemente in ſich geſammelt und die im Despotismus der Cäſarenherrſchaft untergegangene Freiheit in die Sphäre des ſittlichen Lebens gerettet. Die Entfernung der Kaiſer, dann der gothiſchen Könige von Rom, befeſtigte vor Allem die Stellung des Biſchofs in Rom ſelbſt; daß dann die Gothen als Arianer außerhalb der römiſchen Kirche ſtehen blieben, gab ſeinem Anſehen als geheiligtem Vertreter derſelben den herrſchenden Ketzern gegenüber ein erhöhtes Relief; der Biſchof begann auf das politiſche Leben, zunächſt der Stadt, bald auch in weiteren Kreiſen Einfluß zu gewinnen. Die fürchterlichen Nöthe während des gothiſchen Krieges förderten die allgemeine Hingebung der Menſchen an die Kirche; denn vorzüglich in Zeiten großer Calamität treibt es das Gemüth der Einzelnen wie der Völker ſich dem zu erſchließen, was ihm die Idee des Göttlichen vorſtellt. So gingen Rom, die Kirche und das Pabſtthum in die neue Phaſe der byzantiniſchen Herrſchaft über. Die Verordnungen Juſtinian's geben überall den Biſchöfen eine geſetzliche Autorität in ihren

Städten; ganz beſonders mußte ſich aber dies in Rom herausbilden, wo mit dem Aufhören des Senates, mit dem Ueberſiedeln vieler ſenatoriſchen Familien nach Conſtantinopel, die bisher zur Herrſchaft berufenen Elemente der nun auch über die arianiſche Ketzerei in Italien ſiegreichen römiſchen Hierarchie wichen.

Aber aus dem Sieg nach der einen Seite hin ging doch auch wieder ein neuer Kampf hervor. Mit dem Sturz der Gothenherrſchaft beginnt das eigentlich kirchliche oder päbſtliche Rom, und indem dieſes als Provinzialſtadt unter das Joch des byzantiniſchen Abſolutismus gelangte, ging es damit neuen Wechſelfällen entgegen. Die politiſchen Formen, die das antike Rom geſchaffen, waren freilich in Rom ſelbſt jetzt völlig gebrochen, aber in der neuen Herrſcherin im Oſten wurden ſie von Neuem aufgenommen und ſollten bald um ſo mehr drücken, je mehr ſie wahren Lebens baar in formaliſtiſche Verknöcherung übergingen; die Kirche ſelbſt ſollte es noch einmal empfinden, daß es ihr Triumph geweſen war, zur Staatskirche erhoben zu werden. „In Juſtinian erhob ſich der Politismus, welchen das Princip des Chriſtenthums bekämpft hatte, wieder zu einer furchtbaren Höhe, und ſeit ihm bieten die folgenden Jahrhunderte das merkwürdige Schauſpiel des Kampfes der freien Kirche, die Rom repräſentirt, gegen die abſolute Staatsidee, die ſich in Byzanz darſtellt — ein für die Päbſte Roms ruhmvolles Schauſpiel, die zum Glück für die Menſchheit ſiegreich aus dem Kampfe hervorgingen, wenn ſie ihr auch die Reſultate der Freiheit nicht gönnten oder doch verkümmerten."

Aber auch von äußeren Feinden ſollte Rom in dieſer Epoche nicht bewahrt bleiben. Im April 568 brach der langobardiſche Heerkönig Alboin mit ſeinen Schaaren nach Italien auf; es währte nicht lange, ſo tränkten ſie ihre Roſſe im Tiber, fürchterlich ward die Campagna verheert, die Stadt ſelbſt hielt ſich kaum; die Spärlichkeit der Quellen läßt nicht einmal erkennen, auf welche Weiſe es dies erſte Mal gelang, die Feinde zu bannen. Aber dennoch gereichten gerade dieſe neuen Feinde Rom und dem Pabſtthum zum größten Heil. Abgeſehen davon, daß die Abwehr der Dränger, meiſt ohne große Beihülfe von Byzanz bewirkt, die von der allgemeinen Erſchlaffung noch übrig gelaſſenen Kräfte wieder aufweckte und Rom mit ſeinem Biſchof für einen weiten Umkreis zum Centrum des Widerſtandes machte, ſo war es vorzüglich die durch die Langobarden herbeigeführte Schwächung der byzantiniſchen Macht in Italien, welche die Durchführung des öſtlichen Abſolutismus verhinderte und dem römiſchen Biſchof Gelegenheit gab, in klugem Mittehalten zwiſchen beiden Mächten ſich zwiſchen ihnen hindurch zu einer freieren Stellung vorzuſchieben. Es war dies der Weg, den Rom nahm und nehmen mußte; auf

ihm lag es, daß dann das byzantiniſche, religiös-politiſche Princip nach dem Oſten zurückgeſtoßen und in dem römiſch-germaniſchen Imperium die große abendländiſche Staatsform für die folgenden Jahrhunderte gefunden wurde.

Aber welcher Durchgänge bedurfte es bis zu dieſem Ziel! Die beiden großen Geſtalten des Benedict von Nurſia und Gregor's I. bezeichnen den Geiſt der Epoche; über ihr ſchwebt, wie ihr Verhängniß, der Glaube an das nahe Weltende. Eine krampfhaft myſtiſche Aufregung erfaßte namentlich Rom; „Rom ging in's Kloſter, und noch von den Geißelſchlägen unerhörter Leiden krank und unter dem Einfluß der Todesfurcht verſenkte ſich das Gemüth des Volkes in eine tiefe und finſtere Schwärmerei der einbildenden Kräfte.“ Welcher Gegenſatz zu jenem faſhionablen Chriſtenthum der früheren Jahrhunderte, wie wir es oben ſchilderten! Das Bild der großen Peſtproceſſion, womit Gregor I. im Jahre 590 ſeinen Pontificat einleitete, iſt das Bild des damaligen Rom. „Mitten in der von Leichen ſtarrenden Stadt erhob ſich plötzlich ein wildes Klaggeſchrei der Proceſſionen, eine dunkle, geſpenſterhafte Scene und Vermummung des Volkes und ein fremdartiges Weſen überhaupt, mit deſſen Anblick ſich in Rom zum erſten Male das Mittelalter völlig darſtellt. Schwarze Gewänder und ſchwarze Schleier verhüllten die jammernden Frauen, und in Kapuzen, denen ähnlich, ja wahrſcheinlich gleich, in welche ſich heute die Brüderſchaften Roms vermummen, hatten ſich die Männer gekleidet. Die Tauſende von Mönchen und von Nonnen, brennende Kerzen in der Hand, die Presbyter und Geiſtlichen aller Grade aus jeder Region verfinſterten die Straßen Roms — — die Peſt begleitete die Züge, denn unter den Proceſſionen ſelbſt ſtürzten achtzig Menſchen plötzlich todt zu Boden. Aber eine Viſion beſchloß Litanei und Peſt. Gregor war im Begriff, mit der Proceſſion nach dem St. Peter zu ziehen und auf die Brücke gekommen, als den Augen des Volkes plötzlich ein himmliſches Bild ſich zeigte. Ein Engel ſchwebte über dem finſtern Grabmal Hadrian's und er ſteckte ein blitzendes Schwert in die Scheide, zum Zeichen, daß die Peſt aufhören ſolle. Zugleich hörte man die Stimmen von drei Engeln die Antiphonie Regina Coeli ſingen, welche Gregor mit dem Geſang: Ora pro nobis Deum, alleluja beantwortete.“ Es iſt in derſelben Zeit und Stimmung, daß die Verehrung der Jungfrau Maria mehr und mehr begann, die Hauptſtelle im Cultus einzunehmen; die weibliche Milde der heiligen Mutter zog die erſchütterten und erweichten, der rückhaltloſeſten Hingebung bedürftigen Gemüther des Volkes mehr an ſich als die ernſtere Geſtalt des Heilandes ſelbſt; ſchon längſt hatte überdies die wuchernde mythologiſche Bildung die ganze geſtaltenreiche Hierarchie des Himmels

mit ihren Aposteln und Heiligen geschaffen, und die Verehrung der Reliquien fügte dem unbewußten Drängen des Volks- und Zeitgeistes, gegen die starren, einheitlichen Formen des Monotheismus, das jeder polytheistischen Bildung eigene Behagen an der vermeinten Inhärenz des Göttlichen an Dingen niederen, irdischen Stoffes hinzu.

Auf solchem Boden wuchs jetzt die römische Kirche unter tausend Bedrängnissen empor. Gregor I., bei all' dem Tribut, den er den Schwächen seiner Zeit brachte, doch ein wahrhaft Großer in der Weise, wie er derselben ihre Richtungen und Ziele gab, ist der Gründungsheld für eine lange folgende Epoche. Es ist doch die Epoche, in welcher die römische Kirche noch einmal den Arianismus in Italien überwand, in welcher sie England, Germanien christianisirte und zugleich ihrem großen Einheitssystem angliederte.

Unsere Absicht ist nicht, die Leser in das trübe, wenig erfreuliche Gewirr der byzantinisch-langobardischen Zeit in ihren Einzelnheiten zu führen. Ihr Capitalinhalt ist der allmählich sich vorbereitende Abfall Roms und Italiens von dem oströmischen Imperium, die durch den Kampf abweichender dogmatischer Tendenzen geförderte Freimachung der abendländischen Kirche von byzantinischem Einfluß, die im Kampf gegen die Langobarden in Aussicht genommene Verbindung mit dem fränkischen Reich. Im Laufe dieser Verwickelungen ist es nun geschehen, daß nach der Eroberung Ravennas der Langobardenkönig Liutprand um's Jahr 730 in den römischen Ducat eindrang und hier die Städte Narni und Sutri besetzte; dem Papste Gregor II., der Alles für sich selbst fürchtete, gelang es aber, den König zur Umkehr zu bewegen; ja, noch mehr, Liutprand ließ sich bereit finden, die Stadt Sutri „den seligen Aposteln Petrus und Paulus" in der Person des römischen Bischofs zu schenken. Der Langobarde war im vollsten Recht, das zu verschenken, was er als Eroberer inne hatte; der Papst war im vollsten formellen Unrecht, wenn er dasjenige als Geschenk annahm, was unzweifelhaft legitimes Eigenthum des von ihm noch anerkannten Landesherrn, des byzantinischen Kaisers war; der Credit der zwei Apostel mochte die Schuld decken; freilich war es auch gerade die Zeit, wo der Bilderstreit zwischen Rom und Byzanz in hellen Flammen stand. Mit jenem Ereigniß aber treten wir in die Epoche der „Schenkungen" ein. Sutri ist der erste Keim des Kirchenstaates außerhalb Roms, wenn man nicht die reichen Kirchengüter in dieselbe Kategorie ziehen will, welche St. Petrus und seine Kirche schon damals als „Patrimonium" im Neapolitanischen und in Sicilien besaß, und welche eine jährliche Rente von 3½ Talenten oder 35,000 Goldstücken einbrachten, — ein Eigenthum freilich, welches gerade wenige Jahre nachher unter Gregor III. der Kai-

ser Leo einzog, um sich in jenen ihm noch ergebenen Provinzen für seine Verluste im mittleren Italien schadlos zu halten.

Die Schenkungen aber, wenn man den Namen beibehalten will, nahmen noch in der Langobardischen Zeit ihren Fortgang. Um dieselbe Zeit gewann Gregor III. das Castell Gallese im römischen Tuscien durch schlaue Benutzung der Streitigkeiten zwischen dem König Liutprand und den Herzögen von Spoleto und Benevent; als der König heranzog, die Herzöge zu demüthigen, und im Begriff stand, auch Rom für seine treulose Haltung zu züchtigen, eilte im Jahre 742 der neue Pabst Zacharias, sich mit ihm persönlich zu verständigen; — ein Mittel, welches die Päbste dieser Zeit häufig, und meist mit gutem Erfolg, anschlugen; in der persönlichen Begegnung pflegte dann doch die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Amtes und seines Trägers den Sieg über die Staatsraison davonzutragen. So auch jetzt; zu Terni kam man zusammen, und das Resultat war eine neue langobardische Schenkung an den Pabst; über vier Städte des römischen Ducats, die Liutprand seit zwei Jahren durch Eroberung inne hatte, Horta, Ameria, Polimartium und Bleda, stellte er dem Pabst eine feierliche Schenkungsurkunde aus — das Rechtsverhältniß war das nämliche, wie bei der ersten Abtretung. Und mehr noch: bei derselben Zusammenkunft erlangte Zacharias das Patrimonium der Sabina, das bereits dreißig Jahre in langobardischem Besitz war, die Kirchengüter von Narni, Osimo, Ancona, Numana, von Valle Magna bei Sutri wieder zurück. „So groß war die Nachgiebigkeit des Königs und so groß das Genie Roms; aber der alte König erhob sich vom Tisch und sagte mit artigem Lächeln: er erinnere sich niemals so kostbar gespeist zu haben."

Nun ist bekannt genug, daß dieses freundschaftliche Verhältniß von sehr kurzer Dauer war; die nächste Feindseligkeit sollte zu einem der folgenreichsten Ereignisse führen. Dem unkriegerischen König Rachis, der bald die Krone mit dem mönchischen Einsiedlerleben auf Montecassino vertauschte, folgte sein unternehmender Bruder Aistulph; er nahm die alten Pläne langobardischer Herrschaft in ganz Italien wieder auf; bereits im Juli 751 hatte er Ravenna, den Mittelpunkt der Byzantiner, der letzte griechische Exarch entfloh, das Exarchat und die Pentapolis waren in des Königs Hand. Nun sah er sich als rechtmäßigen Inhaber alles dessen an, worüber bisher dem Exarchat die Oberhoheit zugestanden, vor Allem des römischen Ducats und der Stadt Rom. Einmal noch gelang es dem Pabste Stephan, durch Bitten und Geschenke seinen Marsch gegen Rom aufzuhalten; aber nach wenigen Monaten reute jenen die Nachgiebigkeit; er verlangte Unterwerfung und jährlichen Tribut, verweigerte alle weitere Unterhandlung.

Hier geſchah es nun, daß noch einmal der Pabſt an den faſt ſchon völlig verbrauchten Zuſammenhang mit dem oſtrömiſchen Reiche appellirte. Er ſandte um Hülfe nach Conſtantinopel. Indem nun aber dieſe dort nicht, wie es nöthig war, erreicht wurde, wandte er ſich an den König der Franken Pipin und gab hiermit den Anſtoß zu der entſcheidendſten Wandelung. „Die Geſchichte Europas nahm jetzt ihren Zug unaufhaltſam nach dem Weſten zu den lebenskräftigen germaniſchen Völkern, die Byzantiner aber wurden ihren dogmatiſchen Grübeleien und einem langen Widerſtand gegen die Muhamedaner überlaſſen, der peinlich und rühmlich zugleich, Rom ſicherte, das ſich aus den Armen der Griechen in die der Franken rettete.“ Schon Stephan's Vorgänger hatten die Verbindung mit den Franken eingeleitet; einmal ſchon hatte Gregor III. die Hülfe Karl Martell's, des Beſiegers der Araber, gegen Liutprand, freilich vergeblich, angeſprochen; dann hatte Pipin mit Bewilligung des Pabſtes Zacharias den letzten Merovinger in's Kloſter gebannt und unter ſeiner Autorität die Krone Chlodwig's ſeinem Geſchlechte uſurpirt; jetzt ward von Pipin die gegebene Gelegenheit eifrig ergriffen; ſie mußte ihm dazu dienen, ſeiner königlichen Stellung einen ſicheren Rückhalt zu geben; der Pabſt ſelbſt erſchien in Frankreich, ſalbte den König, ſein Weib und ſeine Söhne, und gebot dem fränkiſchen Volke unter Androhung des Fluchs, nie einen König aus anderem als aus dieſem Geſchlecht zu wählen. Dafür übernahm Pipin als heilige Verpflichtung die „defensio et exaltatio Ecclesiae“ im geiſtlichen und materiellen Sinne; Pabſt Stephan brach das bisherige Verhältniß definitiv, indem er dem Franken den Titel „Patricius der Römer“ verlieh, der bisher dem byzantiniſchen Exarchen zugekommen war; und dieſer hatte ihn getragen, verliehen vom oſtrömiſchen Kaiſer, nicht vom Pabſt. In dem Vertrage zwiſchen beiden bildete die „Wiederherſtellung“ von Ravenna und dem Exarchat den Hauptpunkt; ihr einziger legitimer Beſitzer war aber bisher der von Rom noch immer anerkannte Kaiſer in Byzanz geweſen; wo lag der Rechtsanſpruch, wonach der Pabſt eine Reſtitution für ſich und die Kirche verlangen konnte? Allein darin, daß jetzt in völlig illegitimer Weiſe das Rechtsverhältniß herumgedreht wurde. Bisher hatte Rom und der römiſche Ducat als zu dem Gebiete des Exarchen gehörig gegolten; jetzt, da der Exarch mittelſt einer vollendeten Thatſache beſeitigt war, ſetzte man mit einem Male Rom als Centrum und das Exarchat als zugehöriges Anhängſel deſſelben, und an die Stelle des Kaiſers ſetzte ſich der Pabſt.

Wie dem ſei: Pipin bezwang die Langobarden, und für die Kirche ward die Pipin'ſche Schenkung das glänzende Reſultat des Sieges; über zwanzig Städte, darunter Ravenna, Rimini, Peſaro, Sinigaglia, Urbino,

Gubbio, Comacchio, Narni, waren es, welche Pipin nach dem Rechte des Eroberers verſchenkte, und welche der Pabſt nach dem Rechte der Empörung gegen den nominellen legitimen Landesherrn annahm. Denn ohne Umſchweife und Verhüllungen ward es jetzt zum erſten Male klar ausgeſprochen, als die Geſandten des griechiſchen Kaiſers den Frankenkönig beſchworen, ſeine Eroberungen dem rechtmäßigen Herrn in Byzanz zurückzuſtellen: nicht um eines Menſchen Willen, ſondern allein aus Liebe zum heiligen Petrus, wie zur Rettung ſeiner Seele habe er den Zug unternommen; nicht um die Schätze der Erde werde er ſein dem Apoſtel gegebenes Wort jemals brechen, vielmehr alle jene Städte wolle er nicht dem Kaiſer, ſondern dem heiligen Petrus, der römiſchen Kirche, dem Pabſte übergeben.

Es iſt klar, daß an dieſem Punkte das neue ſtaatsrechtliche Princip, welches die Natur des Pabſtthums verwandeln und ſeine neue Stellung zur abendländiſchen Welt begründen ſollte, wenn nicht zuerſt auftritt, ſo doch zuerſt in großer präciſer Weiſe ſich darſtellt. Es iſt der Uebergang des Pabſtthums zum Politismus. Man ſieht, wie derſelbe ſich bewerkſtelligt hat. Im Dienſte einer geſchichtlichen Nothwendigkeit, der Zurückſtoßung von Byzanz aus der abendländiſchen Welt, tritt das Pabſtthum revolutionär, uſurpatoriſch in die Schranken gegen den Kaiſer und beſiegt ihn mit Hülfe der Franken; aber es geht über ſeine Aufgabe hinaus, indem es nun auch der Erbſchaft des Kaiſerthums ſich zu bemächtigen ſtrebt, indem es ſeine geiſtliche Aufgabe durch die Befriedigung weltlicher Habſucht befleckt, indem es nach Fürſtenart Land und Leute erwirbt. Mit dem Gewinn fürſtlicher Macht giebt das Pabſtthum jene demüthige Größe dahin, in welcher es ſeine größten geiſtigen Eroberungen gemacht, in welcher es bisher wohl kriegeriſche Fürſten an der Spitze ihrer Heere durch die heilige Scheu vor dem höchſten Prieſterthum zur Umkehr an den Thoren Roms bewogen hatte; der Pabſt theilte ſich fortan in die zwei Perſönlichkeiten des Kirchenoberhauptes und des Landesherrn; fortan konnten andere Mächtige den erſten Prieſter verehren, aber den Fürſten bekriegen, in der Kirche die gemeinſame Mutter anerkennen, aber von den fürſtlichen Intereſſen ihres Oberhauptes ſich beeinträchtigt fühlen; denn man darf wohl ſagen, daß die Fiction jenes transſcendentalen Eigenthumsrechtes, hinter welches man ſich verſteckte, niemals in's Leben überging und bei der Phraſe blieb; in Bezug auf den weltlichen Beſitz hielt man ſich bei der Wahldynaſtie der Päbſte, wie überall anders, an das Perſönliche — der Zwieſpalt war nicht in das Pabſtthum allein, ſondern in die ganze chriſtliche Welt gebracht. Als Stephan II. den Frankenkönig nach Italien, zunächſt gegen die Langobarden, rief, war es kein eigentlich kirchliches Intereſſe, was ihn dazu nöthigte; ſchon längſt hatten die Langobarden ihrem

Arianismus entsagt, die rechtgläubige Kirche war in keiner Gefahr; als er dann weiterhin durch die Ernennung Pipin's zum Patricius, und endlich einer seiner Nachfolger durch die Erneuerung des westlichen Imperiums den Einfluß der Franken in Italien gesetzlich begründeten, gaben sie den Anstoß zur Bildung der zweiten großen, beherrschenden Form des Mittelalters, des römischen Kaiserthums deutscher Nation; aber sie selbst handelten weder in kirchlich religiösem Interesse, noch hatten sie ein Bewußtsein von dem großen weltgeschichtlichen Act, den sie damit ausführten; es galt ihnen, sich eine Macht zur Seite zu stellen, welche, durch Dankbarkeit und Interesse an die Kirche gefesselt, dieser ihren weltlichen Besitz garantirte.

Eine Bemerkung anderer Art knüpft sich von selbst hier an. Wenn wir oben wiederholt darauf hingewiesen haben, wie die Losreißung Roms vom oströmischen Imperium, die Begründung der weltlichen Macht der Kirche und die Schritte, die damit in Verbindung standen und daraus hervorgingen, in formellem Rechtssinn genommen revolutionär und usurpatorisch genannt werden müssen, so haben wir damit nicht als Anwalt der verletzten byzantinischen Ansprüche auftreten wollen; gewiß war es an der Zeit, daß das Abendland auch die letzten Bande zerriß, welche es mit jener der Cultur und dem Fortschritt mehr und mehr sich entfremdenden Staatsbildung verknüpften, und auf dem Wege dazu lag es auch, daß die Päbste sich bestreben mußten, selbst einen sicheren Halt und Boden im Weltlichen zu gewinnen: auch der Kirchenstaat ist für seine Zeit eine Nothwendigkeit des geschichtlichen Pragmatismus gewesen. Aber man wird Recht haben, dabei im Auge zu behalten, daß nicht immer, vielleicht überhaupt selten, die großen, geschichtlichen Wandelungen sich durch das Gewicht ihrer eigenen sittlichen Nothwendigkeit durchsetzen, daß das geschichtlich Gerechtfertigte nicht überall die moralische Rechtfertigungsprobe all' seiner Mittel und Helfer zu bestehen vermag, daß in solchen Phasen den Ereignissen und ihren Trägern verschiedene Tribunale competent sind. Unsere jüngste Zeitgeschichte exemplificirt den Satz wiederum in einer so klaren Weise, daß wir uns jeder Ausführung überheben dürfen. Was aber die weltliche Macht der Kirche speciell anlangt, so kann man auch dafür eine Lehre daraus ziehen. Wir hörten einmal den paradoxen Satz aussprechen: die Geschichte lebt vom Schuldenmachen, sie nimmt, wo sie es nöthig hat, Capitalien auf, die sie zu ihrem Werke verbraucht, deren Zinsen und Zinseszinsen sie aber den folgenden Jahrhunderten zu bezahlen überläßt. Sieht man von der paradoxen Einkleidung ab, so ist doch ein Verhältniß damit richtig charakterisirt; das Pabstthum selbst, wie seine weltliche Macht, ebenso eine ganze Anzahl anderer großer Institute, wie gleichfalls das

deutsch-römische Kaiserthum, das Klosterwesen und der Feudalismus, die kirchliche Einheitsidee und unsere deutsche Fürstlichkeit seit dem Reformationszeitalter — all' diese sind solche Capitalien, die zu ihrer Zeit aufgenommen immer das Größte mit ihrer Kraft gewirkt haben; aber mit diesen ihren Wirkungen lebt auch die Schuld fort, und die wuchernden Zinsen haben oft allzuschwer auf Zeiten und Völker gedrückt. Dann sahen wir Momente eintreten, wo die Welt daran geht, jene Capitale ganz oder zum Theil zu amortisiren; nicht immer gelingt es, aber es gelingt immer da, wo nach längerem oder kürzerem Kampfe eine gleichfalls große Idee, gleichgroß mit jener, um derentwillen einst die Schuld aufgenommen ward, sich mit ihrer Wucht einsetzt; denn die drückende Last wird rasch zum wesenlosen, wenn auch immer noch schreckhaften, Gespenst, wo schöpferisch und gewaltig ihr ein tiefberechtigtes Neues entschlossen entgegentritt. Die weltliche Macht der Kirche ist heute in dieser Krise der Amortisation. Wie viele Angriffe hat sie in alter und neuer Zeit erfahren; ihre lange erfolglose Reihe bildet jetzt den Trost der Angegriffenen, und auf sie hinweisend hört man noch heute wieder und wieder den Chorus der Vertheidiger das alte, trotzig stolze Triumphwort ausrufen: portae inferi non praevalebunt adversus eam! Aber sie täuschen sich, weil sie den Unterschied der alten und des neuen Angriffs sich verhehlen. Wenn in früher und mittlerer Zeit die Fürstenmacht der Kirche befeindet ward, so stand wohl Fürst gegen Fürst, im besten Falle stand gegen die weltliche Macht des Papstthums das unpraktische Ideal humanistischer Erinnerungen an die einstige andersgeartete Größe Alt-Roms; in dem einen, wie im andern Falle war das Feindliche weder tiefer berechtigt, noch neu, und das Bestehende mochte leicht den Sieg behalten; auf dieselbe Weise und mit demselben Recht konnte es den Sturm der Napoleonischen Weltherrschaft doch siegreich überdauern, und noch die unklaren Bestrebungen der früheren Jahrzehnte unseres Jahrhunderts vermochten das weltliche Papstthum nur zu erschüttern; gegen sie mochte man selbst noch mit ideellen Waffen ankämpfen; noch war es möglich, daß ein liberalisirender Pabst der Abgott seiner Nation wurde, daß der Gioberti'sche „Primat" die Geister für das Papstthum in hohe Erregung brachte. Dagegen betrachte man, mit welcher unvergleichlichen Ideenarmuth in dieser neuesten, in der heutigen Krise der Kampf für das fallende Rom geführt worden ist; wo ist auch nur ein einziger wirklich lebensvoller und verjüngender Gedanke, der während dieses Streites auf jener Seite in die Welt gesetzt worden wäre? Jene große Maculaturſammlung, die Reihe von Bänden, worin man in Rom die zahllosen Ergebenheitsadressen und Vertheidigungsschriften aus allen Ländern der Christenheit zusammenzudrucken begonnen hat, sind der beredte Leichen-

Arianismus entsagt, die rechtgläubige Kirche war in keiner Gefahr; als er dann weiterhin durch die Ernennung Pipin's zum Patricius, und endlich einer seiner Nachfolger durch die Erneuerung des westlichen Imperiums den Einfluß der Franken in Italien gesetzlich begründeten, gaben sie den Anstoß zur Bildung der zweiten großen, beherrschenden Form des Mittelalters, des römischen Kaiserthums deutscher Nation; aber sie selbst handelten weder in kirchlich religiösem Interesse, noch hatten sie ein Bewußtsein von dem großen weltgeschichtlichen Act, den sie damit ausführten; es galt ihnen, sich eine Macht zur Seite zu stellen, welche, durch Dankbarkeit und Interesse an die Kirche gefesselt, dieser ihren weltlichen Besitz garantirte.

Eine Bemerkung anderer Art knüpft sich von selbst hier an. Wenn wir oben wiederholt darauf hingewiesen haben, wie die Losreißung Roms vom oströmischen Imperium, die Begründung der weltlichen Macht der Kirche und die Schritte, die damit in Verbindung standen und daraus hervorgingen, in formellem Rechtssinn genommen revolutionär und usurpatorisch genannt werden müssen, so haben wir damit nicht als Anwalt der verletzten byzantinischen Ansprüche auftreten wollen; gewiß war es an der Zeit, daß das Abendland auch die letzten Bande zerriß, welche es mit jener der Cultur und dem Fortschritt mehr und mehr sich entfremdenden Staatsbildung verknüpften, und auf dem Wege dazu lag es auch, daß die Päbste sich bestreben mußten, selbst einen sicheren Halt und Boden im Weltlichen zu gewinnen: auch der Kirchenstaat ist für seine Zeit eine Nothwendigkeit des geschichtlichen Pragmatismus gewesen. Aber man wird Recht haben, dabei im Auge zu behalten, daß nicht immer, vielleicht überhaupt selten, die großen, geschichtlichen Wandelungen sich durch das Gewicht ihrer eigenen sittlichen Nothwendigkeit durchsetzen, daß das geschichtlich Gerechtfertigte nicht überall die moralische Rechtfertigungsprobe all' seiner Mittel und Helfer zu bestehen vermag, daß in solchen Phasen den Ereignissen und ihren Trägern verschiedene Tribunale competent sind. Unsere jüngste Zeitgeschichte exemplificirt den Satz wiederum in einer so klaren Weise, daß wir uns jeder Ausführung überheben dürfen. Was aber die weltliche Macht der Kirche speciell anlangt, so kann man auch dafür eine Lehre daraus ziehen. Wir hörten einmal den paradoxen Satz aussprechen: die Geschichte lebt vom Schuldenmachen, sie nimmt, wo sie es nöthig hat, Capitalien auf, die sie zu ihrem Werke verbraucht, deren Zinsen und Zinseszinsen sie aber den folgenden Jahrhunderten zu bezahlen überläßt. Sieht man von der paradoxen Einkleidung ab, so ist doch ein Verhältniß damit richtig charakterisirt; das Pabstthum selbst, wie seine weltliche Macht, ebenso eine ganze Anzahl anderer großer Institute, wie gleichfalls das

deutsch-römische Kaiserthum, das Klosterwesen und der Feudalismus, die kirchliche Einheitsidee und unsere deutsche Fürstlichkeit seit dem Reformationszeitalter — all' diese sind solche Capitalien, die zu ihrer Zeit aufgenommen immer das Größte mit ihrer Kraft gewirkt haben; aber mit diesen ihren Wirkungen lebt auch die Schuld fort, und die wuchernden Zinsen haben oft allzuschwer auf Zeiten und Völker gedrückt. Dann sahen wir Momente eintreten, wo die Welt daran geht, jene Capitale ganz oder zum Theil zu amortisiren; nicht immer gelingt es, aber es gelingt immer da, wo nach längerem oder kürzerem Kampfe eine gleichfalls große Idee, gleichgroß mit jener, um derentwillen einst die Schuld aufgenommen ward, sich mit ihrer Wucht einsetzt; denn die drückende Last wird rasch zum wesenlosen, wenn auch immer noch schreckhaften, Gespenst, wo schöpferisch und gewaltig ihr ein tiefberechtigtes Neues entschlossen entgegentritt. Die weltliche Macht der Kirche ist heute in dieser Krise der Amortisation. Wie viele Angriffe hat sie in alter und neuer Zeit erfahren; ihre lange erfolglose Reihe bildet jetzt den Trost der Angegriffenen, und auf sie hinweisend hört man noch heute wieder und wieder den Chorus der Vertheidiger das alte, trotzig stolze Triumphwort ausrufen: portae inferi non praevalebunt adversus eam! Aber sie täuschen sich, weil sie den Unterschied der alten und des neuen Angriffs sich verhehlen. Wenn in früher und mittlerer Zeit die Fürstenmacht der Kirche befeindet ward, so stand wohl Fürst gegen Fürst, im besten Falle stand gegen die weltliche Macht des Papstthums das unpraktische Ideal humanistischer Erinnerungen an die einstige andersgeartete Größe Alt-Roms; in dem einen, wie im andern Falle war das Feindliche weder tiefer berechtigt, noch neu, und das Bestehende mochte leicht den Sieg behalten; auf dieselbe Weise und mit demselben Recht konnte es den Sturm der Napoleonischen Weltherrschaft doch siegreich überdauern, und noch die unklaren Bestrebungen der früheren Jahrzehnte unseres Jahrhunderts vermochten das weltliche Papstthum nur zu erschüttern; gegen sie mochte man selbst noch mit ideellen Waffen ankämpfen; noch war es möglich, daß ein liberalisirender Papst der Abgott seiner Nation wurde, daß der Gioberti'sche „Primat" die Geister für das Papstthum in hohe Erregung brachte. Dagegen betrachte man, mit welcher unvergleichlichen Ideenarmuth in dieser neuesten, in der heutigen Krise der Kampf für das fallende Rom geführt worden ist; wo ist auch nur ein einziger wirklich lebensvoller und verjüngender Gedanke, der während dieses Streites auf jener Seite in die Welt gesetzt worden wäre? Jene große Maculaturſammlung, die Reihe von Bänden, worin man in Rom die zahllosen Ergebenheitsadressen und Vertheidigungsschriften aus allen Ländern der Christenheit zusammenzudrucken begonnen hat, sind der beredte Leichen-

stein des weltlichen Pabstthums; das „Non possumus“ der einzige fruchtbringende Gedanke, der zu Tage gekommen ist, — fruchtbringend, weil er das eigene Urtheil enthält. So zeigt sich selbst die geistige Kraft Roms abgestorben — nicht vor der Menge und Macht der Feinde, denn das war ihm bisher eigen, daß in seinen höchsten Nöthen seine größten Kämpfer aufstanden; aber vor der Macht eines tiefbegründeten und berechtigten Gedankens, dem des nationalen Einheitsstaates. Ihm ist in diesem Moment das mittelalterliche Rom schon fast völlig erlegen, und gewiß die Tage sind gezählt, bis zu denen seine letzten Spolien auf jenem selben Quirinal sollen aufgehängt werden, von welchem dann zum ersten Male der nationale König zu seinem geeinigten Volke sprechen wird. Und wenn es zu diesem Zwecke wohl auch der Revolution und Usurpation bedurft hat, so blicke man rückwärts in die Zeit der „Schenkungen,“ und man wird finden, daß zur ersten Begründung dessen, was jetzt als die heiligste aller heiligen Legitimitäten von den Vertheidigern gepriesen wird, gleichfalls Mittel vonnöthen waren, die es sich auf das kühnste Hinwegschreiten über das, was damals Legitimität war, durchaus nicht ankommen ließen. —

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück, von dem wir allzuweit abschweiften. Wir befinden uns in den letzten Jahrzehnten des achten Jahrhunderts. Auf dem Boden Italiens stehen jetzt zwei germanische Stämme neben einander, Langobarden und Franken; aber ihr Nebeneinanderstehen ist nothwendig zugleich ein Ringen um die Palme: es mußte entschieden werden, ob langobardischer oder fränkischer Einfluß in der Folge in Italien gelten sollte. In Rom selbst aber tritt uns zu der gleichen Zeit eine merkwürdige Erscheinung entgegen. Wir sahen, wie unter den Einflüssen der letzten anderthalb Jahrhunderte Rom eine so zu sagen geistliche Stadt, der Pabst wenigstens thatsächlich auch ihr weltliches Haupt geworden war. Aber die alten weltlichen Elemente, Bürgerthum und Adel, waren doch nicht ganz eingeschläfert; gerade in den Kämpfen, die sie zur Vertheidigung der Stadt gegen Langobarden und Griechen hatten führen müssen, waren sie wieder zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht; jetzt, wo das Pabstthum durch die Schenkungen sich offen mit weltlicher Macht bekleidete, begannen diese Elemente der eigenen Kraft und des eigenen Rechts sich wieder bewußt zu werden; „seit dieser Zeit giebt es eine Geschichte der Aristokratie in der sogenannten Republik Rom; die inneren Fehden der Stadt, die Kämpfe des Pabstthums mit dem Adel derselben oder mit den Baronen der Campagna nehmen nun ihren Anfang, und die Päbste sehen sich gezwungen, dem widerstrebenden Rom die Fremdherrschaft eines Dominus oder Imperator aufzulegen.“ Die Revolution der mächtigen und

ehrgeizigen Familie des Dux Toto, welcher nach dem Tode Papst Paul's I. im Jahre 767 seinen Bruder Constantin, der bisher Laie gewesen war, zum Papst erhob, und in seinem Namen die Herrschaft über die Stadt führte, beginnt den Reigen der bürgerlichen Umwälzungen Roms für die Folgezeit. Diesmal ward sie schnell genug gedämpft; nur ein Jahr später, und Toto war in einer von den Langobarden unterstützten Gegenrevolution ermordet, all' seine Anhänger getödtet oder verjagt, der unglückliche Pseudopapst Constantin aber stand mit leeren, blutenden Augenhöhlen vor dem neuen Papst Stephan III. und einer berufenen Synode von Bischöfen im Lateran zu Gericht; als er sich zu vertheidigen wagte, fuhr das heilige Concil von seinen Sitzen auf, und die ehrwürdigen Väter schlugen das lichtlose Antlitz Constantin's mit barbarischen Schlägen — dann verschwindet er zu dunklem Schicksal in einem Kerker.

Das nächste große Interesse blieb nun doch die Entscheidung zwischen Langobarden und Franken. Kurze Zeit schien es, als sollten beide sich friedlich vereinigen; im Jahre 770 kam das Project einer Doppelheirath zwischen der fränkischen und langobardischen Königsfamilie auf — ein Gedanke, der dem Pabste den tiefsten Schrecken einflößte: er schien die Entscheidung über die künftige weltliche Machtstellung des Papstthums zu enthalten. Wir besitzen den Brief, den Stephan III. an die Frankenfürsten Karlmann und Karl schrieb, ein widerliches Specimen der Logik des Eigennutzes, der sich mit der Prätension des Heiligen verbrämt: „es ist zu unserer Kenntniß gelangt und erfüllt unser Herz mit großem Kummer, daß Desiderius, der Langobardenkönig, Eure Herrlichkeiten zu überreden sucht, seine Tochter einem von Euch Brüdern anzuvermählen; dies ist, wenn dem so wäre, wahrhaft eine teuflische Eingebung und nicht sowohl eine eheliche Verbindung, als ein Consortium schändlichster Art zu nennen. Denn, wie die Geschichten der heiligen Schrift uns lehren, sind viele durch so ungerechte Verbindung mit einer fremden Nation von Gottes Geboten abgewichen und in große Sünde verstrickt worden. Was ist das für ein unsäglicher Aberwitz, o erlauchteste Söhne und große Könige, daß Euer ruhmvolles Frankenvolk, welches alle anderen Völker überstrahlt, und daß ein so glänzender und edler Sproß Eurer königlichen Macht mit dem treulosen und stinkenden Volke der Langobarden befleckt werde, welches nicht einmal unter die Zahl der Völker gerechnet wird und aus deren Nation das Geschlecht der Aussätzigen sicherlich hervorgeht" u. s. f. Diesen Brief gleichsam mit magischer Kraft zu durchdringen, legte ihn der Papst auf das Grab des Apostels und genoß über ihm den Leib des Herrn; — aber trotz der emphatischesten Androhungen vermählte sich Karl doch mit der langobardischen Königstochter Desiderata.

Das Verhängniß ward dadurch nicht aufgehalten. Ein Jahr später verstieß Karl unter dem jubelnden Beifall des Pabstes seine Gemahlin und ward durch den Tod Karlmann's Alleinherrscher im Frankenreich — das war der Anfang zu dem Ende der Langobardenherrschaft in Italien. Wieder nach drei Jahren zog der Frankenkönig als Sieger in die eroberte Hauptstadt Pavia ein und schmückte sich als König der Langobarden mit der eisernen Krone; Desiderius aber ward hinweggeführt, sein Leben in einem fränkischen Kloster zu beschließen.

Von hier an hört das Langobardenvolk auf, eine selbständige Rolle in der Geschichte Italiens zu spielen; nur das Herzogthum Benevent mochte sich noch lange in zweifelhafter Unabhängigkeit halten. Aber der germanische Stamm, der von den Alpenabhängen bis zum Süden der Halbinsel geherrscht hatte, von dem noch heute eine der edelsten Provinzen Italiens den Namen führt, ward nicht gleich dem der Gothen, seinen Vorgängern, völlig vernichtet oder vertrieben; die langobardischen Elemente, während der Zeit ihrer Herrschaft mehr oder minder von der italischen Race getrennt, begannen nun erst allmählich und unvermerkt ihre Verschmelzung; die Volkssprache, die in den folgenden Jahrhunderten ihren Uebergang vom Latein zum Bulgär machte, versetzte sich mit germanischen Wurzeln und Bildungen; Manches aus Sitten und Gebräuchen, auch von dem Aberglauben der Nordländer — und auch die fränkische Einwanderung und Ansiedelung ist da natürlich in Betracht zu ziehen — ging als Gemeinsames in Volkssitte und Volksglauben über; vor Allem das langobardische und weiterhin das salische Recht behauptete sich langhin gegen oder neben dem römischen; die Kreuzung der Racen erzeugte vielfach ein neues Geschlecht, und jene Namen auf mund, brand, rich, pert u. a., denen wir in der Folgezeit auf allen Schritten begegnen und welche vollständig italienische Namen werden, machen uns immer und immer wieder auf die germanischen Elemente aufmerksam, die hier ihren Uebergang in das neue Volkswesen vollziehen. Wenn, wie man zumeist sagt, etwa vom Beginn des elften Jahrhunderts an das romanische Wesen in ganz Italien einen mächtigen Aufschwung nahm, so darf man dies wohl auch so verstehen, daß von dieser Epoche an die Verschmelzung der beiden Elemente, soweit sie geschehen konnte, als vollendet anzusehen ist, und daß damit das neue Volksthum in sich beschlossen und in fertiger Gestalt auftritt; damit aber wurden nun diejenigen Elemente abgestoßen, die sich zur Verschmelzung nicht eigneten, und so verschwinden von da an namentlich die deutschen Rechte gegen das auch von den Kaisern begünstigte römische Recht; in Spuren hielten sie sich doch noch lange Zeit. Rom selbst ist von der Racenumwandelung, wie es scheint, verhältnißmäßig am wenigsten berührt,

der alte lateiniſche Stamm hier am reinſten erhalten worden; wenngleich die Miſchung mit den zeitweiligen Herrſchern, von den Gothen und Griechen bis zu den Franken, gleichfalls unzweifelhaft iſt, ſo behaupteten doch die Römer ſich mehr in ihrer Eigenartigkeit: die germaniſch anklingenden Namen ſind hier weit ſeltener, als im übrigen Italien. Dagegen wird man mit Recht namentlich die Umwandlung in dem Charakter des bisher ziemlich unkriegeriſchen römiſchen Adels auf die Rechnung der Berührung und Verſchmelzung mit den Langobarden, namentlich von Benevent her, ſetzen; gar manche dieſer Familien mögen direct germaniſchen Urſprungs ſein, indem langobardiſche Herren ſich in der Campagna Roms und in den angrenzenden Gebirgen ihre Veſten gründeten und von da aus ſich auch in die Stadt zogen; viele der edelſten römiſchen Geſchlechter leiten ſelbſt in ihren genealogiſchen Sagen ihren Urſprung aus Deutſchland her, ebenſo wie anderſeits viele deutſche (wie die Habsburger, die Henneberger, die Reuß von Plauen u. a.) in ihren Sagen römiſcher Herkunft ſich rühmen.

Das Verhältniß, in welchem jetzt der Franken- und Langobardenkönig zu Rom und zum Pabſte ſtand, concentrirt ſich in ſeiner Würde als römiſcher Patricius, welche ſchon Pipin geführt hatte, die aber durch Karl, namentlich ſeit Beſiegung der Langobarden, in viel weiterem Sinne geltend gemacht wurde. Er hatte die Schenkungen beſtätigt und erweitert, aber als Oberlehnsherr nimmt er die oberſte Jurisdiction nicht nur über Rom, das formell in keiner der Schenkungen inbegriffen war, ſondern auch über den der Kirche unterworfenen römiſchen Ducat, über das Exarchat u. ſ. f. in Anſpruch, und den Päbſten mußte es nach jener erſten Adelsrevolution einleuchten, daß nur durch eine ſolche, neben ſie geſtellte reelle Macht und Autorität ihr eigener Beſitzſtand geſichert war. Aber es mag die Idee der Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums ſchon geraume Zeit in der allgemeinen Stimmung und Erwartung gelegen haben, ehe ſie zur Ausführung kam; auf die allmählich ſich geltend machende Vorſtellung der Harmonie der geiſtlichen und weltlichen Macht und ihrer göttlichen Verleihung an die oberſten Träger derſelben, Kaiſer und Pabſt, deuten auch wohl ſchon die berühmten Moſaiken, die einſt das lateraniſche Triklinium Leo's III. ſchmückten, jenes, wahrſcheinlich kurz vor 800 nach Chriſti entſtandene Bildwerk — es exiſtirt noch in authentiſcher Nachbildung —, wo auf der einen Seite vor Chriſtus der Kaiſer Conſtantin und der heilige Pabſt Sylveſter, auf der anderen vor dem heiligen Petrus Pabſt Leo III. und König Karl knien und die Inſignien ihrer Macht, hier Schlüſſel und Stola, dort das Banner, als Zeichen der Militia und der oberrichterlichen Gewalt in Empfang nehmen.

Ein beſonderes Ereigniß mußte den Anſtoß geben. Im Jahre 799 brach eine neue Verſchwörung einer römiſchen Adelspartei gegen Pabſt Leo III. aus; an der Spitze der Aufrührer ſtanden die Nepoten des vorigen Pabſtes Hadrian, die den Verluſt ihres Einfluſſes nicht verſchmerzen konnten — die erſte Spur der Nepotenbegünſtigung und ihrer Folgen — fürchterlich mißhandelt entrann Leo kaum dem Tode und eilte nach Deutſchland, die Hülfe des Patricius anzuflehen, der ihn zu Paderborn in Mitte ſeines gegen die Sachſen aufgebotenen Heerbannes empfing. Ein welthiſtoriſches Ereigniß, dieſes Zuſammentreffen. Kein Geſchichtſchreiber kündet uns die Verabredungen, die zwiſchen den beiden Häuptern dort auf dem grünen Felde von Paderborn gepflogen wurden; aber die Natur der Sache und einzelne leiſe Spuren führen darauf, daß ſchon hier die entſcheidende That des folgenden Jahres beſchloſſen wurde. Am erſten December des Jahres 800 ſaß in der Baſilika des heiligen Petrus mit der Toga und Chlamys des Patricius bekleidet Karl neben dem Pabſte zu Gericht; ja in ſeiner oberrichterlichen Gewalt wollte er die Unterſuchung zwiſchem dem Pabſt als Beklagten und den Römern als Klägern einleiten; aber die verſammelten Biſchöfe widerſetzten ſich dem Gericht über den Stellvertreter des Apoſtels, über den Niemand auf Erden Richter ſei. Leo bewies ſeine Unſchuld mit der ſchon ſonſt gebrauchten Formalität eines öffentlichen feierlichen Reinigungseides; nun wurde freilich das Gericht einfach, und die Kläger durften froh ſein, auf Bitten des Pabſtes, der den Haß der Römer nicht noch mehr reizen wollte, zum Exil im Frankenreiche begnadigt zu werden. Aber dieſem Gerichte folgte eine weit wichtigere Handlung. Die Erzählung iſt bekannt, wie am Weihnachtstag, als der König unter großer Verſammlung aller weltlichen und geiſtlichen Großen vor der Confeſſion St. Peters im Gebet kniete, ihm der Pabſt plötzlich wie aus göttlicher Eingebung die kaiſerliche Krone aufſetzte und dann unter dem Zuruf des Volkes ihn zum Kaiſer, ſeinen Sohn Pipin zum König ſalbte. Daß der innere Hergang jedenfalls ein anderer geweſen, und daß Karl nach Rom kam mit dem Gedanken, ſeine Erhebung zum römiſchen Kaiſerthum zu bewerkſtelligen, ward ſchon angedeutet; aber es hat ſeinen guten Sinn, wenn auch hier wieder, wo die zweite große Lebensform des Mittelalters einſetzt, ihr Beginn mit einer Art von Mythus überſchattet iſt.

So greift hier die neue Welt noch einmal — und nicht zum letzten Male — zum klaſſiſchen Alterthum zurück; indem ihr größter Fürſt mit der Würde höchſter Gewalt bekleidet werden ſoll, erneuert man das römiſche Kaiſerthum: denn eine oberſte Machtform anderer Art fand man nicht in dem Ideenkreiſe der Welt; ſelbſt die byzantiniſchen Herrſcher fuh-

ren fort, ſich römiſche Kaiſer zu nennen. Aber neben dieſer an das antike Rom anknüpfenden Vorſtellung war es nun doch zugleich auch das neue mittelalterliche Rom, wie es die Jahrhunderte ſeit Conſtantin geſchaffen hatten, welches dem neuen Kaiſerthum ſeine volle Ausprägung verlieh; denn noch lebendiger doch als die alte Cäſarenidee war in dem Bewußtſein dieſer Zeit die Idee der Univerſalität Roms als der heiligen Metropole der allumfaſſenden Kirche, und die Concordanz geiſtlicher und irdiſcher Weltherrſchaft gerade von dieſem Centrum aus mochte ſich den Völkern am leichteſten zum Glaubensſatz geſtalten.

Hiemit war nun die Trennung des Abendlandes von Byzanz vollendet, und der griechiſche Dichter klagt, daß das große Frankenſchwert das alte Band zwiſchen Rom und Byzanz zerhauen habe, und daß die jüngere und ſchönere Tochter Conſtantinopolis von der altersgrauen Mutter Roma für immer getrennt worden ſei. Aber tiefer als die äußere war die innere Trennung. Die weltgeſchichtliche Ordnung theilte jetzt das geſammte Culturmaterial des Mittelalters gleichſam in zwei Aufgaben: hier die griechiſch-ſlaviſche Welt, dort die romaniſch-germaniſche. Byzanz hat, in alten Formen verknöchernd, ſeine Aufgabe, die Völker griechiſcher und ſlaviſcher Art in einem großen politiſch-religiöſen Syſtem zu gemeinſamer und gegenſeitiger Durchbildung zu vereinigen, nicht gelöſt; die Aufgabe iſt noch heute ungelöſt, ſie bildet zum Theil das Problem, welches der Panſlavismus und die ruſſiſche Zukunftspolitik ſich ſtellen. Die abendländiſche Welt, indem ſie die höchſte geiſtliche und weltliche Macht in die zwei Spitzen des Pabſtthums und des Kaiſerthums aus einander legte, füllte ſich von Anfang an mit natürlichen Gegenſätzen, mit dem Widerſpruch zweier hoher, gleichberechtigter Freiheiten, die wiederum tauſendfach ſich theilend und auseinanderfaltend die reichſte Gliederung innerhalb der ideellen Einheit erzeugten. Wo Vielheit der Gewalten und der Freiheiten, da iſt Kampf; ſo iſt das Leben der abendländiſchen Welt ſeitdem ein unausgeſetztes Ringen vielartigſter Kräfte gegen einander — aber dieſes Ringen iſt der Mutterſchooß der abendländiſchen Cultur. —

Wir halten an dieſem Punkte inne, mit welchem wir bis zum Schluſſe des zweiten Bandes des Gregorovius'ſchen Werkes gelangt ſind. Ein dritter Band liegt uns ſchon vor, der die Geſchichte Roms bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts herabführt, jenes Jahrhunderts, das vor anderen eines der dunkelſten für Rom genannt werden darf. Die rüſtige Thätigkeit des Verfaſſers läßt uns hoffen, daß die weiteren Fortſetzungen ſich ſo ſchnell folgen werden, wie bisher; mit ſeinem nächſten Bande tritt er in das Zeitalter der großen Päbſte ein, und wir ſind begierig zu ſehen, welche Farben der Chroniſt Roms für die in unſerer Zeit ſo viel beſprochene

Geſtalt des ſiebenten Gregor's finden wird. Wir gedenken alsdann in einem zweiten Artikel auf das Werk zurückzukommen, welches wir indeß einem weiten Leſerkreiſe aufrichtig empfehlen.

Lehre und Schriften Tocqueville's.

De la démocratie en Amérique. 4 vol. — L'ancien régime et la révolution. — Oeuvres et correspondances inédites. 2 vol. 1861. — Discours du Père Lacordaire à l'Académie française 24. janvier 1861.

1.

Alexis von Tocqueville, deſſen früher Tod Frankreich eines ſeiner edelſten Geiſter und bedeutendſten Schriftſteller beraubte, ſtammte aus einer alten Familie der Normandie, welche ihren Namen von einer Herrſchaft bei Cherbourg trug, und ward im Collège von Metz, wo ſein Vater unter der Reſtauration Präfect war, erzogen. Nach Beendigung ſeiner Studien trat er mit ſeinem Bruder eine Reiſe nach Italien an. Die Bruchſtücke des Tagebuchs über Sicilien, welche uns im erſten Band der ſo eben erſchienenen nachgelaſſenen Schriften gegeben ſind, zeigen bereits im hohen Grade ſein Talent der Beobachtung und Schilderung ſocialer Zuſtände. Er iſt begeiſtert von den Wundern der Natur und Kunſt, aber mehr als der Krater und die Ruinen griechiſcher Tempel intereſſiren ihn die Verhältniſſe der Stände, der Städte und der Bodencultur, er erörtert, weshalb hier die Theilbarkeit des Grundeigenthums gute Folgen bringt, während in England der Ackerbau bei großen Gütercomplexen gedeiht, er vergleicht die verſchiedenen Culturepochen und zeigt, wie die neapolitaniſche Verwaltung die Quellen des Wohlſtandes vertrocknet, den Adel ſeiner Selbſtändigkeit beraubt, und wie die Geiſtlichkeit das Volk in Unbildung verſinken läßt. — Nach Frankreich zurückgekehrt, wird er als Auditeur beim Gerichtshof von Verſailles angeſtellt, und bald darauf mit Geſchäften der Staatsanwaltſchaft betraut. Aber die Jurisprudenz füllte ihn nicht aus; eifrig verfolgte er ſeine hiſtoriſchen und politiſchen Studien und begleitete mit geſpanntem Intereſſe die Begebenheiten des Tages. Aus Tocqueville's Correſpondenz tritt wieder die Thatſache lebendig hervor, daß die relativ glücklichſte Zeit Frankreichs in dieſem Jahrhundert die Jahre der Reſtauration waren, wo die Anſprüche der Ultra-

royalisten gebrochen schienen und die gemäßigte Partei dem Lande einen Grad von Freiheit gab, welchen es bisher noch nicht gekannt hatte. Dem Druck, welchen das Kaiserthum auf alle selbständige Entwicklung der Kräfte geübt, war ein reges Leben gefolgt; von kriegerischem Ruhm gesättigt, wandte sich die Nation den Künsten des Friedens zu, Ackerbau und Handel blühten auf, die großen Fragen der inneren Politik beschäftigten die besten Köpfe. Tocqueville nahm den lebhaftesten Antheil an diesem Wettkampf der Geister, er theilte die Hoffnungen auf eine freiheitliche Entwicklung der Monarchie, aber er sah auch sofort die Gefahr, in welche das Ministerium Polignac den Thron der Bourbonen brachte. „Das Ministerium," schrieb er im Mai, „kann nichts gegen die Kammern ausrichten; läßt der König es fallen, so erleidet sein Ansehn einen schweren Stoß, will er sich über die Charte wegsetzen, so stürzt er sich vom Thron." Die Julirevolution konnte Tocqueville daher nicht überraschen; er schloß sich der neuen Regierung an, da die Regierung Louis Philipp's ihm als einzige Möglichkeit erschien, die politische Freiheit für Frankreich zu erhalten. Aber die richterliche Laufbahn befriedigte ihn jetzt noch weniger, die Ereignisse, welche sich vor seinen Augen zugetragen, bewegten ihn mächtig, er sah, wie Frankreich verhängnißvoll immer mehr sich einer demokratischen Entwicklung zuneigte, welche ihm voll von Gefahren schien. Diese zu beschwören, schien ihm die Aufgabe, und deshalb faßte er den Entschluß, die Demokratie in dem einzigen Lande zu studiren, welches dieselbe „mit der Freiheit zu versöhnen" gewußt, — in Nordamerica. Diese Idee allein zeigt die Selbständigkeit seines Geistes. Die liberale Doctrin der Zeit sah in England ihr Vorbild, aber Tocqueville durchschaute die Unmöglichkeit, Institutionen des Inselstaats auf französischen Boden zu verpflanzen. In England war die Freiheit nicht auf dem Grunde der Gleichheit, sondern auf dem des Privilegs erwachsen, von dem man in Frankreich früher so viel gelitten, daß jede Erinnerung an seine Herrschaft der Nation widerstrebte. Sie hatte die Gleichheit errungen, — aber keineswegs war zugleich die Freiheit dabei begründet worden. Beide waren also nicht nothwendig verbunden, wie die Revolution von 1789 gemeint: nur America schien diese Aufgabe gelöst zu haben. Während es ebenso frei war wie England, befand es sich im vollen Besitz der égalité, welche das französische Volk abgöttisch liebte. In dem letzteren Punkte also lag eine offenbare Verwandtschaft, und man konnte hoffen, durch dieselben Mittel, denen America seine Freiheit verdankte, auch die Franzosen frei zu machen. — Um den Urlaub zu der Reise zu erhalten, erbot sich Tocqueville mit seinem Freunde Beaumont das americanische Strafsystem, dessen mögliche Anwendung auf Frankreich lebhaft besprochen wurde, zu studiren, und erhielt

von dem Miniſter des Innern, Grafen Montalivet, dazu die Genehmigung. Die beiden Freunde erfüllten ihre Miſſion gewiſſenhaft und veröffentlichten die Früchte ihrer Studien in einem gemeinſamen Werke (du système pénitentiaire et de son application en France). Es empfiehlt das philadelphiſche Zellenſyſtem, d. h. die Einzelhaft, gemildert durch Beſuche und Arbeit: hierin ſehen die Verfaſſer eine Löſung, welche die Ideen der ſtrafenden Gerechtigkeit mit der Beſſerung des Schuldigen verbindet. Ihre Darlegung erregte die größte Aufmerkſamkeit und hatte mehrere Sendungen von andern Regierungen zur Folge, wie unter Andern die des Dr. Julius von Seiten Preußens. Aber in weit höherem Grade hatte das politiſche und ſociale Leben der Union den Blick Tocqueville's gefeſſelt, er bereiſte faſt alle Staaten derſelben und drang bis zu den äußerſten Grenzen der Civiliſation; ſein forſchender Geiſt umfaßte die Probleme, welche die neue Welt bot — und ein Jahr nach ſeiner Rückkehr erſchienen die beiden erſten Bände ſeines Werks „über die Demokratie in America," welches ihm einen europäiſchen Namen gab. Mehr eine Ergänzung als eine Fortſetzung dieſer erſten Bände waren die zwei weiteren, welche fünf Jahre ſpäter folgten.

2.

Die Idee, welche Tocqueville's Unterſuchungen geleitet hat, iſt nicht ſowohl, uns ein vollſtändiges Bild der americaniſchen Geſellſchaft und ihrer politiſchen Organiſation zu geben, als die Berührungspunkte und Gegenſätze derſelben mit europäiſchen und namentlich franzöſiſchen Zuſtänden hervorzuheben;*) obwohl Frankreich ſelten genannt iſt, hat der Verfaſſer doch keine Seite geſchrieben, ohne ſein Vaterland vor Augen zu haben. Die chriſtlichen Nationen ſcheinen ihm ſich in reißendem Fortſchritt zur „Demokratie" zu befinden: die Gleichheit in allen Beziehungen herbeizuführen, iſt das Ziel geworden, welches ſie wiſſentlich oder unwiſſentlich verfolgen; einem ſolchen Strome ſich widerſetzen, wäre Thorheit, es kann ſich nur darum handeln, ihn ſo zu leiten, daß er nicht verheerend wirkt. Iſt daher die Herrſchaft der Demokratie unvermeidlich, ſo muß man zeigen, wie ſie der Entartung entgehen kann:**) eine neue Geſellſchaft bedarf einer neuen politiſchen Wiſſenſchaft. Die Schranken, welche in frühern Zeiten die Würde und die Rechte des Individuums ſchützten, ſind untergraben durch den Abſolutismus und zuſammengebrochen im Sturme der Revolution; hundertjährige Inſtitutionen ſind zerſtört, uralte Ueberlieferungen erſchüttert, der religiöſe Glaube und die Familienbande ge-

*) Correspondance I. p. 378.

**) Correspondance I. p. 341.

schwächt. Die Stände sind nicht mehr äußerlich abgegrenzt und doch durch Haß geschieden, die Menschen stehen sich gleich nur in ihrer Vereinzelung und Schwäche. Dies darf nicht fortdauern, die Demokratie darf ihren ungeregelten Trieben nicht überlassen bleiben, sondern muß ein Correctiv finden in der politischen Freiheit. Ohne sie wird das Trachten nach Gleichheit nur dazu führen, Alle unter ein gemeinsames Joch zu beugen, der Neid der Mittelmäßigkeit auf fremde Größe wird sich befriedigt fühlen, wenn nur Niemand von der allgemeinen Knechtschaft ausgenommen ist, und eine starke Hand, die bald drückt, bald streichelt, führt das Volk wie eine Heerde gelehriger und furchtsamer Thiere. Die Erziehung der Demokratie durch die Freiheit ist also die Aufgabe, welche Tocqueville der politischen Wissenschaft der Gegenwart stellt.

Es bedurfte eines nicht geringen moralischen Muthes unter der Julimonarchie, wo die Franzosen sich schmeichelten das freieste Volk zu sein, ihnen ein Spiegelbild vorzuhalten, das zeigen sollte, wie ihrem parlamentarischen Wesen die wesentlichsten Grundlagen der Dauer fehlten. Tocqueville führte an America aus, was nothwendig zur wirklichen Freiheit sei und, da eben dies in seinem Lande fehlte, sagte er mittelbar, daß Frankreich nicht frei sei, daß man hier — so drückt er sich später einmal aus — „den Kopf der Freiheit auf einen knechtischen Körper gesetzt habe."

Der Gegensatz beider Länder, der ihn am tiefsten erfaßte, war unzweifelhaft der, daß in Frankreich der Staat Alles ist, während in America sein Wirkungskreis auf den möglich engsten Raum beschränkt wird. Die Ursache dieses Unterschiedes kann nicht in der Verfassungsform liegen, — die Centralgewalt in Frankreich war unter der Republik ebenso allmächtig wie unter dem Kaiserthum, der Restauration, der Julimonarchie. „Die Politiker," heißt es (Bd. 4. S. 261), „sind in unsern Tagen viel weniger getrennt als es scheint, sie streiten sich unaufhörlich darüber, in welche Hände die Souveränetät gelegt werden solle, aber sie verständigen sich sehr leicht über die Rechte und Pflichten derselben. Alle fassen die Regierung auf unter dem Bilde einer einzigen, einfachen, versorgenden und schöpferischen Macht. Die Meisten meinen, daß sie falsch handelt, aber Alle wollen, daß sie unaufhörlich handle und sich in Alles mische. Selbst die, welche sich am bittersten bekriegen, sind darüber vollkommen einig. Die Einheit, Allgegenwärtigkeit und Allmacht der Centralgewalt, die Gleichförmigkeit ihrer Gesetze ist der entscheidende Zug, welcher alle politischen Systeme unserer Tage kennzeichnet. Man findet ihn in den wunderlichsten Utopien wieder; denn der menschliche Geist verfolgt seine Gebilde auch im Träumen —." Der Grund dieser Erscheinung ist also tiefer zu suchen: er liegt darin, daß in dem Streben nach unbedingter Gleichheit die Ausbil-

dung der persönlichen Freiheit vergessen ist. Wo aber Gleichheit ohne Freiheit herrscht, da fühlt sich wohl der Stolz des Menschen durch seine Unabhängigkeit geschmeichelt, aber seine individuelle Unzulänglichkeit sucht doch nach fremder Hülfe, — er findet dieselbe nicht bei seines gleichen, die ebenso schwach sind, sondern nur bei der Staatsgewalt, welche allein im Wechsel bestehen bleibt. Alle Anforderungen richten sich mithin an sie, sie muß alle Kräfte in Bewegung setzen, um den Ansprüchen zu entsprechen, die in immer wachsendem Maaße an sie gemacht werden, und während sie sich abmüht, den verwickelten Mechanismus in Bewegung zu halten, ist sie doch selbst stets gefährdet, denn wenn die Natur der Dinge es ihr unmöglich macht, die Ansprüche der Regierten zu befriedigen, wendet sich alle Unzufriedenheit gegen ihre Lenker und glaubt durch ihren Sturz das Uebel zu heilen. Aber nur die Formen der Regierung wechseln, ihr Wesen bleibt dasselbe. So ist das, was Richelieu als Ziel erstrebte und Ludwig XIV. weiter führte, das Schiboleth aller Parteien geworden. Je schwächer der Zusammenhang des Souveräns mit den übergebliebenen Elementen der Aristokratie ward, desto mehr mußte er die Allmacht der Verwaltung ausbilden. Die Consequenz dieser Auffassung ist die Hierarchie des byzantinischen Reiches.

In America nun kennt man diese Vergötterung der Staatsallmacht nicht, die in ihrer Consequenz zum Socialismus führt: Alles zielt vielmehr darauf hin, das Individuum so frei zu stellen wie möglich. Man glaubt dort, daß die Vorsehung jedem Menschen so viel Vernunft gegeben, als nöthig ist, ihn in solchen Dingen zu leiten, die ihn allein angehen. Auf diesem Grundsatz beruht die ganze bürgerliche und politische Gesellschaft der Vereinigten Staaten, nach ihm erzieht der Vater seine Kinder, behandelt der Herr seine Diener, die Gemeinde ihre Mitglieder, die Grafschaft die Gemeinde, der Staat die Grafschaft, die Union die Staaten, welche das Sternenbanner vereinigt. Auf die Gesammtheit der Nation angewandt, ist dieser Grundsatz das Princip der Volkssouveränetät. Dieselbe kann sich nur verwirklichen, wenn zur Gleichheit die Freiheit tritt. Die Ansiedler, welche die ersten Staaten auf dem neuen Continent gründeten, ließen allerdings die Privilegien, die Aristokratie und die Staatskirche des Mutterlandes hinter sich, aber sie brachten die Freiheiten Altenglands mit sich. Während in Frankreich die Bourbonen die municipale und provinzielle Selbstregierung zerstörten, gründeten die Puritaner in Neuengland ihre freien Gemeinden, welche die Grundlage jedes größern politischen Baues bleiben, der auf Dauer Anspruch machen kann. Auf diesem Grunde entwickelte sich die Selbstregierung im weitern Kreise der Grafschaft, dann des Staates und fand endlich ihren vollen Ausdruck in der

Bundesverfassung. Während in Frankreich die Centralgewalt den untern Kreisen des Staatslebens nur so viel Spielraum läßt, als ihr gut dünkt, ist ihr in America nur so viel Einfluß gegeben, als schlechterdings nöthig ist, um ihr eine durchgreifende Wirkung in den einzelnen Punkten zu sichern, welche ihr unterstellt sind. Sie giebt die allgemeinen Gesetze, vertritt die Nation nach Außen, befehligt Heer und Flotte, erhebt Zölle, mit einem Wort, sie wacht über die Interessen, welche der ganzen Nation gemeinsam sind: in diesen Grenzen ist sie stark, über dieselben hinaus reicht ihre Macht nicht. America hat, wie Tocqueville es nennt, die Centralisirung der Regierung, aber nicht die der Verwaltung, Frankreich hat beide verbunden, indem es alle mittleren Gewalten beseitigte. Eine solche Vereinigung sammelt im Mittelpunkte, von dem die Bewegung ausgeht, allerdings alle schlagfertigen Kräfte des Volkes, aber sie bringt auch große Gefahren. Der centralisirte Staat kann in einem Augenblick und an gewisser Stelle viel leisten, wenn er von einem überlegenen Geiste geleitet wird, aber er wird die dauernde innere Wohlfahrt eines Volkes nicht gründen, er zehrt von der Intelligenz des ganzen Landes, aber befruchtet sie nicht. America hat sich von den Gefahren fern gehalten, welche die Centralisation mit sich führt, es hat sein Staatswesen auf das freie Individuum gegründet, darum hat es die Gleichheit ertragen können, dort streben Alle sich zu erheben, nicht Andere herabzuziehen. Die Freiheit erzeugt eine Art von persönlichem Adel, indem sie der natürlichen Begabung vollen Spielraum gewährt, Charaktere schafft und die Elemente des Wohlstandes entwickelt: in solcher Aristokratie haben die besten Americaner ihren Stolz gesucht. Aber noch ein anderes Correctiv hebt Tocqueville mit Nachdruck hervor, welches die Demokratie dort hat, — die Religion. Seinem klaren, historischen Blick entging es nicht, daß die strenge kirchliche Disciplin der Puritaner der Zuchtmeister zur Freiheit für die Colonien Neuenglands gewesen. „Meinestheils," sagte er, „zweifle ich, daß der Mensch jemals zugleich eine vollkommene religiöse Unabhängigkeit und die volle politische Freiheit ertragen kann, meine Ansicht ist, daß er *ohne* Glauben dienen muß und daß er glauben müsse, wenn er frei sein will." Aber eben deshalb wollte er keine staatliche Herrschaft über die Gewissen, welche der Religion wie dem Staat verhängnißvoll wird, er sah in America den Beweis, daß man das, was Gott gehört, von dem trennen muß, was des Kaisers ist, und er meinte, daß die Kirche nur auf sich selbst gestellt, wahre Macht über die Gemüther gewinnt.

In dem letzten Buch: „Ueber den Einfluß der demokratischen Ideen und Gefühle auf die politische Gesellschaft" sind die leitenden Ideen des ganzen Werkes meisterhaft zusammengefaßt. Der Verfasser führt hier aus,

wie ohne die Freiheit die Gleichheit zu einer Centrifugalkraft wird, welche die Elemente des Gemeinwesens in Staub auflöst und dem Despotismus den Weg bahnt, der als letzte Rettung vor der Anarchie erscheint. Im Mittelalter hatten Menschen, die sich ähnlich waren, doch verschiedene Rechte; unsere Zeit will Völker, die sich noch wenig gleichen, nach denselben Gesetzen regieren; damals kämpfte der Staat mühsam, den Trotz lebensvoller Individuen und Corporationen in einen gemeinsamen Rahmen zu fassen, jetzt soll die individuelle Mannigfaltigkeit in die demokratische Gleichförmigkeit aufgehen. Tocqueville glaubt nicht, daß man eine neue Aristokratie gründen könne, wo ihre Elemente zerstört sind, aber er glaubt sie ersetzen zu können durch die Vereinigung der Bürger zu Genossenschaften, welche Mittelglieder zwischen Individuen und Staat bilden würden. „Die neue Geschichte liegt noch zum Theil unter den Trümmern der alten verschüttet und Niemand kann sagen, welche Bildungen aus den jetzigen Kämpfen hervorgehen werden, aber eins ist sicher: ohne Freiheit des Individuums wird kein wahrer Fortschritt erzielt. Die erste Aufgabe der Gesetzgeber unserer Zeit scheint mir, der Staatsgewalt weite, aber erkennbare und feste Grenzen zu ziehen, den Einzelnen bestimmte Rechte zu geben und deren Genuß zu sichern. Es scheint, daß die Souveräne nur große Dinge mit den Menschen zu vollbringen suchen, — ich wollte, sie dächten mehr daran die Menschen groß zu machen; sie sollten weniger Werth auf das Werk als auf den Arbeiter legen und sich stets erinnern, daß eine Nation nicht stark bleiben kann, wenn jedes einzelne ihrer Glieder schwach ist und daß noch nie eine gesellschaftliche Form oder eine politische Combination aus kleinmüthigen Bürgern ein kraftvolles Volk geschaffen hat." (Bd. 4 S. 335).

Wenn Tocqueville so auf das Beispiel der neuen Welt im Westen hinwies, so konnte doch sein Scharfblick sich nicht darüber täuschen, daß keineswegs die Institutionen Americas einfach auf europäische Staaten zu übertragen seien. Die Americaner selbst, sagte er, müßten sich verwandeln wenn sie nach Europa kämen; aber er hielt es nicht für unmöglich, daß seine Nation sich die wesentlichen Vortheile der Demokratie der Bundesstaaten aneigne. *)

*) Seine Idee spricht folgende Stelle eines Briefes vornehmlich klar aus:
„J'ai voulu montrer ce qu'était de nos jours un peuple démocratique, et par cette peinture rigoureusement exacte, j'ai prétendu produire un double effet sur l'esprit des hommes de mon temps. — A ceux qui se sont fait une démocratie idéale, rêve brillant, qu'ils croient pouvoir réaliser aisément, j'ai entrepris de montrer qu'ils avaient revêtu le tableau de fausses couleurs; que le gouvernement démocratique qu'ils préconisent, s'il procure des biens réels aux hommes qui peuvent le supporter, n'a point les traits élevés que leur imagination lui donne; que ce gouvernement, d'ailleurs, ne peut se sou-

Ob er den praktiſchen Erfolg der Lehren, welche er ihr ſo eindringlich predigt, für wahrſcheinlich hielt, iſt eine andere Frage. Ein Hauch tiefer Trauer und ſchmerzlicher Entſagung liegt über ſeiner Beredtſamkeit, wenn er Frankreich mahnt, das zu ſuchen was ihm Noth thue. Und in der That, gerade in ſeinem Lande wurde ſein Werk wohl bewundert, aber ſeine Worte nicht beherzigt. Mehr geſchah dies in andern Ländern, und namentlich iſt der Einfluß bedeutend, den Tocqueville auf die Entwicklung der politiſchen Ideen in Deutſchland gehabt hat. Der Grund dafür iſt einleuchtend; weil bei uns die örtlichen Freiheiten und die ariſtokratiſchen Elemente noch nicht ſo zerſtört ſind wie in Frankreich, ſo kann die Freiheit ſich an ihnen ausbilden und der Centraliſation widerſtehen, die Staatsgewalt ihrerſeits hat nicht das Bedürfniß ſich immer weiter auszudehnen, weil, wenigſtens in Preußen, das Königthum ſo mit der Nation verwachſen iſt, daß es keine Angriffe zu befürchten hat. Man muß ebendeshalb ſagen, daß Tocqueville Unrecht hat, wenn er die ſämmtlichen chriſtlichen Völker auf dem abſchüſſigen Wege ſieht, den Frankreich ſeit 1789 verfolgt. Bei den germaniſchen Nationen wenigſtens ſteht es noch nicht ſo, daß die alleinige Herrſchaft deſſen, was er par excellence Demokratie nennt, unvermeidlich wäre; allerdings hat die Entwicklung Frankreichs auf ſeine Nachbarſtaaten großen Einfluß geübt, aber man darf nicht ſagen, daß dieſelben mit ihm ſtehen und fallen, daß es von ihm abhängt, ob die Republik überall errichtet oder ganz beſeitigt werde. Und wie er für Europa im Allgemeinen zu ſchwarz ſieht, ſo idealiſirt er unleugbar Manches in dem großen Gemälde, das er vom americaniſchen Leben entwirft. So beruht ſicher auf Täuſchung, was der Verfaſſer (ohne Nachweiſe zu geben) über die Fortſchritte des Katholicismus ſagt. Die hierarchiſch gegliederte römiſche Kirche iſt die des adminiſtrativ centraliſirten Franzoſen, während der Puritanismus, in dem jeder Gläubige ſein eigner Prieſter iſt, die natürliche Religion der Nachkommen der Puritaner bleibt. Auch ſeine Ideen über den allgemein herrſchenden Sinn der Geſetzlichkeit ſind ſtark optimiſtiſch gefärbt. Im Ganzen iſt jenes Gemälde indeß noch heute von tref-

tenir que moyennant certaines conditions de lumières, de moralité privée, de croyances que nous n'avons point, et qu'il faut travailler à obtenir avant d'en tirer les conséquences politiques. — Aux hommes pour lesquels le mot de démocratie est le synonyme de bouleversement, d'anarchie, de spoliation, de meurtres, j'ai essayé de montrer que la démocratie pouvait parvenir à gouverner la société en respectant les fortunes, en reconnaissant les droits, en épargnant la liberté, en honorant les croyances; que si le gouvernement démocratique développait moins qu' un autre certaines belles facultés de l'âme humaine, il avait de beaux et grands côtés; et que peut-être, après tout, la volonté de Dieu était de répandre un bonheur médiocre sur la totalité des hommes, et non de réunir une grande somme de félicité sur quelques-uns et d'approcher de la perfection un petit nombre.

fender Wahrheit: die Capitel über das Verhältniß der Racen, die Sklaverei und die Aussichten der Dauer der Union sind im Augenblick der gegenwärtigen Krisis vom eingehendsten Interesse, vor Allem sind deutschen Politikern die Ausführungen über die Natur des Bundesstaates zu empfehlen, sie werden darin ein reiches Material für erneute Prüfung der Frage finden, ob ein solcher in Deutschland möglich oder ob er nicht vielmehr einen Verband von Republiken voraussetzt.

Wenn Tocqueville den Schmerz hatte, seine Ideen nicht befolgt zu sehen, so ward ihm dagegen reichlich Bewunderung zu Theil; das Werk, das sicher nichts Lockendes für das große Publicum hatte, erlebte in funfzehn Jahren ebenso viel Auflagen und wurde vielfach übersetzt. „Seit Montesquieu," sagte Royer Collard, „ist nichts Aehnliches erschienen. Und allerdings lag es nahe, Tocqueville dem Verfasser des Geistes der Gesetze an die Seite zu stellen. Der Vergleich indeß ist mehr ehrenvoll als zutreffend. Denn Montesquieu umfaßt alle Staatsformen und alle Länder, Tocqueville beschäftigt sich nur mit der Demokratie und zwar von einem festen Gesichtspunkte aus, der Stil Montesquieu's ist lebhaft, reich, blendend und so mannichfaltig wie die Gegenstände die er behandelt, der Tocqueville's ist streng, vermeidet die Einzelnheiten und Anekdoten und sammelt sein Pathos auf Einen Punkt. Wie hätten die beiden sich auch gleichen sollen, der lebensfrohe Parlaments-Präsident, der voll Vertrauen in die menschliche Trefflichkeit die Früchte seiner Gelehrsamkeit in anmuthiger Form bietet, und der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, der die Gefahren der Zukunft predigt: — zwischen Beiden hatte sich scheidend die Revolution gelagert.

3.

Tocqueville erreichte durch sein erstes Werk nicht nur einen literarischen Ruhm, den die Erwählung zum Mitgliede der französischen Akademie besiegelte, es ward für ihn auch die Staffel zur selbstthätigen Betheiligung am politischen Leben. Die Julirevolution hatte ihn tief betrübt, denn er sah durch den Sturz Karl's X. die Befestigung verfassungsmäßiger Freiheit auf's Neue gefährdet, er theilte die Illusionen derer nicht, welche in Louis Philipp einen andern Wilhelm von Oranien erblickten, aber er glaubte, wie schon gesagt, daß diese Regierung dermalen die einzige Aussicht biete, um weitergehende Erschütterungen zu vermeiden, er schloß sich ihr an, aber er liebte sie nicht. Bald nach der Rückkehr von America hatte er seine richterliche Stelle aufgegeben und stand so ganz frei da, als er bei den Wahlen von 1837 sich um ein Mandat bewarb. So eifersüchtig bewahrte er seine Unabhängigkeit, daß, als er hörte, der Präfect

seines Wahlbezirkes befürworte seine Candidatur, er sich dies in einem Briefe an den Ministerpräsidenten, Grafen Molé, verbat. So ward er erst zwei Jahre später wirklich gewählt. Er schloß sich keinem der Führer fest an, aber daß er es nicht konnte, war sein Schmerz. In diesen Kämpfen um „Fragen der parlamentarischen Metaphysik," sah er nicht die Elemente wahrer Parteien, er saß in den Reihen der Opposition, weil die Minister nicht daran dachten, auf die Ideen, welche den Mittelpunkt seines politischen Glaubens bildeten, einzugehen, sondern nur die centralisirte Verwaltung in liberalem Sinne leiteten,*) aber er war nicht von Natur oppositionell. Sein Wunsch wäre gewesen, eine Opposition zu bilden, welche, wenn sie die Majorität erhielte, die Regierung in die Hand nehmen und führen könnte, ohne neue Erschütterungen hervorzurufen, — er fand dafür nur wenig Anklang und mußte sich mit der Thätigkeit begnügen, welche seine vereinzelte Stellung ihm möglich machte. Er war mehrfach in wichtigen Fragen Berichterstatter, so über die Abschaffung der Sklaverei in den Colonien, über die Reform der Gefängnisse, über Algerien, das er zweimal besuchte, um sich ein eigenes Urtheil zu bilden, aber obwohl vielleicht der bedeutendste Politiker der Kammer, ward er doch kein einflußreicher Redner. Dieselben Eigenschaften, die ihn zum großen Schriftsteller machten, wurden ihm auf der Tribüne hinderlich. Die leichte Improvisation, die Schlagfertigkeit, welche in der Debatte von so großem Werth sind, führen die Feder zur Oberflächlichkeit: fast alle großen Eigenschaften eines Buchs sind Fehler in einer Parlamentsrede. Die Kunst des Redners ist, sich in die engste Wechselwirkung mit seinen Zuhörern zu setzen; indem er sie leitet, soll er sich doch ihrer Empfänglichkeit, ihren Eindrücken, ihrer Stimmung unterordnen, soll dasselbe in verschiedener Form sagen, bis er fühlt, daß es vollständig ergriffen ist, und mitten im Strom seiner Gedanken innehalten, wenn er sieht, daß er verstanden ist. Tocqueville fehlte diese Beweglichkeit, er hatte seinen Stil zur Strenge ausgebildet und wollte nie ein Wort mehr sagen, als nothwendig, um seine Gedanken genau auszudrücken, außerdem war ihm die physische Kraft der

*) Tous les partis existants me répugnent si fondamentalement, qu'il ne m'est pas possible de faire une alliance réelle avec aucun d'entre eux. Tous d'ailleurs feraient plus perdre en considération par leur contact intime qu'ils ne feraient gagner en pouvoir. Quant à faire un nouveau parti, les éléments n'en existent pas encore. Que reste-t-il donc à faire? se montrer le plus capable et le plus honorable qu'il est possible dans chaque occurrence, se signaler ainsi aux yeux du pays comme des gens différents de ceux qui occupent le devant de la scène, et dont un jour il sera peut-être bon de servir. Cette situation et cette conduite ne me paraissent pas, absolument parlant, les plus satisfaisantes; mais ce sont les seules que le temps permette. (Lettre inédite).

Stimme versagt. Aber es ist nicht zu verkennen, daß er Fortschritte in der Beredtsamkeit machte, und wenn er sein Auditorium nicht fortriß, so wird man doch, wenn man seine Reden liest, dieselben vom politischen Standpunkte höher stellen als manche, die, damals allgemein bewundert, jetzt vergessen sind. Derselbe Gedanke, welcher durch sein Buch geht, erscheint auch immer wieder in seiner praktischen Thätigkeit. Schon bei seiner Aufnahme in die französische Akademie benutzte er die Gedächtnißrede, welche er dem Gebrauche nach zu halten hatte, dem damals beginnenden Cultus des Napoleonismus entgegenzutreten. Sein Vorgänger, Herr von Cessac, war ein Beamter des Kaiserreichs gewesen: Tocqueville nahm Napoleon zum eigentlichen Gegenstand seiner Rede. Nach einer beredten Schilderung des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution führte er aus, wie Napoleon seine Macht benutzt, um die Franzosen weiter von der Freiheit abzuführen, als sie in irgend einer Epoche ihrer Geschichte gewesen. „Die Revolution hatte die Nation aufgerüttelt, er brachte sie in Gang; sie hatte gewaltige neue Kräfte hervorgerufen, er organisirte und benutzte sie, er that Wunder, aber in einer Zeit der Wunder. Er war so groß, als ein Mensch ohne Tugend sein kann, der Despot wurde durch den Helden verdeckt, und hätte er nicht seine Welt geleitet und erleuchtet, so wäre nur ein vollendeter Despotismus geblieben, der drückender als jemals auf der Nation gelastet hätte. Als Niemand mehr stark genug schien, ihm die Macht streitig zu machen, stürzte er sich selbst vom Thron." — Der Mann, der so 1842 sprach, sah schärfer als die Minister, welche in hochtönenden Reden behaupteten, die Freiheit sei zu fest gewurzelt, um den Ruhm eines großen Todten fürchten zu dürfen. Noch unumwundener sprach er in der Adreßdebatte desselben Jahres, er suchte die Majorität aus ihrer Ruhe aufzustören, indem er nichts Geringeres behauptete, als daß das repräsentative System in Gefahr sei. „Es kann kindisch scheinen," rief er, „die Freiheit bedroht zu sehen, während wir ihren vollen Gebrauch, ja ihren Mißbrauch haben, und es ist wahr, die Gefahr ist nicht brennend, aber Völker, die diese Wege verfolgen, bereiten sich einen Meister; ich weiß nicht, wo er ist und woher er kommen wird, aber kommen wird er, früher oder später." —

Tocqueville gehörte zu denen, welche die Zusammensetzung der Wahlkörper für zu einförmig und ausschließend hielten, er sah nicht die Lösung aller Schwierigkeiten in dem Sieg der Bourgeoisie, welche im Triumph über ihre Errungenschaften vergaß, daß noch andere Interessen zu vertreten seien,*) er vertheidigte die Reform daher lebhaft in der Kammer,

*) Correspondance, II. p. 218.

aber er tadelte die außerparlamentarische Agitation, welche die Mitglieder der Linken zu organisiren suchten; das Land schien ihm bei Weitem nicht reif genug, solche Experimente ertragen zu können, und er bezeichnete dieselben laut als Vorläufer einer furchtbaren Krisis. Die Rede, in welcher er diese vorhersagte (27. Januar 1848), ist vielleicht weithin am bekanntesten geworden. „Man sagt," rief er, „es hat keine Gefahr, weil man keinen Aufruhr sieht, und allerdings hat sich die Verwirrung noch nicht äußerlich kund gegeben, aber sie hat sich der Geister bemächtigt. Beachten Sie, was im Schooß der arbeitenden Klassen vor sich geht, die ruhig scheinen. Es ist wahr, sie sind nicht wie früher von eigentlich politischen Leidenschaften ergriffen, aber sehen Sie nicht, daß diese Leidenschaften social geworden sind, sehen Sie nicht, daß sich in diesen Klassen allmählich Gesinnungen verbreiten, welche nicht diese oder jene Gesetze oder Minister zu stürzen streben, sondern die Grundlagen der Gesellschaft erschüttern wollen, hören Sie nicht, wie die Vertheilung der Güter für ungerecht erklärt, wie das Eigenthum angegriffen wird, und glauben Sie nicht, daß solche Ideen, wenn sie allgemein werden, früher oder später zu furchtbaren Revolutionen führen müssen? — Daß sie es thun werden, ist meine feste Ueberzeugung: wir schlafen jetzt auf einem Vulkan."

Die ministerielle Majorität erhob lebhaften Widerspruch gegen diese Worte; — wenige Wochen nachher war die Julimonarchie gestürzt. Die Ereignisse des Februar konnten den, der sie vorausgesagt, nicht überraschen, aber sie erfüllten ihn mit tiefer Bekümmerniß. Kein Band knüpfte ihn an Louis Philipp und seine Regierung, aber er hielt die Gefahr nach ihrem Sturze für ungeheuer; im Hinblick auf dieselbe sah er es für die Pflicht aller Bürger an, sich zu vereinigen, um die Republik, die er vergeblich zu verhindern gesucht hatte, im möglichst guten Sinne zu leiten. Er trat in die Constituante ein und ward in die Verfassungscommission gewählt, — aber man braucht nur einen Blick auf deren Ergebniß zu werfen um zu sehen, mit wie wenig Erfolg er arbeitete. Der neue Präsident berief ihn dann zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten; als solcher jedoch scheint er uns nicht glücklich gewesen zu sein. Bei allem politischen Scharfblick entbehrte er doch jener praktischen, unbeugsamen Energie, welche in solchen Zeiten nothwendig ist, er führte die Besetzung von Rom aus, indem er an die Möglichkeit glaubte, dem Pabste die weltliche Macht zurückzugeben, und doch im Kirchenstaate eine liberale Regierung zu bewahren. Die Vergangenheit wie die Folge haben dies als Irrthum gezeigt, der bekannte Brief des Präsidenten an Edgar Ney ward die Veranlassung für ihn zurückzutreten. Nach einem Aufenthalt in Italien nahm er an den Sitzun-

gen der gesetzgebenden Versammlungen Theil, bis der Staatsstreich Louis Napoleon's ihm das Feld der praktischen Politik völlig verschloß.

4.

Nach dem zweiten December 1851 trat Tocqueville in's Privatleben zurück, um es nicht wieder zu verlassen, aber es lag nicht in seiner Natur, sich in unnützen Klagen zu verzehren oder als laudator temporis acti aufzutreten. Er hatte die Gebrechlichkeit des repräsentativen Baues oft hervorgehoben, aber es trieb ihn, den Ursachen tiefer nachzugehen, welche den Sturz desselben herbeigeführt, er wollte sich und Anderen Rechenschaft geben über das Schauspiel, das Frankreich seit 1789 der Welt bietet. Aber um die Revolution recht zu verstehen, wollte er erst das Staatswesen genau kennen, welches sie zerstört und das doch der Boden war, auf dem die Bewegung erwuchs. Die Ergebnisse seiner Forschungen faßte er in seinem Werke „l'ancien régime et la révolution" zusammen.

Wie bei der Betrachtung der „Demokratie" suchte auch hier sein wissenschaftlich angelegter, auf Gründlichkeit gestellter Geist bis zu den letzten Gründen der Erscheinung vorzudringen. Er umfaßte sie in der That in bisher noch nicht gekannter Weise. Die leitende Idee, welche Alle, die den Gegenstand nur oberflächlich kennen, überraschen muß, ist hier, daß die Revolution viel weniger geneuert als man gewöhnlich glaubt. Sie hat wohl Allem, was an aristokratische Institutionen erinnert, die Wurzel abgeschnitten und an ihre Stelle die Gleichheit aller Staatsbürger, die unumschränkte Macht der Centralgewalt gesetzt, aber sie hat, wie unser Verfasser im Einzelnen zeigt, darin nur das Werk der französischen Könige fortgeführt. Der Gedanke, nur Eine Klasse von Bürgern vor sich zu sehen, sagte Mirabeau in jenem Briefe an Ludwig XVI., würde Richelieu gefallen haben: diese gleiche Oberfläche giebt der Staatsgewalt freien Spielraum, mehrere Regierungsperioden des Absolutismus hätten nicht so viel für die königliche Macht thun können, als dies eine Jahr der Revolution gewirkt hat. „Die Franzosen haben," heißt es in der Vorrede des Tocqueville'schen Buchs, „die größte Anstrengung gemacht, mit ihrer Geschichte zu brechen und sich so zu sagen in zwei Theile zu schneiden, sie haben nichts unversucht gelassen, sich unkenntlich zu machen — und doch haben sie unwissentlich Gefühle, Gewohnheiten, Ideen des alten Regiments behalten und ihr neues sociales Gebäude aus den Trümmern des alten gebaut."

Der Franzose ist noch heut derselbe in seinen Neigungen, Schwächen und Talenten wie ehedem; die feinen Sittenschilderungen von Montaigne und Labruyère passen noch immer vorzugsweise auf den französischen Men-

schen, und auf politischem Gebiet finden wir eine Institution, die das ganze neuere Staatsleben Frankreichs beherrscht, schon sehr mächtig unter den bourbonischen Königen, die Centralisation. Es ist wahr, daß erst Napoleon I. sie zu dem gleichmäßigen System ausgebildet, das wir heute sehen, daß die folgenden Regierungen sie nur vervollkommnet, so daß Napoleon III. mit sehr viel mehr Wahrheit als Ludwig XIV. sagen kann: l'état c'est moi, aber es ist falsch zu glauben, daß die Centralisation eine Errungenschaft der Revolution und des Kaiserreichs sei, sie ist auf dem Boden des alten Frankreich erwachsen, sie hat sehr viel beigetragen, die Revolution herbeizuführen, und sie hat 1789 wie 1815, 1830 und 1848 überlebt, weil sie trefflich zu dem neuen Frankreich paßt. Wenn man die geistvolle Darstellung Tocqueville's liest, so begreift man kaum, wie dies so lange hat verkannt werden können. Jedermann giebt zu, daß Ludwig XI., Richelieu, Ludwig XIV. dahin gearbeitet haben, das Königthum absolut zu machen, — was aber ist die unumschränkte Monarchie anders als die Unterdrückung aller corporativen, örtlichen, provinziellen und nationalen Freiheiten und die Concentration aller Kräfte des Staats in Einer Hand, welche dieselben wieder durch viele ihr untergebene Hände arbeiten läßt? Zwar auf den ersten Blick erscheint das Frankreich der drei Ludwige dem des neunzehnten Jahrhunderts sehr unähnlich, wir sehen überall mittelalterliche Formen noch zu Recht bestehen, Parlamente und Provinzialstaaten, Burgflecken, Stadtrechte, Innungen, Corporationen aller Art: aber aus allen diesen Formen war das Leben gewichen, die wahre Macht ruhte im Rath des Königs und in seinen Beamten. Le conseil du Roy ist zugleich Cassationshof, höchste Verwaltungs-, Finanz- und Gesetzgebungsbehörde, die Fiction ist, daß der König in allen diesen Dingen entscheidet, in der Wirklichkeit und namentlich unter den unbedeutenden letzten Herrschern regierten die Mitglieder des Conseils. Dasselbe beschloß in geheimer Sitzung die Vertheilung der Taille und Kopfsteuer, die Aushebung der Miliz, leitete den Bau der Landstraßen, gewährte Unterstützungen, übte durch ein zahlreiches Corps (maré chaussée) die Wohlfahrtspolizei und griff überall, namentlich in der Rechtspflege, durch seine Arrêts ein. Die Mitglieder dieses Rathes waren keineswegs aus dem hohen Adel genommen, derselbe hatte die glänzenden Stellen am Hofe und in der Armee, man findet seine großen Namen auch als Gouverneure der Provinzen, aber wenig mehr als die Namen; der königliche Intendant, den der grand seigneur verachtete, wenn er ihn nicht brauchte, hatte alle Gewalt, ohne ihn konnte nichts geschehen, er wie seine Untergebenen wurden durch den königlichen Rath in allen Willkürmaaßregeln unterstützt und der gerichtlichen Verfolgung entzogen. Die municipalen Freiheiten bestanden dem

Namen nach vielerwärts, aber sie waren ohne Sinn und Leben, die Wahlen meist ein Possenspiel; das platte Land wurde schon lange nicht mehr von den Grundherren verwaltet. Es ist nicht zu leugnen, daß sich selbst noch in den hohlen Formen der Vergangenheit ein Widerstand gegen die Centralisation zeigte, dieselbe zog erst nach der Revolution Alles an sich, was noch an Macht und Einfluß in der Peripherie geblieben war, — aber das Princip war schon unter der alten Monarchie ausgebildet. Au moment, où la révolution survint, on n'avait encore rien détruit de vieil édifice administratif de la France, on en avait, pour ainsi dire, bâti un autre en sous-oeuvre (p. 90). In einem sehr interessanten Capitel führt der Verfasser aus, wie die damaligen Beamten schon alle bezeichnenden Eigenthümlichkeiten der heutigen Bureaukratie hatten, Förmlichkeit, Klassengeist, Vielregiererei, la fureur de faire la cuisine de tout le monde, wie Fouché sagte; die Regierung machte sich schon damals zur „Vorsehung," die von Paris aus Alles zu regieren strebte. Diesem Verwaltungssystem standen die Klassen machtlos und in sich verfeindet gegenüber, der Adel war ohne politische Gewalt und daher ohne Würde, in Versailles verzehrte er in Hofdienst und Ausschweifungen seine beste Kraft; noch verhaßter war die Geistlichkeit, denn ihre Privilegien waren drückender, ihre Mitglieder fast ebenso entsittlicht wie die des Adels; der Bürgerstand verkam im engherzigen Kastengeist; die ganze Last der Steuern lag auf den Bauern. In einer Nation, der so die gesunde Theilnahme an ihren Angelegenheiten abgeschnitten war, mußte sich das strebende Talent auf das Gebiet der Ideale und Systeme werfen. Da man gemäßigte Verbesserungen der wirklichen Zustände nicht erreichen konnte, fing man an über die absolute Vollkommenheit zu philosophiren und erhitzte sich in der Verfolgung von Chimären. Die freiere Bewegung, welche Ludwig XVI. wohlmeinend gestattete, beschleunigte endlich nur die lange vorbereitete Krisis.

Diese Andeutungen können nur eine unvollkommene Vorstellung von dem Werke geben. Tocqueville verstand es, die Ergebnisse seiner Studien, die sich bis in die entlegensten Provinzialarchive erstreckten, in so verdichteter Form zu bieten, daß jedes Wort für jeden Gedanken nothwendig erscheint: ein solcher Schriftsteller läßt sich schwer analysiren. Der Beifall, den er erntete, war um so verdienter, als Alle anerkannten, daß sein Talent neue Fortschritte gemacht habe. In der That verdankte Tocqueville den zwölf Jahren, welche er im politischen Leben zugebracht, Erfahrungen, die sich in der Behandlung einer Geschichte zeigen mußten, unter deren Einfluß seine Zeit noch durchaus stand. Wenn das literarische Leben keine günstige Einleitung für das politische ist, so ist die praktische Po-

litik dagegen die beste Vorbereitung zu einem politischen Buche. Es war ihm nicht beschieden, sein Werk zu vollenden: in den Vorbereitungen zum zweiten Bande, welcher die Revolution selbst behandeln sollte, raffte ihn der Tod dahin. Nur zwei Capitel der beabsichtigten Fortsetzung finden wir in seinen nachgelassenen Schriften, die nur noch mehr bedauern lassen, daß seine Hand uns nicht weiter durch das Labyrinth jener großen Umwälzung führen konnte. Möge hier noch seine Schilderung des französischen Nationalcharakters Platz finden, mit der er den ersten Band schließt:

„Wenn ich" — heißt es hier — „diese Nation betrachte, so finde ich sie noch außerordentlicher als irgend eine der Begebenheiten ihrer Geschichte. Hat man je auf Erden ein Volk gesehen, so reich an Gegensätzen und so extrem in allen Handlungen, so sehr durch Eindrücke und Neigungen, so wenig durch Grundsätze geleitet, so daß es sich bald schlimmer, bald besser bewährte, als man erwartet? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menschheit stehend, bald hoch darüber, ein Volk, so unveränderlich in seinen Trieben, daß man es noch in den Schilderungen wiedererkennt, die vor zweitausend Jahren von ihm gemacht sind, und zu gleicher Zeit so beweglich in seinen täglichen Gedanken und seinem Geschmacke, daß es schließlich sich selbst ein unerwartetes Schauspiel wird und oft ebenso erstaunt bleibt über das, was es thut, wie die Fremden; mehr als alle anderen an seinem Heerde und seinen Gewohnheiten hängend, so lange man es sich selbst überläßt, und wenn man es einmal widerwillig der Heimath entrissen hat, bereit, bis an's Ende der Welt vorzudringen und Alles zu wagen, ungelehrig seinem Temperament nach und doch sich lieber der willkürlichen und selbst gewaltthätigen Herrschaft eines Fürsten fügend, als der regelmäßigen und freien Leitung seiner ersten Bürger, heute geschworener Feind alles Gehorsams und morgen eine Leidenschaft der Dienstbarkeit zeigend, welche die für die Knechtschaft bestbegabten Nationen nicht erreichen können, an einem Faden geführt, so lange Niemand widersteht, unregierbar, sobald das Beispiel des Widerstands einmal gegeben ist; und so seine Herren, die es bald zu wenig, bald zu sehr fürchten, stets täuschend, da es niemals so frei ist, daß man nicht hoffen könnte, es zu knechten, und niemals so geknechtet, daß es nicht noch sein Joch brechen könnte; begabt für Alles, aber hervorragend nur im Kriege, dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolg, Glanz und Geräusch nachjagend weit mehr als dem wahren Ruhm, mehr des Heroismus als der Tugend, mehr des Genies als des gesunden Menschenverstandes fähig, mehr geeignet, unermeßliche Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen auszuführen, — die glänzendste und gefährlichste der Nationen Europas und am meisten geeignet, abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleidens, des Schreckens, aber nie der

Gleichgültigkeit zu werden. Sie allein konnte eine Revolution erzeugen, die so plötzlich, so tiefgehend, so heftig in ihrem Verlaufe und doch so voll von Rückschlägen und widersprechenden Thatsachen war." —

5.

Alexis Tocqueville steht in seiner Art einzig unter den Politikern des neueren Frankreichs da. Es war ihm nicht gegeben, als leitender Staatsmann in die Geschicke seiner Nation einzugreifen, aber wenn man fragt, wer am klarsten die Gefahren, welche dieser Nation drohten, erkannt, wer am scharfsinnigsten deren Ursachen entwickelt, wer am unablässigsten gepredigt was zur Rettung noththue, so wird sein Name genannt werden müssen, und von allen Franzosen, die in unserem Zeitalter über Politik geschrieben haben, wird ihm der erste Preis gebühren.

Tocqueville's Persönlichkeit erscheint vor Allem dadurch bedeutend, daß er große Gegensätze in sich zu vereinigen und zu versöhnen wußte. Selbst durch Tradition und Neigung Aristokrat, drang er tiefer in das Wesen und in die Zukunft der Demokratie ein, als irgend einer der Zeitgenossen. Von Natur jeder Ueberstürzung feind, ward er der Physiolog der modernen Revolution. Mit leidenschaftlicher Vaterlandsliebe verband er ein tiefes Verständniß fremder Nationalitäten und ihrer Institutionen: noch kurz vor seinem Tode lernte er deutsch, um die Einwirkung der Revolution jenseit des Rheins verfolgen zu können. Der Rückschluß vom Stil auf den Menschen trifft bei ihm vollständig zu. Wie er auch im ausgearbeiteten Wortgefüge durch den inneren Gehalt seiner Gedanken beredt zu bleiben wußte, so barg er im Leben unter Formen von feiner Gemessenheit die Gluth einer großen Seele, und wie seine Feder die Ergebnisse der mannichfaltigsten Forschungen auf Einen Punkt sammelte, so verfolgte er auch in der Welt bei dem beweglichsten Temperament seine großen Ziele mit unbeugsamer Zähigkeit. Im Wandel der Zeiten, im Wechsel der Verhältnisse blieb Tocqueville sich selbst treu, er hat seine Ansichten wohl aufgeklärt, erweitert und zum festen Glauben durchgebildet, aber er ist nie von einer Partei zur anderen übergegangen, er hat nie sein Gleichgewicht verloren und strebte doch unablässig vorwärts. „Du weißt," schreibt er einem Freunde, „mein festester Grundsatz ist, daß es im Leben keine Epoche giebt, wo der Geist ruhen darf, daß die Arbeit nach außen und noch mehr die an sich selbst sogar nothwendiger im Alter als in der Jugend ist. Ich vergleiche den Menschen mit einem Wanderer, der unaufhörlich nach Norden schreitet und sich immer schärfer bewegen muß, je weiter er vordringt. Die große Krankheit der Seele ist die Kälte." — Weil aber Tocqueville sich niemals selbst genügte, blieb er wahrhaft bescheiden, der Erfolg seiner

Bücher überraſchte ihn, weil er fühlte hinter ſeinem Ziele zurückgeblieben zu ſein. Dieſe großen Eigenſchaften treten noch mehr durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit hervor, wie die Schilderungen ſeiner Freunde ſie rühmen. Seine geiſtvolle Unterhaltung feſſelte alle Hörer, ſeine Bekanntſchaften waren von der ausgebreitetſten Art, mehr als irgend ein anderer Schriftſteller hatte er ſich in England Anerkennung zu erringen gewußt. Er durfte ſich rühmen nie einen Freund verloren zu haben; die Genoſſen ſeiner Jugend umgaben ſein Sterbebette; er konnte ſagen, daß er an jedem Tage der Vorſehung gedankt, die ihn ſeine Gattin hatte finden laſſen. Er war vom Volke ſeiner Gegend geliebt; die Herrſchaft, welche ſeinen Vorfahren das Feudalrecht gab, wußte er durch moraliſche Eigenſchaften über die Bauern zu üben, an Allem, was ſie betraf, nahm er den lebhafteſten Antheil. Als 1848 zuerſt Wahlen nach dem allgemeinen Stimmrecht ſtatt fanden, begab ſich Tocqueville nach dem Hauptort ſeines Cantons, um auch ſeine Stimme abzugeben; vom Marſch erſchöpft, lehnte er ſich an einen Pfeiler, als ein alter Bauer auf ihn zukam und ſagte: „Es wundert mich, Herr v. Tocqueville, daß Sie müde ſind, denn wir haben Sie doch alle in unſeren Taſchen getragen.“ Er wurde einſtimmig in die conſtituirende Verſammlung gewählt. Im Kreiſe ſeiner Angehörigen und Freunde lebte Tocqueville, nachdem er ſich von der Politik zurückgezogen, ganz ſeinen Studien hingegeben, in ihnen fand er Troſt, wenn tiefer Schmerz über das Schickſal ſeines Vaterlandes ihn quälte. In der Blüthe ſeiner geiſtigen Kraft ward er hinweggenommen, betrauert von den Beſten ſeiner Nation und von zahlreichen auswärtigen Freunden. — —

Eine Erinnerung an Johann Gottlieb Fichte.

Nicht zufällig ist bei Gelegenheit des vorjährigen Jubiläums der Universität Berlin der Name Fichte vorzugsweise betont worden. Während Zeller in der Sybel'schen Historischen Zeitschrift die staatsrechtlichen und socialen Ansichten Fichte's, sein politisches und nationales Wirken zur Darstellung brachte, so klang bei jener Feier selbst das Lob des „eisenfesten" Mannes aus Böckh's Munde lauter und heller, als das irgend eines andern der Mitbegründer der Universität und ihres Ruhmes. Das macht: es giebt kein reineres, kein redenderes Beispiel von der in den Tiefen des menschlichen Geistes begründeten Wechselbeziehung zwischen Wissenschaft und Leben, als diese Persönlichkeit in der vollendeten Einheit ihres sittlichen und ihres intellectuellen Charakters. Dieses Beispiel der Gegenwart vorzuhalten, dazu liegt gleich sehr in den Verirrungen wie in dem nach einem ähnlichen Ziele gerichteten Streben der Zeitgenossen eine Aufforderung. In diesem Sinne suchte der nachfolgende Vortrag auszuführen, wie Fichte der Redner und Fichte der Philosoph eine und dieselbe Person gewesen, wie die scheinbar entgegengesetztesten Leistungen, durch welche Fichte der Nachwelt am bekanntesten geworden, seine „Wissenschaftslehre" und seine „Reden an die deutsche Nation" durchaus derselben Wurzel entsprungen seien. In demselben Sinne glauben wir auf Verzeihung rechnen zu dürfen, wenn wir in diesen Blättern dasjenige, was einem Theile des Publicums bereits bekannt wurde, mit geringen Veränderungen für weitere Kreise reproduciren.

Zu einem rechtschaffenen Gemüth ein rechtschaffener Verstand, das war die Mitgift, welche Johann Gottlieb Fichte, geboren den 19. Mai 1762 in dem Dorfe Rammenau in der Oberlausitz, aus seinem väterlichen Hause mit in's Leben nahm. Die Theilnahme eines wohlhabenden Edelmanns, der auf die Fähigkeiten des kleinen Bauernknaben aufmerksam geworden war, hatte ihm eine gelehrte Erziehung auf der Schule zu Meißen und Pforta verschafft. Frühzeitig war er dann auf sich selbst angewiesen gewesen. Mit dem bescheidenen Wunsche, ein sächsischer Landprediger zu werden, hatte er sich durch seine Universitätsjahre und darüber hinaus in beständiger Sorge um seine Existenz durchgerungen;

noch hatte keine Gunst des Glücks an ihm etwas verderben können — als ihn eine Hauslehrerstelle in Zürich zum ersten Mal in anregendere Verhältnisse brachte. Hier wird er von jenem derben und kurzangebundenen Republikanismus berührt, der an der cantonalen Verfassung der Schweiz hängt. Hier tritt er mit Männern wie Lavater und Hottinger und durch diese mit der deutsch-schweizerischen Literaturbewegung in Beziehung. Hier macht er die Bekanntschaft des Mädchens, die, seiner in allen Stücken würdig, ihm eine treue Lebensgefährtin bis an's Ende werden sollte. Diese Liebe öffnet sein bestes Selbst und gewährt auch uns einen ersten Blick in sein inneres Leben. Auf dem Grunde eines unerschütterlichen Vertrauens auf die Vorsehung sehen wir ihn einzig bedacht, an seinem sittlichen Menschen, an seiner Charakterbildung zu arbeiten. Er bekennt der Geliebten, daß er zu einem Gelehrten von Metier so wenig Geschick wie möglich habe. „Ich habe," schreibt er, „nur Eine Leidenschaft, nur Ein Bedürfniß, nur Ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken." In solcher Gesinnung nun sucht er, wie er sein erworbenes Wissen praktisch-moralisch verwerthen könne. Der literarisch-politische Boden, auf dem er steht, die Umgebung, in der er sich befindet, bringt ihn auf den Gedanken, eine Rednerschule zu gründen. Und *früher* also ist Fichte der *Redner*, als Fichte der *Philosoph* — allein so doch, daß die Züge des künftigen Philosophen überall schon durch den Plan jener Rednerschule hindurchblicken. Denn nicht etwa die Kunst des Ueberredens will er lehren: in eine sittliche Zucht vielmehr, in die Zucht der Wahrheit will er die Rhetorik nehmen; zu „zusammenhängendem, Schritt für Schritt gehendem Denken" will er anleiten; der gelungene stilistische Ausdruck soll nur die Folge, nur das Abbild davon sein, daß man sich selbst zuvor klar geworden, sich selbst zu bestimmen gewußt hat.

Wie dies Project indeß, so scheiterten unserem Freunde andere. Um Ostern 1790 löste sich sein Verhältniß zu seinem Zürcher Hause. Um mit seinen Kenntnissen zu nützen und zu wirken, möchte er nun am liebsten Führer eines Prinzen oder Lector an einem Hofe werden. Mit gehobenem Selbstbewußtsein, mit gesteigerten Ansprüchen an die Welt, mit Lavater'schen Empfehlungen in der Tasche geht er über Stuttgart nach Leipzig. Aber keine derartige Stellung will sich zeigen. Im richtigen, aber unbestimmten Gefühl seines Berufs, des Berufs, zum sittlichen Erzieher, zum Redner an seine Zeitgenossen zu werden, greift er bald nach diesem, bald nach jenem anderen Plan. Zu einem Journal, worin er der schlechten Literatur und schlechten Lectüre entgegenarbeiten will, findet er leider keinen Verleger. Die Kanzel glaubt er sich bei seiner aufgeklärten Denkweise durch die in Sachsen herrschende

Intoleranz verschlossen — genug, mittellos, in rathloser Verstimmung und Vereinsamung steht er bald einem Alles versagenden Schicksal gegenüber. „Ich habe," so schreibt er am 1. August seiner Braut, „fast Alles verloren als den Muth."

In dieser Situation nun kömmt durch einen Zufall dasjenige an ihn, was seinem inneren Leben abschließenden Halt geben sollte. Ein Zufall war es, daß er die Kant'sche Philosophie kennen lernte — aber kein Zufall freilich, daß ihm in dieser Philosophie eine neue Klarheit über sein eigenes Wesen und über seine Bestimmung aufging.

Denn welches doch war der Geist und die Beschaffenheit dieser Philosophie? Sie lehrte, daß nicht wir uns nach den Dingen, sondern die Dinge sich nach uns richten. Sie lehrte, daß wir nur Endliches und Bedingtes erkennen, indem unser Geist selber der erscheinenden Natur die Formen und Gesetze vorschreibt, unter denen allein sie uns erscheinen und zur Natur werden. Sie knüpfte die Erfüllung unserer Sehnsucht nach dem Unbedingten und Göttlichen an die höchste Anspannung nicht unseres Erkennens, sondern unseres Wollens. Unser Verstand — so stellte sich damals für Fichte selbst der Sinn dieser Philosophie dar, und mit diesen Worten hoffte er denselben seiner Braut verständlich zu machen — unser Verstand ist so eben hinlänglich für die Geschäfte, die wir auf der Erde zu betreiben haben: mit der Geisterwelt kommen wir nur durch unser Gewissen in Verbindung. Wer es fühlt, daß, wenn ein Gott ist, er gnädig auf ihn herabschauen müsse, der bedarf keiner Gründe, daß Gott ist. Und ebenso. Das sicherste Mittel, sich von einem Leben nach dem Tode zu überzeugen, ist das, sein gegenwärtiges so zu führen, daß man es wünschen darf.

Offenbar, diese Lehre sprach nur deutlich aus, was in Fichte's Charakter und Gesinnung bereits enthalten war. Seine bisherigen theoretischen Ueberzeugungen hatten mit diesem Charakter und dieser Gesinnung in einem peinlichen Gegensatz gestanden. Sein scharfer Verstand, sein folgerichtiges Denken nämlich hatte ihn zum Spinozisten gemacht. Er hatte mit aller Anstrengung nach sittlicher Vervollkommnung getrachtet, obgleich sein Raisonnement ihm sagte, daß nicht wir, sondern eine unerbittliche Nothwendigkeit Herr unserer Handlungen sei. Jetzt nun überzeugte ihn die Kant'sche Philosophie, daß der menschliche Wille frei sei. Sie brachte — das Höchste, was dem Menschen werden kann — sein Herz mit seinem Kopf in Uebereinstimmung. Die neue Ueberzeugung bestärkte ihn in seinem bisherigen sittlichen Ringen, dieses Ringen wiederum gab seiner Ueberzeugung den vollen Nachdruck einer selbsterlebten, den ganzen Menschen erfüllenden Wahrheit. Und so verlebt er jetzt, wie er in seinen Brie-

sen bekennt, bei einer schwankenden äußeren Lage seine seligsten Tage. Er fühlt sich eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge. Sein bisheriges unruhiges Planen um eine glänzendere Lebensstellung stellt er ein, um sich einzig fest in sich selbst zu gründen. Der Kant'schen Philosophie leben, das deckt sich unmittelbar mit seinem wahren Berufe. Denn an dieser Philosophie eben wird ihm doppelt klar, daß „die Moral des Zeitalters bis in ihre Quellen verdorben ist." Es gilt, von den Grundsätzen jener Philosophie aus das Zeitalter zu erschüttern und zu bessern. „Mein Plan ist," so schreibt er, „nichts zu thun als eben diese Grundsätze populär und durch Beredtsamkeit auf das menschliche Herz wirksam zu machen."

Noch einmal also: die Kant'sche Philosophie ist für Fichte zu dem Punkte geworden, an dem der Denker sich mit dem Redner begegnet, zu dem Vehikel, Alles, was sonst in ihm angelegt ist, in eine Form und zu praktischer Wirkung zu bringen; — sie ist ebenso dasjenige, was entscheidend sein äußeres Schicksal bestimmte.

Ein gescheiterter Versuch nämlich, in Warschau, in dem Hause einer französisch gebildeten polnischen Gräfin eine Erzieherstelle anzutreten, — dieser Versuch verschlägt ihn im Sommer 1791 nach Königsberg. Um sich dem verehrten Meister Kant dort zu empfehlen, ein Zeugniß gleichsam seiner Reife, schreibt er hier in wenigen Tagen eine religionsphilosophische Abhandlung über die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung. Ohne seinen Namen wird das Buch gedruckt. Alle Welt hält das in Kant'schem Geist und beinahe auch im Kant'schen Stil Geschriebene für ein Werk Kant's selber, — und so wird dem namenlosen jungen Manne wider Willen bei seinem ersten Auftreten der Ruhm des Meisters, der Ruhm des damals berühmtesten wissenschaftlichen Namens zu Theil.

Es galt, der Welt, auch nachdem sie über den Irrthum aufgeklärt war, die Wahrheit ihres Irrthums zu bestätigen, es galt, den Ruhm zu verdienen, der zunächst, zur größeren Hälfte, als ein Geschenk des Zufalls erschien. Das höchste Selbstgefühl zugleich mit dem höchsten Gefühl der Verpflichtung ist in unserm Freunde aufgeregt. Meisterwerke, so sagt er, dämmern vor dem Auge seines Geistes. Mit dem Bekenntniß, daß er große, glühende Projecte habe, daß es sein Stolz sei, „seinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen" — mit solchen Bekenntnissen eilt er, im Sommer 1793, nach Zürich in die Arme seiner Verlobten zurück, mit der endlich jetzt eine dauernde Verbindung möglich geworden.

Ein Jahr nach dem Ausbruche der französischen Revolution hatte Fichte die Schweiz verlassen: zur Zeit des Höhepunktes der erschütternden Begebenheit kehrte er in deren Nachbarschaft zurück. Was Wunder, wenn

ſich jetzt in ſeinem Geiſte das Pathos dieſer Begebenheit mit den Principien der Kant'ſchen Philoſophie combinirte? Gleich ſehr den Redner wie den Philoſophen Fichte mußte die Rhetorik und mußte der Idealismus jenes geſchichtlichen Hergangs ergreifen. Ein „reiches Gemälde" erſchien ihm derſelbe über den großen Text, über den in Kant's Lehre tiefer begründeten Text: Menſchenrecht und Menſchenwerth. Hier, wenn irgend wo, war die dringende Aufforderung und die Gelegenheit gegeben, die Grundſätze des Königsberger Denkers in praktiſcher Abſicht zu populariſiren, das populäre Geſchwätz andererſeits über Freiheit und Gleichheit, über die Geltung des Staatsvertrags u. ſ. w. durch gründliche Demonſtration zu verdrängen. Es gelang nicht eben zum Beſten. Theils trug es die Rhetorik doch über die Demonſtration davon, theils hatte die in deutſche Philoſophie überſetzte franzöſiſche Revolution die ganze Gewaltſamkeit des Originals behalten. Eine Rede unter dem Titel „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürſten Europas, die ſie bisher unterdrückten," ſtark gefärbt von dem Tone franzöſiſcher Conventsreden, war die erſte Probe dieſer neuen Fichte'ſchen Schriftſtellerei, und in philoſophiſch-redneriſcher Polemik ſchoſſen ebenſo die „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution" weit über das Ziel hinaus. Aber wie es ſich auch mit den radicalen Sätzen dieſer Flugſchriften verhalten mag: ſie waren nur Probe- und Uebungsarbeit, die ihren Urheber nur tiefer in die Arbeit an den letzten Grundlagen ſeiner Anſichten zurücktrieb. Im Rücken dieſer Publiciſtik, im Hintergrunde dieſer extremen politiſchen Forderungen geſtaltete ſich mittlerweile die ganze Kant'ſche Theorie in Fichte's Geiſte zu einer revolutionären, einer radicalen Form um.

Vorträge, die er in Zürich vor Lavater und anderen dortigen Gelehrten über die Königsberger Lehre hält, geben ihm den äußeren Anlaß, ſich dieſelbe nach dem Maaße ſeiner Individualität zurechtzulegen. Sie muß unter ſeinen Händen die Einheit und Conſequenz gewinnen, die ihn ehedem an das Syſtem Spinoza's gefeſſelt hatte. Sie muß dem rückſichtsloſen Ernſt, der Härte, der Unbedingtheit ſeines Charakters ſich anpaſſen. Sie muß den Terrorismus der hohlen Vernunft und Freiheit, die in der franzöſiſchen Revolution ſich geltend machten, in den Terrorismus derjenigen Vernunft und Freiheit umſetzen, die ihr Maaß und ihren Schwerpunkt im Gewiſſen haben. Nicht willkürlich hat Fr. Schlegel die Fichte'ſche „Wiſſenſchaftslehre" und die franzöſiſche Revolution als zwei der größten Tendenzen des Jahrhunderts nebeneinander genannt. Wie dieſe den Staat unter die Botmäßigkeit der raison, ſo ſuchte jene die ganze Welt unter das alleinige Schema des Gewiſſens und der Moralität zu bringen.

Wir haben in der That mit diesen Worten den innersten Geist der Fichte'schen Lehre charakterisirt, und es erhellt schon daraus unmittelbar, daß diese Philosophie fortwährend in rednerischer Wirkung über sich selbst hinausgreifen, daß sie in's Leben hinüberwirken mußte. Aus der Gesinnung erwachsen und praktisch in ihrem innersten Mark, konnte sie schlechterdings nicht anders als Gesinnung erzeugen und praktische Einflüsse erstreben. Sie war nicht das Product grübelnder Phantasie, war nicht hervorgegangen aus dem Bedürfniß, die Welt sich als ein schönes Ganze in der Vernunft spiegeln zu sehen: sondern sie war der Ausdruck eines Geistes, der die Welt nur brauchte, um seinem Drange nach sittlicher Freiheit und Vollendung Raum zu geben.

„Wer," so sagt Fichte an einer der schönsten Stellen seiner philosophischen Schriften, „wer seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Allem, was außer ihm ist, sich bewußt wird, — und man wird dies nur dadurch, daß man sich, unabhängig von Allem, durch sich selbst zu etwas macht, — der bedarf der Dinge nicht zur Stütze seines Selbst, und kann sie nicht brauchen, weil sie jene Selbständigkeit aufheben und in leeren Schein verwandeln." — Es ist klar, der Mann, der so dachte, hatte keine andere Wahl, als die, umgekehrt die Dinge in einen bloßen Schein zu verwandeln. Die Dinge, hatte Kant gelehrt, richten sich nach der Beschaffenheit unseres Erkenntnißvermögens. Vielmehr, so lehrte Fichte, die Dinge sind gar nichts als das Product unseres nach bestimmten Gesetzen arbeitenden Ich; sie sind Bilder, die unser Geist selbstthätig entwirft; dieser Geist ist nicht ein Spiegel, der eine vorhandene Außenwelt in bestimmter Weise auffängt, sondern ein lebendiges Auge, nicht doch! — eine lebendige Kraft, welche gezwungen ist, eine Außenwelt vor sich hin-, aus sich herauszuschauen. — Aber warum doch gezwungen ist? Gezwungen, antwortet Fichte, damit die eigenste Natur und Bestimmung des Ich zur Geltung komme. Diese unsere Natur nämlich ist in ihrem letzten Grunde das sittlich Gute, diese unsere Bestimmung ist, die sittliche Pflicht zu erfüllen. Das Gefühl unserer Selbständigkeit und Freiheit fällt unmittelbar mit der Gewißheit unserer moralischen Bestimmung zusammen. Realisiren können wir diese Bestimmung nur im praktischen Handeln. Praktisch handeln können wir nur, indem wir jene Bilderwelt als eine wirkliche Welt nehmen. Ihr eigentlicher Werth und Sinn daher besteht lediglich darin, daß sie die durch unser Gewissen uns angewiesene Sphäre unseres pflichtmäßigen Wirkens ist. Sie spiegelt uns unsere Bestimmung; sie ist das „versinnlichte Material unserer Pflicht." Ihre Sinnlichkeit ist blos die Form, in der unser übersinnliches Wesen, unsere Beziehung auf das lebendige, in alle Ewigkeit werdende Reich des Guten sich uns darstellt. — —

Noch ſtand dieſes kühne Syſtem nur erſt in den Grundzügen vor Fichte's Geiſte, als er durch die Berufung nach Jena auf Reinhold's Katheder genöthigt wurde, es in der Praxis des Lehrens zu vollenden. Auf dem Katheder aber vollendete ſich nun nicht blos das Syſtem zu ſtrenger wiſſenſchaftlicher Geſtalt, ſondern in und mit dem Syſtem vollendete ſich auch die Einheit des Theoretikers und Praktikers, des Philoſophen und Redners. Der Schwerpunkt zwar dieſer Einheit fällt während dieſer Jena'ſchen Periode in die Theorie. Ungetrübt aber, ungefärbt durch irgend ein Object zeigt dieſe Theorie in abſoluter Durchſichtigkeit das philoſophirende Subject. Es iſt, allen anderen Stoffes baar, die reine Selbſtdarſtellung dieſes großen Menſchen. Indem Himmel und Erde vor unſeren Blicken verſinken, ſo ſehen wir einzig den kraftvollen Geiſt dieſes Mannes arbeiten und ſolche Arbeit für die Welt erklären. Denkendes Handeln, handelndes Denken iſt auch ſein Dociren: es iſt eben Rede, eine Rede, die den Hörer unaufhörlich ſpornt und ihn zu ſelbſtthätigem Mitdenken fortreißt. In dieſer Weiſe war der akademiſche Vortrag der ganzen Wiſſenſchaftslehre ein praktiſches Collegium. Aber praktiſche Collegia gingen überdies neben den ſtrenger wiſſenſchaftlichen her. Recht eigentlich als Redner trat Fichte in beſonderen populären Vorleſungen über die „Beſtimmung des Gelehrten" vor die ſtudirende Jugend, um ihnen die Moral ſeiner Lehre, die an ſich ſchon nichts Andres als eine in den ſtrengſten Formeln kryſtalliſirte Moral war, ausdrücklich in's Gewiſſen und in's Gemüth zu reden.

Schon auf theoretiſchem Boden nun freilich mußte die Einſeitigkeit der Fichte'ſchen Grundanſicht zu mancherlei Paradoxien führen. Es gehörte ein mäßiger Witz dazu, um ein ſo keckes Experiment zu verſpotten, wie das, womit Fichte z. B. Luft und Licht aus der Selbſtthätigkeit des Ich a priori zu deduciren verſuchte. Sehr ernſtlich mußte ſich der Mangel des Syſtems, — die Iſolirung des Guten und Wahren vom Sinnlichen und folglich vom Schönen, — in der Sitten-, in der Rechts- und Staatslehre fühlbar machen. Das biegſame und bedürfnißreiche Leben in die kahlen Linien des nur mit der Pflicht rechnenden Verſtandes zu zwingen, konnte unmöglich gelingen. In dem Staate z. B., den Fichte um dieſe Zeit conſtruirte, verkehrte ſich das zu Grunde gelegte Princip der Freiheit zu einer Kette von zwingendem und gezwungenem Zwang, und in daſſelbe eiſerne Band verſuchte er etwas ſpäter in ſeinem „Geſchloſſenen Handelsſtaat" auch das wirthſchaftliche Leben des Staates zu ſchmieden. In der ſpröden Perſönlichkeit des Mannes hatten ſolche Gewaltſamkeiten ihren letzten Grund, und wunderbar daher hätte es zugehen müſſen, wenn er nicht auch im Leben mannichfach hätte anſtoßen ſollen. Auch handelnd,

handelte er immer aus der wohlerwogenen Entscheidung seines Gewissens und nach klarer Abrechnung mit seiner besten Ueberzeugung; aber, indem bei dieser Entscheidung und dieser Abrechnung die individuelle Natur der Dinge und Menschen durch keine ästhetische Anschauung mit gegriffen wurde, so begegnete es ihm häufig, daß er sich trotz der reinsten Absicht zunächst in's Unrecht setzte, um dann erst später in der Lauterkeit und Selbstlosigkeit seines Wesens eine Correctur des Unrechts, eine milde und versöhnliche Stimmung wiederzufinden. So stieß er auf Anlaß eines für die Horen bestimmten Aufsatzes hart mit dem ästhetischen Sinne Schiller's zusammen. So brachten ihn seine Sonntagsvorlesungen mit der Sitte und mit dem Consistorium, sein reformatorischer Eifer gegen das studentische Verbindungswesen mit der Universitätsbehörde und einem Theil des akademischen Publicums in Conflict. Mit Recht klagten diejenigen, welche dergleichen Dinge am richtigsten beurtheilten, über die „Schiefheiten" des Philosophen. So, in der That, mußten sie vor einem Forum erscheinen, welches nach dem Satze entschied: „Erlaubt ist, was sich ziemt" — und von dem Standpunkte der Aesthetik war selbst die gute Laune in ihrem Recht, mit welchem unsre beiden Dichter von dem „Großen Osmannstädter Ich" so etwa redeten, wie ihrer Zeit die Athener von dem Philosophen Anaxagoras als dem *Νοῦς* geredet hatten.

Ohne Schiefheiten, man muß es gestehen, ging es auch bei dem ernstesten Conflicte nicht ab, den Fichte in Jena zu bestehen hatte, und der den Anlaß zu seiner Uebersiedelung nach Berlin gab. Mit charakteristischer Resignation hatte Spinoza ehedem die Uebernahme eines akademischen Lehramts abgelehnt, da unbedingte Freiheit ihm als das Lebenselement der Wahrheit erschien, in deren Entdeckung er seinen einzigen Beruf erblickte. Fichte, dem Redner-Philosophen konnte die Entdeckung der Wahrheit nur im Zusammenhang mit ihrer Verkündigung einen Werth haben. Er verkündigte sie mit Leidenschaft. Nun hatte man es ertragen, daß er die Welt nach ihrem sinnlichen Werth von der Höhe seines Princips hinwegdemonstrirt hatte: aber man ertrug es nicht, als er jetzt in einem eignen Aufsatz auch den sinnlichen Gott dieser sinnlichen Welt hinwegleugnete. Aus dem Stoff der sittlichen Freiheit und aus der Pflicht der sittlichen Zwecksetzung hatte er die Welt: aus demselben Stoff reconstruirte er die Gottheit. Das Höchste, was Fichte denken, das Höchste und Letzte, woran er glauben konnte, war der Sieg des Guten, war die übersinnliche Ordnung, nach welcher jede reine Aeußerung des sittlichen Wollens ihren Platz und ihre Wirkung in dem Reiche des Guten hat. Den Glauben an diese „moralische Weltordnung" proclamirte er nun als den Glauben an das

Göttliche und leugnete dagegen, daß die Gottheit ein besonderes Wesen, Substanz oder Person sei.

War es ein Wunder, wenn der alte Ruf laut wurde, den der Pöbel von je her gegen die Philosophie erhoben hatte, der Ruf auf Atheismus? Die kursächsische Regierung gab diesem Rufe Nachdruck; sie decretirte die Confiscation des Journalhefts, in welchem der Fichte'sche Aufsatz gestanden hatte, und forderte den Weimarischen Hof zur Bestrafung der Verkünder und Verbreiter einer so staatsgefährlichen Irrlehre auf. Karl August von Weimar hatte den Philosophen einst, trotz seines demokratischen Geruches, aus der Schweiz auf das Katheder berufen. Karl August und sein Minister Göthe wußten auch die Anklage auf Atheismus nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. Die Absicht war, den unvergleichlichen Lehrer der Universität zu erhalten, wenn nur dieser selbst es der Regierung nicht unmöglich mache; „aber ich fürchte" — äußerte Göthe — „daß das Fichte'sche Ich sich das Nicht-Ich oft ganz anders einbildet, als es ist." Und so geschah es. Nicht der angebliche Atheismus, sondern die Schroffheit und mehr noch das praktische Ungeschick Fichte's machten seine Stellung unhaltbar. Auch der Weimarischen Regierung ging im entscheidenden Augenblick die Weisheit der Geduld aus: — unter dem 29. März 1799 erhielt Fichte seine Entlassung.

War aber diese Entlassung mit nichten eine directe Folge seines „Atheismus," so war doch für Fichte selbst jene Anklage der Kern des ganzen Handels gewesen. Sein Verhalten, wie unzweckmäßig es an sich war, hätte vor einem noch höheren Standpunkt der Beurtheilung erst recht den unvergleichlichen Werth des Mannes zum Bewußtsein bringen sollen. Der letzte Grund nämlich seiner Mißgriffe war hier wie immer der, daß er, der weder Spaß noch Compromiß verstand, die Sache nach ihrem ganzen Ernste, daß er sie mit der höchsten moralischen und philosophischen Gründlichkeit nahm. In einer „Appellation an das Publicum" — einer Schrift, wie es auf dem Titel heißt, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt — hatte er gleich anfangs nicht etwa die Frage der Confiscation und der geforderten Bestrafung, sondern die Frage des Atheismus selbst zur öffentlichen Discussion gebracht. Als Redner wiederum war der Philosoph vor das Publicum getreten; an dem Ernst der Sache hatte sich das rednerische Pathos entzündet, und mit diesem Pathos hatte er, kräftiger als je zuvor, das lebendige Motiv seiner Lehre, ihre praktische Tendenz auf Erhebung und Besserung des lebenden Geschlechts enthüllt.

Denn woher, so frägt er, jene Anklage auf Atheismus? Der Mittelpunkt des Streits zwischen mir und meinen Anklägern, so antwortet er, liegt darin, daß wir in zwei verschiedenen Welten stehn und von zwei ver-

schiedenen Welten reden — sie von der Sinnenwelt, ich von der übersinnlichen, daß sie Alles auf Genuß beziehen, ich Alles auf reine Pflicht. Ihr Gott ist eben deshalb der Geber alles Genusses, wie fein sie denselben auch geläutert haben mögen — mir dagegen ist er lediglich „Regent der übersinnlichen Welt." Erhebe dich zum Wollen der Pflicht, schlechthin weil sie Pflicht ist, versetze dich durch diese Gesinnung in eine übersinnliche Welt: so ist diese Erhebung selbst die Demonstration, die unmittelbare Gewißheit des Göttlichen! Eudämonismus, Selbstsucht und Genußsucht ist die Wurzel ihres Gottesglaubens: Moralismus ist die Wurzel des meinigen. —

Fichte hatte mit diesen Worten das Programm seiner ferneren Wirksamkeit ausgesprochen. Es war, kurz gesagt, der Kampf gegen die egoistische und materialistische Denkweise seiner Zeitgenossen; es war die Bekehrung zu dem Gott, der geglaubt wird, weil und sofern wir durch sittliche Selbstthätigkeit in ihm leben, weben und sind, das Wiederanziehn der erschlafften moralischen Sehnen der Religion. Der Atheismusstreit wurde die Angel, an der sich Fichte's Lehre ganz und gar in eine „Anweisung zum seligen Leben" herumwandte. Wenn er auch sonst wohl „im Erguß der hingerissensten Empfindung" am Schluß seiner früheren Universitätsvorlesungen seine Zuhörer zu der Gottesidee hingeführt hatte: jetzt wurde diese hingerissenste Empfindung zur Grundstimmung seines Philosophirens, sein Moralismus wurde mehr und mehr zu einer Angelegenheit seines Herzens, und die Gottesidee eben deshalb Ausgang, Mittel und Ende seines Systems. Das Pathos seiner Lehre verwandelte sich jetzt selbst in ein Stück dieser Lehre und verlieh sogar dem logischen Gerüst derselben eine lebendig ergreifende Zunge. In dem Medium der Religion aber wurde der Philosoph zum Propheten. Aus dem Lehrer wurde er nun vollends zum Redner, aus einem Redner an die Jünger der Wissenschaft zu einem Redner an die gesammte deutsche Nation. — Wer die Entwicklung der Philosophie darzustellen hat, der muß berichten und mag nachweisen, daß die neue Phase, in welche jetzt die Fichte'sche Lehre eintrat, nur einen ungenügenden Versuch der Fortbildung darstellt. Wer es dagegen, wie wir, mit der Entwicklung des Menschen zu thun hat, der wird in der Veränderung und in der Verschlechterung der wissenschaftlichen Formel nur das vollere Auswachsen und die rechte Vollendung dieser Persönlichkeit erblicken. Die Wissenschaftslehre in ihrer ursprünglichen consequenten Geschlossenheit war für den Menschen Fichte nur ein Durchgangspunkt. Erst dadurch, daß diese Lehre eine Beziehung auf das Gemüthsleben in sich aufnahm, erst dadurch, daß der Philosoph dem Redner eine neue Concession machte, wurde Fichte ganz er selbst. „Was man

in der Jugend wünscht, das hat man im Alter genug." Mit dem Eintritt in das reife Mannesalter langte Fichte bei dem Ziele an, das er sich, wie wir uns erinnern, schon als Jüngling gesteckt hatte: durch Beredtsamkeit den Charakter des Zeitalters emporzuheben. —

Als Göthe aus dem Munde des Schädellehrers Gall vernahm, daß er eigentlich zum Volksredner geboren sei, da erschrak er; „denn," sagte er, „hätte diese Eröffnung wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen." Die Meinung Fichte's war nicht so, und daß er für seinen volksrednerischen Beruf den rechten Ort und den rechten Stoff fand, dafür war durch sein Schicksal und durch die welthistorischen Ereignisse des neuen Jahrhunderts gesorgt.

Der in Jena Entlassene fand eine Zufluchtsstätte in dem Staate Friedrich's des Großen. Es war ein echt preußisches Wort, wodurch Friedrich Wilhelm III. dem Philosophen die Niederlassung in Berlin ermöglichte: „Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts." Aber die Wahrheit ist: gerade in diesen Staat und an diesen Punkt gehörte eine Gesinnung wie die Fichtische recht eigentlich hin. Sie war ein etwas fremdartiges Element in dem kleinen Ländchen, in welchem man „den Genius bewirthete," in welchem an der Seite eines kunstsinnigen Fürsten ein großer Dichter stand und wo ein andrer großer Dichter die Herrschaft des Geschmacks und das Reich des schönen Scheins durch Lehre und Dichtung auszubreiten beflissen war. Sie war dagegen Eines Geschlechts mit dem Geiste des Staates, der, ein Emporkömmling unter den Staaten, auf die ernste und arbeitsvolle Art des norddeutschen Stammes gegründet, unter der sittlichen Zucht des Protestantismus erstarkt und durch die Heldenarbeit blutiger Kämpfe nicht zur Herrschaft, sondern zur Pflicht und Aufgabe der Herrschaft emporgehoben war.

Und in diesen Staat, in die Hauptstadt dieses Staats trat Fichte ein zu einer Zeit, wo der Nerv jener sittlichen Kraft in den Gemüthern seiner Bürger zu einem guten Theil erschlafft war. Von dem Genie des großen Königs war das todte Phlegma einer schaalen Aufklärung übrig geblieben — jener Aufklärung, deren selbstzufriedne Seichtigkeit Fichte so eben in dem grobgezeichneten Bilde eines ihrer Hauptrepräsentanten, in seinem Anti-Nicolai an den Pranger gestellt hatte. Hier gerade hatte man jene eudämonistische Gesinnung, welcher Fichte nur eben den Krieg auf Leben und Tod angekündigt hatte, an Stelle aller anderen Gesinnung und Religion gesetzt, und, bewußt oder unbewußt, war die allgemeine Losung, daß man „dem Genusse der erworbenen Güter leben wolle."

In Fichte trat jetzt der gute Geist und das echte Wesen des preußischen Staats dem Verfall und der Entartung desselben in der schroffsten Weise gegenüber.

Im Anschluß an die damalige Sitte begann er damit, durch Vorlesungen vor einem gemischten Publicum — noch existirte die Berliner Universität nicht — sich eine Gemeinde zu bilden. Er nahm dieses verwöhnte und bequeme Publicum allererst in die Zucht des strengsten Denkens. Er lehrte es an Wahrheit glauben und die Macht einer unerschütterlichen Ueberzeugung respectiren. Je mehr er in der Nichtbeachtung und Mißdeutung seiner Philosophie von Seiten des großen Publicums einen Gesinnungsgegensatz erblickte, je mehr er jenes literarische Publicum verachten lernte, das selbst durch einen „sonnenklaren Bericht" nicht „zum Verstehen zu zwingen" war: desto mehr wurde er inne, daß zu dieser Philosophie er selbst und sein lebendiger Mund gehöre. Und weiter. Eine Zuhörerschaft sah er jetzt vor sich, die neben den Männern der Wissenschaft die Spitzen der vornehmen Gesellschaft und die höchstgestellten Staatsmänner vereinigte, in der sich Schlegel zur Seite von Kotzebue, Behme neben Metternich fand. Da durchbrach er von Jahr zu Jahr mehr die Schranken der Schulphilosophie, da drängte er mit immer virtuoserer Popularität, mit immer eindringlicherer Kraft die, welche ihn hörten, zu sittlicher Selbstbesinnung und zur Ermannung hin. Strafend und mahnend hält er in den Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" der Gegenwart ein Bild ihrer Verkommenheit vor. Es ist das Zeitalter der Auf- und Aufklärung, sein Wissen wie sein Thun ganz und gar auf Sinnlichkeit und Selbstliebe, auf die Triebfedern des individuellen persönlichen Wohlergehens gestellt. Und er setzt diesem Charakter den des „Lebens in der Vernunft" entgegen. In allen Stücken ist dasselbe das Widerspiel jenes Lebens. Denn darin besteht das „vernünftige Leben," daß die Person in der Gattung sich vergesse, daß sie ihr Leben an das Leben des Ganzen setze und es ihm aufopfere. Das Eine in allen Aeußerungen und Erscheinungen der Gegenwart sich abspiegelnde Laster ist die Selbstsucht: die Eine Tugend die Tugend der Hingebung und Selbstvergessenheit. Und ganz dieselbe Ansicht entwickeln sofort die späteren Vorlesungen über das „selige Leben." Nichts Andres als jene Erhebung über die Sinnenwelt, aus der man die Anklage auf Atheismus formulirt hatte, eben das wird jetzt von dem Redner als Religion und zwar, im Anschlusse an das Johannisevangelium, als die Religion Christi verkündet. Nichts Andres ist der Kern auch dieser Vorlesungen als die große Antithese des Lebens in der Idee gegen das Leben im Einzelnen und Endlichen, die Antithese von Seligkeit gegen Glückseligkeit. So fällt das schöne Wort, daß

das ewige Leben uns schon hier umgebe: — „durch das bloße Sichbegrabenlassen aber kommt man nicht in die Seligkeit." —

Noch mächtigere Schwingen jedoch sollten der Fichtischen Rede wachsen; noch stärkere Wurzeln sollte seine Gesinnung in dem Boden der Zeit schlagen. Die Noth des zertretenen Vaterlandes öffnete ihm das Verständniß für die Bande, mit denen die Natur uns an die Gemeinschaft mit unseren Volksgenossen bindet. Und wie nun im Jahre 1806 in Preußen der Entschluß gefaßt wurde, dem Eroberer sich entgegenzuwerfen, da sah er an Einem Punkte wenigstens den Geist der Selbstsucht zurückgedrängt. An den Fahnen der Heere wenigstens, die jetzt zum Kampfe auszogen, schien ihm der Geist der von ihm geforderten Hingebung zu haften. Sich zu opfern, das sei der Charakter des Kriegers und dazu werde der Soldat erzogen. Aus den gewohnten Umgebungen einer schlaffen und genußsüchtigen Gesellschaft daher sehnt er sich hinaus in das Heerlager wie in eine Freistatt. Als Redner erbietet er sich dem Heere zu folgen. Er fühlt, daß, wenn er Waffen zu führen gelernt hätte, er an Muth Keinem nachstehn würde. Aber zu reden wenigstens hat er gelernt, und er weiß, daß er Blitz und Schwert reden wird. —

Ach! er hatte so sicher gehofft, daß die ausziehenden Heere den Sieg zurückbringen würden! Mit schmerzlicher Fassung nahm er die entgegengesetzte Kunde auf. Es duldete ihn nicht in den Mauern, in die jetzt, nach der Schlacht von Jena, der übermüthigste Feind eingezogen war. Nach Königsberg, Memel und Kopenhagen weicht er aus. An dem Schauspiel des Leichtsinns und der Sorglosigkeit der Menschen mitten im Schiffbruch holt er sich den Entschluß, seinen Beruf mit neuem Ernst zu ergreifen. In Königsberg studirt er die Schriften Pestalozzi's —: da hat er ein Mittel, die Menschen zum Verstehen der Wissenschaftslehre zu führen, da hat er — denn Beides ist ihm Eins — den Hebel gefunden, die gebrochene Nation wiederaufzurichten. — Der Friede von Tilsit ist geschlossen. Im August 1807 kehrt Fichte nach Berlin zurück. Muth, wie er sagt, hat er im Vorrath; von Feinden umgeben, von Spionen belauscht, so hat er im Winter 1807 bis 1808 die „Reden an die deutsche Nation" gehalten.

Es ist das alte Thema, das Grundthema seiner philosophischen Lehre, das er in diesen Reden vorträgt, aber vorträgt jetzt in unmittelbarer Beziehung auf das sittliche Leben der Nation und auf die Zeitereignisse. Was als natürliches, unabweisliches Gefühl sich unter dem Drucke der Fremdherrschaft jetzt lebendiger wieder in den Gemüthern regte: das holt sich der gewaltige Mann aus den Höhen seiner Speculation herab. Er construirt den Patriotismus aus dem, was er als Religion bezeichnet hat. Der Glaube des edlen Menschen an das, was schon hienieden ewig sein

kann, sein Streben, Unvergängliches zu pflanzen, das ist nach Fichte das Band, welches seine Nation und durch die Nation die Menschheit innigst mit seinem Herzen verknüpft. Volk und Vaterland werden ihm zum Träger und Unterpfand der moralischen Weltordnung. Die Existenz der Nation zu retten, muß daher der Edle sogar sterben wollen. Der Deutsche aber vor Allem ist zu dieser wahren und allmächtigen Vaterlandsliebe verbunden, denn die deutsche Nation wie keine andre trägt in ihrem innersten Wesen die Bürgschaft der Ewigkeit. Die Ursprünglichkeit ihrer Sprache ist nach Fichte so Grund wie Zeugniß ihrer höheren Lebensfähigkeit. Nur der Deutsche redet eine „bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache," und auf dieser Sprache hat sich sein geschichtlicher Charakter, der Charakter als eines ursprünglichen, an Freiheit und Entwickelung glaubenden Volkes auferbaut.

Jene wahre und allmächtige Vaterlandsliebe daher wollen die Fichtischen Reden den Deutschen antragen. Denn jenes früher geschilderte Zeitalter der Selbstsucht „hat aufgehört zu existiren." Die Selbstsucht hat durch ihre vollständige Entwickelung sich selbst vernichtet; in diesem Augenblick hat die deutsche Nation ihr Selbst und ihre Selbständigkeit verloren: eine fremde äußerliche Gewalt hat ihr Zwecke aufgedrungen, die nicht ihre eignen sind. Gerade jetzt daher, wenn jemals, muß sie durch die Kraft des eignen freien Entschlusses den Grund zu einem neuen Selbst und einer neuen Zeit legen. Es giebt aber dazu, nach Fichte, nur Ein Mittel. *Erziehung* heißt dieses Mittel. Und Form wie Zweck dieser Erziehung trägt nun sofort wieder die strengen und hohen Züge des Fichtischen Idealismus. Denn der Form nach soll diese Pädagogik unter die Botmäßigkeit einer besonnenen Kunst gestellt werden, die ihr Ziel sicher und unbedingt erreicht; es handelt sich um eine allgemeine, eine *öffentliche* Erziehung, und so soll diese Erziehung angelegt sein, daß *die Selbstsucht ganz übergangen und um ihre Entwickelung betrogen werde*. Nur so kann ihr Resultat reine Sittlichkeit und Frömmigkeit sein: Sittlichkeit, die in selbstloser Hingebung an das Ewige wurzelt, Frömmigkeit, die nicht blos als der Trost des unterdrückten Sclaven, sondern als die Kraft sich bezeigt, daß man sich gegen die Sclaverei stemme. Erst die so erzogene Nation mag dann auch an die Aufgabe der Errichtung des vollkommenen Staates gehn. Charakteristisch für die beiden Männer und die beiden Epochen —: wie Schiller seiner Zeit die ästhetische Erziehung, so bezeichnet Fichte jetzt die sittlich-religiöse als die unerläßliche Vorbedingung zur Begründung des Vernunftstaats.

Endlich jedoch: bis diese Erziehung vollendet ist, bis in einer kommenden Generation ihre Früchte reifen, welches Mittel giebt es, bis dahin

uns aufrechtzuerhalten? Dasſelbe — das iſt der Sinn der Fichtiſchen Antwort — welches die Subſtanz der geforderten Erziehung ausmacht. „Laßt“ — ſo lautet dieſe Antwort — „laßt die Freiheit auf einige Zeit verſchwinden aus der Welt: geben wir ihr eine Zuflucht im Innerſten unſrer Gedanken. Machen wir uns mit demjenigen, was ohne Zweifel unſerm Ermeſſen frei bleiben muß, mit unſerm Gemüthe zum Vorbilde, zum Bürgen desjenigen, was nach uns Wirklichkeit werden wird.“ Und wie dies zu erreichen ſei? — „wir müſſen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies ſein ſollten, Deutſche! Wir ſollen unſern Geiſt nicht unterwerfen: ſo müſſen wir eben vor allen Dingen einen Geiſt uns anſchaffen, einen feſten und gewiſſen Geiſt; wir müſſen uns haltbare und unerſchütterliche Grundſätze bilden, Leben und Denken muß aus Einem Stück ſein, ein gediegenes Ganze; Charakter mit Einem Worte müſſen wir uns anſchaffen; denn Charakter haben und deutſch ſein iſt ohne Zweifel gleichbedeutend.“

Der ſo ſprach, — er ſprach mit alle dem nur ſich ſelbſt. Wenn er die Hörer beſchwor, daß ſie dieſe ſeine Reden nicht als einen leeren Kitzel der Ohren oder als ein wunderliches Ungethüm an ſich vorübergehen laſſen möchten, wenn er noch in der letzten Stunde drängte, eine Entſchließung zu faſſen, die da mehr ſei als das bloße Wollen, irgend einmal zu wollen, eine Entſchließung, die zugleich unmittelbar Leben ſei und inwendige That, ohne Wanken und ohne Erkältung fortdauernd, bis ſie am Ziele ſei, — ſo war es ihnen vergönnt, das, was ſie hörten, in leibhaftiger Erſcheinung vor ſich zu ſehen. Sie ſahen einen Mann, bei dem, genau ſo wie er es forderte, „Leben und Denken aus Einem Stücke, ein gediegenes Ganze“ war. Die ganze Perſönlichkeit dieſes Mannes redete mit. Das ſtrafende Auge, der entſchloſſene Mund, die ernſte Stirn: Alles redete Wahrheit und Muth der Wahrheit. Erinnerte doch die Erſcheinung des Mannes unſeren E. M. Arndt an die des Freiherrn vom Stein. So durch und durch war ſie der Ausdruck der Ehrlichkeit, der Feſtigkeit, der Tapferkeit. Kurz, gedrungen und breit die Geſtalt; trotzig ſein Gang; beſtimmt jede Geberde; derb, klar und feſt ſeine Worte.

Wie hätten denn dieſe Worte zu Boden fallen ſollen? Und was ſonſt hat uns damals gerettet, als das Beides, was Fichte forderte? Auf eine Erziehung der Nation war es abgeſehn nicht blos mit der hohen Schule, welche in der preußiſchen Hauptſtadt errichtet wurde, ſondern ebenſo mit jener Geſetzgebung, die den von der Scholle befreiten Menſchen zu dem Gefühl ſeiner ſittlichen Würde und ſeiner Verpflichtung für die Intereſſen des Vaterlandes emporhob. Und in Fichte's Sinn war doch zuletzt auch das, daß man die Stunde eines rettenden Entſchluſſes nicht ungenutzt vorübergehen ließ, daß man das Erziehungswerk durch das Werk der Waffen

unterbrach, und daß man nun siegte durch den reinen Glauben und den festen Willen des Sieges. Da wieder, im Jahre 1813, wollte Fichte, ausziehend mit den preußischen Heeren, „die Kraft der lebendigen Rede versuchen," und wenigstens in den Hörsälen der neu gegründeten Universität, in seiner unmittelbaren Umgebung begeisterte sein Wort und Beispiel die kampflustige Jugend. Jene hingebende Gesinnung, die er sonst nur im Feldlager zu finden gemeint, war ja jetzt wirklich die allgemeine Gesinnung; alles Volk hatte jetzt den „Charakter des Kriegers" angezogen; überall und auch in der Hauptstadt war man in Wahrheit in einem Feldlager. In den Reihen des Landsturms erblickte man jetzt auch den Philosophen. Er hatte, wie uns Arndt erzählt, für sich und seinen kaum waffenfähigen Sohn, Lanzen und Schwerter vor seiner Thür angelehnt stehn. „Hier tauge ich nur zum Gemeinen" hatte er zu denen gesagt, die ihn zum Offizier hatten machen wollen; Thaten werde er keine verrichten, aber nimmer dem Volke den Weg zur Flucht weisen. — Ein Opfer des Krieges bekanntlich ist er dennoch geworden. Aus den Lazarethen brachte seine Gattin den Tod in's Haus; von den Lippen der genesenden holte er sich das Verderben. An das Bett des Kranken brachte ihm sein Sohn die Nachricht von Blücher's Rheinübergang. Bilder von Kampf und Sieg verflochten sich in seine letzten Phantasien. Mit dem Glauben, daß er genesen sei, schlummerte er am 27. Januar 1814 hinüber. — —

„Deutschland," so schrieb Rahel, als sie die Kunde vernahm, „hat sein Eines Auge zugethan." — „Mich dünkte immer, Leben schütze vor dem Tode; wer lebte mehr als der?" „Todt aber," fügte sie hinzu, „ist er nicht, gewiß nicht." — Todt ist er gewiß nicht, und als einen todten den Geist des Philosophen und des Redners zu citiren, konnte auch die Meinung der gegenwärtigen Darstellung nicht sein. Sondern darum vor Allem hat diese die Einheit des Redners und des Philosophen Fichte in Erinnerung gebracht, damit an seinem Bilde das Leben Respect vor der Philosophie und die Philosophie Respect vor dem Leben lerne. Möge sie doch immerhin von uns weichen, jene träumerische und in Abstractionen webende Philosophie, die ihr Wesen in hohlen Formeln oder in dem genußsüchtigen, sophistischen Spiel mit den Gedanken- und Gemüthsschätzen unsrer Nation hat, die sie nicht gehoben hat! Aber möge uns bleiben jene andre, die aus dem gesunden Grunde des sittlichen Lebens stammt und die sich eben deshalb nicht abhalten läßt, wieder zurückzuströmen und einzugreifen in die Wirklichkeit und Gegenwart. Mit aller Anstrengung sehen wir Fichte die Kreise des abstracten Denkens durchbrechen; er läßt es sich sauer werden, um an die natürliche Empfindung des Patriotismus heranzukommen. Uns Allen muthet diese Anstrengung an, von dem entgegen-

gesetzten Punkte dem Philosophen entgegenzukommen; sie muthet uns an, uns den Kreisen des Gemeinen zu entwinden, uns empor zuarbeiten zu seinem klaren Ernst, zu seinem hingebungsvollen Glauben an die siegende und befreiende Macht des Guten. Ja, die Lebensbedingung des preußischen Staates ist noch heute der Fichte'sche Idealismus. Denn der Idealismus der Rechtschaffenheit ist in diesem Lande die Losung des Königthums; er ist nichts weiter als die gemeine Pflicht jedes Bürgers. Es wird ihm, früher oder später, nicht erlassen sein, die Probe auf Leben und Tod zu bestehn. Wir wünschen dann wohl, daß er mit mehr als Fichtischem Glücke: wir wünschen nicht, sondern müssen wollen, daß er mit Fichtischer Kraft und Unverzagtheit gepaart sei.

Politische Correspondenz.

Berlin, 16. März 1861.

Unter den politischen Ereignissen der letzten Wochen ist keines unerwarteter gekommen und hat die allgemeine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen, als die merkwürdige Bewegung in Warschau, über deren Veranlassung und weiteren Verlauf auch jetzt noch die sonst eingeweihten Kreise keine Aufklärung zu geben wissen. An einem der Hauptsitze der russischen Militär- und Polizeigewalt tritt plötzlich eine lebhafte Demonstration hervor, welche von polnischen Mitgliedern des hiesigen Abgeordnetenhauses, die selbst vollkommen überrascht scheinen, mit Emphase als das Ergebniß österreichischer Provocationen denuncirt wird, und während allgemein die schnelle und energische Unterdrückung dieser scheinbar unüberlegten Manifestationen des alten Polenthums erwartet wird, zeigen sich Beziehungen und Verbindungen, welche auf eine längere Vorbereitung schließen lassen, und die Maaßregeln der russischen Machthaber bekunden Unentschiedenheit und Schwäche. Auf welchen Ausgangspunkt die Fäden, welche die Bewegung hervorgerufen haben, zurückzuführen sind, läßt sich noch nicht übersehen; ebenso wenig weiß man, ob die unsichere Haltung der Behörden in dem unverkennbaren Dualismus, welcher sich seit einiger Zeit durch die russische Staatsleitung hindurch zieht, oder vielleicht durch die geringe Zahl und die Beschaffenheit der verfügbaren Truppen — man giebt circa 38,000 Mann an, unter diesen aber viele Polen — veranlaßt worden ist. Jedenfalls tritt hier wieder ein neues Moment in der nationalen Bewegung der Gegenwart auf, welches, wenn auch vorläufig noch

von keiner entscheidenden Bedeutung, und vielleicht bald wieder zurückgedrängt, in dem politischen Calcül doch nicht außer Ansatz bleiben darf.

Zu ganz anderen Dimensionen ist freilich die ungarische Bewegung herangewachsen. In der kurzen Zeit von zwölf Jahren ist die österreichische Regierung wieder bei dem Programm von Kremsier angelangt, nur daß sie es nicht für nöthig hält, neben dem verjüngten Oesterreich auf ein verjüngtes Deutschland hinzuweisen. Und wie hochfliegende Pläne, wie weitgreifende Entwürfe sind seitdem aufgestellt und wieder verleugnet worden, wie ist das große europäische Mittelreich, von dem die Schwarzenberg und Bruck träumten, zusammengefallen und verkommen! Dem Sturze der österreichischen Machtstellung in Italien folgte die Erhebung der Ungarn, und als man dieser sich ganz hinzugeben, als Pesth bestimmt schien, den Mittelpunkt des Reiches zu bilden, da trat wieder der denkwürdige Gegenzug ein, daß die slavisch-deutsche Hälfte der Monarchie zusammengefaßt ward, um in sie das entscheidende Gewicht zu verlegen und das von seinen Nebenländern abgedrängte Ungarn wieder in militärische und finanzielle Abhängigkeit zu bringen. An welchem Punkte die Dinge in diesem Kreislaufe zum Stehen kommen werden, und ob überhaupt ein fester Abschluß zu erwarten ist, das wird Niemand mit Bestimmtheit zu sagen wissen, — selbst wenn nur die inneren Zustände der Monarchie in Betracht gezogen werden und die mögliche Einwirkung auswärtiger Verwickelungen unberücksichtigt bleibt.

In Einer Beziehung haben sich freilich die Verhältnisse, welche hierbei in Betracht kommen, wesentlich vereinfacht. Italien geht seiner Consolidirung unter dem einheitlichen Scepter Victor Emanuel's mit Riesenschritten entgegen, und die Erfolge dieses Monarchen und seines klugen Ministers sind so großartig, daß sich ihre Politik stark genug zeigt, sich von jeder Nebenwirkung, welche von italienischen Parteien versucht werden könnte, frei zu halten. Dadurch ist es möglich geworden, den Kampf um Venetien, dessen Aufnahme bei der gegenwärtigen Weltlage für Sardinien eine Thorheit sein würde, aufzuschieben und Oesterreich gegenüber eine abwartende Stellung einzunehmen. So scheint hier Alles Erfolg, Glück und Dauer zu verkünden; dem italienischen Parlamente fällt die reife Frucht der Freiheit in den Schooß, und ein altes Culturvolk steht in der vollen staatlichen Verjüngung da. Wir wollen uns einen Augenblick an einem so schönen Anblick weiden, wie ihn die Weltgeschichte nicht oft vergönnt. Wir wollen nicht kritisch die Mittel und Wege prüfen, welche zu dieser Einheit geführt haben, — nicht untersuchen, ob außer den formellen Voraussetzungen auch die tieferen, geistigen und wirthschaftlichen vorhanden sind, um diese italienische Nationalität zu einem Staatswesen im moder-

nen Sinne des Worts auszuprägen. Sowohl hierüber wie über die Frage, wie es sich mit Deutschlands Interesse zu dieser neu-italienischen Einheit verhalten wird, haben diese Blätter oft ihre Meinung gesagt: allein, wie immer deutsches Interesse und deutsche Sympathien hier collidiren können, — es ist erlaubt, das große Beispiel anzuerkennen, welches das italienische Volk und Piemonts Staatsmänner in dem Zusammenwirken nationaler Begeisterung und kluger, energischer Politik auch uns gegeben haben. In diesem Sinne mit den italienischen Erfolgen zu sympathisiren ist unmittelbar auch ein deutsches Interesse — ein Interesse, da es uns unsre eignen Pflichten und Aufgaben einschärft.

Wenden wir unseren Blick nach einer andern Seite, nach Frankreich, wo der Kaiser Napoleon über die Machtmittel der Nation gebietet, und, ähnlich wie sein großer Ohm im Kriege, auf dem Felde der Politik durch gewonnene Schlachten die Wahrscheinlichkeit seines Erfolges der Einbildungskraft der Gegner aufdrängt. Wer unter solchen Eindrücken ficht, ist schon halb geschlagen. Will man sich aber ein richtiges Urtheil über die Politik des Kaisers bilden, so muß man sich vor Allem und immer von Neuem davor hüten, ihn schlechthin für einen unruhigen Kopf zu halten, der sich die Karte darauf ansieht, um den Punkt zu finden, wo er die Hebel für neue Pläne und Unternehmungen anzusetzen habe. Liegt in dem Charakter des Mannes auch ein abenteuerlicher, wenn man will dämonischer Zug, so ist seine Natur doch durch und durch realistisch, und, in der Wahl der Mittel ein würdiger Schüler des Machiavelli, weiß er sie mit beweglichem, den Umständen nachgehendem Geiste, nach seinen Zwecken bestimmt zu bemessen. Seine Zwecke sind aber offenbar folgende: Befestigung seines Thrones und seiner Dynastie, Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse Frankreichs, Macht- und wo möglich Gebietserweiterung nach Außen. Alle drei Motive bedingen sich gegenseitig, — nur ist das Erstere das überwiegende, nicht, wie von auswärtigen Staatsmännern oft angenommen wird, das Letztere. Dies ist wohl zu beachten, wenn es sich um die Erklärung der Thatsache handelt, daß ganz unerwartet der politischen Freiheit in Frankreich gewisse Zugeständnisse gemacht worden sind, die, wie eng bemessen, ja in mancher Hinsicht illusorisch sie erscheinen mögen, nichtsdestoweniger bewirkt haben, daß eine politische Debatte wieder möglich geworden ist, welche ganz und gar außerhalb der Consequenz des zweiten Decembers zu liegen schien. Ob auf diesem Wege fortgegangen werden kann, ohne die Früchte eines mühevollen Lebens wieder in Frage zu stellen, und ob die Umkehr überhaupt möglich ist, das wird eine nicht ferne Zukunft zeigen, — das Naturel der Franzosen hat schon oft die klügsten Berechnungen zu Schanden gemacht. Aber daß ein

solches Zugeständniß, wenn auch nur für bestimmte Zwecke, überhaupt nothwendig erschien, giebt Anlaß genug zum Nachdenken. Dazwischen fällt nun das sehr markirte Auftreten des Prinzen Napoleon, des Vertreters der demokratischen Richtung in der Familie, dem während des Kaiserreichs noch kein so freier Gang gestattet gewesen ist, wie bei dieser Gelegenheit bei der Adreßdebatte. Die Persönlichkeit des Mannes und der Ton seiner Rede lassen darauf schließen, daß er nicht in Frankreich, wenigstens nicht in Frankreich allein, sondern nach Außen hin eine Wirkung ausüben sollte, — auf welchen bestimmten Punkt hin, das wird vielleicht von den Umständen abhängen, wenn auch ohne Zweifel zunächst die Beziehungen zu Rom dabei in's Auge gefaßt sind. Aber vergessen dürfen wir auch nicht die Rheingrenze und Belgien, obgleich sie vorläufig außer Frage liegen; dann die Zustände in Ungarn und seinen Nebenländern, in der Türkei und jetzt auch in Polen. Daß aber der Kaiser dem Zaaren dieses Angebinde sollte beschеert haben, ist doch, so lange Gortschakow der leitende Minister bleibt, unglaublich, zumal jetzt gerade die Beziehungen zu England wegen der syrischen Occupation gespannt sind und, so lange diese dauert, gespannt bleiben müssen.

Doch ich schreibe Ihnen Lucubrationen über die Politik auswärtiger Staaten, und Sie werden von mir eher Mittheilungen über die Lage und den Gang unserer preußischen Dinge erwarten. Könnte ich nur einen erfreulicheren geben! Aber die ruhige Continuität der inneren Entwickelung, welche namentlich seit der Zusammenkunft in Baden-Baden nach allen Seiten gesichert erschien, ist offenbar unterbrochen worden, und es ist an deren Stelle eine Unsicherheit, eine Erregtheit getreten, es zeigen sich Symptome des Mißbehagens, die freilich noch nicht tief gehen, aber doch bedenklich werden können, wenn man sie nicht rechtzeitig beachtet und in ihren Ursprüngen aufdeckt.

Den Ausgangspunkt für die innere Politik Preußens in der letzten Zeit bilden die Adreßverhandlungen in dem Hause der Abgeordneten, über welche in diesen Blättern resümirend berichtet wurde. Die constitutionelle Partei befand sich dabei in der üblen Lage, neben den lohalsten Glückwünschen zu der Thronbesteigung gewisse Wünsche und Erwartungen aussprechen zu müssen, welche, wenn auch in der mildesten Form vorgebracht, doch als Beschwerden aufgefaßt werden konnten, und zwar gegen die Geschäftsführung eines Ministeriums, welches in seinen einflußreichsten Mitgliedern aus den Reihen der Partei hervorgegangen war. Einzelne Schäden der Verwaltung, namentlich die Beibehaltung hochstehender Beamten des früheren Systems, wurden berührt und auf mehr energische Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, besonders in Beziehung auf die deutsche

Reformfrage, hingewiesen. Die Verhandlungen im Hause dienten dann als weiterer Commentar zur Adresse und bewiesen es, mit welchem Ernste die bezeichneten Punkte vorgebracht worden waren. Von dem Erfolge dieser Bestrebungen war nun die Stellung der Majorität des Abgeordnetenhauses und folgeweise der weitere Gang der öffentlichen Angelegenheiten in Preußen in mehrfacher Hinsicht bedingt; ja, wenn dieser Erfolg auch nur in Einem Punkte, und namentlich in Betreff der berliner Polizeiverwaltung, ein augenscheinlicher gewesen wäre, so würden sich die Verhältnisse im Ganzen günstiger gestaltet haben. Die Beziehungen zwischen dem Ministerium und der Majorität des Abgeordnetenhauses wären wieder fest und innig wie früher geworden, und hätten dem Ersteren einen sicheren Rückhalt dem Herrenhause gegenüber gegeben, während im Lande die Ueberzeugung bestärkt worden wäre, daß die constitutionelle Partei bei aller Mäßigung im Stande sei, die Durchführung von Maaßregeln, welche mit Recht allgemein für nothwendig gehalten werden, zu veranlassen. Denn das Land ist bescheiden in seinen Wünschen, und würde sich dankbar zeigen, wenn auch nur Weniges, ja, wenn auch nur die sichere Aussicht auf den weiteren Fortschritt geboten würde.

Leider ist bis jetzt ein solcher Erfolg der Adreßverhandlungen noch nicht zu Tage getreten, und dadurch ist wenigstens der Schein hervorgerufen worden, daß sie nicht den gehofften Erfolg gehabt haben. Es ist freilich inzwischen manches Erwünschte geschehen, und namentlich sind mehrere Gesetzesvorlagen mit Beifall aufgenommen worden; auch kann die Majorität des Abgeordnetenhauses noch immer als eine ministerielle betrachtet werden, wie namentlich die Verhandlungen über die Grundsteuerfrage gezeigt haben. Aber das unbedingte Vertrauen, das sympathische Band besteht doch nicht mehr, wie zur Zeit des Eintritts der neuen Verwaltung, und wenn auch auf manche Schwierigkeiten, deren Ueberwindung dem Ministerium vielleicht nicht möglich ist, billige Rücksicht genommen wird, so macht sich doch die begründete Ansicht geltend, daß eine größere Entschiedenheit erfolgreicher gewesen sein würde. Daß aber das Verhältniß des Ministeriums zu dem Abgeordnetenhause rein und ungetrübt bleibt, ist unerläßlich, wenn es sich der heftigen Opposition des Herrenhauses gegenüber aufrecht erhalten will. Nachdem dieses die Gesetzesvorlagen wegen Reform des Eherechts — die facultative Civilehe — mit großer Mehrheit verworfen hat, ist nun auch der Antrag des Grafen v. Arnim, welcher statt der Ausgleichung und Erhöhung der Grundsteuer eine vorübergehende Mehrbelastung des sogenannten fundirten Einkommens bezweckt, angenommen worden, und wenn dieser Beschluß auch nur mit einer Mehrheit von dreizehn Stimmen gefaßt worden ist — hier waren auch die

Polen willkommen, die bei v. Vincke's italienischem Amendement so großen Anstoß erregten — so beweist er doch, daß dieses Ministerium mit dem Herrenhause, ohne neue Mitglieder in dasselbe zu berufen, schwerlich die Geschäfte weiter führen kann.

Zu diesen Verwickelungen ist nun noch eine andere hinzugekommen, welche von weitgreifender Wirkung werden kann, wenn sie sich auch nur erst in den Anfängen befindet, und vielleicht — ich sage hoffentlich — nicht zur vollen Ausbildung gelangt. Das ist ein Zerwürfniß in der großen liberalen Partei selbst, welches sich in dem wieder schroffer hervortretenden Gegensatze zwischen der constitutionellen und demokratischen Richtung innerhalb der Partei zu erkennen giebt. Die Sache ist, obgleich sie sich zunächst nur als ein parlamentarisches Rencontre zwischen zwei hervorragenden Parteiführern darstellt, doch wichtig genug, hier eingehend besprochen zu werden.

Bekanntlich zog sich die demokratische Partei in Preußen seit dem Frühjahre 1849 von jeder activen Betheiligung an dem öffentlichen Leben im Staate zurück, und auch als die Verfassung vom 31. Januar 1850 definitiv festgestellt und eingeführt war, beharrte sie zum größeren Theil in diesem passiven Verhalten, während die Constitutionellen dem Ministerium der Reaction einen zähen Widerstand entgegensetzten. Nur in der Presse und namentlich in der berliner Presse bewahrte sich die Demokratie einige, unter der Gefahr der Concessionsentziehung allerdings sehr gedämpfte Organe. Als nun mit dem Eintritt der Regentschaft ein neues politisches Leben erwachte, war es natürlich, daß diejenige Partei als die maaßgebende erschien, welche bis dahin den Kampf für verfassungsmäßige Freiheit auf dem Landtage geführt hatte; die Demokratie schloß sich ihr an, und das Land schickte eine große Majorität constitutioneller Abgeordneten in das Haus, während kein demokratischer Name gewählt ward, kaum einer sich auch nur zur Wahl stellte. Ob dies Zufall war oder Bescheidenheit oder Berechnung, indem man vielleicht die Erinnerungen aus dem Jahre 1848 noch für zu frisch und das Dreiklassensystem bei den Wahlen für zu gefährlich hielt, mag hier unerörtert bleiben; verschiedene, auch die ehrenwerthesten Gründe werden mitgewirkt haben; vielleicht war die Partei auch nicht organisirt und schloß sich in der Freude über den Sturz des verhaßten Systems bereitwillig und unbefangen der bis dahin thätigen Partei der Constitutionellen an. Dies Verhältniß des freiwilligen, unverabredeten Bündnisses dauerte längere Zeit und gab der großen liberalen Partei die Bedeutung, ja das unwiderstehliche Gewicht, welches in der gehobenen Stimmung des Landes während der letzten Jahre seinen Ausdruck fand. Nur vorübergehend zeigte sich bei öffentlichen Anlässen ein

gewisses Hervortreten altdemokratischer Neigungen, indem die demokratische Presse ihren Besitzstand aufrecht erhalten und durch die Befreiung von der administrativen Concessionsentziehung einen festen Boden gewonnen hatte. Bei den Nachwahlen zum Abgeordnetenhause traten dann allmählich auch Candidaten auf, die zu der demokratischen Partei gezählt wurden, — Schultze-Delitzsch, Waldeck. Der letzteren Wahl in Crefeld trat v. Beckerath vom Standpunkte der früheren Parteistellung entgegen; seine, wie es sich später ergab, zum Theil entstellten Aeußerungen gaben der berliner Presse die Veranlassung zu Angriffen von maaßloser Heftigkeit. Die nicht eben tactvollen Bestrebungen des Ministers des Innern gegen die Wahl von Schultze-Delitzsch steigerten die Verstimmung. Später wurden durch das Schwarck'sche Plaidoyer und die Eichhoff'schen Silhouetten die Schäden der berliner Polizeiverwaltung an die Oeffentlichkeit gezogen; die Presse, voran die demokratische, machte sich zum Organ des allgemeinen Unwillens und erfocht einen moralischen Sieg über die Regierung, der ihren Einfluß wesentlich erhöhte. Dann ward Waldeck's Wahl erlangt, es folgten die Adreßverhandlungen, und nun traten die demokratischen Blätter entschieden gegen die constitutionelle Majorität des Abgeordnetenhauses auf, der sie Unentschiedenheit, Mattherzigkeit vorwarfen, während Waldeck's erste Rede, eine geschickte und gewiß ehrliche oratio pro domo, als eine große That begrüßt und mit Adressen gefeiert ward.

Die Sachen nahmen nun ihren weiteren Verlauf. Die Volkszeitung griff den Präsidenten des Abgeordnetenhauses auf das Heftigste an, weil er bei dem Könige von Unterthänigkeit gesprochen hatte; später brauchte Waldeck den Ausdruck „Unterthan," verbesserte ihn in „Staatsbürger," worauf v. Vincke in einer folgenden Sitzung dasselbe Verfahren in umgekehrter Reihenfolge vornahm, es den Ausfällen der Volkszeitung gegenüber rechtfertigend. Am folgenden Tage gab Waldeck eine wenig glückliche Rechtfertigung seiner Terminologie, indem er Aeußerungen über die Verdienste der Demokratie von 1848, über die Fehler der Constitutionellen einfließen ließ. Dadurch sah sich wiederum Vincke zu einer Antwort bewogen, die er — wohlverstanden sofort, in derselben Sitzung — in einer glänzenden Improvisation gab, in einigen Punkten ohne Zweifel das billige Maaß überschreitend. Waldeck antwortete, und die Sache schien erledigt. Da erhob sich aber ein Sturm in der demokratischen Presse, — v. Vincke, der nur eben von derselben Presse hochbelobte, die ganze constitutionelle Partei wurden in wahrhaft cynischer Weise geschmäht; es schien, daß nur auf eine Gelegenheit gewartet war, um das, wenigstens thatsächlich geschlossene Bündniß von 1858 zu sprengen und die demokratische Partei aus der untergeordneten Stellung, die sie seitdem eingenommen hatte, zu be-

freien. Der Zeitpunkt war insofern gut gewählt, als die oben besprochene Erfolglosigkeit der Adresse des Abgeordnetenhauses Anlaß zur Verstimmung gab, und „den mattherzigen Constitutionellen" die Schuld zugeschoben werden konnte.

So liegen jetzt die Sachen. Es wäre traurig, wenn unter Solchen, welche im Wesentlichen derselben politischen Anschauung und Ueberzeugung sind, durch das Heraufbeschwören alter Parteistreitigkeiten ein Zerwürfniß herbeigeführt würde, welches der Sache der verfassungsmäßigen Freiheit und dem Ansehen Preußens nur schaden könnte. Jeder verständige und gewissenhafte Patriot wird nach Kräften bestrebt sein, zur Einheit zu mahnen und für die Einheit zu wirken, welche uns im Innern und nach Außen so unentbehrlich ist. Andererseits aber darf auch nicht verkannt werden, daß die Einheit des Handelns auch die der Ueberzeugung voraussetzt, und daß der Widerspruch nicht dadurch gehoben wird, daß man ihn verdeckt. Sollte namentlich in der Demokratie eine Partei oder vielleicht eine Coterie sich finden, welche wieder an ihre Bestrebungen von 1848 anknüpfen, ihre Thätigkeit in demselben Sinne fortsetzen wollte, so würde auch von der andern Seite Farbe bekannt werden müssen. Es dürfte sich dann zeigen, daß nicht allein diejenigen, die sich zur constitutionellen Partei zählen, sondern daß auch zahlreiche Mitglieder der demokratischen Partei den Weg der Mäßigung und des Rechts für den einzigen halten, der uns — vielleicht langsam, aber sicher zum Ziele führen wird. Eins aber ist freilich die Vorbedingung zur Wiederherstellung der Parteieinigung. Das sichere Mittel dazu liegt in den Händen der Regierung. An ihr ist es, zu zeigen, daß auch der Weg der Mäßigung und des Rechts ein Weg des Fortschrittes ist. Eine stagnirende, plan- und entschlußlose Politik entzieht dem Zusammenwirken der liberalen Elemente jeden positiven Boden. Das Selbstgefühl und die moralische Macht einer politischen Partei kann sich nicht in Entsagung, sondern nur in Erfolgen oder in Angriffen behaupten. Will die Regierung die letzteren vermeiden, so wird sie sich und ihre Freunde durch die ersteren von Neuem zu Herren der Situation zu machen haben.

Notizen.

Unser letztes Heft wiederholte noch in dem Abdruck einer Mittheilung des Ausschusses für Arndt's Denkmal die Hoffnung, daß die Ausführung dieses Denkmals den Händen Rietschel's werde übertragen werden können. Fast gleichzeitig jedoch traf die Trauerkunde von dem Ableben des Künstlers ein. Die folgenden Worte der Erinnerung an ihn verdanken wir einem Freunde, der in unmittelbarer, persönlicher Nähe das Wirken des nun Dahingeschiedenen theilnehmend und verstehend beobachtete.

„— — Schon seit Jahren mußte man sich sagen, daß die Tage Rietschel's gezählt seien. Ein tief eingewurzeltes, unheilbares Brustleiden machte sich immer bedenklicher geltend. Zuweilen schien es, als sei noch Besserung zu hoffen. Ein längerer Aufenthalt in Palermo im Jahre 1849, wiederholte Besuche von Meran, Badereisen nach Ems, Badenweiler und Reichenhall stärkten die angegriffene Gesundheit und führten dem rastlosen Schaffen neue Frische und Kraft zu. Aber von Grund aus konnte das Uebel doch nicht gehoben werden. Die Rücksicht auf die unumgänglich nöthige Schonung, auf das Fernhalten aller störenden äußeren Einwirkungen und Beschäftigungen war es, welche Rietschel noch im vorigen Jahre zu dem schweren Entschluß vermochte, die ihm unter den glänzendsten Bedingungen angetragene Oberleitung der berliner Akademie der Künste abzulehnen. Kränker als je kehrte endlich der Künstler von einer Badereise im letzten Sommer in das neue, großartige Atelier zurück, welches ihm die sächsische Regierung in Folge der Ablehnung des berliner Rufs erbaut hatte. Den ganzen Winter über war er an das Zimmer, zum Theil sogar an das Bett gefesselt. Am 21. Februar, früh um sechs Uhr, verschied er. Die ärztliche Section hat eine völlige Zerstörung beider Lungenflügel erwiesen.

Es war eine tief ergreifende Feierlichkeit, mit welcher am Sonntagmorgen des 24. Februar der große und geliebte Todte zu seiner letzten Ruhestätte gebracht wurde. Das Mühen und Denken seiner letzten Lebensjahre war dem großen für Worms bestimmten Lutherdenkmal gewidmet gewesen. Eben war die Hauptstatue dieses Denkmals, die Statue Luther's, und eine der vier sitzenden Postamentfiguren, die Statue Wiclef's, vollendet. Die liebende Sorge der zahlreichen Schüler Rietschel's hatte die Leiche des unvergeßlichen Meisters in dem schwarzverhängten Atelier aufgestellt; am lorbeerbekränzten Haupt stand die gewaltige Statue Luther's, rechts die Statue Wiclef's, links die sorgfältig ausgeführte Skizze des gesammten Denkmals. Und als dann nach den segnenden Worten des Geistlichen der Sarg bedeckt war und der lange Trauerzug sich unter den ernsten Klängen aller Glocken und des Beethoven'schen Trauermarsches in Bewegung setzte, da war es wahrhaft erhebend, zu sehen, wie diese Trauerfeier zugleich eine Feier des deutschen Geistes und der deutschen Bildung war. Alle Straßen, welche der glänzende Leichenzug durchzog, waren überfüllt von dichtgedrängten Menschenmassen. Gewiß, es war nicht blos Neugier, welche diese Massen herbeigelockt hatte. Weil Rietschel der Sohn eines blutarmen Mannes aus dem benachbarten Städtchen Pulsnitz war und sein ganzes glän-

zendes Leben hindurch sich seinen schlichten und anspruchslosen Volkssinn bewahrt hatte, fand das Volk in der Verehrung des großen, auch in den unteren Volksschichten allgemein geliebten Künstlers sich selbst geehrt. Man muß Rietschel's liebevolle, bescheidene und edle Persönlichkeit gekannt haben, um nachzufühlen, daß in dieser großen und erhebenden Feier nichts von leerem und blos äußerlichem Pomp war. Denn selbst wer Rietschel's große künstlerische Bedeutung nicht in ihrem vollen Umfange zu ermessen und zu empfinden vermochte, war hingerissen von Rietschel dem Menschen, der Allen unvergeßlich ist, welche jemals das Glück hatten, mit ihm in Berührung zu kommen.

Dem ersten Schmerz mag es erlassen sein, eine ausführliche Bildungsgeschichte und Charakteristik Rietschel's zu geben. Rietschel hat eigenhändige Aufzeichnungen aus seinem sorgenvollen und gedrückten Jugendleben hinterlassen; wir wollen hoffen, daß diese veröffentlicht und von kundiger Hand fortgeführt werden. Für jetzt mag es genügen, nur in einigen allgemeinen Umrissen das wirksame und vielthätige Leben des geschiedenen Meisters festzuhalten.

Ernst Rietschel war am 15. December 1804 in Pulsnitz geboren. Sein Vater war Küster, der begabte Knabe wurde für ein Handwerk bestimmt. Bald meldete sich der keimende plastische Trieb immer lebhafter. Rietschel ging auf die Kunstakademie zu Dresden. Er hatte mit der bittersten Noth zu kämpfen; er hat mir selbst erzählt, wie er damals sich von Aepfeln und Kartoffeln nährte und oft nur zweimal in der Woche ein warmes Mittagsbrodt hatte. Die Akademie bot ihm wenig; Pettrich, sein Lehrer, war dürftig in der Technik und in seiner Geschmacksrichtung noch ganz und gar in den Nachwirkungen der alten Zopfzeit befangen. Dennoch fällt in diese Jahre schon die erste selbständige Arbeit Rietschel's, eine gegen acht Fuß hohe Statue des Neptun für den Marktbrunnen zu Nordhausen. Graf Einsiedel, der Besitzer des Eisen- und Hüttenwerks zu Lauchhammer, das später einige der bedeutendsten Werke Rietschel's gegossen hat, suchte ihn für sein Hüttenwerk als Modelleur auszubilden und schickte ihn im Jahre 1826 nach Berlin in die Schule Rauch's. Man erzählt, daß Rauch zuerst durchaus nicht das Talent des neuen Ankömmlings erkennen wollte; bald aber wurde er dessen entschiedenster Liebling und ist es bis zu dessen Tode geblieben. Bereits im zweiten Jahre seines berliner Aufenthalts wurde Rietschel bei der Concurrenz um das akademische Reisestipendium nach Italien der erste Preis zuerkannt; gleichwohl mußte ihm das Stipendium versagt werden, weil er »Ausländer« war. Rauch und der akademische Senat aber empfahlen ihn auf's Wärmste in Dresden. Die sächsische Regierung gewährte ihm ein außerordentliches Stipendium von vierhundert Thalern. Die in den Akten der dresdener Kunstakademie vorhandenen Gesuche des jungen Künstlers sind besonders merkwürdig durch die überraschende Durchbildung, welche sich Rietschel schon damals trotz seiner ungünstigen Jugenderziehung zu geben gewußt hatte. Zunächst blieb Rietschel noch eine Zeit lang in Berlin, im Jahre 1829 begleitete er seinen Meister nach München und wurde von diesem an den Arbeiten für das Denkmal des Königs Maximilian Joseph und des Giebelfeldes der Glyptothek beschäftigt. Im August 1830 ging er nach Italien. Kurz darauf wurde er von dort abgerufen durch die ehrenvolle Uebertragung des jetzt im Zwinger zu Dres-

den aufgestellten Denkmals des Königs Friedrich August I. von Sachsen. Im Jahre 1832 ward er Professor der Bildhauerei an der Akademie in Dresden.

Von dieser Zeit an beginnt eine äußerst fruchtbare und vielseitige Thätigkeit. Man ist gewöhnt, sich Rietschel vorzugsweise immer nur als monumentalen Portraitbildner zu denken. Gewiß ist, das Rietschel's Name besonders durch die Monumentalplastik in die weitesten Kreise gedrungen ist. Aber man darf deshalb seine Leistungen in der Idealplastik nicht übersehen oder gar unterschätzen.

Wir nennen als das Hervorragendste dieser Art die beiden Giebelfelder des dresdener Hoftheaters, die Gruppen für das Giebelfeld des berliner Opernhauses, die in Gemeinschaft mit Hähnel ausgeführten Reliefs am Neuen Museum in Dresden, die Ausschmückung der Aula in der Universität zu Leipzig, die Gruppe der Maria am Leichnam Christi kniend in der Friedenskirche zu Potsdam, die wunderschönen Reliefs von den vier Tageszeiten und dem Christengel. Das Eigenthümliche aller dieser Werke ist die strenge Sachlichkeit des Stils, die Großheit der Form bei der lebendigsten Durchbildung im Einzelnen. Und in den christlichen Stoffen, in der Pietas (Leichnam Christi mit Maria) und im Christengel liegt eine Tiefe und Wärme der Empfindung und zugleich eine Hoheit, die diese Werke an die höchsten Spitzen aller christlichen Kunst reiht. Die Pietas, obwohl im Mittelalter und in der Renaissance so oft behandelt, wird für die Gruppirung immer die unüberwindlichsten Schwierigkeiten bieten; der Stoff hat auch darin sein Mißliches, daß die eine Figur, der Leichnam Christi, nur die beiläufige Bedeutung hat, den Schmerzensausdruck der Mutter Maria zu motiviren. Wie dem indeß sei: man darf nur die unaussprechliche Tiefe des Ausdrucks in der Gruppe Rietschel's mit der theatralischen Aeußerlichkeit in der gleichartigen Gruppe Michel Angelo's vergleichen, um sofort zu wissen, wie tief innerlich und ursprünglich der Künstler empfunden und geschaffen hat. Dies Werk entstand unter dem schweren Schmerz über den Verlust seiner Gattin.

Aber allerdings liegt die eigenste und bleibendste Bedeutung Rietschel's in seinen Monumentalstatuen. Wir haben von ihm zahlreiche Portraitmedaillons und Portraitbüsten, unter denen namentlich die Büste seines verehrten Lehrers Rauch geradezu eines der allervollendetsten Meisterwerke Rietschel's genannt werden muß. Wir haben die Portraitstatuen von Thär in Leipzig, von Karl Maria von Weber in Dresden. Die unbestritten hervorragendsten Werke aber sind die Lessingstatue in Braunschweig, die Goethe- und Schillergruppe in Weimar, der Entwurf für das Lutherdenkmal in Worms.

Es ist nicht die Absicht, hier auf eine ausführliche Besprechung derselben einzugehen. Rietschel's Lessingstatue bezeichnet unbedingt eine neue Epoche der Monumentalplastik. Eben als der Hader über die Beibehaltung des Zeitcostüms und über die Idealisirung mit griechischer Draperie am heftigsten entbrannte, stellte Rietschel mit lebendiger und lebenerweckender That diese Statue vor unsere erstaunten Augen, in welcher die Rococotracht des achtzehnten Jahrhunderts mit genauester Treue festgehalten, und doch überall die ruhige und sichere, alles falsch Malerische abwerfende Hoheit und Gediegenheit echt plastischer Wirkung gewahrt und herausgehoben war. Vollste Naturwahrheit und

Stiliſirung im höchſten Sinne — dieſe unerläßlichen Forderungen jeder Portraitſtatue, ſind hier zu einer ſo innigen und ungezwungenen Einheit verſchmolzen, wie ſie weder Thorwaldſen und Schwanthaler, noch ſelbſt Rauch in dieſem glücklichen Gelingen jemals erreicht hatten. Daher der laute und allgemeine Jubel nicht blos in Deutſchland, ſondern auch auf der allgemeinen Weltausſtellung in Paris, wo dieſe Statue alle anderen Leiſtungen anderer Völker glänzend in den Schatten ſtellte. Derſelbe gewaltige Geiſt waltet in der Göthe- und Schillergruppe, in welcher die Einzelſtatuen von gleicher Vollendung ſind, obwohl hier immer das Bedenken, daß das Motiv des die beiden Dichter verbindenden Kranzes nicht zu voller und zwingender Klarheit herausgearbeitet erſcheint, ſeine Geltung behaupten wird. Und das große Luthermonument iſt der reifſte Abſchluß dieſer großen monumentalen Kunſtübung. Es iſt ein Denkmal der geſammten großen Reformationsgeſchichte. In der Mitte, auf hohem Poſtament, als die Spitze des Ganzen die Coloſſalſtatue Luther's; am Poſtament die vier ſitzenden Standbilder von Wiclef, Zwingli, Huß und Savanarola, ringsum durch eine maſſenhafte, zinnengekrönte Granitmauer verbunden die großen reformatoriſchen Fürſten und Humaniſten. Auf Grund eines höchſt unzulänglichen Holzſchnittes hat man dieſe Mauer als leere Spielerei getadelt; wer den Entwurf ſelbſt ſieht, wird ergriffen ſein von der tiefen Symbolik dieſer Granitumfriedigung als unbezwinglich feſter Glaubensburg. Es ſteht zu hoffen, daß dieſes Werk, deſſen Hauptgeſtalt noch in den letzten Monaten in ergreifender Großartigkeit vom Meiſter vollendet wurde, ganz im Sinne des Meiſters von ſeinen Schülern fortgeführt wird.

Man kann in Wahrheit auf Rietſchel das Wort anwenden, daß er für unſere großen Geiſtesheroen die ewig bindenden Typen geſchaffen hat. Wie Zeus im gläubigen Bewußtſein der Griechen in dem Ideal fortlebte, das Phidias für ihn gefunden, ſo werden Leſſing, Göthe und Schiller, und Luther im Bewußtſein unſerer Enkel unwandelbar fortleben in der Geſtalt, wie ſie die Darſtellung Rietſchel's für immer unſerem Auge vorgeführt hat.

Das Geheimniß von Rietſchel's kunſtgeſchichtlicher Stellung iſt, daß er echt plaſtiſch durch und durch war, und doch zugleich eigenartig deutſch wie kein Anderer vor ihm und neben ihm.“

Schon bei dem Erſcheinen der beiden Bände „Aus Schleiermacher's Leben“ wurde dem Publicum die Ausſicht auf eine weitere ergänzende Mittheilung verwandten Inhalts eröffnet. Dieſe Mittheilung ſteht jetzt unmittelbar bevor, und zwar zunächſt Ein Band, welcher, dem erſten der bisher veröffentlichten parallel laufend, das Leben des großen Theologen bis zu ſeiner halliſchen Periode durch neue briefliche Documente illuſtrirt. Ueberwiegend freilich ſind es an Schleiermacher gerichtete Briefe; allein auch dieſe geſtatten uns überraſchende Blicke in ſein äußeres und inneres Leben, in die Form und den Gehalt ſeiner freundſchaftlichen Beziehungen. Wir erhalten über den Geiſt und das Treiben in den beiden herrnhutiſchen Anſtalten, in denen Schleiermacher ſeine erſte Er-

ziehung erhielt, die Zeugniſſe ſeiner Mitſchüler. Das Hauslehrerleben in Schlobitten wird durch einige längere Briefe Schleiermacher's zur vollkommenſten und detaillirteſten Anſchauung gebracht. Vor Allem aber werden wir in den Verkehr mit den beiden Schlegel durch eine lange Reihe Schlegel'ſcher Briefe eingeweiht. Die wenigen erhaltenen und mitgetheilten Antworten Schleiermacher's laſſen uns den Verluſt der übrigen doppelt bedauern; auch ſo indeß freuen wir uns der erſchöpfenden Selbſtcharakteriſtik namentlich des jüngeren der beiden Brüder, und auch ſo können wir hinreichend die verſchiedenen Phaſen dieſes merkwürdigen Freundſchaftsverhältniſſes bis zur allmählichen Lockerung und zum endlichen Bruch verfolgen. Die Entſtehung der Lucindebriefe ſowie der Antheil Schleiermacher's an den Fragmenten des Athenäums wird aufgeklärt, das Schickſal des Unternehmens einer gemeinſchaftlichen Platonüberſetzung zur vollſtändigſten Ueberſicht gebracht. Doch wir beabſichtigen mit dieſen Andeutungen nur einen vorläufigen Hinweis auf das reiche Material, das uns hier geboten wird und das wir uns ſelbſt nur erſt flüchtig zum Ueberblick bringen durften. Wir bemerken noch, daß die Brauchbarkeit des Ganzen durch die ſorgfältigſte Redaction und durch zweckmäßig hinzugefügte Anmerkungen des Herausgebers erhöht iſt, und behalten uns ein näheres Eingehen nach dem Erſcheinen des Buches ſelbſt vor.

Daß die Geſchäftsordnung unſerer deutſchen Kammern in ihrer Abhängigkeit von dem franzöſiſchen Muſter mancher Verbeſſerung dringend bedürftig ſei, iſt oft gefühlt und noch neuerdings bei Gelegenheit der Adreßdebatten des preußiſchen Abgeordnetenhauſes zur Sprache gebracht worden. Wir ſelbſt haben früher in dem Aufſatz „Parlamentariſche Studien" auf diejenigen Einrichtungen des engliſchen Parlaments hingewieſen, deren theilweiſe Reception, wir wollen ſagen, deren Ueberſetzung in's Deutſche uns wünſchenswerth erſchiene. Durften wir ſeitdem, indeß das Gneiſt'ſche Werk noch nicht ſo weit vorgerückt iſt, auf Oppenheim's Bearbeitung des berühmten Werkes von Erskine May aufmerkſam machen, ſo haben wir jetzt eine kleinere und überſichtlichere Schrift: „Die Verfaſſung und Geſchäftsordnung des engliſchen Parlaments, mit Hinweis auf die Geſchäftsordnungen deutſcher Kammern, von G. Cohen, Hamburg 1861" zu empfehlen. Die kleine, nicht über zehn Bogen ſtarke Schrift macht zwar auf eigentlich wiſſenſchaftlichen Werth keinen Anſpruch, allein ſie unterſcheidet ſich doch weſentlich von bloßen literariſchen Tagesſpeculationen. Der Verfaſſer iſt ſeit lange mit ſeinem Gegenſtande vertraut und hat namentlich den Standpunkt deutſcher Leſer als maaßgebend für ſeine Mittheilungen im Auge behalten. Zur Vorbereitung auf ein eingehenderes Studium, zur erſten ſicheren Orientirung auf dem Boden dieſer anſcheinend complicirten, für den praktiſchen Gebrauch jedoch bewährten Formen wird die anſpruchsloſe und geſchickte Darſtellung die beſten Dienſte leiſten.

Nur im Vorbeigehen iſt in den Adreßdebatten des preußiſchen Abgeordnetenhauſes neben dem kurheſſiſchen Rechtsbruch auch der Zuſtände in Mecklen-

burg und in Anhalt Erwähnung geschehen. Daß die Letzteren gegenwärtig zu einer Agitation in dem kleinen Ländchen Veranlassung gegeben haben, ist aus den Zeitungen bekannt. Wir wünschen und hoffen, daß diese Bewegung ernst und besonnen, nachdrücklich und stark genug ist, um sich auch in Preußen bei unseren Abgeordneten und unserer Regierung Beachtung zu verschaffen. Denn nicht nur, daß die dort begangene Rechtsvernichtung unter dem notorischen Einfluß des früheren reactionären Systems in Preußen erfolgt ist, und daß somit die Pflicht vorliegt, die Sünden des früheren Regimes zu sühnen: sondern auch die Interessen Preußens sind bei der Aufhebung des heillosen Wesens in diesem Nachbarstaate betheiligt. Sie sind es vom höheren staatlichen Gesichtspunkte, sofern die Stimme, welche Anhalt bei'm Bundestag abgiebt, in allen wichtigsten Fragen im antiliberalen und antipreußischen Sinne ausfällt; sie sind es nicht minder vom Standpunkte der materiellen und der Rechtsverhältnisse preußischer Staatsangehöriger, welche bei den Verkehrsbeziehungen zwischen Preußen und Anhalt-Dessau-Köthen fortwährend durch die uncontrolirte Willkür eines derartigen Regierungssystems gefährdet werden. Wir empfehlen daher die kleine, Berlin, bei Franz Duncker erschienene, im Auftrage eines Kreises von Gesinnungsgenossen publicirte Schrift: „Die Verfassungszustände in Anhalt-Dessau-Köthen." Es ist keine besonders verwickelte, sondern eine in ihrer umstandslosen Methode sehr einfache Octroyirungsgeschichte, welche dem Leser erzählt wird. Zwar denken wir nicht ganz so wie die Verfasser von der wegoctroyirten Charte von 1848, aber ganz so wie sie von dem unzweifelhaften Rechtsbruch, der dieselbe im November 1851 beseitigte, und von der Unzuträglichkeit der im Jahre 1859 publicirten feudalen „Landschaftsordnung." Ganz besonders aber verdienen die reactionären Gesetze, welche während des absolutistischen Interregnum von 1851 bis 1859 erlassen wurden, studirt zu werden. Das Disciplinargesetz vom Mai 1853 und das spätere Polizei-Strafgesetz sind vielleicht die abschreckendsten Specimina gesetzgeberischer Thätigkeit, welche die Reactionszeit überhaupt geliefert hat. Während jenes jede unparteiische Rechtspflege geradezu unmöglich macht, so legt dieses einen absoluten Bann auf jede politische Thätigkeit und verleiht der Polizei eine vollkommen schrankenlose Gewalt. Es ist im preußischen Abgeordnetenhause gesagt worden, daß, wie schlecht immer in vielen deutschen Kleinstaaten regiert werde, nirgends doch eine Willkür oder Anarchie wie in den weiland souveränen italienischen Staaten herrsche. Es muß Angesichts solcher Gesetze behauptet werden, daß wenigstens in der Theorie und in der Paragraphirung des Absolutismus das kleine Anhalt es jenen Staaten womöglich zuvorgethan hat. Nun giebt es aber Ein sicheres Mittel, um auch praktisch italienische Zustände in Deutschland hervorzurufen: es besteht darin, daß wir uns gewöhnen, Rechte und Gesetze von solchem Inhalt auch nur auf dem Papiere bestehen zu lassen, während das schöne Wort von moralischen Eroberungen in Deutschland ein in die Luft geschriebenes schönes Wort bleibt.

Uns liegen die Probenummern einer neuen, von jetzt ab in Frankfurt am Main erscheinenden, schon länger in den öffentlichen Blättern angekündigten

Zeitung vor. Der Titel, der uns sagt, daß „die Zeit, Tageblatt für Politik, Handel und Wissenschaft" unter Mitwirkung von Häusser, R. v. Mohl, G. Rieser, Dav. Strauß und Zeller durch A. Lammers redigirt wird, enthält an sich Verheißung und Empfehlung genug. Am wenigsten eine Zeitung wird man übrigens nach einer ersten Nummer zu beurtheilen versucht sein — so wenig etwa wie eine Regierung nach dem Act der Thronbesteigung. Inzwischen darf man es als ein gutes Omen ansehn, daß die erste Probenummer vom 18. März in ihrem ersten deutschen Artikel „Von der Elbe" den schönen, vom 2. Februar d. J. datirten Brief des Großherzogs von Oldenburg an seinen Vetter, den König von Dänemark, mittheilt, jenen Brief, in welchem der Großherzog in der ernstesten und unumwundesten Sprache für die Lösung der schleswig-holstein'schen Frage die einfache, vollständige Rückkehr „zu den alten, verbrieften Rechten der Herzogthümer" fordert. In ihrer äußeren Gestalt erinnert uns das neue Blatt an die, um die Entwickelung unsrer politischen Zustände vor 1848 so verdiente „Deutsche Zeitung." Inzwischen, auch wenn der Name Gervinus diesmal nicht fehlte: Niemand wird glauben, daß ein solches Wiederauferstehn einer durch bestimmte Zeitverhältnisse bedingten publicistischen Unternehmung, daß eine einfache Wiederholung einer schon dagewesenen Erscheinung möglich oder auch nur wünschenswerth sei. Möge „die Zeit" für unsere Gegenwart sich ähnliche Verdienste erwerben wie ihre Vorgängerin für die ihrige! Immerhin ist es bedeutsam, daß gerade an dem Sitze des deutschen Bundestags ein unabhängiges Organ sich von Neuem in's Dasein wagt, welches den beeinflußten Organen in seiner nächsten Nachbarschaft das Gegengewicht zu halten und vom Standpunkte süddeutscher Anschauungen und Interessen aus den einzigen lebensfähigen Gedanken deutscher Politik — die Pflicht und das Recht Preußens, der deutsche Staat nicht blos zu sein, sondern ihn auch zu machen, vertreten dürfte. Es kann nur zweckmäßig erscheinen, wenn dabei die politische Tendenz nicht in abstracter Weise in den Vordergrund tritt, sondern auf dem realen Grunde der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen und andrerseits im Bunde mit protestantischer Wissenschaft sich Bahn bricht.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die französische Revolution und die historische Forschung.

H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795, 3 Bände. Düsseldorf. Zweite Auflage 1859. 60.

Die großen Revolutionen, welche Verfassung, gesellschaftliche und Culturzustände großer Völker von geschichtlicher Bedeutung umgestalten, und einen mächtigen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte überhaupt üben, sind, ihrem inneren Wesen nach, nie das Werk des Augenblicks, wie plötzlich und gewaltsam auch die Krisis hervortreten mag, die eine Entscheidung zu bringen, die Lebensformen einer vergehenden Zeit zu zertrümmern, und neue zu gründen strebt. Die Weltgeschichte zerstört, schafft, formt und bildet in gewissem Sinn wie die Natur, durch im Einzelnen unmerkliche Uebergänge, durch ein tausendfaches Gewebe bestimmender Ursachen und wirkender Kräfte, dessen einzelne Fäden sich nicht überall bis zu ihren Anfängen hinauf verfolgen lassen. Auch die Natur stößt in ihrem an sich gleichmäßig fortschreitenden Werk an bestimmten Stellen auf einen hemmenden Widerstand, an dem sich die wirkenden Kräfte eine Zeit lang stauen, bis sich eine Macht angesammelt hat, welche, in einem gegebenen Augenblick, die stetig strebenden Elemente in ihrer Arbeit gleichsam überholt, und mit furchtbarer Gewalt, zertrümmernd, umgestaltend, an solcher Stelle das geräuschlose Werk der Jahrtausende plötzlich ergänzt und zur Anschauung bringt.

Verwandte Erscheinungen treten auch in der Geschichte der Völker hervor; in ihnen aber offenbart sich wie die Analogie, so auch die Verschiedenheit zwischen dem Walten der Natur und dem Gang der Weltgeschichte. Denn solche gewaltsame Katastrophen ergeben sich in dem Leben der Völker nicht mit der unbedingten Nothwendigkeit einer Naturerscheinung. Die menschliche Gesellschaft ist ein ethischer Organismus, ihr Geschick wird nicht blos durch die nicht unmittelbar beabsichtigte Einwirkung der Culturzustände und ihrer Entwickelung bestimmt, durch Mächte, die an sich in unbedingter Weise wirken: auch das Bewußtsein und der Wille des Men-

schen greifen mächtig und bedeutsam ein. Der drohende Umsturz könnte vorhergesehen, er könnte vermieden werden. Es ist möglich, der gewaltsamen Erschütterung vorzubeugen, wenn die gebietenden Mächte im Staat und in der Gesellschaft selbst sich zu Vertretern der Zukunft machen: sie wird herausgefordert, wenn diese Mächte die Forderungen der Gegenwart als Vertreter der Vergangenheit abweisen, die überlieferten Formen des staatlichen Lebens aufrecht erhalten wollen, ob sie auch dem Inhalt desselben nicht mehr entsprechen, und das Recht zu herrschen für Elemente der Gesellschaft in Anspruch nehmen, denen die reale Macht dazu fehlt. Sie unterliegen dann im Kampf mit einem Willen, der in leidenschaftliche Willkür ausartet, mit einer Gewalt, die alle Bande zerreißt und eine frevelnde wird.

So knüpft sich an die Geschichte einer jeden gewaltsamen Revolution die Erinnerung an ein großartiges Streben und an eine vielfache Schuld. Eben deshalb aber genügt auch in Beziehung auf diese großen Wendungen im Leben der Völker nicht, wie den Revolutionen der Natur gegenüber, die bloße Erklärung des Phänomens. Es ist sogar unmöglich, bei einer solchen stehen zu bleiben; jede Darstellung versucht die Erklärung, und jede Erklärung gestaltet sich zu einem Urtheil, welches das intellectuelle und sittliche Bewußtsein des Menschen fällt. Und mit Recht. Die Gegenwart bedarf eines Urtheils über die Vergangenheit, um ein Urtheil für die Zukunft zu haben.

Daß parteiische Darstellungen die Thatsachen zu entstellen, unser Urtheil irre zu leiten suchen, liegt in der Natur der Sache; denn es handelt sich in solchen Kämpfen nicht blos um Ideen, um abstracte Doctrinen und wesenlose Theorien; reale Interessen, ein Besitz, der angestrebt, und von der anderen Seite vertheidigt wird, sind der Gegenstand des Kampfes, dessen Ergebniß über die äußere Stellung der Einzelnen in weiten Kreisen entscheidet, und selbst über die materiellen Bedingungen des Lebens, die der Einzelne sich dienstbar machen kann. Die Leidenschaften der Menschen, die niedrigsten und rohesten wie die edleren und reineren, ringen mit einander, auf das Tiefste und Gewaltigste erregt; die Selbstsucht der Einzelnen und der Massen kämpft um den Preis — aber selbst da noch, wo sie in den Thaten am frechsten hervortritt, hält sie sich, in befangener Selbsttäuschung öfter, als man möglich glauben sollte, für etwas Anderes als sie ist; und wo sie sich selbst nicht über ihr eigenes Wesen zu täuschen vermag, wird sie durch Klugheit und böses Bewußtsein bestimmt, sich hinter Trugbildern, hinter großartigen aber unwahren Vorstellungen und Doctrinen zu verbergen.

So haben uns die emigrirten Ritter Frankreichs niemals erzählt, daß

sie es waren, die sich in den Anfängen der Revolution zuerst gegen das Königthum erhoben; daß sie zuerst den Druck unruhiger Zeiten benutzen wollten, um die unumschränkte Macht der Krone zu brechen und eine mittelalterliche Adelsherrschaft an ihre Stelle zu setzen. Sie lassen die „cahiers," die Instructionen, welche der Adel seinen Abgeordneten zu den états généraux von 1789 mit auf den Weg gab, gerne im Staube der Vergessenheit ruhen, und verschweigen klüglich, welche maaßlosen Forderungen von Standesvorrechten diese Instructionen enthielten. Sie erinnern nicht daran, daß sie auf dieser revolutionären Bahn erst dann innehielten, als sie gewahr wurden, daß sich, getragen vom Geist der Zeit, von dem Bewußtsein aller Gebildeten und den Leidenschaften der Menge, hinter ihnen eine gewaltige, drohende Volksmacht erhob, die sie nicht zu leiten vermochten, die vielmehr sie selbst vor Allem bedrohte; daß sie nun erst, nicht sowohl um den Thron sich schaarten, als vielmehr hinter dem Thron Schutz suchten für ihre Standesvorrechte und Interessen; daß sie auch in dieser neuen Stellung, wie das in der Natur solcher Verhältnisse liegt, nicht sowohl die Krone und deren Rechte vertheidigten, als vielmehr umgekehrt verlangten, der König, der das Haupt des französischen Adels sei, solle sie vertheidigen und im Besitz ihrer Stellung und Standesrechte schützen; daß es ihnen wirklich gelungen ist, Ludwig XVI. in diese Bahnen zu leiten, die ihn als Märtyrer für ihre Sache auf das Blutgerüst führten.

Das Alles wird mit Stillschweigen übergangen. Nur von der Oriflamme und dem heiligen Ludwig weiß die legitimistische französische Ritterschaft zu erzählen, von loyaler Hingebung, die kein Opfer scheut; von ritterlicher Treue bis in den Tod. Daß der Adel auch seine eigenen Ansprüche und Rechte verfochten hat, wird nicht geleugnet, aber es ist, dieser Darstellung zufolge, deshalb geschehen, weil der Adel die Stütze des Throns und der göttlichen Weltordnung überhaupt ist, weil seine Stellung und seine Vorrechte auch an sich ein sehr wesentlicher Theil dieser Ordnung sind, gegen die nicht gefrevelt werden darf. Es ist Pflicht, sie aufrecht zu erhalten, — „noblesse oblige!" Gerade dieser letzte Theil der Lehre wird, beiläufig bemerkt, am häufigsten mit wirklicher Ueberzeugung vorgetragen; was die Loyalität betrifft, die Aufopferung für den legitimen Thron, so gesteht man sich wohl unter einander, daß das Königthum der Oriflamme doch eigentlich nur als Mittel zum Zweck, als Mittel, diesen letzten, wesentlichen Theil der göttlichen Weltordnung zur Geltung zu bringen, seinen wirklichen Werth hat.

Und dieser Partei und ihrer Verblendung, ihren Leidenschaften gegenüber, sind dann auch plebejische Selbstsucht und Herrschsucht nicht weniger

folgerichtig bemüht gewesen, sich als Bürgertugend zu drapiren, und uns darüber zu täuschen, wie sie gesucht haben, utopische Pläne unmöglicher Beglückung, an die nur sehr wenige enthusiastische Thoren wirklich glaubten, in fortwährender Lüge für sich zu nützen.

Neben diesen Darstellungen, die mit mehr oder weniger Offenheit im Sinn der einen oder der anderen Partei berichten, treten uns dann ferner noch andere entgegen, die in mancher Beziehung noch strenger beurtheilt zu werden verdienen, weil sie sich für eine objective Erzählung geben, und eben vermöge eines solchen Scheins weit mehr geeignet sind, selbst den Unbefangenen zu täuschen. Wir meinen die doctrinären, rhetorisirenden, die sich, selbst wenn sie Ansprüche auf philosophische Tiefe zur Schau tragen, doch wesentlich an die Oberfläche halten, die Erscheinungen, weit über alle Grenzen der Wahrheit hinaus, für das nehmen, wofür sie selbst sich ausgeben, und die Maske gelten lassen, unter der sie so häufig ihr eigentliches Wesen zu verbergen suchen.

Diese Art der Darstellung fand an der französischen Revolution ein besonders günstiges Feld, und durfte mit Sicherheit darauf rechnen, mit mehr als gewöhnlicher Gunst, mit Begierde, in weiten Kreisen aufgenommen zu werden, sobald sie nur mit einigem Talent gehandhabt wurde. In den Sälen der französischen Reichsversammlungen, besonders im Schooße des Convents, wo so oft nicht nur um die großen Interessen des Landes, sondern auch um das eigene Leben der Kämpfenden gekämpft wurde, konnte es natürlich an Scenen von spannendem, dramatischem Interesse nicht fehlen. Welche Gemälde ließen sich davon entwerfen, wenn man aus der kaum übersehbaren Masse von Berichten, die darüber vorliegen, von wahren und falschen Anekdoten, in plutarchischer Weise und mit plutarchischem Geschick, nicht diejenigen Züge zu dem Bilde wählte, die am zuverlässigsten beglaubigt sind, oder in denen sich das wirkliche, unter großartigen Vorstellungen verborgene Wesen des Streits vorzugsweise verräth, sondern diejenigen, die den meisten Effect zu machen versprachen, oder solche, die am besten der Doctrin des Erzählers angepaßt werden konnten. So war es möglich, die oft sehr rohe Prosa der Wirklichkeit verschwinden, und überall an deren Stelle eine ideale, wenn auch oft dämonische Großartigkeit auftreten zu lassen.

Auch der Schein philosophischer Bedeutsamkeit konnte dann leicht gewonnen werden, wenn man annahm, es sei wirklich und durchaus Ernst gewesen mit den Theorien, die von der Rednerbühne herab verkündet wurden, man habe in ihnen den Ausdruck einer objectiven, allgemein gültigen Ueberzeugung zu beachten; es sei den Herren des Tages und ihren Gegnern wirklich um den abstracten Werth oder Unwerth der Verfassun-

gen zu thun gewesen, die sie verfertigten und nie in das Leben einzuführen versuchten. So wurde das Ganze ausschließlich als ein Kampf der Ideen geschildert.

Wie oft ist in diesem Sinn die Darstellung jener bewegten Scenen in der assemblée constituante, in der législative, im Convent, behandelt worden, nicht als seien sie etwa nur ein wesentliches Element der Geschichte ihrer Tage, sondern vielmehr als sei in diesen Begebenheiten die Geschichte der Periode vollständig erschöpft. Auch Lamartine und Thiers haben sich bemüht, neue Flittern der Rhetorik um das alte Bild zu hängen. Wie wenig hat man sich dagegen darum bekümmert, wie es denn zur Zeit in Frankreich, namentlich außerhalb Paris, wirklich aussah; was für gesellschaftliche und ökonomische Zustände die Ereignisse der Zeit geschaffen hatten; wie, unter der Herrschaft welcher Bedingungen des tagtäglichen Daseins, die Bevölkerung Frankreichs damals lebte.

Es war wohl hohe Zeit, daß endlich ein sinniger und besonnener Geschichtschreiber an das Bild herantrat, den theatralischen Schmuck der bisherigen Darstellungen auf seinen wahren Werth zurückführte, und uns zeigte, aus welchen realen Zuständen die französische Revolution hervorging; um was es sich in der Wahrheit und Wirklichkeit handelte bei den gewaltigen Erschütterungen im Innern der Frankreich beherrschenden Versammlungen; was der wirkliche Inhalt dieser Kämpfe war, die auf der Rednerbühne begannen und auf dem Blutgerüst endeten; endlich, was für factische Zustände die Umwälzung, das ganze Treiben jener tobenden Versammlungen, für den Augenblick schuf und für die Zukunft vorbereitete.

Das hat Sybel gethan, und das ist es, was sein Werk in unseren Augen zu einem epochemachenden erhebt. Wir möchten sagen: so oft man uns auch schon den Verlauf der französischen Revolution erzählt hat, ist dieses Werk doch die erste wirkliche Geschichte des tragischen Weltereignisses.

Sehr häufig wird eine solche bedeutende Wendung in der schon herkömmlich gewordenen Darstellung großer Ereignisse dadurch herbeigeführt, daß sich dem Geschichtschreiber neue, noch unbenutzte Quellen aufthun. Dergleichen war in Beziehung auf die französische Revolution kaum mehr zu hoffen, nachdem die Literatur ihrer Geschichte bereits zu einer gewaltigen Bibliothek angewachsen war, nachdem bedeutende und unbedeutende Theilnehmer an den Ereignissen ihre Bekenntnisse, Rechtfertigungen und Erfahrungen in zahllosen Memoiren und oft sehr merkwürdigen Streitschriften niedergelegt haben; mit einem Wort zu einer Zeit, wo sich kaum noch irgend ein namhafter Punkt in dem Verlauf der Revolution nachwei-

sen läßt, der nicht in einer langen Reihe von Bänden, und zwar oft in sehr verschiedenem Sinn abgehandelt worden wäre.

Indessen hat es doch dem Geschichtschreiber an neu eröffneten Quellen nicht ganz gefehlt. Sind die durch den Druck veröffentlichten Werke, die in der neuesten Zeit unseren Quellenschatz vermehrt haben, auch nicht sehr zahlreich, so fallen sie dagegen durch Gehalt und Bedeutung um so schwerer in's Gewicht. Vor allen anderen sind hier zwei neuere Werke ihrer entscheidenden Wichtigkeit wegen namhaft zu machen. Wir meinen Mirabeau's Briefwechsel mit dem Grafen La Marck — und Tocqueville's Geschichte der Departements Frankreichs. Jener Briefwechsel bringt uns nicht nur Kunde von dem wahren Hergang in manchem bisher irrthümlich aufgefaßten Fall, sondern auch, in kaum geahnter Weise, über das innere Getriebe der Parteien und des Hofs, über die Absicht so mancher That und über die Berechnung, die dabei zu Grunde lag. Tocqueville's Werk aber lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Zustände, die im Innern des Reichs unter dem Einfluß welterschütternder Ereignisse thatsächlich entstanden, und auf deren Wandelungen. Was ferner die Beziehungen Frankreichs zu dem übrigen Europa betrifft, seine Politik, Krieg und Frieden, so ist Sybel durch die Benutzung mehr als eines Archivs in Stand gesetzt worden, Licht in die seltsam verworrene Masse der Ereignisse zu bringen — und selbst für die innere Geschichte ist die Benutzung mancher ungedruckten Quellen von Bedeutung. So hat Sybel in den Sitzungsprotokollen des Pariser Stadtraths den Beweis gefunden, daß gar manches wichtige Begebniß sich nicht buchstäblich so zugetragen hat, wie z. B. Lafayette für gut findet, uns in seinen Denkwürdigkeiten zu erzählen.

Vor Allem aber liefert Sybel's Werk von Neuem den Beweis, daß der Werth geschichtlicher Darstellungen nicht blos von der größeren oder geringeren Reichhaltigkeit der benutzten Quellen an sich abhängig ist, sondern vorzugsweise von dem Geist und Sinn, der die Quellen um ihren eigentlichen Inhalt zu befragen weiß. Ganz abgesehen von der Ohnmacht, die der Quellenreichthum nicht selten rathlos macht, muß das Ergebniß der Untersuchung natürlich ein sehr verschiedenes werden, je nachdem der Geschichtschreiber, von Lieblingsvorstellungen seiner Zeit und Nation beherrscht, in einem doctrinären System befangen, nur für dasjenige in den Aussagen der Zeugen ein Auge hat, was eine vorgefaßte Ansicht zu bestätigen scheint —: oder unbefangen in den Quellen selbst den Faden der Ariadne zu finden weiß, der durch das Labyrinth hindurch führt.

Der Werth des Werkes, dessen Wesen wir uns bemüht haben, so in allgemeinen Zügen anzudeuten, liegt natürlich, da es sich in allen seinen Theilen von demselben Geist getragen, zu einem wohl überdachten Gan-

zen gestaltet, vorzugsweise in der Auffassung und Behandlung des Stoffs, der Begebenheiten und ihrer näher oder tiefer liegenden Motive überhaupt. Doch lassen sich dann auch einzelne Abschnitte nachweisen, in denen seine Bedeutung besonders hervortritt. Sie behandeln Theile der Geschichte, über welche die bisher benutzten Quellen nur unvollständig Aufschluß gaben, oder solche, deren Darstellung theils Irrthum, theils berechnende Absicht geradezu entstellt haben. Gar manche Vorstellung, die, hauptsächlich von Frankreich aus, zu weit verbreiteter Geltung gebracht, schon zu einer herkömmlichen geworden war und bleibend in die Geschichte überzugehen drohte, erweist sich als vollkommen unhaltbar, als das gerade Gegentheil der Wahrheit — und diese letztere tritt nun an die Stelle des Wahngebildes.

Um den Gewinn bestimmter nachzuweisen, der sich aus dem Ganzen und einzelnen Theilen in solcher Art für das Verständniß der so oft schon erzählten Revolution, für deren echte, wahre Geschichte ergiebt, wollen wir versuchen, soweit die uns hier gesteckten Grenzen gestatten, sowohl dem Gang der Untersuchungen Sybel's im Allgemeinen zu folgen, als die an Bedeutung besonders hervortretenden Abschnitte näher zu bezeichnen.

Das Werk beginnt mit einer Darstellung der Verfassung und der realen Zustände Frankreichs unter Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern. Wer die Geschichte der Staaten romanischer Zunge in Europa während der letzten viertehalb Jahrhunderte mit unbefangenem Blick übersieht, der kann sich wohl nicht gegen die Ueberzeugung verschließen, daß diese Staaten sich selbst die unheilvollsten Fesseln anlegten, ihre eigene Fortbildung unendlich erschwerten, ja theilweise unmöglich machten, indem sie die Reformation von sich stießen. Es bedarf wohl keiner Erinnerung daran, wie vielseitig das Leben der Menschheit sich seit dem sechszehnten Jahrhundert erweitert hat, und gewiß konnte den Forderungen, welche die neue Zeit an den Einzelnen und an die Masse stellte, innerhalb der engen Grenzen nicht genügt werden, die das Tridentiner Concilium von Neuem der freien Geistesbildung zog. Wir sehen daher die einzelnen katholischen Reiche Europas ziemlich in demselben Verhältniß, in dem sie sich mehr oder weniger vollständig abweisend gegen die Forderungen der Reformationszeit verhielten, die Strafe tragen, welche der Gang der Weltgeschichte über sie verhängte. Tief sank vor Allem die einst blühende iberische Halbinsel unter der Herrschaft der Jesuiten und der Inquisition, und auf den Ländern, in denen einst das regste Leben und ein berechtigter Stolz geherrscht hatten, ruhte bald die Todtenstille der Ohnmacht und Verkommenheit.

Frankreich hatte unstreitig durch die vielgenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche, vermöge der tieferen Spuren, welche die Reformation

hier zurückgelassen hatte, und der geistigen Bewegung, welche im siebzehnten Jahrhundert der Jansenismus veranlaßte, sehr viel voraus vor den anderen romanischen Ländern des Welttheils —: aber in Beziehung auf die Constituirung des Staats war nicht geschehen, was im Interesse der Krone und des Reichs geschehen konnte; Niemand hatte die bessernde Hand an die mittelalterliche Verfassung des Königreichs gelegt: diese wurde blos umgangen und ignorirt. Die Cardinäle Richelieu und Mazarin hatten den letzten Widerstand des Adels gebrochen, den die Geschichte sehr treffend als Fronde bezeichnet, sie hatten die Macht der Krone zu einer absoluten gemacht, aber nur thatsächlich, ohne ihre neue Stellung irgend wie rechtlich zu begründen. Die Rechte der allgemeinen Landesvertretung, der „états généraux“ genannten Ständeversammlung, waren nie aufgehoben oder widerrufen worden; die Krone gestattete blos nicht, sie zu üben, indem sie die Stände niemals versammelte. Ein Recht der Krone, ohne Zustimmung der Stände Gesetze zu geben und Steuern zu fordern, war niemals eingeräumt worden, ja in der Theorie, wo eine solche zu Tage kam, wurde es ausdrücklich in Abrede gestellt; aber es wurde geübt. Die Provinzialstände waren nicht ebenso vollständig außer Thätigkeit gesetzt wie die Generalstaaten, aber die Krone gestattete ihnen keine wesentliche Bedeutung. Zu den Generalstaaten hatten nämlich, der ursprünglichen Auffassung nach, nur diejenigen Landestheile ihre Vertreter zu senden, die bereits unter Philipp dem Schönen unmittelbar mit der Krone vereinigt, eine compacte Masse bildeten, und unter der gerichtlichen Competenz des Pariser Parlaments standen. Die états généraux waren die vereinigten Provinzialstände dieser Landestheile. Andere große, mit Landeshoheit ausgestattete Lehen der französischen sowohl als der burgundischen Krone, Dauphiné, Provence, Bretagne u. s. w., die erst später mit dem unmittelbar königlichen Gebiet Frankreichs vereinigt wurden, hatten sich ihre besonderen höchsten Gerichtshöfe — Parlamente — und ihre Provinzialstände vorbehalten. Aber die Krone beachtete die Beschlüsse dieser letzteren nur, insofern sie ihrem Willen entsprachen; ja sie dictirte ihre Beschlüsse und lenkte die Majorität theils durch die Verleihung kleiner Hofehren, theils dadurch, daß jede Opposition mit der königlichen Ungnade bedroht wurde, die sich in willkürlichen Verbannungen und Verhaftungen, in durchaus widerrechtlichen Maaßregeln offenbaren konnte.

Die höchsten Gerichtshöfe, die Parlamente, waren unabhängig von der Krone, und nannten sich mit Stolz souverän. Da neue Gesetze natürlich diesen Gerichtshöfen bekannt gemacht und zur Nachachtung in ihre Register eingetragen werden mußten, behauptete vor allen das Parlament zu Paris, daß die königlichen Verordnungen erst durch diesen Act der Ein-

zeichnung Gesetzeskraft erhielten, und daß der Gerichtshof befugt sei, die Aufnahme derselben in seine Register zu verweigern. Die Krone widersprach, der Streit darüber blieb unentschieden in der Schwebe — im einzelnen Fall half sich die Regierung damit, daß der König durch seine persönliche Erscheinung in den Sälen des Gerichtshofs imponirte, und die Einzeichnung seiner Verordnungen unmittelbar selbst erzwang. — Was die Rechtspflege anbetrifft, so übte die Krone, namentlich in allen Fällen, wo sie auf Widerstand stieß, oder sonst ein unmittelbares Interesse zu haben glaubte, eine Art von Cabinetsjustiz, die von jedem gerichtlichen Verfahren abstrahirte und sich vollkommen regellos — ebenso vollkommen unberechtigt — in willkürlichen Strafmaaßregeln bewegte.

So war denn, wie Sybel mit großer Klarheit darthut, die unumschränkte Macht der Krone in Frankreich nicht mehr und nicht weniger als eine fortwährende Usurpation, die sich, gegen Gesetz und Recht, tagtäglich erneuerte.

Dieser gewiß seltsame Zustand gestaltete sich dann dadurch noch eigenthümlicher, daß die französische Regierung, insofern sie, ganz abgesehen von dem eigentlichen, älteren Staatsrecht des Reichs, auch nur ihre eigenen Verfügungen achten wollte, ihren eigenen Organen gegenüber ohnmächtig war, wie kaum je eine andere Regierung gewesen ist.

Die Könige von Frankreich hatten sich nämlich durch Finanzverlegenheiten bestimmen lassen, so ziemlich alle Richter- und Beamtenstellen im ganzen Reich zu erblichem Besitz zu verkaufen; ja es waren vielfach solche Stellen eigens geschaffen worden, um verkauft werden zu können. Mit fast alleiniger Ausnahme der Finanzbeamten, der sogenannten Intendanten, die Richelieu in den Provinzen angestellt hatte, und die stets absetzbar blieben, besaßen Richter und Beamte ihre Autorität als rechtlich erworbenes Privateigenthum. — In den Städten war die freie Municipalverfassung unterdrückt, das Regiment in die Hände vom König ernannter Bürgermeister und Schöffen gelegt worden: dann aber hatte die Regierung auch diese Stellen verkauft, und es herrschte demnach in den Städten weder königliche Autorität, noch Selbstregierung der Gemeine, sondern eine beschränkte Oligarchie, welche die obrigkeitliche Gewalt auch lediglich als ihr Privateigenthum betrachten durfte. Die Regierung konnte kaum irgend einen Beamten absetzen, sie hatte auf die Wiederbesetzung eröffneter Stellen nur in sehr wenigen Fällen irgend einen Einfluß —: welche Mittel blieben ihr, den Gehorsam ihrer eigenen Organe zu erzwingen, sofern ein imponirendes Auftreten des Königs nicht einem entgegenkommenden, höfisch-unterwürfigen Sinn begegnete? Keine anderen als widerrechtliche; willkürliche Verhaftungen und Verbannungen, die kein bestehendes Gesetz sanctionirte.

Rechnen wir nun hinzu, welche gesellschaftlichen Verhältnisse dieses abnorme Staatswesen geschaffen hatte, wie sie sich in die, im Uebrigen unverrückt aus der Feudalzeit erhaltenen Standesunterschiede einfügten, so sehen wir wohl, daß sie der freieren und vielseitigeren Geistesbildung, dem regeren Streben des achtzehnten Jahrhunderts vollkommen unerträglich werden mußten. Die Lebenskreise, in denen der Einzelne sich bewegen konnte, waren enger umschrieben als selbst im Mittelalter, und die Schranken schwerer zu übersteigen. Dadurch, daß fast alles und jedes Grundeigenthum als Besitz der Kirche, oder als Lehn und Majorat gebunden, dem Nichtadligen mit wenigen Ausnahmen der Erwerb solches Eigenthums untersagt war; daß Richter- und Beamtenstellen im erblichen Besitz eines abgeschlossenen Standes sich befanden, und eine strenge Zunftverfassung selbst den Betrieb der Gewerbe auf eine Anzahl bestimmter Familien beschränkte, war fast Jedermann in Frankreich, in einer Weise, die der Bildung und dem Bedürfniß der Zeit auf das Drückendste widersprach, an den Beruf seines Vaters gebunden. Ein ernstes Streben, selbst von entschiedenem Talent unterstützt, vermochte nicht darüber zu erheben. Das Studium des Rechts war für den Bürgerlichen kein Mittel mehr, zu solcher Bedeutung zu gelangen, wie einst Pierre Flotte und Nogaret. Auch die Kirche gewährte keine Aussichten, seitdem Bisthümer und Abteien durch königliche Gunst ausschließlich an die jüngeren Söhne des vornehmen Adels vergeben wurden; auch hatten die Fürsten der Kirche keine politische Bedeutung mehr. Und nicht blos der Landmann, nicht blos der Bürgerstand, dessen Bildung weit über die ihm angewiesene Stellung hinaus gewachsen war: auch der im Allgemeinen wenig begüterte Provinzialadel fühlte sich gedrückt und beschränkt. Er sah im Waffendienst seinen Lebensberuf, und hatte doch keine Aussicht, es darin je weiter als bis zum Hauptmann zu bringen, da die höheren Stellen durchaus in den Händen des Hofadels blieben. — Daß ausnahmsweise Banquiers und Zollpächter durch unsaubere Finanzschwindeleien und erkaufte Gunst erlangen konnten, was jedem ehrenhaften Fleiß und redlichem Streben versagt blieb, Adelsbriefe und den Zutritt zu der höheren Welt: das machte solche Zustände nicht besser.

Doppelt drückend mußten sie dann dadurch werden, daß das Land unter dem Einfluß dieses eigenthümlichen Staatslebens mehr und mehr verarmte; zum Theil in Folge der Gebundenheit, in welcher alle und jede industrielle Thätigkeit durch die mittelalterliche Gliederung der Gesellschaft erhalten wurde, und durch eine Gesetzgebung, die nicht darauf angelegt war, die Interessen des Gemeinwesens den Sonderrechten einzelner Individuen und Stände gegenüber wahrzunehmen, sondern umgekehrt darauf, die industriellen Vorrechte, die Monopole einzelner Individuen und unzähliger

größerer und kleinerer Corporationen gegen die Ansprüche zu schätzen, die im Gesammtinteresse der Gesellschaft erhoben werden konnten —: zum Theil unstreitig aber auch in Folge des Colbertismus. Der auch jetzt noch immer herkömmlicher Weise weit über Verdienst gepriesene Finanzminister Ludwig's XIV. war allerdings ein Mann von großer und in seiner Zeit seltener Einsicht: aber er war ein Schüler seiner Zeit, und natürlich in allen Irrthümern des Mercantilsystems befangen, das damals erst eine wissenschaftliche Gestalt zu gewinnen begann. Die glänzenden Erfolge, die Colbert gewann, weil er das System mit Geist und praktischem Talent zu handhaben wußte, diese Erfolge, die seine Zeit mit Bewunderung betrachtete, können uns jetzt nicht mehr darüber täuschen, daß auch er nicht wenig dazu beigetragen hat, auf die Länge unhaltbare Zustände herbeizuführen und eine Revolution vorzubereiten, indem er in seinem Streben nach Geldreichthum, der mit Nationalreichthum verwechselt wurde und durch Fabrikindustrie und auswärtigen Handel gewonnen werden sollte, die Interessen des Landbaues denen des Gewerbes rücksichtslos unterordnete, ja aufopferte.

Das Königthum hatte sich eben überhaupt in Frankreich nicht, wie wohl in mehr als einem Lande geschehen ist, zu unumschränkter Macht erhoben, um als Vertreter des Gemeinwesens die bessernde Hand an den gesellschaftlichen Bau zu legen, und Vorrechte zu beseitigen, die das Gemeinwesen dem Vortheil einzelner Individuen und Stände unterordneten. Eine solche absolutistische Revolution ist wohl von ganzen Völkern mit großer Einstimmigkeit als eine Befreiung gefeiert worden. Hier konnte sie nicht als eine solche empfunden werden, da der Cardinal Richelieu eine unumschränkte Macht der Krone lediglich *um ihrer selbst willen* und nur im Interesse der Krone erstrebt hatte; nur um ihren Glanz und ihre Macht nach Außen zu erhöhen; — ganz wie die regierenden Herren im Mittelalter bemüht waren, ihre Macht zu erweitern, die sie als Recht und Eigenthum ihrer Familie zu betrachten gewohnt waren.

So fehlte dem französischen Staatswesen nicht nur die rechtsgültige Grundlage im juristischen Sinn des Worts, sondern auch die moralische Berechtigung seines Daseins, da es den Zweck des Staats nicht erfüllte — und natürlich mußte es mit Riesenschritten seinem Untergang entgegengehen, als der Hof und die bevorzugten Stände sich durch eine klägliche Unfähigkeit in allen Geschäften des Kriegs und des Friedens verächtlich machten, und mehr noch durch eine Verderbtheit, der sehr bald selbst der dürftige Schmuck einer conventionellen Ritterlichkeit fehlte, die sich mit cynischem Behagen in Schmutz und Rohheit erging.

Durch alles dies war die Revolution in Frankreich eine Nothwendigkeit

geworden. Nicht weil etwa Frankreich allen anderen Ländern weit vorangeeilt war, und dadurch berufen für den ganzen Welttheil die Fesseln der Feudalität zu brechen, wie das die Nationaleitelkeit unserer westlichen Nachbarn so gern sich selbst vorerzählt —: sondern gerade umgekehrt, weil das Reich in der Entwickelung seines Staatswesens, namentlich im Vergleich mit den protestantischen Ländern, gar sehr zurückgeblieben war. Auch weiß sich in der That bei jener angeblichen Führerschaft Frankreichs auf der „Bahn des Fortschritts und der Civilisation" von den Herren selbst, die sie rühmend der Welt verkünden, Niemand etwas Bestimmtes zu denken, Victor Hugo, der überall la vague française en avant sieht im Strom der Zeiten, so wenig wie irgend ein anderer. Keiner von ihnen ist noch über formlose Vorstellungen von sehr willkürlich gedeutetem Inhalt hinausgekommen.

Aber selbst da, wo die Nothwendigkeit einer Veränderung des ganzen Zustands in allen Verhältnissen des Lebens fühlbar wird, Alles ohne Ausnahme auf eine solche Umgestaltung hindrängt, bedarf das allgemeine Streben, so sehr es sich auf das Ganze beziehen mag, doch eines bestimmten Anhaltspunktes, von dem es ausgehen kann, um sich Geltung in der Wirklichkeit zu verschaffen, und zwar kann es diesen Anhaltspunkt, dem herrschenden Staatswesen gegenüber, meist nur in einer Bedürftigkeit der Krone finden, in Verhältnissen, in welchen die Regierung sich nicht selbst zu helfen vermag. Selbst in England, wo, anderthalb Jahrhunderte früher, die kirchlichen Interessen der Bewegung den eigentlichen Impuls gaben, hatten doch die finanziellen Bedürfnisse der Krone diesen Anhaltspunkt gewährt. So geschah es jetzt auch in Frankreich.

Die Abgaben waren damals im Ganzen verhältnißmäßig mindestens ebenso hoch als jetzt; man rechnet, daß sie mehr als den fünften, fast den vierten Theil des jährlichen Nationaleinkommens verschlangen, und sie wurden um so drückender empfunden, da sie sehr ungleich vertheilt waren. Die Kirche zahlte so gut wie nichts, der Adel sehr wenig, namentlich durchaus gar nichts von seinem sehr bedeutenden Einkommen aus grundherrlichen Rechten; der mitunter sehr übel erworbene Reichthum der Zollpächter und Finanzspeculanten entging der Besteuerung fast ganz, und so fiel denn die Last mit verdoppelter Schwere auf die arbeitenden Klassen. Es mußte Jedem einleuchten, daß das Einkommen des Staats nicht wesentlich erhöht werden konnte, wenn man sich innerhalb der Grenzen des herrschenden Systems halten sollte und die bestehenden Zustände nicht antasten durfte. Und doch waren durch dieses Einkommen selbst im Frieden kaum zwei Drittheile der Ausgaben gedeckt.

Daß auch die Ordnung und Sparsamkeit, die alle Unzufriedenen unaufhörlich verlangten, nicht genügen konnte, das Gleichgewicht herzustellen,

und wenn sie mit catonischer Strenge geübt worden wäre, das erkennt wohl auch ein Jeder, der den Haushalt des damaligen Frankreichs unbefangen prüft. Der mittelalterliche Staat, wie er sich in Frankreich in den wichtigsten Beziehungen erhalten hatte, konnte seiner Natur nach die Mittel nicht gewähren, deren die Krone bedurfte, um ihre Stellung in den erweiterten Weltverhältnissen einer neuen Zeit zu behaupten. Hatte man sich doch schon wiederholt durch einen schmählichen Staatsbankerott helfen müssen. Selbst die Aufhebung aller Steuerprivilegien konnte allein nicht helfen: die mittelalterlichen Bande, welche die Nationalbetriebsamkeit darnieder hielten, mußten gelöst werden, um das jährliche Ergebniß der Nationalarbeit zu steigern.

So wenig Ludwig XVI. seiner Aufgabe gewachsen war, fühlte er doch, wie nothwendig eine Reform des gesammten Staatswesens sei, und er hatte in Turgot einen redlichen Mann gefunden, dessen Streben auf eine besonnen freisinnige Umgestaltung der alten Zustände gerichtet war. Aber bald vereinigten sich der Haß aller bevorzugten Stände und die Intriguen des Hofs gegen diesen neuernden Minister, und der schwache König ließ ihn fallen. Die Verwaltung der Finanzen fiel darauf wechselnd in die Hände zweier Börsenkünstler, denen die Aufgabe gestellt wurde, Geld aus nichts zu schaffen, von denen der eine, der Genfer Necker, von einer tugendhaften Gattin und einer genialen Tochter bewundert, als tugendhafter Weiser lange Zeit von der Volksgunst getragen, seine Schwindeleien als erhabene Weisheit mit Salbung und Methode betrieb, während der andere, Calonne, mit der Keckheit eines geistreichen Weltmannes auftrat, der längst über alle Bedenken einer engherzigen Gewissenhaftigkeit hinaus ist. Aber beide mußten doch zuletzt, so gut wie die weniger bedeutenden Persönlichkeiten, die in Zwischenperioden an die Spitze der Verwaltung traten, das Spiel verloren geben und gestehen, daß der Ausweg aus dem Labyrinth nur in einer durchgreifenden Umgestaltung des Gemeinwesens zu finden sei. Jedes Ministerium, weß Geistes Kind es sonst auch sein mochte, sah sich zuletzt genöthigt, zu Reformen seine Zuflucht zu nehmen.

Aber alle wiederholten Versuche, das krankende Staatswesen, ohne daß man die verschollenen Reichsstände zu versammeln brauchte, in Bahnen zu leiten, die zu einem gesunderen Zustand führen konnten, scheiterten an dem unbedingten Widerspruch des Pariser Parlaments und des Adels, der in seinem bevorzugten Dasein durchaus nicht gestört sein wollte, ja sogar nie versäumte, eine Erweiterung seiner Standesrechte auf Kosten des Gemeinwesens zu verlangen, dagegen jedes, selbst das kleinste Opfer ablehnte, das ihm zugemuthet wurde.

Sybel äußert, man müßte ein eigenes Buch schreiben, wenn man die

Kämpfe der Regierung mit dem Adel und dem Parlament schildern wollte, die der Revolution vorangingen. Er eilt über die Geschichte dieser Ereignisse hinweg, um zu seinem eigentlichen Gegenstand zu gelangen. So sichtbar das aber auch in dem Plan seines Werkes lag, und so oft jene Zwistigkeiten auch schon erzählt worden sind, so ist uns doch in gewissem Sinne leid, daß er nicht näher auf den Gegenstand des Streits und seinen Verlauf eingeht. Gerade dieser Theil der Geschichte ist für unsere Zeit in vielfacher Beziehung lehrreich.

Um nicht, in Hinsicht auf das Verhältniß, in welchem der französische Adel zu der Revolution stand, bei allgemeinen, auf Treue und Glauben übernommenen Vorstellungen stehen zu bleiben, ist es dann auch sehr nützlich, ja wie uns scheint nothwendig, auch in die schon erwähnten „cahiers" des Adels einen Blick zu werfen, in die Instructionen, welche die wählende Ritterschaft in den Provinzen ihren Abgeordneten ertheilte, als nun endlich, im Mai 1789, die Reichsstände zusammentreten mußten, um unerläßliche Reformen zu berathen.

Man erstaunt darüber, in welchem Grade der Inhalt revolutionär ist. Diese Forderungen, die freilich durch den gewaltigen Gang der Ereignisse so schnell beseitigt wurden, daß sie gar nicht zur Sprache kommen konnten, hätten von der Regierungsgewalt, wie sie zur Zeit bestand, so gut wie nichts übrig gelassen. Auch der Adel wollte revolutioniren, aber natürlich durchaus nur in seinem eigenen Interesse, im Sinne Boulainvillier's, der in seinen Schriften dargethan hatte, daß ein König von Frankreich von Rechtswegen nichts Anderes sein dürfe, als der Mandatar des Adels. Nicht allein daß der Adel alle seine Vorrechte, auch die Patrimonialgerichtsbarkeit, und zumal das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden gewahrt wissen wollte —: er forderte, über Alles, was er zur Zeit besaß, weit hinaus, einen Löwenantheil an der Regierung nicht nur, sondern auch an der Verwaltung des Landes als sein altes Recht. Neue Gesetze sollten fortan nur durch die Reichsstände erlassen, neue Steuern nur durch sie bewilligt werden können; in der Versammlung der Stände aber verlangte der Adel für sich selbst und den Klerus zwei Stimmen von dreien. Was die Verwaltung anbetrifft, forderte er, daß die Autorität, welche die königlichen Intendanten in den Provinzen übten, also der gesammte Antheil der Krone an der Landesverwaltung, den Provinzialständen, mit anderen Worten dem Adel, übergeben werde. Und als hätte er sich die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß er die verlangte Machtvollkommenheit lediglich zur Förderung seiner besonderen Standesinteressen zu nützen gedenke, forderte er für den Augenblick, dem gewaltigen jährlichen Ausfall in den Finanzen und einer erdrückenden schwebenden Schuld ge-

gegenüber, daß ungefähr zwei Fünftheile aller zur Zeit bestehenden Steuern, natürlich vorzugsweise diejenigen, die er mit zu tragen hatte, abgeschafft werden sollten. Für immer aber verlangte er, daß alle Offizierstellen in der Armee und Flotte, alle höheren Aemter, alle reicheren Pfründen der Kirche, besonders die „Abteien" genannten kirchlichen Sinecuren, noch ausschließlicher als bisher dem Adel vorbehalten blieben. Selbst die wenigen Ausnahmen, welche die Regierung bisher in seltenen Fällen bei der Vergabung kirchlicher Pfründen zu Gunsten Bürgerlicher gemacht hatte, sollten fortan nicht gestattet sein.

Wie befremdend tritt uns diese lange Reihe selbstsüchtiger Forderungen entgegen! Man sollte es kaum für möglich halten, die eigene Zeit in solchem Grade zu verkennen. Und doch ist gar mancher französische Legitimist noch heute bereit, in leidenschaftlicher Weise zu behaupten, daß diese Forderungen vollkommen berechtigt waren; den ewigen Grundsätzen des Rechts dürfe doch nun einmal nichts vergeben werden, und wenn die Welt darüber zu Grunde gehen sollte! — Auch läßt sich die seltsame Erscheinung, die so oft wiederkehrt im Lauf der Geschichte, in gewissem Sinne wohl erklären, so gespensterhaft sie dem Unbefangenen vorkommen mag. Wer überwiegend in Standesverhältnissen, in dem mehr oder weniger geschlossenen Kreise Gleichgesinnter lebt, dessen Blicken wird eben die wirkliche große Welt, die jenseit dieses enggezogenen conventionellen Kreises liegt, durch seine Gesellschaft entzogen.

So begegneten sich in der Versammlung der Reichsstände, die am 5. Mai 1789 zu Versailles eröffnet wurde, die schroffsten Gegensätze; in verschiedenem Sinne revolutionäre Parteien standen einander gegenüber, nur eine eigentlich royalistische Partei gab es, streng genommen, in der Versammlung nicht; darüber suchen die sogenannten Legitimisten uns vergebens zu täuschen; ihnen vor Allen, wie gesagt, war das Königthum nur Mittel zum Zweck.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, eine Regierungspartei zu bilden, nur durfte man die Elemente dazu nicht in den Reihen des Adels suchen, sondern unter den liberalen Abgeordneten des dritten Standes. Diese, die im Allgemeinen eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse im Sinn der Zeit verlangten, den Patrimonial- und Feudalstaat zu einem Gemeinwesen erweitert wissen wollten, und von der Regierung verlangten, sie solle sich als diejenige Macht constituiren, welche die Interessen der Gesammtheit gegen die Ansprüche einzelner Individuen und Stände wahrnehme, hatten in Beziehung auf die Formen, in denen das Alles geschehen sollte, zum großen Theil noch keine bestimmten Ansichten, und wären zufrieden gewesen, ihre Zwecke, gleichviel in welcher Form, zu erreichen. Der ein-

zige Zeitgenosse, der über seiner Zeit stand, und sie mit freiem Blick übersah, Mirabeau nämlich, sagt uns mit der Zuversicht eines überlegenen Geistes, dessen Ueberzeugung auf sicherer Grundlage ruht, daß die Krone zu ganz unumschränkter Macht gelangen konnte, wenn sie sich dem Klerus und Adel gegenüber an die Spitze des dritten Standes stellte, und dessen Forderungen zu den ihrigen machte. „Wäre der König gewandt genug, sich an unsere Spitze zu stellen, anstatt entgegengesetzte Wünsche bei sich errathen zu lassen, so wäre die Versammlung bereit, den zweiten Theil der dänischen Revolution von 1660 zu liefern" — diese Worte schrieb Mirabeau in seinem tiefen Unmuth über die elende Schwäche und Rathlosigkeit, die sich in den Kreisen des Hofs und der Regierung kund gab.

Aber man überließ bald rathlos die Reichsstände sich selbst und den Gang der Ereignisse dem Schicksal — und dann wieder vergaß der König in seltsamer Verblendung, daß er die Reichsstände berufen hatte, um in ihnen eine Stütze gegen den Eigenwillen der aristokratischen Corporationen zu finden; er schloß sich als dienendes Werkzeug einer Partei an, die er retten sollte, und die ihn mit in ihr eigenes Verderben zog. Der Adel nämlich, der mit so kühnen Forderungen nach Versailles geeilt war, fand sich hier vom ersten Augenblick an einer überwältigenden moralischen Macht gegenüber, die ihn auf die Vertheidigung zurückwarf, und „um den Adel zu decken, stellte man den König vor die Bresche."

Den Reichsständen ist nicht selten zum Vorwurf gemacht worden, daß sie nicht gesucht haben, das Bestehende mit bessernder Hand zu erhalten, daß sie nichts heilig geachtet, an Alles Hand gelegt, und, wie Niebuhr sich ausdrückt, „den Bau eines neuen Himmels und einer neuen Erde" versucht hätten. Daß dieser Vorwurf ein ungegründeter ist, hat Sybel mit großer Klarheit dargethan; von dem alten Staat war in Wahrheit gar nichts mehr übrig, er verschwand spurlos, er hörte ganz von selbst auf zu sein, sowie die Reichsstände zusammentraten, und die Frage konnte nur noch sein, ob die Krone der Vormundschaft feudaler Stände verfallen oder sich an die Spitze eines Parlaments stellen sollte.

Aber es war ein Unglück, daß die Verhältnisse sich so gestaltet hatten, daß keine staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen vorhanden waren, denen die Zeit einen neuen Geist und neues Leben zuführen konnte, daß die Reichsstände an einen Neubau gehen mußten, weil es außer ihnen selbst in ganz Frankreich nichts gab, was Frankreich anerkannte, achtete oder auch nur duldete.

Inwiefern es möglich sein mag, ein Staatswesen nach einem abstracten Schema, ohne Anhaltspunkte in der Wirklichkeit zu schaffen, braucht hier nicht erörtert zu werden; die damals lebende Generation traute sich

ohne viel Bedenken die Fähigkeit zu, eine solche Schöpfung aus der Welt der Gedanken in die lebendige Wirklichkeit zu versetzen, weil sie offenbar von der Schwierigkeit der Aufgabe, die sie sich stellte, gar keinen Begriff hatte. Wer Welt und Leben kennt, kann heute so manche theoretisirende Schrift aus jenen Tagen, in der z. B. die vielfach bewunderte Verfassung Englands besprochen wird, wohl kaum ohne Lächeln betrachten. Man glaubte, das Geheimniß der englischen Verfassung und ihrer Vortrefflichkeit liege in der tiefen Weisheit, mit der die Macht der Krone, der Pairs und des Unterhauses in ein kunstreiches Gleichgewicht gebracht sei; in der Art, wie man die verschiedenen Functionen der souveränen Machtvollkommenheit unter diese einander gegenüber gestellten Gewalten vertheilt habe. Man glaubte eigentlich, es komme nur darauf an, daß ein erleuchteter Künstler auf dem Gebiet der Gesetzgebung so etwas anordne; Niemand fragte, wo denn in England die reale Macht liege, die das Ganze halte, und Krone, Lords und Haus der Gemeinen zwinge, die Grenzen ihrer kunstreich gegen einander abgezirkelten Machtgebiete auch wirklich inne zu halten. Man fragte nicht einmal, wie sich denn das Bild, das Blackstone und Delolme von der englischen Verfassung entworfen hatten, zu der Wirklichkeit, zum Leben verhalte, welchen Inhalt das Schema thatsächlich habe.

Noch phantastischer ausgerüstet erschienen jene idealisirenden Republikaner auf dem Kampfplatz, die wir Schüler Rousseau's und Plutarch's nennen möchten. Sie nahmen nicht nur Rousseau's krankhafte Träume für erhabene und brauchbare Staatsweisheit, sondern auch Plutarch's Darstellungen antiker Zustände für Bilder der Wirklichkeit. Der luftige Bau des idealen Staats, den sie im Sinn hatten, sollte lediglich durch „Bürgertugend" und „Ehrfurcht vor dem Gesetz" getragen werden, und es schien, als ob man diese Herrlichkeiten nur voraus zu setzen brauche, damit sie wirklich da seien.

Zwischen diesen Parteien entspann sich zunächst der Kampf um die neue Verfassung, der nicht ein blos parlamentarischer blieb. Die feudale Partei hatte durch thörichte, ja frevelhafte Versuche, einen Zustand, der den Staat dem Bankerott, das Land der Verarmung entgegenführte, mit Gewalt aufrecht zu erhalten, Ausbrüche wilder Volkswuth hervorgerufen; viele ihrer Mitglieder mußten in Folge dessen in die Fremde entfliehen; die Zurückbleibenden konnten nur noch die Bestrebungen aller derer durchkreuzen, die eine der englischen ähnliche Verfassung zu schaffen suchten. Sie thaten das, indem sie sich häufig auf die Seite der exaltirtesten, ja der wildesten Republikaner stellten, und ihre Hoffnung war dabei, daß gerade durch ein Uebermaaß des Uebels eine „Umkehr" zum Guten, d. h. die Wiederherstellung der alten Zustände müsse herbeigeführt werden.

Sybel's Werk bringt uns vielfach Aufschluß über die wirklichen Interessen und Motive, die in diesen Kämpfen wirksam wurden, ohne daß man sie eben immer zur Schau getragen hätte, und auch gar manche wohlbekannte Persönlichkeit gewinnt durch diese, aus den echten Quellen geschöpfte Darstellung eine Gestalt, die von dem fast schon herkömmlich gewordenen Bilde sehr wesentlich abweicht. Namentlich und vor Allem ist das in Beziehung auf Mirabeau und Lafayette der Fall. Der Eine steigt der Andere fällt — und zwar sehr tief, wie man sich mit Bedauern gestehen muß. In Mirabeau lernen wir, aus seinen eigenen Briefen, einen wirklichen Staatsmann kennen, und zwar einen großen; den einzigen Mann, der seiner Zeit vollkommen gewachsen war. Er war der Mann der Ordnung, wie Sybel treffend sagt, wenn ihm auch die alte Ordnung der Dinge verhaßt war. Ueber Lafayette kommt aus seinen eigenen Briefen und aus den Sitzungsprotokollen der assemblée constituante, in welche die Reichsstände sich verwandelt hatten, sowie aus denen des Pariser Stadtraths, gar Manches zu Tage, was die Herausgeber seiner Memoiren wohlweislich verschwiegen haben.

Bekanntlich hatte sich der Hof mit Mirabeau in Verbindung gesetzt. Hätte dieser gewaltige Mann wohl Frankreich retten können, wenn er nicht so früh endete? — Schwerlich! so hoch wir auch die Macht seiner Intelligenz und seines Charakters anschlagen mögen. Denn bei der vollkommenen Urtheilslosigkeit des Königs, der Königin und ihrer Vertrauten, galt in ihrem Kreise die Meinung des ersten besten nichtigen Kammerherrn gelegentlich ebenso viel und mehr als Mirabeau's Wort, und die Verbindung mit diesem gefürchteten Menschen wurde doch eigentlich stets wie ein bedenkliches Bündniß mit den Mächten der Finsterniß betrachtet, das die Noth wohl entschuldigen könne, das man aber doch so bald als möglich wieder lösen müsse, um zu einem anderen Ziel zu gelangen, als er im Auge hatte. Mirabeau konnte, alles Andere abgerechnet, niemals wirklich Herr werden in diesem Kreise; viel eher konnte das verkehrte Treiben des Hofs auch sein Verderben herbeiführen, wie das eigene.

Was Lafayette anbetrifft, so bleibt uns über diesen kein Zweifel. Lafayette war nicht der Mann dazu, Frankreich zu retten. Selten ist wohl beschränkte Unfähigkeit in solchem Grade mit kindischer Eitelkeit gepaart aufgetreten, wie in diesem, bis in sein spätes Alter so seltsam gefeierten Menschen. Seine Beschränktheit ließ ihn auch im Alter nie gewahr werden, daß er ein blindes Werkzeug in den Händen Anderer war; ebenso wenig ist ihm jemals, weder zur Zeit der Revolution noch später, klar geworden, in welcher Weise seine Thorheit die Zwecke anderer, klügerer sowohl als wil-

derer Revolutionäre förderte, auf die er aus sehr großer Höhe herabzusehen glaubte.

Es lag in der Natur der Sache, daß sich, vom Anfang der Bewegung an, hinter den Idealisten, die zunächst das Wort führten, eine Reihe anderer Männer erhob, denen der Sieg zufallen mußte, so schmutzig und niedrig sie auch sein mochten, blos weil sie keine Doctrinärs, sondern derbe Realisten waren, und besser wußten, wie man sich der Massen für seine eigenen Zwecke bedient. Der allgemeine Aufstand der gegen die alten Zustände empörten Menge bildete die reale Macht, auf welcher die Autorität der National-Versammlung ruhte; unwiderstehlich dem alten Frankreich gegenüber, reichte diese Autorität in Beziehung auf die empörte Menge selbst, natürlich nur so weit, als das „Volk" geneigt war sie anzuerkennen. Leute wie Danton und Marat aber, die nicht von einer opferfreudigen Begeisterung für abstracte Freiheit träumten, sondern das französische Volk kannten, wie es eben war, und mit seinen wirklichen Leidenschaften, seiner brennenden Gier nach Rache, Herrschaft und Genuß vertraut waren, — solche Leute wußten natürlich besser als Constitutionelle und Girondisten, durch welche Aussichten und Hoffnungen man die Menge bleibend in Bewegung erhält und sich dienstbar macht.

Diesen Menschen brachte nun Lafayette die Art von theoretischer Rechtfertigung, deren ihr Treiben doch auch bedurfte, fertig entgegen, indem er die Proclamirung der „Menschenrechte" veranlaßte, die ihrem wesentlichen Inhalt nach besagten, daß alle Menschen frei und gleich sind — daß alle Menschen das Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung haben — und daß alle Souveränetät aus dem Volk hervorgeht.

Lafayette suchte seinen Ruhm darin, daheim in Anwendung zu bringen, was er in America gelernt hatte. Er hatte dort eine Proclamirung der Menschenrechte erlebt. Daß die von aller Metaphysik und romantischen Schwärmerei himmelweit entfernten Advocaten des nordamericanischen Congresses zu solchen metaphysischen Allgemeinheiten ihre Zuflucht nahmen, blos weil sie um eine juristische Motivirung ihrer Erklärungen gegen England in Verlegenheit waren; daß sie diese abstract-philosophischen Sätze auch genau nur auf ihre Beziehungen zu dem Mutterlande anwendeten, im Uebrigen aber vollständig fallen ließen, nichts weiter daraus zu folgern gestatteten, und nicht im Entferntesten daran dachten, ihren Sclaven das Recht der Empörung wirklich einzuräumen: das Alles war dem ritterlichen Lafayette entgangen. Daß es in Frankreich zu einer solchen Erklärung keine bestimmte Veranlassung gab; daß es zu einer Zeit, wo es Noth that, die leidenschaftlich bewegten Massen an ihre Pflichten zu mahnen, eine Thorheit war, dergleichen Rechte zu proclamiren, und zwar als

unveräußerbare Urrechte, die, über jedem Gesetz stehend, in jedem Augenblick gegen jedes Gesetz in Anspruch genommen und ausgeübt werden könnten: das konnte ihm Niemand begreiflich machen. Danton und Marat erklärten jubelnd ihre Zustimmung, weil sie in den Menschenrechten „die ganz ausreichende Waffe erkannten, um jede Verfassung zu Gunsten roher Willkür auseinander zu sprengen." Was dieser Jubel bedeute, begriff Lafayette nicht; er schmeichelte aber seiner Eitelkeit; der Widerspruch, den er erfuhr, verletzte dagegen seine Eitelkeit, und mit dem Starrsinn der Beschränktheit trat er Königthum und Vernunft in den Staub, um seinen Willen durchzusetzen.

Wir erfahren nun, daß er auch sehr schmutzige Mittel nicht verschmähte, um zu seinem Zweck zu gelangen. Es ist bekannt, daß es den Führern der entschiedensten Parteien zuvörderst darum zu thun war, den König und die Nationalversammlung aus Versailles nach Paris zu versetzen, wo man beide durch das sogenannte Volk beherrschen konnte; unzählige Male sind die scheußlichen Scenen geschildert worden, die sich ergaben, als am 6. October 1789 ein wüthender Volkshaufe und die Pariser Nationalgarde den König und seine Familie nach Paris schleppte. Daß der Herzog von Orleans die Hoffnung hegte, Ludwig XVI. werde in diesem Tumult ermordet werden, ist wohl nicht zu bezweifeln; Sybel fördert nun aber auch aus den Sitzungsprotokollen des Pariser Stadtraths zu Tage, wovon in Lafayette's Memoiren nichts zu lesen ist, daß es eben dieser Bürger-General war, der das ganze Beginnen zumeist veranlaßte. Ihm lag vor Allem daran, König und Nationalversammlung in Paris, wo er als Oberbefehlshaber der Nationalgarde Herr zu sein wähnte, unter seiner Obhut zu haben, um zunächst die Anerkennung der Menschenrechte zu erzwingen, und überhaupt den Gang der Dinge zu bestimmen.

Und wirklich half er sie in einer beklagenswerthen Weise bestimmen. Mirabeau hatte den Weg zur Rettung richtig erkannt; er verlangte anstatt der bisherigen Regierung, die ganz außerhalb der Nationalversammlung stand, und keinen Einfluß auf die Debatten üben konnte, ein parlamentarisches Ministerium, das natürlich aus den Führern der Majorität bestehen mußte. Lafayette, der Mirabeau's überlegenen Geist fürchtete und haßte, gesellte sich diesmal zu der Hofpartei und Necker; die Reste der feudalen Partei, die Alles zu verderben suchten, Robespierre und sein Anhang schlossen sich an, und so wurde am 7. November 1789 der gerade entgegengesetzte Beschluß durchgesetzt, daß kein Abgeordneter Minister sein dürfe — verhängnißvoll wie kein anderer!

Später, im Anfang des Jahres 1792, als Lafayette gern dem Trei-

ben der Girondisten und Jacobiner, das ihm zu mächtig wurde, hemmend in den Weg getreten wäre, erbot er sich, im Verein mit dem Kriegsminister Narbonne und dessen Freundin, der berühmten Frau v. Staël, dem König zur Flucht zu verhelfen. Der Plan soll etwas lustig angelegt gewesen sein, und natürlich durfte Ludwig XVI. nirgends anders hin fliehen als zu dem Heer, an dessen Spitze eben damals Lafayette stand; niemand Anderes als eben dieser freisinnige General durfte durch die Flucht des Königs Herr im Lande werden. Als der König den Vorschlag ablehnte, was ihm die Vernunft so gut rathen konnte wie das Verurtheil des Hofs, verbündete sich Lafayette in seiner Empfindlichkeit auf das Engste mit seinen bisherigen Gegnern, den Girondisten, gegen diejenige liberale Partei, die den König zu retten bemüht war, drängte zum Krieg gleich den Jacobinern, mit denen er überhaupt öfter verbündet war, und suchte den Kriegsminister durch unziemliche Demonstrationen zu halten. Als der König diesen dennoch entfernte, um womöglich dem Kriege und dem eigenen Untergange zu entgehen, da rief Lafayette in seinem thörichten Unmuth den Ministern zu: man werde sehen, wer in Frankreich der Mächtigere sei, er oder der König!

Auch gelang es ihm, das damalige Ministerium, im Verein mit der Gironde, zu sprengen. Als er aber dann, in Folge der für ihn wie für Frankreich beschämenden Wendung, welche die ersten Operationen des begonnenen Krieges genommen hatten, auch mit dem folgenden Ministerium zerfallen war; als die Folgen seiner Thorheit, offenbar wurden, Girondisten und Jacobiner mit Riesenschritten auf ihr Ziel zueilten, Ludwig XVI. sich in seinen Gemächern einer brutalen Vergewaltigung, einem Angriff auf sein Leben ausgesetzt sah, da wollte Lafayette noch einmal die Fluth stauen. Er eilte aus seinem Hauptquartier an der Grenze nach der Hauptstadt; hier erwartete ihn die Nationalgarde; sie forderte ihn auf, sich an ihre Spitze zu stellen und den Jacobinerclub zu sprengen; aber dem gefeierten Helden fehlte es an Einsicht wie an Muth; er zeigte sich vollkommen unfähig, einen Entschluß zu fassen, und ließ sich, von Girondisten und Jacobinern gescholten und belehrt wie ein Schulknabe, der sich vergangen hat, ohne irgend etwas bewirkt zu haben, dahin zurückschicken, wo er hergekommen war. So war der Mann beschaffen, der selbst nach solchen Erfahrungen über sich selbst, bis in das späteste Greisenalter in dem Wahn fortlebte, daß er vor Allen berufen sei, die Wiedergeburt Frankreichs, ja Europas, zu bewirken. —

In solcher Weise von widersprechenden Leidenschaften bewegt, hatte die Nationalversammlung nach drittehalb Jahren dem Lande eine unmögliche Verfassung gegeben, bei der zu verweilen nicht der Mühe lohnt, da sie nie

eine Wirklichkeit geworden ist. Von unmittelbarer Bedeutung für das Leben war es, daß die Weisen der Nationalversammlung Frankreich nebenher auch mit einer ebenso unmöglichen Verwaltung beglückt hatten; mit einem anscheinend kunstreichen System von Behörden, die sämmtlich aus Wahlen hervorgingen, deren jede von allen höheren Behörden vollkommen unabhängig war, dagegen unter der Herrschaft ihrer sogenannten Untergebenen stand, und über keinerlei reale Macht zu gebieten hatte. Dieses System bestimmte die wirklichen Zustände in sehr fühlbarer Weise, sowie die Jacobiner gewollt, nicht wie die Doctrinärs aus der americanischen Schule geträumt hatten; es ergab sich ein Zustand, wie man ihn kaum für möglich halten sollte in einem civilisirten Staate: eine vollkommene Regierungslosigkeit. Jene, die Gesellschaft verneinenden Tendenzen im Menschen, welche zu bändigen die Bestimmung aller Regierung ist, die Ruchlosigkeit, die schrankenlose Willkür des Einzelnen, wurden zur herrschenden Macht im Lande erhoben. Von den einzelnen Scenen roher Gewalt, wo sie besonders schreckend hervortraten, wie in Nantes und Avignon, hat ein Jeder gehört und gelesen; aber man denkt sich dabei im Allgemeinen doch meist nur vorübergehende Erschütterungen — und wer nicht die Provinzen Frankreichs durchstreift hat, wo die Ruinen nicht wie in Paris unter neuen Schöpfungen verschwunden sind, der vermag sich wohl auch nicht einmal davon ein Bild zu machen, in welcher Ausdehnung die ersten Jahre der Revolution das ganze Land mit Trümmern bedeckt haben.

Sybel zeigt uns nun schlagender als bisher je geschehen war, in welcher Weise die rohe, regellose Gewaltthat in Frankreich nicht mehr eine momentane Störung des gesellschaftlichen Zustandes war, sondern lange Jahre hindurch die herrschende Macht, die alle Regierung aufhob und bleibend an ihre Stelle trat. Wir halten es mit für das größte Verdienst unseres Historikers, daß er uns nicht nur die Einsicht in diese Zustände eröffnet, sondern auch nachweist, in welcher Weise sie sich mit einer gewissen Nothwendigkeit aus dem Gang der revolutionären Bewegung ergaben. Wie oft haben wir den bedeutend klingenden, aber leeren Spruch hören müssen: „die Revolution von 1789 sei eine politische, die von 1848 aber auf eine sociale angelegt gewesen!“ Niemand hat diese Worte öfter wiederholt und den angeblichen Unterschied schärfer betont als die Führer der Bewegung von 1848 selbst, die sich damit unendlich höher zu stellen wähnten, als die Koryphäen der früheren Umwälzung, Jacobiner und Girondisten.

Ein seltsamer Irrthum! Sybel hat vollkommen Recht, auf diese leere Redensart zu antworten, daß es so etwas, wie man sich bei einer rein politischen Revolution denkt, weder je gegeben hat noch geben kann: „Es

hat noch nie eine große Revolution gegeben, die nicht eine sociale — oder eine religiöse gewesen wäre."

Für politische Theorien, Staatsform und Staatsgewalt, für ideale Bestrebungen, vermögen nur die Gebildeten sich zu begeistern, die Massen bringt man dafür nicht in Bewegung. Wenn sie sich je scheinbar für dergleichen erheben, so geschieht es, weil sie von der politischen Revolution, als eine nothwendige Folge, auch die sociale, eine unmittelbare und großartige Verbesserung des eigenen Zustands, der Bedingungen des eigenen Daseins erwarten. Wer aber der Masse bedarf, um die eigenen Pläne zu fördern, wer sie in Bewegung bringen will, der muß die sociale Revolution in einer oder anderer, leicht faßlicher, den Leidenschaften schmeichelnder Form als das eigentliche Ziel aller Bestrebungen verheißen, und die politische Umwälzung als das Mittel darstellen, solche Herrlichkeiten zu erlangen. Selbst jene redliche Verblendung, die mit ungeheuerlichen Theorien hervortritt, und von ihrer Verwirklichung das Ende aller Leiden der Menschheit erwartet, fehlt nie in Zeiten leidenschaftlicher Aufregung.

Freiheit der Arbeit und des Eigenthums, Gleichheit des Staatsschutzes für jede Arbeit und jedes Eigenthum, war das große Princip des Jahres 1789. Aber die Menge und ihre Führer, Danton und seines Gleichen, begnügten sich nicht damit, daß der Feudalstaat aufgehoben war: sie wollten die bisherigen Verhältnisse geradezu umgekehrt wissen. Hatte bisher zu Gunsten der bevorrechteten Stände ein unverhältnißmäßiger Druck auf den arbeitenden Klassen gelastet, so verlangte jetzt das besitzlose Volk auf Kosten der Wohlhabenden gleiche Genüsse ohne Arbeit; dazu sollte ihm die Staatsgewalt verhelfen, dazu wollte es diese üben oder beherrschen, — und die Theorie hielt überall gleichen Schritt mit der That.

Natürlich war es das Proletariat der großen Städte, das vorzugsweise als „Volk" auftrat, und begünstigt werden mußte, denn es beherrschte durch die Pariser Clubs, durch seine drohende Gegenwart an der Thüre des Sitzungssaales, die Gesetzgeber Frankreichs. Diesem „Volk" mußten nicht nur die Interessen der wohlhabenden Stände, sondern auch die der Bauern, der ärmeren Landleute, rücksichtslos geopfert werden. Schon in den ersten Zeiten der Revolution mußten alle indirecten Steuern aufgehoben werden, die dem Arbeiter in den großen Städten Wein und Fleisch, alle seine Lebensgenüsse vertheuerten. Das „Volk" war danach steuerfrei; den Ausfall sollte der Landmann durch erhöhte directe Steuern tragen, und die Gesetzgeber mochten sich mit dem Gedanken trösten, daß die Staatswirthschaftslehre der Physiokraten ohnehin alle indirecten Steuern verwarf.

Aber die Steuerfreiheit genügte nicht, da es bei dem Ruin aller Industrie an Arbeit und Erwerb fehlte, und in den abnormen Zuständen, die sich daraus ergaben, traten schon 1790 alle die wunderlichen Theorien und unheimlichen Erscheinungen hervor, in denen die jetzt lebende Generation 1848 etwas bis dahin Unerhörtes, Ausgeburten unserer Zeit, zu sehen glaubte.

Ganz im Sinn der Socialisten war man schon damals gewöhnt, den Staat als die Anstalt zu betrachten, die für Alles sorgen, und jedem Einzelnen jede Sorge und Mühe ersparen müsse. Während Marat die Wünsche der Menge gewiß am treffendsten aussprach, indem er einfach verlangte, man solle den Reichen das Geld nehmen, um es den Armen zu geben, hielt ein doctrinärer Prediger, der Bischof Fauchet, öffentliche Vorträge über die richtige Vertheilung der Güter und die politische Befreiung der Frauen. Die Vertilgung der Armuth war für eine „nationale Schuld," Staat und Gemeinde für Schuldner des Proletariers erklärt worden: da konnte man nicht umhin, gerade wie 1848, öffentliche Werkstätten zu errichten, in denen für Scheinarbeit oder ganz unverholenes Nichtsthun hoher Tagelohn gezahlt wurde. Ja, um das Pariser Proletariat zufrieden zu stellen, mußte der Staat Millionen und immer neue Millionen aufwenden, um der Hauptstadt Brot für die Hälfte des wirklichen Preises zu liefern. Ganz Frankreich wurde geplündert, um den müßigen Pöbel zu ernähren, der es knechtete.

Aber man ging weiter; schon im September 1792, als Girondisten und Jacobiner des „Volks" bedurften, um die Republik gegen den Willen der großen Mehrzahl mit Gewalt und Schrecken einzuführen, vertröstete man die Proletarier auf ein Gesetz, das die Vermögensverhältnisse regeln werde. Und als erst der Convent tagte, erklärte Beffroi: die nothwendigen Bedürfnisse seien kein Gegenstand des Privateigenthums. Sowie dann vollends die Jacobiner im Kampf mit der Gironde sich zu alleinigen Herren Frankreichs machten, wurden die Lehren des Socialismus und Communismus ausdrücklich als das Princip des Staats proclamirt. Der Departementsrath der Seine erklärte, daß „die Früchte der Erde, ebenso wie die Luft des Himmels, allen Menschen gemeinsam gehörten;" Robespierre ging in der Theorie scheinbar nicht ganz soweit, indem er den Grundsatz aufstellte, daß die Benutzung des Eigenthums der Staatsgewalt unterworfen sei, aber er proclamirte das „Recht auf Arbeit," das auch keine Erfindung unserer Tage ist, und in der Praxis vollends blieb dem Proletariat nichts zu wünschen, da in Folge dieses Grundsatzes allen Producenten befohlen wurde, die Erzeugnisse ihrer Arbeit zu Zwangspreisen zu verkaufen, die der Staat festsetzte, wie sie den gebietenden Proletariern gefielen.

Nicht allein also daß jene verrufenen Theorien damals schon zum Vorschein kommen: Frankreich machte auch auf dem Gebiete des praktischen Socialismus Erfahrungen von solchem Ernst und solcher Bedeutung, daß die Versuche von 1848 daneben sehr schwach und nichtig erscheinen. Im Frühjahr 1794 wurde Todesstrafe gegen Jeden verhängt, der Vorräthe irgend einer Art besitze und sie zu verheimlichen suche, oder sich weigere, sie zu den Zwangspreisen zu verkaufen, die dem Proletariat genehm waren; Todesstrafe gegen Jeden, der das Papiergeld der Republik nicht zu dem vollen Nennwerth annehmen würde. So konnten, außer den Confiscationen, auch die ohne alle Grenze vermehrten Assignaten ein Mittel werden, alles Eigenthum in Frankreich in die Hände der Regierung zu bringen, zu beliebiger Vertheilung an ihre Anhänger, und die „Rechte der Sanscülottes," die man den Menschenrechten entgegengestellt hatte, — „das Recht auf den Genuß aller Früchte, das Recht sich zu kleiden und zu nähren und die Gattung der Sanscülottes fortzupflanzen," — diese Rechte schienen gesichert. — Die Abschnitte bei Sybel, in denen diese wirthschaftlichen Zustände geschildert sind, und das tiefe Elend, dem ganz Frankreich in Folge dieses wahnsinnigen Treibens verfiel, gehören zu den werthvollsten des Werks. — —

Und was that Europa, während Frankreich sich in ein blutiges Labyrinth von Elend, Thorheit und Schuld verirrte? — Ist es wahr, daß alle Regierungen, alle Dynastien sich gegen Frankreich verschworen, um es in die alten Bande zu schlagen? — Um das neue Staatsrecht nicht aufkommen zu lassen, das sich hier ankündigte, die Freiheit zu ersticken, die sie Ursache hatten zu fürchten? — Wie oft ist diese Fabel wiederholt worden; wie oft sind uns von französischen Rhetoren die beiden mythologischen Gestalten Pitt und Coburg als Frevler gegen die Menschheit und die geheiligte Idee der Freiheit vorgeführt worden!

Diese Darstellung ist vollkommen unwahr; ja, sie ist nicht aus dem Irrthum, sondern aus einer berechneten, absichtlichen Entstellung der Thatsachen hervorgegangen. Es ist in unseren Augen das zweite große Verdienst Sybel's, daß er vollständiger und unwiderleglicher als je bisher geschehen war, dargethan hat, wie durchaus ungegründet die dreist erzählte Fabel ist.

Wie wir den Gang der Ereignisse jetzt übersehen, müssen wir die Staatsmänner Europas, und namentlich Deutschlands, nicht allein von dem oft gehörten Vorwurf freisprechen — sondern ihnen sogar einen gerade entgegengesetzten machen: den nämlich, daß sie gar kein Auge hatten für die weltgeschichtliche Bedeutung der Dinge, die in Frankreich vorgingen. Verloren in türkische und polnische Wirren, in Congreß-Gezänk und diplo-

matische Intriguen, die sich eben auf diese Wirren im Osten Europas bezogen, bekümmerten sie sich unverzeihlich wenig um die Ereignisse in dem westlichen Nachbarlande Deutschlands. Keinem der Herren fiel es ein, daß es wohl an der Zeit sein könnte, den Hader, den zum Theil selbst untergeordnete Interessen der Selbstsucht veranlaßten, ruhen zu lassen, um die Gefahr zu überwachen, die von jenseits des Rheins her drohen konnte. Manchem beschränkten Diplomaten war es ganz genehm, daß Frankreich durch eigene Zerrüttung gelähmt, sich nicht einmischen und seine Zauberkreise im Osten nicht stören könne. Daß die Welt darüber aus den Fugen kommen könne, davon hatten die Herren keine Ahnung!

In Deutschland war die alte Spannung zwischen Oesterreich und Preußen, durch Kaiser Joseph's II. wiederholte Versuche, Bayern mit seinen „Erbstaaten" zu vereinigen, neuerdings gesteigert worden. Zweimal hatte Preußen diese Pläne durchkreuzt und scheitern machen. Kaiser Joseph schloß sich auf das Engste an Rußland, theils um mit Hülfe Catherinen's II. dennoch Bayern gegen Belgien eintauschen zu können, theils in der Hoffnung, das türkische Reich mit Rußland zu theilen — und zwar in sehr eigenthümlicher Weise, die auf ein weites Gewissen deutet, so daß die Erinnerungen an ihre eigene Politik die österreichische Regierung kaum berechtigen, ihre Stimme gegen „Rechtsverletzungen" und „Annexionen" zu erheben.

Der Briefwechsel zwischen Catherina und Joseph, den Herrmann vor Kurzem bekannt gemacht hat, ist in dieser Beziehung ungemein belehrend.*) Catherina fordert darin, außer einigen Inseln im Archipel, den Dniestr als Grenze Rußlands; die Errichtung eines „Dacien" genannten, aus den rumänischen Provinzen an der Donau und Bulgarien gebildeten Staats, der, bestimmt Rußland und Oesterreich auseinander zu halten, angeblich unabhängig sein sollte — dessen Krone oder Fürstenhut aber natürlich Potemkin zugedacht war. An die Stelle des türkischen Reichs sollte in Constantinopel ein griechisches treten, als dessen Beherrscher die Kaiserin ihren Enkel Constantin nennt. Oesterreich verlangt für sich den größten Theil von Serbien, ganz Bosnien und türkisch Kroatien, nebst dem damals venetianischen Dalmatien — außerdem aber auch noch das gesammte venetianische Gebiet in Italien; die Serenissima, die Republik Venedig, diesen Plänen durchaus fremd, soll (ungefragt) durch Morea und einige griechische Inseln entschädigt werden. Diese Unterhandlungen sind gewiß denen Napoleon's und Alexander's zu Tilsit und Erfurt vollkommen ebenbürtig.

*) Vgl. die Artikel: „Der Untergang Polens und die östlichen Großmächte" im Jahrgang 1859 unserer Zeitschrift.

Preußen suchte, als der Krieg gegen die Türkei wirklich begann, und eine ganz unberechenbare Vergrößerung der ihm feindlichen Nachbarmächte drohte, eine Stütze in der Verbindung mit den Seemächten, England und Holland, und bemühte sich, einen Frieden herbeizuführen, durch den die Pforte erhalten würde. Der preußische Minister Hertzberg knüpfte bekanntlich an diese Bemühungen einen sehr künstlichen Plan, dem zufolge Preußen durch den Frieden die im preußischen Gebiet isolirten polnischen Städte Danzig und Thorn gewinnen, Polen dafür Galizien zurückerhalten, Oesterreich aber an der Donau entschädigt werden sollte. Alle diese Wirren wurden dadurch verderblich, daß unvermeidlicher Weise auch Polen darin verwickelt war.

Denn mit Polen war eben gar nichts anzufangen. In dem elenden Zustand, zu welchem die grenzenlose Unvernunft und die tiefe, hoffnungslose Verderbtheit des Adels, der allein die Nation bildete, diese seltsame Ritterrepublik herunter gebracht hatten, war und vermochte Polen an sich gar nichts; es konnte für Niemanden ein irgend nützlicher Verbündeter — es konnte für die Nachbarn nur ein Unheil oder eine Beute sein.

Und dieser Zustand war ein durchaus unheilbarer, denn er hatte seinen Grund nicht in den Intriguen fremder Mächte, die sich Parteien im Lande zu bilden suchten, sondern in der sittlichen Verkommenheit der Polen selbst. Da in Polen Alles für Geld feil, und nur für Geld zu haben war, da die Polen sich selbst und ihr Vaterland verkaufen wollten, so war jede der benachbarten Mächte unbedingt in die Nothwendigkeit versetzt, sich eine Partei in Polen zusammen zu kaufen, um Einfluß zu behalten und Unheil von sich selbst abzuwenden.

Sybel schildert den kaum glaublichen Zustand, auch die thierische Stumpfheit, zu der die Masse der Leibeigenen erniedrigt war, sehr treffend, und zwar auf das Gewissenhafteste aus den Quellen — und Herrmann liefert, beiläufig bemerkt, in dem sechsten Bande seiner Geschichte Rußlands ein reiches Material von Einzelnheiten dazu. Das Bild ist überzeugend und liefert den Beweis, daß Polen seines Unterganges wegen nur sich selbst anklagen darf und Niemand sonst; eine geschichtliche Wahrheit, die immer bestimmter hervortritt, je vollständiger und genauer der Gang der Ereignisse bekannt wird.

Catherina II. suchte Polen zunächst, vermöge eines ewigen Bündnisses, versprochenen Schutzes, Garantie seiner Un-Verfassung und dergleichen, in seiner Gesammtheit immer vollständiger zu einem Vasallenstaat Rußlands zu machen. Preußen war darauf angewiesen, Polen womöglich dieser Abhängigkeit zu entziehen; eine Aufgabe, die schon dadurch selbst im besten Fall gar sehr erschwert wurde, daß auf gar manches andere

Verhältniß, und namentlich auf die feindselige Unzuverlässigkeit der Polen Rücksicht genommen werden mußte. Und wenn es nun vollends unmöglich war, die Polen zu irgend einer Anstrengung für sich selbst zu bringen; wenn ihr Patriotismus immer und immer bei der seltsamen Forderung stehen blieb, Fremde, denen man nicht einmal zu Dank verpflichtet sein wollte, sollten sich höchst uneigennützig für die Republik verbluten, die sie selbst tagtäglich verkauften? — War aber Polen nicht zu retten, was blieb dann übrig im Interesse der deutschen Staaten, als eben die Theilung, die erfolgte? — Leider aber führte der Gang der Ereignisse dahin, daß Oesterreich und Preußen einander auch auf diesem Boden feindlich begegneten.

Ohnehin wurden die Verhältnisse schon dadurch auch für die Folge schwieriger, daß Preußen, indem es den Verbündeten, Oesterreich und Rußland, mit den Waffen drohte, die Unzufriedenen in Ungarn, besonders aber den Aufstand in den österreichischen Niederlanden begünstigt hatte. Dergleichen wird schwer vergessen und verziehen. Ganz unmöglich wurde eine wirkliche Einigung Oesterreichs und Preußens dann vollends dadurch, daß Oesterreichs Politik dem deutschen Nachbarstaat gegenüber, auch nach wiederholten scheinbaren Versöhnungen immer eine durchaus unredliche blieb; und zwar am entschiedensten, wenn Leopold II., der aus dem Heimathslande des Machiavellismus an die Spitze der österreichischen Staaten kam, sich das Ansehen gab, treuherzige, biedere Gefühlspolitik zu treiben.

Sein Streben ging dahin, Preußen keinen Gewinn zukommen, Danzig nicht in dessen Hände fallen zu lassen, und wenn selbst Oesterreich deshalb Opfer bringen müßte. Mit großer Gewandtheit wußte er zunächst die Seemächte durch die Drohung, im Nothfall einen Theil Belgiens den Franzosen zu überlassen, dahin zu bringen, daß sie sich von Hertzberg's Tauschplänen lossagten, und den Frieden billigten, den Leopold auf Grundlage des alten Besitzstandes, wie er vor dem Kriege war, mit der Türkei schließen wollte. Mit derselben Geschicklichkeit wußte er dann auf dem vielbesprochenen Congreß zu Reichenbach Friedrich Wilhelm II. dahin zu bringen, daß er die Pläne seines Ministers und den Minister selbst aufgab.

Aber indem sich Leopold stets mit dem Anschein der unbefangensten Gradheit und Offenheit, alle Minister umgehend an den König selbst und seine persönlichen Vertrauten wendete, wurden die zu Reichenbach getroffenen Verabredungen bald sehr eigenthümlich gedeutet; sie sollten nun allerdings den alten Besitzstand zur Grundlage des Friedens erklärt haben, aber den Besitzstand, wie er, nach den Anschauungen des Wiener Cabinets, von Rechts wegen vor dem Kriege hätte sein müssen. In Polen gingen

Leopold's Bestrebungen dahin, Haß und Mißtrauen der sogenannten patriotischen Partei von Rußland auf Preußen hinüber zu leiten — und während Preußen der türkischen und polnischen Wirren wegen bis zum Jahre 1791 einem Krieg mit Rußland entgegen sehen mußte, konnte es nicht einmal auf die Neutralität Oesterreichs rechnen. So sah sich Preußen damals, gerade wie im Jahr 1850, in seinem übereilt gefaßten Vertrauen nach allen Seiten auf das Bitterste getäuscht.

In der neuen Ausgabe seines Werks bringt nun Sybel Aufschlüsse, welche in der früheren fehlten, und denen zufolge der vielbesprochene Staatsstreich, der am 3. Mai 1791 Polen eine neue Verfassung gab, dem Anschein nach geeignet, dies seltsame Gemeinwesen zu einem wirklichen Staat zu machen, ein Werk Oesterreichs war.

Leopold's Plan war, unserem Verfasser zufolge, die Krone Polen erblich mit dem sächsischen Kurhut zu verbinden, und dadurch eine weitaus slavische Macht, die eine sehr bedeutende werden konnte, Preußen feindlich, Oesterreich ergeben bleiben sollte, in das Herz Deutschlands einzuführen —: ein Plan, dessen Ausführung, wie Sybel treffend bemerkt, das Dasein Preußens und die Bedeutung der Deutschen als eines geschichtlichen Volks in kaum berechenbarer Weise gefährdet hätte.

Neuerdings hat nun Herrmann in dem sechsten Bande seiner Geschichte des russischen Staats dieser Darstellung widersprochen, und die Proclamation der berühmten Verfassung vom 3. Mai als einen Rettungsversuch der Verzweiflung geschildert, den wenige polnische Patrioten auf eigene Hand unternahmen, ohne durch eine fremde Macht dazu veranlaßt zu sein. Er stützt sich dabei vorzugsweise auf die Berichte des sächsischen Gesandten in Warschau, der allerdings die Verhältnisse sehr genau kannte, und verweist, das ganze Ereigniß zu erklären, auf die eigenthümliche Weise, in welcher die Erbfolge im polnischen Reich geordnet sein sollte.

Die erbliche Krone Polens sollte allerdings auf den Kurfürsten von Sachsen übergehen, die Nachfolge wurde aber nicht seinem Hause zugesichert, sondern ausschließlich auf seine einzige Tochter beschränkt, welche die neue Verfassung, emphatisch genug, wenn auch nicht gerade correct slavisch, zur „Infantin von Polen" erklärte. Diese Erbfolgeordnung soll es gewesen sein, die den König Stanislaus August Poniatowski für das Unternehmen gewann, denn natürlich sah er im Geist seinen Neffen Joseph Poniatowski mit der Infantin vermählt. Aber er war nicht der einzige Mann in Polen, der solche Pläne hegte; auch der Fürst Adam Czartoryski versprach sich, die Hand der Infantin für seinen Sohn in Anspruch zu nehmen.

Wie diese Verfassung, der Stolz der Polen, zu Stande gekommen,

das ist um so mehr der Beachtung werth, da alle Polen, sehr zugänglich für verschönernde Täuschungen in Beziehung auf ihre Landesgeschichte, auch heute noch gerne rühmen, mit welcher Einhelligkeit und Begeisterung sie sich in weiser Beschränkung eine schön geregelte, gemäßigt monarchische Verfassung gegeben haben, während in Frankreich die blutigsten Gräuel verübt wurden.

In Wahrheit aber konnte der Staatsstreich in Polen nur durch eine unredliche Ueberraschung gelingen, wie sie vielleicht nur dort möglich war. Man benutzte einen Augenblick, wo, unmittelbar nach den Osterferien, die gefürchteten Gegner noch nicht wieder eingetroffen, und überhaupt von den 327 Mitgliedern des Reichstags nur 157 in Warschau zur Stelle waren. Der König erschien, von Militär umgeben, das alle Zugänge besetzte, in der Sitzung, und ließ, mit Umgehung der Tagesordnung, Depeschen und Briefe aus fast allen Hauptstädten Europas vorlesen, denen zufolge Polen mit einer neuen Theilung bedroht war. Diese Actenstücke waren zum Theil gefälscht, zum Theil vollständig erfunden. Von einer neuen Zerstückelung Polens war bis dahin nirgends die Rede gewesen. Als einzig mögliche Rettung wurde die neue Verfassung angerathen, deren Inhalt nur ihre Verfasser kannten; sie sollte ohne Discussion in Bausch und Bogen angenommen werden, nachdem sie vorgelesen war; 88 der Anwesenden stimmten dafür, die 69 anderen tobten, schrieen und protestirten — aber die Verfassung war, trotz ihres Widerspruchs, nach wenigen Stunden beschworenes Landesgesetz.

Ignatz Potocki, der unter den Polen als der eigentliche Urheber dieser Revolution bezeichnet wird, war nach den Berichten des englischen Gesandten hauptsächlich durch seine persönliche Verfeindung mit den Häuptern der russischen Partei bestimmt; was die Masse der 88 betrifft, so ergiebt sich, daß sie für ihr Votum bezahlt waren, zum Theil vom König — ob auch von Oesterreich, davon zeigen sich keine Spuren.

Der sächsische Gesandte widerrieth seinem Landesherrn auf das Dringendste die Annahme der polnischen Krone, warnte vor der Unzuverlässigkeit der Polen, verwies auf die Unhaltbarkeit einer Verfassung, für die eigentlich im ganzen Reich nur 88 Individuen, ohne Auftrag und Vollmacht von ihren Wählern, folglich ohne Recht, gestimmt hatten, die nie zur Ausführung kommen konnte, wie Land und Leute einmal beschaffen waren. Er prophezeite, was auch eintraf, daß die große Mehrzahl der Magnaten, und fast alle Dietinen, d. h. Adelsversammlungen in den einzelnen Landestheilen, gegen diese Verfassung protestiren würden.

Aber war dies Gaukelspiel das Werk einer einheimischen, oder einer österreichischen Intrigue? — Es ist nicht ganz leicht, darüber vollständig

in das Klare zu kommen, da Leopold II. sich in einem labyrinthischen Gang seiner Politik gefiel, mit dem Behagen des überlegenen Spielers gern ein gewagtes Spiel trieb, und dabei ein sehr bequemes Gewissen hatte. Es hatte für ihn gar keine Schwierigkeit, nach verschiedenen Seiten hin die allerwidersprechendsten Erklärungen abzugeben. Eines der angeführten Actenstücke scheint uns indessen doch für Sybel's Darstellung zu entscheiden. Der Fürst Kaunitz theilte schon im Juni 1791 dem russischen Hof den Plan seines Kaisers mit, die polnische Krone bleibend mit Sachsen zu verbinden. Freilich verräth der Umstand, daß man die Erbfolge nicht nach Oesterreichs Wünschen geordnet hatte, den Einfluß auch noch anderer Intriguen, die sich vielfach kreuzten: aber Oesterreich bemühte sich, das Ganze auf seinen Entwurf zurückzuführen. Der Kurfürst von Sachsen wurde veranlaßt, die Nachfolge für seine Brüder, mit Ausschluß seiner Tochter, zu verlangen — und selbst aus den Actenstücken, die Herrmann mittheilt, geht hervor, daß Leopold in Petersburg eifrig unterhandelte, um die Kaiserin Catherina für eine solche Umgestaltung Polens zu gewinnen. Welche Vortheile er der russischen Kaiserin dafür bot, ist nicht bekannt geworden, doch sehen wir, daß Leopold immer in der Lage blieb, ihre Absichten an der Donau zu unterstützen, indem er, aller Versprechungen ungeachtet, den Abschluß seines Friedens mit der Pforte stets zu verschieben wußte. Aber Catherina II. schloß nun ihrerseits Frieden mit dem Reich der Osmanen, um ihre Macht ganz auf Polen zu wenden, und, Oesterreichs Pläne umgehend, sich wieder ganz und in festeren Formen als bisher, zur Herrin dieses Landes zu machen — Leopold beeilte darauf auch seinerseits den Abschluß des lange hingehaltenen Friedens — gab aber selbst dann seine Pläne in Polen nicht auf, so problematisch die Ausführung auch geworden war.

Während man nun aber durch die Angelegenheiten des Ostens dergestalt in Anspruch genommen war, fehlte es allerdings nicht an Aufforderungen, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, aber sie wurden, wie gesagt, gar sehr nur als störende Nebensache behandelt. Marie Antoinette von Frankreich rief den Beistand ihres Bruders Leopold an, und dieser war auch geneigt, durch Unterhandlungen, wo möglich selbst durch die Erklärungen eines europäischen Congresses, auf ein gewisses Maaßhalten in Frankreich hinzuwirken —: aber, so räthselhaft seine Politik in mancher Beziehung war und blieb, Eines wußte die europäische Diplomatie sehr bestimmt, nämlich daß er nicht gesonnen sei mit den Waffen gegen Frankreich einzuschreiten. Catherina II. freilich forderte zu einem Kreuzzug gegen die Jacobiner auf — aber das war für Leopold ein Grund mehr, solchen Kampf zu meiden. England und Preußen waren so weit entfernt

von jedem Gedanken an einen Coalitions- und Principien-Krieg, daß sie noch 1791 Oesterreich für ein Bündniß gegen Rußland zu gewinnen suchten, um die Unterjochung Polens zu verhindern.

Das Treiben des ausgewanderten französischen Adels, der sich am Rhein um die Brüder Ludwig's XVI. schaarte, seinen König schmähte und verleugnete, weil er die Vorrechte der Ritterschaft nicht standhaft genug vertheidigt habe, die Absicht kund gab, diesen schwachen König unter Vormundschaft zu stellen, wenn die eigene Partei erst wieder Herr sei im Lande, und Europas bewaffneten Beistand durch frechen Uebermuth erzwingen wollte —: dies Treiben wurde sehr ungern gesehen, und die Zumuthungen, die von dieser Seite kamen, wurden sogar sehr unsanft abgewiesen.

So namentlich bei der bekannten Zusammenkunft in Pillnitz, obgleich der Graf v. Artois (nachmals Karl X.), der sich ungebeten dort einfand, dem Kaiser Leopold keinen geringeren Preis bot als Lothringen, das Stammland des in Oesterreich regierenden Hauses. Es ist von großem Werth, daß wir in Sybel's Werk zum erstenmal vollständig aus den Acten erfahren, was in Pillnitz eigentlich verhandelt wurde. Für die deutschen Mächte handelte es sich darum, einen etwas lockeren Vertrag zu ergänzen, der einen Monat vorher zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen war, sich auf Polen bezog, und von Preußen namentlich als ein Bündniß gegen Rußland aufgefaßt wurde. Artois trat mit so maaßlosen Forderungen dazwischen, wie sie nur der leidenschaftlich blinden Selbstsucht und Selbstüberhebung eines Ausgewanderten einfallen konnten. Er forderte nicht allein den unerbittlichen Krieg ganz Europas gegen Frankreich, sondern auch, daß Europa Ludwig XVI. ohne Weiteres absetze, indem es die ausgewanderten Prinzen als die allein rechtmäßige Regierung Frankreichs anerkenne. Oesterreich und Preußen erließen dagegen die bekannte Erklärung, mit der Artois und der Schwarm der Emigranten sehr übel zufrieden waren, und die Leopold II. selbst als ein Manifest der Nicht-Intervention bezeichnete.

Als dann Ludwig XVI. unmittelbar darauf die von der Nationalversammlung entworfene Verfassung annahm, erklärte Leopold, der dazu dringend aufgefordert hatte, die Angelegenheit, als eine europäische, für erledigt — und noch im November desselben Jahres drückte der Kanzler Oesterreichs, Fürst Kaunitz, gegen den preußischen Gesandten seinen Unwillen aus über das Treiben der Ausgewanderten am Rhein; es sei lächerlich, wenn die französischen Prinzen die Annahme der Verfassung durch Ludwig XVI. für erzwungen und nichtig ausgeben, oder vollends ihm das Recht absprechen wollten, die alte Verfassung zu ändern: „sie streben um-

sonst uns in einen Krieg hinein zu hetzen, der nur die übelsten Folgen für Ludwig und die jetzige Herrschaft der gemäßigten Partei in Frankreich haben könnte."

Pitt vollends war, an der Spitze der englischen Regierung, bis zum letzten Augenblick mit der ganzen Energie seines großen Geistes bemüht, den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich zu erhalten, um sich der Unterjochung Polens durch Rußland, überhaupt der Vernichtung dieses Reichs widersetzen zu können. Auch darüber giebt das hier besprochene Werk die bündigste Auskunft.

Unter solchen Umständen blieb den weiterstrebenden Parteien in Frankreich durchaus nichts Anderes übrig, als den Krieg selbst anzufangen, wenn sie ihn mit Gewalt haben wollten. Aber sie wollten ihn mit Gewalt haben, denn sie wußten so gut wie Kaunitz und Leopold, daß er für Ludwig XVI. und die gemäßigte Partei die übelsten Folgen haben mußte.

Die zweite Nationalversammlung, die unmittelbar nach der „constituirenden" als „gesetzgebende" an deren Stelle trat, war bekanntlich weit überwiegend republikanisch gesinnt. Die Girondisten, die in ihr zunächst herrschten, dachten nicht entfernt daran, sich des Auftrags zu entledigen, auf den ihr Mandat lautete, und die Verfassung durch Gesetze zu ergänzen; der Sturz des Königthums, die Republik war das Ziel, das sie sich selbst stellten, und sie handelten dabei im Widerspruch mit ihren eignen sittlichen Grundsätzen, wie kaum je eine politische Partei gethan hat. Sie wollten eine plutarchische Republik gründen, die durch allgemeine Seelengröße und unbesiegbar redliche Bürgertugend getragen werden sollte, und begannen ihr Werk mit der unredlichsten Intrigue und Lüge. Jene erhabenen Tugenden sollten gleichsam suspendirt sein, bis das Ziel erreicht wäre, dann aber urplötzlich in Kraft treten, um den Staatsbau, dem jede reale Grundlage fehlte, schwebend in der Luft zu erhalten.

Der Krieg sollte den gewünschten Umsturz herbeiführen, und deshalb erklärte Brissot, in der Sitzung am 17. December, ziemlich zu derselben Zeit, als Kaunitz jeden Gedanken an Krieg so entschieden von sich wies, den Krieg für „eine nationale Wohlthat" und rief, „das einzige Unglück wäre, keinen Krieg zu haben!"

Der Zweck, den man verfolgte, gebot, Ludwig XVI. eines geheimen Bundes mit fremden Mächten zu zeihen, und die Gemüther dadurch zu erhitzen, daß man von einer Verschwörung aller Tyrannen gegen Frankreich und gegen die Menschenrechte als von einer erwiesenen Thatsache sprach; in Wahrheit aber glaubte die herrschende Partei so wenig an die Möglichkeit einer Coalition und an einen Principienkrieg gegen Frankreich, daß

der Kriegsminister Narbonne sehr entschieden auf ein Bündniß mit Preußen rechnete. Unmittelbar nach Leopold's II. Tode wurde der preußischen Regierung ein solches Bündniß mit Frankreich angeboten; man dachte in Paris an eine Coalition, die Frankreich, Preußen und Polen gegen Oesterreich und Rußland bilden sollten.

Die Girondisten zwangen die Regierung Frankreichs im April 1792, Oesterreich unter sehr nichtigen Vorwänden den Krieg zu erklären — und führten dadurch, als unmittelbarstes Ergebniß ihres Treibens, den Untergang Polens herbei, wie Sybel mit überraschender Klarheit darthut. Das Unheil der Zeit ging, für Europa im Allgemeinen, eben daraus hervor, daß gleichzeitig mit dem französischen, auch in Polen ein unmöglich gewordenes Gemeinwesen zusammenbrach, daß die unseligen Verwickelungen, die sich hier ergaben, auf das Allerengste mit der Politik Europas, Frankreich gegenüber, verflochten blieben und diese Politik in einem bisher nicht hinreichend gewürdigten Grade beherrschten.

Waren die deutschen Mächte in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, so gab es keine Möglichkeit, sich gleichzeitig den Unternehmungen Rußlands in Polen zu widersetzen; das ist einleuchtend. Noch am 10. März, kaum sechs Wochen vor der Kriegserklärung, hatte Oesterreich die preußische Regierung von Neuem aufgefordert, in die bleibende Vereinigung Polens mit Sachsen zu willigen: davon konnte nicht mehr die Rede sein; — es blieb sehr bald keine Wahl, als entweder Polen ganz der Botmäßigkeit Rußlands verfallen zu lassen, oder es zu theilen.

Preußen, zwar durch sein Vertheidigungsbündniß mit Oesterreich bis auf einen gewissen Grad verpflichtet, äußerte doch, es müsse für seine Anstrengungen in dem bevorstehenden Kriege, „an dem es kein politisches Interesse habe," eine Entschädigung erhalten. Um Preußen desto gewisser in den westlichen Krieg zu verwickeln, bot Catherina eine polnische Provinz als Entschädigung, und damit war der Anstoß zu der zweiten und zu der endlichen Theilung Polens gegeben. Oesterreich, dessen Politik unter Kaiser Franz Cobenzl, Spielmann und dann Thugut leiteten, gab nun auch Polen auf, als es sich gezwungen sah das Schwert zu ziehen, suchte aber auch nach einer Vergrößerung, nach einem Lohn für seine kriegerischen Anstrengungen, und kam auf seinen Wunsch zurück: Bayern gegen die flandrischen Provinzen einzutauschen. Jetzt, wo Preußen nicht mehr widersprechen konnte, schien das Ziel erreichbar — und man war zu Wien keineswegs gesonnen, die gute Gelegenheit zu versäumen.

Die militärische Aufgabe, welche die Verbündeten nun gezwungen zu lösen hatten, war in der Wirklichkeit nicht von solcher Schwierigkeit, wie man wohl denken konnte; sie war nicht das, wofür man sie besonders nach-

träglich so oft ausgegeben hat, indem man die Krieger Frankreichs als begeistert für die neue Freiheit darstellte, und durch ihre Begeisterung den Soldaten der Verbündeten überlegen, die ganze Bevölkerung des Landes aber als bereit, sich in Waffen zu erheben.

Der Gedanke, daß die Verbündeten kämen, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, die Ausgewanderten vollends, um sich unter ihrem Schutz zu rächen, war allerdings der weit überwiegenden Mehrzahl des französischen Volks hinreichend verhaßt; aber, wie hoch sich auch eine solche Stimmung ohne Zweifel verwerthen läßt, an sich ist sie noch keine fertige Waffe, mit der man ohne Weiteres den Sieg in Händen hätte. Dafür aber hielten sie die herrschenden Girondisten, als echte Doctrinärs; nach ihrer Meinung konnten die Söldlinge der Tyrannen den begeisterten Kriegern der Freiheit, dem Volk in Waffen, nicht Stand halten. Weit entfernt, irgend etwas thun zu wollen, um die form- und haltungslosen Schaaren von Freiwilligen, die sich gebildet hatten, zu soldatischer Tüchtigkeit heranzubilden, arbeiteten sie vielmehr umgekehrt mit dem größten Eifer daran, auch die Linientruppen, die sie brauchbar vorgefunden hatten, mehr und mehr zu Grunde zu richten, und ihrer Auflösung entgegenzuführen. Die ohnehin gelockerten Bande der Disciplin wurden systematisch mehr und mehr gelöst, denn der Soldat sollte „im Bürger aufgehen."

So hatten die Girondisten seltsamer Weise, in demselben Augenblick, in welchem sie den Krieg mit dem größten Theil Europas muthwillig erzwangen, Frankreich in einem fast unerhörten Grade wehrlos gemacht, und in den Reihen der französischen Krieger herrschte, anstatt der vorausgesetzten Begeisterung, eben das unbehagliche Bewußtsein der Wehrlosigkeit. Dieses lähmende Bewußtsein rief eine nichts weniger als heroische Haltung der Truppen im Gefecht hervor — und so war denn die moralische Ueberlegenheit in einem Grade, wie wohl nur sehr selten und ausnahmsweise vorgekommen ist, auf Seiten der Krieger Oesterreichs und Preußens.

Es ist der Beachtung werth, in was für mitunter sehr seltsamen Formen dieses weit verbreitete Gefühl der eigenen Ohnmacht sich bei den höher gestellten Individuen äußerte. So verlangte Lafayette, der den Befehl an der Maas führte, unmittelbar vor der Eröffnung des Feldzugs auf einen anderen Theil des Kriegsschauplatzes, an die Spitze einer anderen Armee versetzt zu werden. Man wußte bisher nicht warum; den Theil seines Schreibens an die Regierung, in welchem er seine Gründe verräth, hat er in seinen Memoiren unterdrückt. Sybel theilt ihn mit, und wir erfahren nun, daß Lafayette nicht den Preußen gegenüber stehen wollte, die er fürchtete, denen gegenüber er sein Feldherrnansehen einzu-

büßen besorgte; dies Unheil sollte irgend einen Anderen treffen, nicht ihn; er wollte vor Allem die Interessen seiner Eitelkeit in Sicherheit bringen. Servan, ebenso, zur Zeit Kriegsminister, zeigt sich zwar nicht entmuthigt durch das anfängliche Mißgeschick, aber durchaus überzeugt, daß die Verbündeten mit raschen Schritten gerade auf Paris vorrücken würden.

Diese Wehrlosigkeit wird von den französischen Geschichtschreibern auch in gewissem Sinn zugestanden, wenn auch natürlich in Formen, wie sie die Nationaleitelkeit unserer westlichen Nachbarn verlangt; sie wird nur in ihrem Gegensatz, in einer angeblich unermeßlichen Ueberlegenheit des gegen Frankreich verschworenen Europa mittelbar angedeutet. Aber man bedient sich des in solche Formen gebrachten Geständnisses eigentlich nur, um das wahnsinnige Treiben der Jacobiner, die Gräuel, die sie übten, durch verwegene Sophismen zu rechtfertigen. Gegen solche Uebermacht, wie sie Frankreich zu erdrücken drohte, war, sagt man, mit gewöhnlichen Mitteln nicht auszureichen; Rettung war nur von den äußersten Anstrengungen zu erwarten — und die Energie der Schreckenszeit, die Energie Danton's und Robespierre's war nothwendig, um die Gesammtmacht der Nation in Bewegung zu bringen. So stellt auch Thiers die Dinge dar.

In Sybel's Werk wird nun die Hohlheit dieses Vorgebens dargethan. Wir sehen, daß die Jacobiner, weit entfernt Frankreich durch ihren Wahnsinn zu retten, das Land vielmehr dadurch in die dringendsten Gefahren stürzten, daß sie den Kampf mit ihren Gegnern im Innern der dritten Nationalversammlung, im Convent, stets als die Hauptsache behandelten, dem der Kampf mit den auswärtigen Gegnern untergeordnet blieb; dadurch, daß sie die Grenzen entblößten, alle brauchbaren Offiziere als politische Gegner zu vernichten strebten, und noch leidenschaftlicher als die Girondisten, die Heerschaaren Frankreichs zu zerrütten suchten, indem sie jede Widersetzlichkeit des Soldaten gegen den Offizier in Schutz nahmen, die Generale, vollends im Lager, vor den Soldaten als Verräther anklagen ließen, dadurch endlich, daß sie den Bürgerkrieg in der Vendée und im Süden hervorriefen. Das „Aufgebot in Masse," das vorzugsweise als das Werk der Schreckensmänner und die rettende Macht Frankreichs genannt wird, ist als solches erweislich nie zu Stande gekommen. Es wurde eine gewöhnliche Recrutirung daraus — und selbst deren Ergebnisse begannen erst wirksam zu werden, als die eigentliche Gefahr bereits vorüber war.

Was Frankreich rettete, ist in ganz anderen Elementen der Geschichte jener Tage zu suchen, in dem schon erwähnten Umstand zumal, daß die polnischen Wirren durchaus die europäische Politik beherrschten, und die zum gemeinschaftlichen Kampf gegen Frankreich verbündeten

Mächte in innerlicher Feindschaft auseinander hielten. Wir müssen hinzufügen: so wenig die Leitung der Angelegenheiten in Preußen damals in reinen Händen lag, so wenig Graf Haugwitz, Lucchesini und der elende Lombard Leute waren, die sich zu einer geraden und großartigen Ansicht der Dinge zu erheben wußten, war es doch fortwährend vorzugsweise die beinahe beispiellos unredliche Politik des Wiener Hofs, und seine aberwitzig zu nennende Ländergier, die jede wahre Einigung unmöglich machte.

Sollte man es für möglich halten, daß Oesterreich bei Gelegenheit der bekannten Zusammenkunft in Mainz, unmittelbar vor dem Antritt des Zugs nach der Champagne, geltend zu machen suchte: die Erwerbung von Bayern durch Tausch sei für die Hausmacht des Kaisers keine Vergrößerung, wie sie für Preußen aus dem Gewinn einer Provinz in Polen hervorgehe; um das Gleichgewicht herzustellen, müsse Preußen die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth dem verbündeten Oesterreich abtreten! Eine solche Zumuthung in dem Augenblick, wo man sich zu einem gemeinschaftlichen Feldzug in Bewegung setzte!

So begann der Krieg mit einem Zerwürfniß unter den Verbündeten, und auf Schritt und Tritt folgten den Heeren Unterhandlungen solchen Inhalts.

Da Oesterreich nicht aufhörte, Entschädigungen, Vergrößerungen zu verlangen, verwies England, nun auch gegen seinen Willen in den Krieg gezogen, auf Eroberungen im Elsaß und im französischen Flandern. Die Wiederherstellung des Königthums in Frankreich, während des ersten Feldzugs wenigstens für Friedrich Wilhelm II. Zweck des Krieges, war nun vollständig aufgegeben. Ohnehin hatte sich das tragische Schicksal Ludwig's XVI. in der Zwischenzeit vollendet. Nicht militärische Bedenken allein, sondern auch die Absicht, in welcher nun der Krieg ausschließlich fortgesetzt wurde, bestimmten das Wiener Cabinet, jede Operation in das Innere Frankreichs auf Paris entschieden abzulehnen, als nach der Eroberung von Mainz und Valencienne, nach Dumouriez' Flucht (1793) Frankreich so gut wie ganz entwaffnet vor den Verbündeten lag und im eigenen Lande den Aufstand der Vendée und des Südens zu bekämpfen hatte. Preußen mahnte, die tapferen Royalisten der Vendée zu unterstützen — aber Oesterreich wollte sich, wie England, gegen keine der Parteien in Frankreich binden, sich nicht in die Nothwendigkeit versetzen, irgend eine als befreundet berücksichtigen zu müssen — und man überließ die Helden der Vendée ihrem Schicksal.

Dadurch, daß Sybel uns in solcher Weise tiefe Blicke in die politischen Motive thun läßt, welche die militärischen Operationen in höchster Instanz bestimmten, wird, beiläufig bemerkt, sein Werk auch für den Sol-

daten, der den Gang der militärischen Ereignisse im technischen Sinn zum Gegenstand seines Studiums macht, im hohen Grade belehrend, und für den künftigen Verfasser einer Militärgeschichte dieser Feldzüge eine unschätzbare Vorarbeit.

Wir erfahren, was früher nicht in dieser Weise bekannt war, mit welcher Erbitterung Kaiser Franz sich verletzt fühlte, als das ihm verhaßte Preußen mit Rußlands Hülfe wirklich durch die zweite Theilung Polens einen ansehnlichen Landstrich erwarb, ehe ihm selbst irgend ein Gewinn zugefallen war. Der Unmuth des jungen Kaisers war von solcher Art, daß dadurch ein vollständiger Systemwechsel in seiner Politik hervorgerufen wurde. Er entließ die Minister Cobenzl und Spielmann, die dies unleidliche Ereigniß nicht zu hintertreiben gewußt hatten. Thugut führte fortan, zu Oesterreichs und Europas Unheil, allein das Ruder. Da Oesterreichs Ansprüche auf Bayern Widerspruch erfuhren, und wenig Aussicht auf Erfolg hatten, forderte das Wiener Cabinet um so entschiedener seinen Antheil an der polnischen Beute; es forderte ihn zuletzt geradezu auf Kosten Preußens, dessen Gewinn geschmälert werden sollte — und diese Forderungen führten sehr bald zu einem vollständigen Bruch zwischen den deutschen Mächten.

Schon im Anfang des Jahres 1794 wollte nur England allein ernsthaft die Fortsetzung des Krieges; Oesterreich und Preußen strebten in gleicher Weise sich dem weiteren Kampf durch einen Frieden mit Frankreich zu entziehen, um ihre widersprechenden Interessen in Polen wahrzunehmen. So erlebte, wie Sybel bemerkt, Frankreich das unerhörte Glück, daß gerade zu der Zeit, wo es endlich dahin gekommen war, ein in der Schule des Krieges nach und nach gebildetes, wirkliches Heer zu haben, die Gegner von selbst zurückwichen, und den Kampf kaum noch mit halbem Willen, ohne bestimmten Zweck fortsetzten. So fielen der französischen Republik leicht erworbene Eroberungen zu, die sie am allerwenigsten den sehr mittelmäßigen Talenten ihrer damaligen Feldherrn verdankte.

Thugut's mit Frankreich angeknüpfte Unterhandlungen führten nicht zum Ziel; Preußen schloß bekanntlich seinen Separatfrieden zu Basel, den wir nicht rechtfertigen wollen, dessen Inhalt wir am wenigsten vertreten möchten, zu dem aber doch Preußen durch die entschieden feindselige Haltung Oesterreichs unstreitig gezwungen war. —

So haben wir versucht nachzuweisen, wie Sybel's Werk nach verschiedenen Seiten hin, und über die wesentlichsten Verhältnisse neues Licht verbreitet. Alles Neue, das es bringt, im Einzelnen erschöpfend nachzuweisen, darauf müssen wir an dieser Stelle verzichten, nur flüchtig können wir noch einiges vorzugsweise Wichtige andeuten.

Dahin ist namentlich die Geschichte der zweiten und dritten Theilung Polens zu rechnen; beachtenswerth besonders jetzt, wo sich wieder so Manches in Polen regt. Wie Vieles nimmt sich auch hier wieder in seiner — nicht immer einfachen — Wahrheit ganz anders aus, als in rhetorisirenden Darstellungen. Hat man uns doch oft genug die heroischen Scenen auf dem Reichstage zu Grodno geschildert, wo Senatoren und Landboten, obgleich in ihrem Saal von russischen Grenadieren umringt, in die Abtretung eines Landestheils an Preußen nicht willigen wollten, und in tiefem, würdevollem Schweigen verharrten, bis zuletzt, nach vielen Stunden, der Rußland verkaufte Landbote Ankwicz erklärte: Schweigen sei Zustimmung. Und nun erfahren wir aus den Acten, daß diese ganze Scene eine mit dem russischen Gesandten Siewers verabredete Komödie war; daß die Vertreter Polens, dem russischen Hof verkauft, schon vorher, in vertraulichem Wege, für Geld, in die Abtretung des verlangten Landestheiles gewilligt hatten, und selbst, in ihrem eigenen, persönlichen Interesse, den Schein des Zwangs ausdrücklich verlangten.

Nicht weniger erbaulich ist es zu sehen, wie sich der begüterte Adel Polens gegen die patriotische Erhebung des Jahres 1794 verhielt, die von der Armee, den Bürgern der wenigen großen Städte und dem besitzlosen kleinen Adel ausging. Sie kam den begüterten Herren nicht erwünscht; vollends empört, als Kosciuszko den Bauern Aufhebung der Leibeigenschaft verhieß, untersagten diese Herren ihren Bauern jeglichen Verkehr mit dem patriotischen Heer, und wanderten massenweise nach Galizien, um jedem erzwungenen Antheil an der Sache auszuweichen.

Den Schlangenwindungen der Politik Thugut's zu folgen, bleibt eine schwierige Aufgabe, zu welcher Klarheit sich auch die Darstellung erheben mag. Unablässig bemüht, Bayern für den Preis Belgiens und des linken Rheinufers zu erwerben, einen Theil von Polen zu gewinnen, und vermöge eines neuen Türkenkriegs, den Catherina II. im Sinne hatte, auch Serbien, genügte ihm und seinem Kaiser selbst die Aussicht auf eine so vielfache Beute nicht. Oesterreich begehrte auch noch das Gebiet der Republik Venedig, einer neutralen Macht, die weder bei dem Kriege mit Frankreich, noch bei den polnischen Wirren irgend betheiligt war.

Was den Gang des Krieges mit Frankreich betrifft, ist es von Wichtigkeit, daß wir den vielbesprochenen Operationsplan Carnot's für den Feldzug 1794 vollständig kennen lernen. Was sonst kaum begreiflich schien, findet jetzt seine Erklärung; Carnot verwendete nämlich die Hauptmasse der französischen Streitkräfte in Flandern, nicht an der Maas und Sambre, obgleich er es darauf anlegte, die Streitkräfte der Verbündeten von Deutschland abzuschneiden, zu umzingeln und zu erdrücken. Die militärische

Kritik wußte nicht, wie sie eine so verkehrte Anlage des Feldzugs erklären sollte; die verfügte Vertheilung der Streitkräfte hatte aber ihren Grund darin, daß man gleichzeitig eine Landung in England im Sinn hatte, die von Flandern aus unterstützt werden sollte.

Diesen Aufklärungen steht der entschieden gelieferte Beweis gegenüber, daß Oesterreichs Heere 1794 Belgien räumen mußten, nachdem zuletzt ihr Widerstand zu wenig mehr als bloßem Scheinwesen geworden war, weil es in Thugut's Plänen lag, diese in seinen Augen werthlosen Provinzen aufzugeben und mit Frankreich Frieden zu schließen, um die Gesammtmacht Oesterreichs im Osten Europas verwerthen zu können. Frankreich hat die Niederlande und das linke Rheinufer nicht erobert: sie wurden ihm überlassen.

Kaum war dies geschehen, so sah sich Preußen von einem Angriff Oesterreichs und Rußlands bedroht, wenn es sich weigerte, die Theilung Polens so anzunehmen, wie Catherina II. sie zu eigenem Vortheil und Oesterreichs Gunsten vorzeichnete. Schon wurde drohend verkündet, Kaiser Franz werde seinen Frieden mit Frankreich schließen und Deutschland aufgeben, um seine ganze Macht gegen Preußen zu verwenden.

Der Friede kam nicht zu Stande, weil Thugut nicht auch das Mailändische abtreten wollte, und Catherina II. ihre Zustimmung zu dem Ländergewinn Oesterreichs, namentlich zur Erwerbung des Venetianischen, an die Bedingung knüpfte, daß der Krieg gegen die Jacobiner fortgesetzt werde.

Im Innern Frankreichs zeigt uns Sybel die Schreckensherrschaft in ihrer nackten Blöße, entkleidet von allem phantastischen Schmuck, mit dem Wahn und Absicht bemüht gewesen sind sie auszustatten.

Die Jacobiner waren unumschränkte Herren Frankreichs geworden, und sie benutzten die vollkommen schrankenlose Machtvollkommenheit, die ihnen zugefallen war, lediglich und ausschließlich dazu, sich selbst im Besitz dieser Macht zu behaupten. Dazu, und nur dazu wurde Gewaltthat auf Gewaltthat gehäuft und ganz Frankreich immer tiefer in Blut getaucht. Das war den Häuptern der Partei durch die Lage geboten, die sie selbst sich bereitet hatten; es handelte sich für sie um Sein oder Nichtsein, sie wußten sich verabscheut und durften die unumschränkte Macht nicht aus den Händen geben, wenn sie nicht sofort das wohlverdiente Blutgerüst besteigen wollten. Bald zerfleischten sie sich unter einander — aber der Hader der Parteihäupter unter sich war kein Streit um Grundsätze, um staatsrechtliche Theorien, wie selbst bedeutende Historiker, Schlosser z. B., geneigt sind, wenigstens theilweise zu glauben. Der Kampf drehte sich durchaus um persönliche Interessen der rohesten Art; die Herren Frank-

reichs konnten sich über die Theilung der Beute nicht einigen: das war es, was sie gegen einander wüthen hieß, und durch die theilweise Vernichtung der Partei endlich Frankreichs Rettung herbeiführte.

Was am meisten befremdet, ist die vollkommene Planlosigkeit dieses wüsten Treibens. Selbst in ihren Beziehungen mit der Fremde dachten die Machthaber nur an immer weitergehende Eroberungen und Plünderungen. Im Innern fehlt jeder Plan, der weiter reichte, als sich durch irgend eine neue Gewaltthat den morgenden Tag über zu behaupten. Das scheint unbegreiflich; denn man mußte sich doch sagen, daß dieser Zustand fieberhafter Ueberspannung und allgemeiner Verwilderung nicht ewig dauern könne, daß ein Ausweg gefunden werden müsse, um aus diesem blutigen Labyrinth zu einem möglichen Zustand zu gelangen; schon durch die täglich zunehmende Schwierigkeit, die Bevölkerung zu ernähren, wurde man täglich an diese Nothwendigkeit erinnert. Dennoch ist es so: nur Robespierre hatte einen Plan, den wir hier kennen lernen, und nach dem er Frankreich für die Dauer bilden wollte. Derselbe war seltsam genug. Er wollte nicht das Staatswesen nach den Bedürfnissen der Menschen gestalten, sondern den Willen, Sitte und Religion der Menschen unter eine ganz willkürlich ersonnene Form des Staatswesens beugen. Die „Religion des höchsten Wesens" sollte dem Ganzen zur Grundlage dienen, und da „die Hand des Mannes nur für den Pflug oder das Schwert geschaffen sei," blieben, streng genommen, alle Gewerbe verboten, die ganze Bevölkerung auf den Ackerbau angewiesen. Jeder Bürger sollte in den Besitz eines gerade ausreichenden Grundbesitzes gesetzt werden, jeder Mensch, der nicht Beamter und über fünf und zwanzig Jahre alt war, verurtheilt sein, den Acker selbst zu bauen und jährlich vier Schafe auf jedem Morgen Land aufzuziehen. Jeder Bürger sollte jährlich von dem Stand seines Vermögens Rechenschaft ablegen, und nach dem Ergebniß besteuert werden. Um die Gleichheit zu erhalten, wurden jährliche Ausgleichungen und Neuvertheilungen des Grundbesitzes vorbehalten. Die Nationalgüter sollten in dieser Weise an die Armen vertheilt, und wo sich noch größerer Grundbesitz finde, die Eigenthümer gezwungen werden, kleine Pachtungen zu bilden.

Weiter sind selbst Proudhon's Forderungen nicht gegangen. Dieses vielversprechende Staatswesen in Gang zu bringen, verlangten Robespierre's Freunde die Dictatur für ihn.

Aber in dem Augenblick, wo Robespierre sich förmlich zum Alleinherrscher Frankreichs wollte erklären lassen, fehlte seiner Macht schon die reale Grundlage; die bewaffneten Pöbelbanden, auf die sich früher die Schreckensherrschaft stützte, hatte er selbst vier Monate früher sprengen

müssen, um den ihm verfeindeten Theil der Jacobiner, die Hebertisten, vernichten zu können. Daran ging er unter. Die Nationalgarde, der Bürgerstand, ließ sich durch den Convent gegen ihn aufbieten, und so konnte er gestürzt werden.

Aber die zuletzt überlebende Jacobiner-Fraction, die Thermidorianer, die nun herrschten, waren trotz eines milderen Regiments, und obgleich jene wilden socialistischen Pläne nun endlich aufgegeben wurden, verabscheut wie die ganze Partei; auch sie konnten sich nur durch die roheste Gewalt im Besitz der Macht erhalten, und benutzten die geregelte Armee, die sich inzwischen im Felde gebildet hatte, als Werkzeug tyrannischer Gewalt.

Und sie war dazu vortrefflich zu gebrauchen; denn von jener schönen Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte, die man ihr oft genug angedichtet hat, fand sich in ihren Reihen keine Spur. Anstatt ihrer hatte sich, unter dem Einfluß einer solchen Regierung und solcher Zustände, ein wüster Landsknechtgeist entwickelt, der nach Herrschaft und Plünderungen lechzte.

Jede Regierung in Frankreich, in welche Formen sie sich auch kleiden mochte, war fortan ihrem wirklichen Wesen nach nichts als eine Militärherrschaft. Da, wo uns zuerst die Gründung einer solchen entgegentritt, die nothwendiger Weise zuletzt einen ruhmgekrönten Feldherrn zum unumschränkten Herrn Frankreichs machen mußte, bricht Sybel's Werk ab.

Es umfaßt, in seiner gegenwärtigen Gestalt, nur einen beschränkten Zeitraum, ohne bis zu einem der in der Geschichte gegebenen größeren Ruhepunkte zu führen — doch aber fehlt ihm auch so in gewissem Sinn nicht der abrundende Schluß; denn schon treten die letzten Ergebnisse der großen Revolution klar und bestimmt hervor, wie die Mächte, die sie herbeiführten.

Der Krieg, den Frankreich mit Europa führte, war nie das gewesen, wofür man ihn auszugeben suchte, sondern das Gegentheil; ein Kampf, nicht für die Freiheit, sondern für die Knechtschaft; er begründete in Frankreich die Tyrannei der Jacobiner — das war seine Bestimmung — und bereitete der militärischen Dictatur die Wege —: das war die unvermeidliche Folge. Er führte, im übrigen Europa, ganz unmittelbar eine Erweiterung und Entwickelung der Macht Rußlands herbei, wie sie nur unter diesen Bedingungen möglich war.

Der Freiheitsruf, den Frankreich so hoffnungsvoll erhob, hatte überall nur Krieg, Unterdrückung und Herrschaft despotischer Gewalt hervorgerufen. Eine solche tragische Wendung der Ereignisse, ein solches Ergebniß nach so kühnen Hoffnungen und so großen Anstrengungen, fordern

uns in gebieterischer Weise auf, uns Rechenschaft davon zu geben, ob das Streben, aus welchem die Revolution hervorging, ein berechtigtes — oder ob es an sich, seiner Natur nach ein verwerfliches war, das den Keim nothwendigen Verderbens in sich trug?

Wer sich durch das Fehlschlagen der Revolution bestimmen ließe, ein solches, in größter Allgemeinheit verwerfendes Urtheil über sie zu fällen, der, antwortet Sybel mit Recht, müßte ein unvertilgbares Bedürfniß der menschlichen Natur verleugnen und die Geschichte Europas seit drei Jahrhunderten für eine einzige große Lüge erklären.

Seit Jahrhunderten strebt die europäische Menschheit dahin, sich von willkürlichen Satzungen, die Form und Inhalt des Lebens ohne innere Nothwendigkeit, blos weil sie als ein gegebenes Recht gelten sollten, mechanisch regeln, zu befreien und die Ordnung des Staats und der Gesellschaft auf das Gesetz der eigenen, sittlichen Natur des Menschen zurückzuführen. Aus diesem Streben ging auch die französische Revolution hervor, die nicht der absolute Anfangspunkt einer neuen Zeit war, wofür sie so oft ausgegeben worden ist, sondern in den Zusammenhang des seit Jahrhunderten begonnenen Weltprozesses gehört. Daß sie entartete, hatte seinen Grund nicht in der Natur des reformatorischen Geistes selbst, sondern in den besonderen Verhältnissen Frankreichs. Mit demselben Recht fügt Sybel an einer andern Stelle hinzu: diese Revolution, „die sich mit jedem Schritte tiefer in Blut und Verbrechen verstrickte, erhielt dadurch ihren weltgeschichtlichen, reinigenden und richtenden Beruf, daß bei ihren Erschütterungen die Gegner aller Orten nur der eigenen Selbstsucht gedachten." Sie begegnete keiner sittlichen Macht, sondern nur einer unredlichen Cabinetspolitik.

Friedrich der Große und sein neuester Ankläger.

Der König Friedrich von Preußen und die deutsche Nation. Von Onno Klopp. Schaffhausen, Hurter 1860.

Als vor etwa einem Jahrzehnt die Schwarzenbergische Politik in der Blüthe ihres Uebermuths stand und ihren Trabanten die Parole gegeben war, das „avilir la Prusse“ ihres Meisters in allen Tonarten auszuführen, da erinnern wir uns, in einem Organe dieser Richtung die Worte gelesen zu haben: „Die Fahnen, unter denen der Verrath bei Mollwitz siegte.“ Unwillkürlich haben wir an diese Phrase denken müssen, als wir das Klopp'sche Buch durchlesen hatten; dasselbe ist von Anfang bis zu Ende nichts als eine breite Ausführung jenes Satzes.

Im Vorwort kündigt der Verfasser zwar nur an, er wolle gegenüber der Neigung, welche die Ereignisse von 1813 mit Friedrich II. und seiner Geschichte verknüpfe, „die geschichtliche Wahrheit hervorheben, den König zeichnen im Lichte seiner Zeit, ihn darstellen, wie er sein Verhältniß zur deutschen Nation und zum deutschen Reich erfaßte und wie die Deutschen von damals, wie namentlich seine Unterthanen sein Walten und Thun ansahen.“ Aber das ganze Buch ist eine fortgesetzte Polemik gegen den Mann und gegen den Staat, den er geschaffen, gewürzt mit bitteren Anklagen gegen die Existenz und die Geschichte des letzteren, und am Schlusse sagt der Verfasser: „nur im engen, festen Bunde mit Oesterreich, in der bereitwilligen Mithülfe zum Schutze desselben gegen jeden Feind und jeden Angriff kann Preußen bestehen.“

Ein solches Buch ist immer eine bemerkenswerthe Erscheinung und hat in jedem Falle, selbst für den, welcher ganz anderer Ansicht ist, einen pathologischen Werth. Doch wird auch der Unkundigste es kopfschüttelnd aus der Hand legen und sich fragen: wie ist es doch möglich, daß sich an diesen Fürsten ein Jahrhundert lang sowohl in seinem Staate als außerhalb desselben eine so ganz verschiedene Tradition knüpfen und die Gedanken nationalen Stolzes und heroischer Thatkraft aus seinem Beispiel Nahrung schöpfen konnten? Wie ist es möglich, daß ein so böser Mensch, dem so jede Wahrhaftigkeit und Manneswürde fehlte, der ein so mittelmäßiger Regent, ein so verkehrter Staatswirth, ein so unerbittlicher Volksbedränger war, die Bewunderung seiner Zeit und der nachfolgenden hat verdienen können? Die Erklärung, die Herr Klopp giebt, daß Friedrich's eigne Schriftstellerei und die einiger dienstbeflissenen Scribenten das falsche

Bild verbreitet, an dem die Welt bisher sich erbaute, wird doch nur die Wenigsten überzeugen; denn selbst wenn man das von den Nachgeborenen zulassen wollte, die Mitlebenden haben gewiß nicht aus dem literarischen Friedrich ihr Bild des Herrschers und Helden entnommen.

Es soll die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, den Verfasser des Buches bei seiner Arbeit eingehend zu begleiten und damit die Frage zu beantworten: ob derselbe ein Recht hat, die bisherige populäre Vorstellung von Friedrich als eine trügerische zu bezeichnen? Die Aufgabe wird freilich nicht in wenig Worten zu lösen sein, insofern nur eine Betrachtung des Details die Mittel giebt, die Berechtigung des Gesammturtheils zu prüfen.

Vor Allem können wir die Ansichten nicht richtig finden, die Herrn Klopp bei der Beurtheilung des alten Reiches geleitet haben; wir finden darin mehr subjective Voraussetzungen als thatsächliche Wahrheit. Während er an Friedrich mit Vorliebe, ja ausschließlich die düstern Schatten hervorhebt, zeichnet er die Zustände des Reiches viel zu licht; indeß er dort nur Frevel und Gewaltthat wahrnimmt, findet er hier einen immerhin noch haltbaren und wünschenswerthen Zustand des nationalen Lebens, den frevelnd zerstört zu haben den Kern seiner Anklage gegen Friedrich bildet. Es liegt klar zu Tage, daß, wenn die eine Zeichnung schief ist, auch die andere es sein muß, und daß die Anklage dann ihren Sinn verloren hat, wenn der Thatbestand der Schuld sich anders stellt.

Wie es mit der Verfassung des Reiches seit dem siebzehnten Jahrhundert und schon vor demselben bestellt war, ist bekannt genug. Das Bild, das Hippolithus a Lapide im Sinne seiner Partei davon entwarf, kam der Wirklichkeit nur allzu nahe. Was noch Haltbares bis 1618 bestanden hatte, nahm die furchtbare Erschütterung des Krieges hinweg; die kaiserliche Gewalt, die Reichstage, die Reichsjustiz haben sich niemals wieder von den Schlägen erholt, die ihnen die Zeit von 1618 bis 1648 beigebracht hatte. In die Schuld, daß es so kam, theilten sich alle Parteien: die eine, welche die Gegenreformation mit Hülfe von Spaniern und Kroaten durchsetzte, wie die andere, welche dagegen Dänen, Schweden und Franzosen zu Hülfe rief; der Kaiser, unter dem Reichstage und Reichsgerichte vollends verstummten, und die Territorialherren, denen jede gemeinsame staatliche oder auch nur föderative Ordnung wie eine Bedrohung „deutscher Libertät" erschien. Wie es mit der kaiserlichen Gewalt nach 1648 sich gestaltet hatte, darüber könnte schon die Wahlcapitulation Leopold's I. genügenden Aufschluß geben; und wer kennt nicht das erstarrte Bild des permanenten Reichstags, die trostlose Zerrüttung der Reichsjustiz, den heillosen Zustand der Wehrverfassung, die Schutzlosigkeit des Reiches im

Ganzen, wie seiner Glieder im Einzelnen? Was von Fehrbellin bis Malplaquet die deutschen Waffen zu Ehren brachte, ist, wie jeder Unbefangene weiß, nicht durch Reichskriege und Reichsarmeen gemacht worden, sondern durch die Kraft der Einzelstaaten; was Deutsche aller Stämme bei Wien und Ofen, bei Szalankemen und Zenta im gemeinsamen Kampfe errungen haben, verdanken wir nicht dem reichsverfassungsmäßigen Triplum, sondern lediglich besondern Associationen, Verträgen und Bündnissen, welche der Vortheil oder die Furcht vor dem gemeinsamen Feind geschlossen hatte. Der Einfluß der Fremden im Reich ist nicht allein im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert schon vorhanden gewesen, sondern er war in der Zeit des dreißigjährigen Krieges zu einer Höhe ausgebildet, die nur durch die Rheinbundsepoche überboten worden ist. Die Beraubung Deutschlands durch die Fremden hat 1552, 1648, 1679, 1681 und 1735 schon existirt; mit Friedrich II. hat sie nicht etwa begonnen, sondern es ist ihr auf geraume Zeit eine Schranke gezogen worden.

Wie sich das Kaiserhaus, mit dem Deutschland seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts verkettet war, zu diesen Dingen stellte, ist gleichfalls bekannt genug. Durch Heirathen und dynastische Verbindungen erlangte es eine Macht, deren Schwerpunkt nicht im Reiche lag; gestützt auf die spanisch-burgundischen Kräfte gewannen die Habsburger eine Weltstellung, die ihnen selbst, aber nicht dem Reiche und der Nation zu Gute kam. Den Interessen dieser Hausmacht haben vielmehr seit Maximilian und Karl V. jeder Zeit die Nationalinteressen Deutschlands nachstehen müssen: als Kaiser Max in seinem Hausinteresse den Ausbau der Reichsordnungen von 1495 hemmte, als Karl V. um seiner spanisch-italienischen Verbindungen willen die Sache deutscher Kirchenreform an Rom verkaufte, als er und seine Nachfolger die Niederlande an Spanien brachten, als, um Wien zu retten, Strasburg preisgegeben ward, als Karl VI. Lothringen hingab, um sich mit Toscana entschädigen zu lassen, als Maria Theresia, um Schlesien wieder zu gewinnen, Franzosen, Russen und Schweden in's Reich hereinrief.

Welche Sympathien oder Antipathien man für die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts mitbringen mag: daß ohne sie das Leben der deutschen Nation nicht mehr zu denken war, wird Niemand bestreiten können. Nicht nur daß die eine Hälfte der Nation fortan unter dem Einfluß dieses Ereignisses lebte, es hatte sich auch in diese Hälfte die größere Elasticität geistigen Lebens, die rührigere Lust und Kraft zur Arbeit zurückgezogen und die größten Leistungen unsrer Nation auf allen Gebieten sind mittelbar oder unmittelbar dadurch bedingt. Wer sich dazu feindselig und negirend verhielt, konnte nicht die Prätension erheben, diese

Nation zu beherrschen. Die Dynastie der Gegenreformation konnte vielleicht in ihrem Kreise eine politische Bedeutung und Macht behaupten, aber die Herrschaft über Deutschland hatte sie verspielt. Und nicht nur für das Verhältniß zum Reich, sondern auch für die Stellung zur eignen Erbmonarchie ist dies entscheidend gewesen. War es doch nur eine natürliche Consequenz des Weges, den sie einmal gewählt, daß sie die frische Spannkraft der eignen deutschen Bevölkerung lähmen, den Zusammenhang mit dem übrigen Leben der Nation unterbrechen mußte. Absperrung gegen Deutschland, Dressur durch Jesuiten, Lähmung jedes geistigen Aufschwungs, Erhalten des Volkes in einer träumerischen Lethargie, das Alles waren nur weitere Folgen der einmal eingeschlagenen Bahnen. Und kaum etwas hat sich schwerer gerächt als dies. Der so viel gerühmte Beruf, „deutsche Cultur nach Osten zu tragen," ist schmachvoll verscherzt; vielmehr, wie uns täglich die Erscheinungen der Gegenwart zeigen können, in drei Jahrhunderten so gut wie nichts geleistet worden, um über slavische und magyarische Elemente dem Deutschthum die Superiorität zu gewinnen, die ihm gebührt. Aber freilich, man kann keine geistigen Eroberungen für eine Nation machen, wenn diese selber gelähmt und verkümmert wird.

Aus dieser Lage entsprang nicht nur die Berechtigung, sondern die Nothwendigkeit der Existenz eines Staates wie Preußen. Das Bedürfniß, das in dem Leben der Nation unbefriedigt war, mußte ausgefüllt werden. In der kraftlosen Anarchie des Reiches mußten, wenn die Nation nicht zu Grunde gehen sollte, festere Staatsbildungen entstehen, getragen vom Landesfürstenthum und dem Protestantismus; sie mußten die Lücke decken, die das Kaiserthum, wie es war, so wenig auszufüllen vermochte, als die sclavischen Nachbeter des Versailler Königthums. Diese Nothwendigkeit wurde in Wien so richtig erkannt, daß schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein scharfer diplomatischer Beobachter dort die Besorgniß aussprach: „es könne der Kurfürst von Brandenburg der werden, so vom lutherischen und calvinischen Geschmeiß längst gewünscht und erwartet worden." (S. Droysen, das Stralendorffische Gutachten S. 431.)

Die Tendenz, in welcher Herr Klopp seine Arbeit unternommen hat, läßt es nun aber nicht zu, daß er diese Verhältnisse unbefangen anerkenne. Wir werden im Eingang in der Tonart der Gfrörer und Hurter belehrt: daß eine solche dualistische Scheidung, wie sie die Habsburger in Deutschland hervorriefen, im Grunde nicht existirt hat, daß es der „Kurpfälzer" und Gustav Adolf, daß es nur Richelieu und die Schweden und Franzosen waren, denen Deutschland den ersten Keim dieses Uebels zu verdanken hatte. Von der antideutschen Stellung der Habsburger, von ihrer Gegenreformation in Böhmen und Deutschösterreich, von ihren spa-

nischen und slavischen Mitteln und Alliirten natürlich kein Wort; dagegen wird in salbungsvollen Worten die Herrlichkeit von Kaiser und Reich gepriesen. „Noch war der Kaiser die Quelle aller Gerichtsbarkeit; das Recht des Besitzes eines jeden Deutschen beruhte am letzten Ende auf diesem Eckstein ... Bis in die tiefsten Schichten des Volkes ward die Gewöhnung an den kaiserlichen Namen lebendig erhalten durch das sonntägliche Gebet in allen Kirchen aller Bekenntnisse. Der Landmann an den Ufern der Ost- und der Nordsee, wie am Fuße der Alpen, betete sonntäglich mit seinem Geistlichen gemäß dem Gebote des Apostels für den Kaiser als seine höchste Obrigkeit und als die höchste Obrigkeit auf Erden. Denn auch dieses Primat der Ehren ward noch von allen Nationen dem Kaiser zuerkannt." (S. 9.)

Wir berühren damit das πρῶτον ψεῦδος des Klopp'schen Buches; der Verfasser fingirt ein Bild von Kaiser und Reich, wie es im siebzehnten Jahrhundert und schon beträchtlich früher von der Wirklichkeit weit ablag; er idealisirt mit allerdings sehr greifbaren Mitteln die Reichsverfassung und das habsburgische Haus, um den rechten Hintergrund zu finden für das abschreckende Bild des preußischen Staats und seiner Regenten, das er entwerfen will.

Es ist nun freilich die allererste und bescheidenste Anforderung an einen Geschichtschreiber, der einen bedeutungsvollen Abschnitt der Geschichte eines Staats behandelt, daß er, wir wollen nicht sagen mit Liebe, aber doch ohne Vorurtheil und Haß die Existenz dieses Staates und dessen Stellung in der Geschichte würdige. Allein diese allererste Voraussetzung fehlt bei Herrn Klopp; in dem Maaße, als er die Ruine der alten Reichsverfassung und die Habsburger aufputzt, um den Geschmack des deutschen Volkes für beide zu erwecken, wird Preußen herabgezogen und als der Pfahl im Fleische gesunder deutscher Entwickelung dem Hasse preisgegeben. Der Verfasser hat dabei nicht einmal das geringe Maaß von Selbstbeherrschung, das für den Erfolg seiner eignen Sache nothwendig wäre; auch der argloseste Leser fühlt die Absicht und wird verstimmt.

Gleich die Einführung ist bezeichnend. Während zur Verherrlichung von Kaiser und Reich Alles aufgeboten wird, führt er Preußen mit der geistreichen Entdeckung ein: „daß auf Heer und Accise" seine ganze Geschichte beruht. Der letzte Kurfürst sucht natürlich die Königswürde nur, weil sie andre Zeitgenossen erworben haben, und „diesen nachstehen zu müssen ist hart;" doch läßt sich der Kaiser willig finden, diesem „seinem sehr getreuen Vasallen" die Bitte zu gewähren, aber diese Willfährigkeit „war ein schwerer politischer Fehler." In der Gallerie der preußischen Regenten wird der große Kurfürst möglichst knapp behandelt, aber mit um

so mehr Behagen bei den Bizarrerien und Schwächen seiner beiden Nachfolger verweilt; die Schilderung Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I. (Vgl. S. 17. 18) fällt bisweilen gerade zu in's Scurrile. Und damit dem Leser ja gleich hier die rechte Stimmung erweckt werde, wird hie und da irgend eine zeitgenössische Auffassung eingeflochten, die sich zu einem Ausfall auf die Gegenwart benutzen läßt. So wird (S. 22) aus der Zeit, wo die österreichische Diplomatie in Berlin Grund hatte mißvergnügt zu sein, eine Klage Seckendorf's über den Mangel an Festigkeit und sicherem Entschluß der preußischen Politik mitgetheilt und dann erläuternd hinzugefügt: „Man könnte glauben, hier sei von einer andern Zeit die Rede. Es ist deshalb zu bemerken, daß Seckendorf also die Signatur der Berliner Politik im Jahre 1725 schildert."

So vorbereitet führt Herr Klopp seinen Leser zu dem Helden des Buches, zu Friedrich II.

Für den Psychologen wie für den Geschichtschreiber bleibt es eine immerhin dankbare Aufgabe, das trübe Jugendleben Friedrich's im Zusammenhang mit seiner späteren Entwickelung zu schildern; denn leugnen läßt sich nicht, daß diese letztere mannigfach durch die Tragödie seiner Jugend bestimmt war. Bedeutende Seiten seines Wesens sind vielleicht dadurch ebenso zur Entfaltung gekommen, wie sich ein bitterer Zug des Schmerzes, der aus diesen Jugendtagen stammt, durch sein Leben hindurchzieht. Herr Klopp hat sich diese Aufgabe einfacher zurechtgelegt. Er bedeutet seinem Publicum gleich von vornherein, daß von einer wohlthätigen Wirkung nicht die Rede sein könne; „denn der Stamm, der früh gebogen sich hat krümmen müssen, bleibt krumm, und wenn seine Wipfel ragten gleich denen der Cedern des Libanon." So hat denn die Erziehung Friedrich's ihm nicht etwa einen selbständigen und festen Charakter herangebildet, sondern nur einen eigenwilligen; seine Waffen gegen die Härte des Vaters sind List, Verschlagenheit, Unwahrheit, Lüge. Gewiß eine bündige Art der Charakteristik; wenn wir nach dem Beweise fragen, werden wir auf zwei bekannte Briefe verwiesen, aus denen zwar ein heftiges Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn, leidenschaftlicher Groll des Einen und trotziger Widerstand des Andern herausspricht, durch die aber auch nicht eine der Anklagen gerechtfertigt wird, womit Herr Klopp seinen Helden einführt. Indessen bei dem einmal vorgesetzten Zweck kommt es ja auch nicht darauf an, Friedrich zu charakterisiren, sondern nur ihn herabzusetzen. Nicht im Tone des Geschichtschreibers, sondern höchstens in dem des öffentlichen Anklägers und zwar eines recht blinden und befangenen Anklägers werden einzelne Momente und Aeußerungen aus dem Conflict Friedrich's mit seinem Vater herausgegriffen, so wie sie eben jenem Zweck

entsprechen. Dabei ist es dem Verfasser namentlich um zwei Effecte zu thun: einmal anzudeuten, daß die Ursache des Conflicts nicht in dem tiefen Gegensatz beider Charaktere und ihrer Neigungen lag, sondern darin, daß Friedrich seinem Vater — nach dem Throne und vielleicht nach dem Leben strebte; dann, daß das gegen ihn verhängte Todesurtheil einzig und allein durch die gütige Fürbitte des „deutschen Kaiser Karl's VI." unvollzogen geblieben ist. Gewiß, wenn der doppelte Beweis gegeben ist, dann dürfte es schwer sein, ein zugleich verworfeneres und undankbareres Individuum auf Gottes Erdboden zu finden. Die Anklage ist freilich just so wahr, wie die Insinuation (S. 36), daß der Argwohn des Regenten gegen den Nachfolger ein Erbübel des hohenzollernschen Hauses sei. Was den ersten Punkt anbelangt, so konnte die Frage wohl auftauchen, ob nicht ein Verdacht so düstrer Art in des Vaters argwöhnischem und leidenschaftlichem Gemüth rege geworden ist, allein es ist von kundiger Seite als „merkwürdig" betont worden, daß in dem ganzen Laufe des Verhörs kein Wort des Hasses, keine Spur einer politischen Absicht zum Vorschein komme, ganz anders als bei Don Carlos von Spanien oder dem russischen Alexei. (Ranke preuß. Gesch. I. 320.) Indessen diese Notiz existirt nicht für Herrn Klopp. Auch die andere nicht, wornach das Kriegsgericht trotz wiederholter königlicher Befehle nicht dazu zu bringen war, ein Todesurtheil zu fällen, wornach es erklärte: es komme ihnen als Vasallen und Unterthanen nicht zu, über Vorfälle zu richten, die in der königlichen Familie stattgefunden. *) Ebenso die weitere nicht, daß Friedrich Wilhelm die auswärtigen Verwendungen und Fürbitten Schwedens, Polens, Dänemarks, Rußlands, Hollands mit dem Bemerken abgelehnt, er könne solche Einmischung in seine häuslichen Verhältnisse nicht zulassen; endlich auch die Thatsache nicht, daß Seckendorf das kaiserliche Fürbittschreiben erst überreichte,

*) In der Stelle von Preuß Leben Friedrich's I. 43, die Herr Klopp citirt, steht überhaupt nichts, was dahin gehörte; das Citat ist irrig. Dagegen S. 47, 48 findet sich eine Notiz über das Todesurtheil, die er wohl im Auge zu haben scheint. In dem zehn Jahre später erschienenen Buche von Preuß (Jugend und Thronbesteigung Friedrich's) heißt es aber S. 94: „Ueber den Kronprinzen hatte das Kriegsgericht aller königlichen Befehle ungeachtet nicht gesprochen." Diese Aeußerung sowohl wie die andere (S. 105), daß Friedrich sein Leben hauptsächlich der Gerechtigkeit und dem standhaften Muth des Kriegsgerichts verdankte, ignorirt Herr Klopp; denn sie paßt ihm nicht in den Kram. Natürlich ist die spätere Mittheilung von Preuß die richtigere; wir haben dafür jetzt den actenmäßigen Beweis. S. die „vollständigen Protokolle des Köpeniker Kriegsgerichts. Aus dem Familienarchiv derer von der Schulenburg. Berlin, 1861." Dort sind sämmtliche Vota mitgetheilt; alle, von den Capitäns und Majors an bis zu den Generalmajors weigern sich über den Kronprinzen zu sprechen. Wie das Urtheil (S. 22) sich ausdrückt, es sei „die von dem Kronprinzen intendirte, aber nicht exequirte Flucht — — als eine Staats- und Familiensache anzusehen, so hauptsächlich eines großen Königs Zucht und Potestat über Seinen Sohn betrifft und welche einzusehen und zu beurtheilen ein Kriegsgericht sich nicht erkühnen darf."

als der König sich bereits entschlossen hatte, gegen den Kronprinzen Gnade walten zu lassen.*) Alle diese Momente, die durch Friedrich Wilhelm's Schreiben an den Kaiser keineswegs entkräftet werden, hat Herr Klopp für zweckmäßig gehalten zu ignoriren, natürlich nur, weil ihm dadurch der schöne Rührreffect verloren ginge, Kaiser Karl VI. als den edlen Lebensretter und Friedrich II. als das Scheusal darzustellen, das ihm mit Unthaten lohnt. An sich wäre es zwar für die politische Beurtheilung Friedrich's ziemlich gleichgültig, ob er 1740, als er Schlesien wegnahm, Ursache zu persönlichem Dank oder Undank hatte, wiewohl jeder Kundige weiß, daß die Stimmungen am preußischen Hof in der letzten Zeit vor dem Tode Karl's VI. mehr unfreundlich und mißtrauisch als hingebend gewesen sind; allein zur Beurtheilung der neuesten Geschichtschreibung Friedrich's sind auch diese kleinen Züge nicht ohne Interesse.

Nach diesem Eingang waren wir nicht sehr überrascht von der Art, wie Herr Klopp die Heirathsgeschichte Friedrich's in Scene setzt. Es ist eine weltkundige Sache, weshalb sie auch wohl Herr Klopp nicht erwähnt, welche politische Absichten der Wiener Hof durch die Heirath mit der braunschweigischen Prinzessin zu erreichen hoffte, und welche Künste und Mittel angewendet worden sind, Friedrich Wilhelm und seinen Sohn dafür zu stimmen.**) Friedrich Wilhelm's despotische Patriarchalität ließ sich dazu brauchen, Friedrich war das Opfer. Am einfachsten war es nun freilich, wenn der mit seinem Vater eben nothdürftig ausgesöhnte Prinz sich entschieden weigerte, den verhaßten Ehebund zu schließen; nur wiederholte sich dann wahrscheinlich der tragische Conflict von 1730. Die Betrachtung scheint auch der Kronprinz gemacht zu haben. Er war außer sich über diesen neuesten Act väterlicher Despotie, aber in der Erinnerung an das Entsetzliche, was er erlebt, wagte er es nicht, dem Vater offen entgegenzutreten; er zeigte diesem äußerlich Gehorsam und schüttete lieber einem Grumbkow sein Herz aus, um vielleicht durch dessen Einfluß die drohende Entscheidung abzuwenden. Zu loben war es gewiß nicht, daß er Grumbkow mehr Vertrauen erwies als dem Vater, aber nach Allem, was vorausgegangen war, wohl zu begreifen. Die Lage des Prinzen war in der That bedauernswerth. Kaum war die Erinnerung an die tragischen Erlebnisse nach der Flucht etwas verwischt, so kam der Zwang zur Heirath und drohte den kaum geschlossenen Frieden wieder zu zerreißen. „Mein

*) Bei Förster's Friedrich Wilhelm III. S. 12 äußert Seckendorf, er werde das angerathene Schreiben zurückhalten, bis er gewiß wisse, daß der König den Kronprinzen pardonniren würde. Vgl. dazu Stenzel preuß. Gesch. III. 604, 606. Ranke I. 314.

**) S. die Briefe Eugen's in Förster's Höfen u. Cabinetten Urk. I. 120, und desselben Friedrich Wilhelm III. 84.

Herz läßt sich nicht zwingen," schreibt Friedrich an seine Schwester, „wenn es liebt, liebt es aufrichtig; wenn es nicht liebt, ist es außer Stande, sich Zwang anzuthun." (Oeuvres XXVII. 1. 8.) Aber sein Verhältniß zum Vater war nach wie vor ganz schwankend; auch die ihm äußerlich freundlich waren, verdienten sein Vertrauen nicht, Hetzereien und Verleumdungen waren unausgesetzt thätig (s. außer dem angeführten Brief Oeuvres XVI. 71. 81), kurz es gab Niemanden am preußischen Hof, der sich in einer trostloseren Lage befunden hätte, als der Thronerbe. Wir begreifen es darum vollkommen, wenn der zwanzigjährige Jüngling verzweifelnd schreibt: „ich bin mein ganzes Leben unglücklich gewesen und glaube, daß es meine Bestimmung ist es zu bleiben; vielleicht hätte eine plötzliche Wendung zum Glücke mich übermüthig gemacht, doch komme was will, ich habe mir nichts vorzuwerfen; ich habe genug erlitten für ein übertriebenes Verbrechen und will meinen Verdruß nicht für alle Zukunft verlängern. Ein Pistolenschuß kann mich davon und von meinem Leben befreien; ich glaube, der gütige Gott wird mich darum nicht verdammen und zur Vergeltung für ein so elendes Leben mir die Seligkeit gewähren." (Oeuvres XVI. 41, XXVII. 3. 58.)

Für einen Biographen Friedrich's liegt Stoff genug vor, um dies Verhältniß nach allen Seiten hin zu beleuchten; Herr Klopp hat es vorgezogen, dasselbe nach Kräften zu verzerren. Daß der Prinz am 19. Februar die bekannte Erklärung seines „blinden Gehorsams" an den Vater giebt, aber am nämlichen Tage in einem Schreiben an Grumbkow seine wahre Seelenstimmung in grellen Zügen zeichnet, und ihn beschwört, das Drohende abzuwenden, dieser Widerspruch, den die früheren preußischen Geschichtschreiber ganz unbefangen und sachgemäß gewürdigt haben (s. Stenzel III. 629, 630, Ranke I. 337, 338), ist für Herrn Klopp der ausreichende Maaßstab, „um das Verhältniß darzulegen, in welchem Friedrich zu Manneswort und Glauben stand." (S. 44) „Ein Mensch, der an einem und demselben Tage zwei solche Briefe über denselben Gegenstand schreibt, kann viele vortreffliche Eigenschaften des Verstandes haben, Feldherrntalente besitzen und dergleichen; allein seine Ansprüche auf männlichen Muth und männliche Würde, auf Wahrheit und Ehrenhaftigkeit in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen als Individuum sind offenbar gering." (S. 49) Wiederholt wird dann sein „starrer, unwahrer Sinn" angeklagt; „indem er," heißt es von der Heirath, „sich zum Opfer zu bringen scheint, hat er statt dessen ein anderes Opfer ersehen — es ist das Lebensglück der Armen, die mit dem offnen Vertrauen der Unschuld ihm entgegentritt." (S. 57).

Es läßt sich darnach schon der Grad von Unbefangenheit ermessen,

mit dem Herr Klopp an seinen Stoff herantritt. Ueber die wesentlichen und wichtigen Punkte ist er auffallend lakonisch, oft ganz schweigsam; einen Reiz hat für ihn offenbar nur dasjenige, was zu einer Herabsetzung Friedrich's ausgebeutet werden kann. Wie Friedrich war und dachte, was seine Beschäftigungen waren, und wie sich seine Ansichten über die Welt und über die Menschen vor seiner Thronbesteigung gestaltet, davon erfahren wir nichts; dagegen wühlt der Autor mit einer sichtlichen Wollust in den tiefen Wunden, welche die Familie Friedrich Wilhelm's I. entzweiten. Mit Behagen werden die theils gleichgültigen, theils bittern Aeußerungen Friedrich's über den Vater ausgemalt, um zu zeigen, daß ihn nur der eine Gedanke und die eine Hoffnung auf des Vaters baldiges Hinsterben beschäftigte; Alles, was in dieser Richtung gedeutet werden kann, wird in langen Auszügen mitgetheilt und dabei nur bedauert, daß von den Briefen dieses Inhalts eine Anzahl verloren zu sein scheint (S. 89). Von der übrigen Correspondenz aus Rheinsberg wird nur hie und da eine einzelne Stelle herausgerissen (S. 78 f.), sei es um zu zeigen, daß Friedrich ein Religionshasser war, sei es um ihn zu tadeln, daß er sich auch jetzt noch die Mißhandlungen des Vaters geduldig bieten ließ (S. 84), sei es um sich an der „zugleich jämmerlichen und komischen" Thatsache zu weiden, daß der künftige König von Preußen durch die Kargheit des Vaters genöthigt war, auf allerlei Umwegen Geld zu borgen (S. 86).

Auf diese Weise wird denn das erwünschte Ungethüm fertig. „Der jugendliche Mann löst sich nach und nach von allen Banden, welche den Menschen mit der Menschheit einen." Er hat einen Vater, aber er wartet Jahr auf Jahr nur auf dessen Tod;*) er hat eine Mutter, die er zwar später beklagte, als sie starb, allein „ein voller Herzensklang kindlicher Zuneigung gegen sie ist nicht auf uns gekommen;" er hat eine Schwester, an die er viel schreibt, aber er geräth ja einmal mit ihr über eine Kleinigkeit in Zerwürfniß; er hat eine Frau, aber nur die Furcht vor dem Vater läßt ihn sie dulden; er ist religiös erzogen, aber er hat auch das von sich geworfen; „und zieht es vor hinauszusteuern auf das seichte Meer des flachen Raisonnirens, umherzuirren von einer Sandbank zur andern, und diejenigen mit Spott und Hohn zu verfolgen, die nicht ein Gleiches thun."

So war, nach Herrn Klopp, der Kronprinz Friedrich. Wie sich derselbe beschäftigt und zum Regenten gebildet, wie er neben heiterem, geisti-

*) Die Aeußerung in dem Briefe an seine Schwester (Oeuvres XXVII. 1. 35): je suis charmé de la conduite du duc de Brunsvic; il a eu la politesse de mourir en galant homme, pour faire plaisir à son fils — ist die Beweisstelle, worauf sich die breit ausgesponnene Anklage stützt.

gem Genuß die ernste und trockene Arbeit nicht verschmähte, welch' eine Fülle der mannichfaltigsten Anregungen und Materien der rege Geist des jungen Prinzen umfaßte, wie er anfing, nach so vielen bittern Stunden sich glücklich zu fühlen, wie sich auch das Verhältniß zum Vater allmählich günstiger gestaltete und Beide sich richtiger würdigten, wie der Sohn von dem hingebenden Pflichteifer des Vaters mit Achtung urtheilte und der Vater den Sohn mit Stolz und Hoffnung zu betrachten anfing, und wie sich dies in den letzten Stunden vor dem Scheiden versöhnend kundgab — davon meinte ohne Zweifel Herr Klopp sei es besser zu schweigen, denn das paßt ja nicht zu dem abschreckenden Bilde eines Menschen ohne Wahrheit, ohne Ehre und ohne Glauben, den er statt des großen Friedrich der deutschen Nation bescheren möchte. Ohne Zweifel aus einem ähnlichen Motive erfahren wir nichts von den Anfängen von Friedrich's Regierung. Wie er vom ersten Augenblick an ganz den König in sich fühlte, das Steuerruder mit fester Hand faßte und jede unwürdige Regung niederhielt, weder mit den Rheinsberger Freunden im Genuß schwelgte noch für die Leiden des Kronprinzen jetzt die Gegner früherer Tage die Hand des Königs fühlen ließ, wie er sich seinen Ministern und seinen Generalen gegenüber aussprach, wie neben der kargen Zucht und Strenge des Vaters ein humanerer Geist die überlieferte Ordnung durchdrang, wie dem Jagdunfug gesteuert, die Tortur beschränkt, wie der materiellen Noth des Jahres 1740 mit Umsicht abgeholfen und neben der Vermehrung des Heeres zugleich das Gewerbe, die Kunst und die Wissenschaft gefördert ward, über dies Alles wäre es doch wohl der Mühe werth gewesen ein Paar Worte zu sagen, schon um des Eindrucks willen, den das damals auf die Welt gemacht. Aber auch das paßt nicht in das System des neuesten Biographen Friedrich's, drum schweigt er lieber darüber und erfreut uns mit Auszügen aus Friedrich's Zeitgeschichte, die er in seiner Weise glossirt. Herr Klopp hat nämlich unter andern Künsten, seine Darstellung pikant zu machen, auch die angewendet, daß er Auszüge und Aeußerungen Friedrich's mittheilt und Satz für Satz mit seinen Interpellationen und Zwischenfragen verziert. „Handeln, fragt er; dies Handeln heißt offenbar Krieg führen. Warum? gegen wen? Recht? worauf? Es ist von Berg die Rede, von nichts anderem. Warum denn Krisis? Alle Länder waren friedlich und ruhig." Und wohlgemerkt, diese Zwischenrufe werden in schulmeisterndem Tone mitten in die Sätze des Königs eingestreut, und nachdem sich der Präceptor Luft gemacht, kommt dann mitten im Satze der König wieder zum Wort. Und diese Tortur des Lesers wird einmal volle vierzehn Seiten lang fortgesetzt! (S. 227 ff.) Unter allen Geschmacklosigkeiten, an denen das Buch keinen Mangel hat, ist das ohne Zweifel eine

der größten und für den Leser unausstehlichsten. Denn man bekommt, auch in den vom Autor ausgewählten Stellen, niemals Friedrich zu hören, immer nur den Herrn Klopp. Und das wird auch für den Geduldigsten zu viel.

Je lakonischer die Anfänge von Friedrich's Regierung behandelt sind, um so beredter wird der Verfasser bei dem Angriffe auf Schlesien. Hier gilt es eine volle Breitseite moralischer Entrüstung loszulassen gegen den „ungeheuren Frevel" (S. 118), gegen diese neue Politik der Reunionskammern (S. 107), womit Friedrich in die europäische Politik eingetreten ist. Von einem rechtlichen Anspruch an Schlesien will natürlich Herr Klopp nichts wissen. Die früheren Differenzen über die bekannten schlesischen Herrschaften, die im siebzehnten Jahrhundert darüber schwebenden Streitigkeiten, das Abkommen über den schwiebuser Kreis und die hinterlistige Vereitelung dieses Abkommens (1686), so wie das oft erwähnte Wort Friedrich's I. — das Alles bleibt natürlich unberücksichtigt; die Leser können das ja in den preußischen Specialgeschichten aufsuchen. Herrn Klopp's Rechtsdeductionen sind ungleich bündiger. „Angenommen selbst, sagt er S. 107 wörtlich, daß das Haus Hohenzollern irgend welche Ansprüche gegen das Kaiserhaus hatte: so waren dieselben dadurch vergessen, daß Friedrich Wilhelm ihrer nie Erwähnung gethan, weder im Guten noch im Bösen, weder gegen den Kaiser, noch gegen seinen Nachfolger. Die Ansprüche waren ferner förmlich und feierlich beseitigt durch den geheimen Berliner Tractat vom Dezember 1728." Ohne Zweifel war die rechtliche Seite nicht die stärkste und wichtigste in dem schlesischen Conflict, und eine unbefangene Darstellung wird den politischen Motiven eine ungleich größere Stelle einräumen; aber wer in so hohem Tone moralisirt, wie Herr Klopp, dürfte doch verpflichtet sein, es mit den rechtlichen Fragen etwas genauer zu nehmen. Um von den Lücken seiner Ausführung nicht zu reden, was soll der Vertrag vom 23. Dezember 1728? Dort hatte Friedrich Wilhelm die pragmatische Sanction zu garantiren versprochen, und dafür sagte Karl VI. die Anerkennung der preußischen Ansprüche an die jülich-bergische Erbfolge zu. Nun hielt es aber der Kaiser im Jahre 1739 für zweckmäßiger, mit Frankreich einen Vertrag einzugehen, worin er die jülich-bergische Erbschaft den Sulzbachern zusagte und sich diese Bestimmung von den Franzosen gegen Preußen garantiren ließ. Damit trat der Fall ein, den der 13te Artikel des Vertrags vom Dezember 1728 ausdrücklich vorgesehen: Sollte ein Theil dawider handeln, so soll auch der andere an Nichts, was in dem gegenwärtigen Tractate enthalten ist, gebunden sein. Mit andern Worten, die Verpflichtung Preußens für die pragmatische Sanction bestand nicht mehr, und von ungeheurem Frevel,

von förmlichen und feierlichen Verpflichtungen kann keine Rede sein. Das war gewiß Herrn Klopp ganz gut bekannt; denn er hat Dohm, der uns dies mittheilt, sonst sehr fleißig benutzt, wenn sich irgend eine ungünstige Aeußerung über Friedrich findet; wozu also die großen Worte? Unkundige Leser lassen sich dadurch doch vielleicht täuschen, und ein Geschichtschreiber soll auch jeden Schein einer solchen Taktik meiden.

Doch Herr Klopp verhehlt es selbst nicht, daß ihm die rechtliche Seite nicht die wichtigste ist; politische Motive sind es, die ihn bestimmen, den „ungeheuren Frevel" so unbarmherzig zu verurtheilen. „Denn, daß wir es kurz und mit einem Wort sagen, — so lautet S. 108 sein Geständniß — der König Friedrich II. hat die Einheit eines deutschen Reiches und einer deutschen Nation unmöglich gemacht. Nicht die Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts hat das vermocht, nicht der dreißigjährige Krieg und der westfälische Friede; noch blieben die Formen, die unter günstigeren Umständen ein neu erwachender Nationalgeist wieder erfüllen und beleben konnte. Mit dem Auftreten Friedrich's II. war das vorbei. Was von einem deutschen Reiche noch vorhanden war, das opferte dieser Mann, dessen Seele früh sich gelöst hatte von allen heiligen Banden der Pietät, dem Phantome seines hohlen Ruhmes. Er allein. Er zerspaltete das Reich. Er schuf den Dualismus."

Wir haben schon im Eingang die Doctrin des Verfassers besprochen, wornach die Trümmer der alten Reichsverfassung immer noch Formen waren, die „unter günstigeren Umständen ein neu erwachender Nationalgeist wieder beleben konnte," und wornach das Haus Habsburg zusammenfiel mit den Interessen und der politischen Entwickelung der Nation. Wir haben auch dort nicht verhehlt, daß wir dieser Doctrin gegenüber eine gründlich ketzerische Meinung hegen. Nach unserer Ansicht hatten mit dem sechszehnten Jahrhundert die Habsburger sich vollends von einer nationalen Entwickelung Deutschlands losgesagt und dafür die dynastische Weltstellung im Bunde mit der spanischen Linie als ausschließliches Ziel gewählt. Nach unserem bescheidenen Bedünken konnte fortan in einzelnen Fällen habsburgisches und deutsches Interesse zusammentreffen, aber im Großen und Ganzen mußte es viel häufiger sich völlig scheiden. Uns will es scheinen, als sei die Reichsverfassung, wie sie 1486—1495 begründet, dann durch habsburgische Interessen in ihrem Ausbau unterbrochen, später durch gemeinsame Schuld von oben und unten zerrüttet worden ist, schon 1648 der Erhaltung nicht mehr werth gewesen. Wenigstens haben wir den Muth nicht, die Art von Reichsregiment, von Reichsjustiz, von Wehrverfassung, wie sie von da an bestand, als einen irgend wünschenswerthen, oder auch nur als einen der Verbesserung fähigen Zustand zu

betrachten. Wir finden auch, daß die ernsten Publicisten des achtzehnten Jahrhunderts darüber ungefähr ähnlich denken, wie die junge Generation, die seit 1740 erwuchs, und daß erst die spätere Tendenz zu der Taktik gegriffen hat, jenen Zustand in lichteren Farben zu zeichnen, um daraus Anklagen zu schöpfen gegen die Gründer der preußischen Staatsmacht. Wir finden daher, daß es eine große Sache war, wenn inmitten dieser Hülflosigkeit und der kleinstaatlichen Zersetzung aus dem alten Stamm ein neuer Zweig hervorwuchs, wenn sich ein junger Staat erhob, der durch seine Verwaltung wie durch seine Kriegsmacht, durch seine innere Politik wie durch seine Diplomatie sich Geltung in der Welt schuf; wenn in diesem Staate ein Fürst erstand, der neuen Staatsmaximen und einer neuen Staatspraxis Bahn brach, der aus dem erstarrten Gehäuse des deutschen Lebens die lebensfähigen Keime, mochten sie ihm verwandt oder feindlich sein, zum frischen Wachsthum weckte, der durch seine Heldengröße der Nation, der er angehörte, ein seit lange verlorenes Selbstgefühl wiedergab, der durch sein Beispiel auch in späteren trüben Tagen die aufrichtende Wirkung zu einem neuen Leben übte, ja der den Gegner selber nöthigte, die ausgetretenen Geleise der überlieferten Politik zu verlassen und in bürgerlichen wie in kriegerischen Organisationen von dem Sieger zu lernen. Denn es ist Thatsache, daß nicht blos Preußen, sondern auch Oesterreich nach 1740 an Macht und an innerem Gedeihen wuchs — wenigstens so lange der Sporn des großen Gegners wirkte. Gewiß ist dieser Dualismus zweier Mächte im Reich nicht die vollkommenste und wünschenswertheste Gestaltung, allein sie ist immerhin besser als die träge Ohnmacht. Wir verhehlen es unsererseits nicht, daß uns, um mit Friedrich zu reden, „ein Augustus“ in ganz Deutschland das erwünschteste wäre, aber nicht nach Wünschen ist die Geschichte zu behandeln, sondern nach Thatsachen. Und da sind wir denn, nachdem der eine Augustus einmal verscherzt war, nicht im mindesten bedenklich, was das Bessere war: die Erstarrung des Reiches in seinen ausgelebten Formen, ein hispanisirtes Kaiserhaus, das sich der Nation entfremdet, Ohnmacht im Ganzen und kleinstaatliche Zerrüttung im Einzelnen — oder die an Kampf und Sturm, aber auch an Männern und Thaten reiche Zeit von 1740. Nicht einen Augenblick sind wir da im Zweifel, was eine hoffnungsreichere Zeit für Deutschland war, die des habsburgischen Leopold und der sächsischen Auguste, oder die Friedrich's und Maria Thereſiens.

Es wird auch Herrn Klopp nicht gelingen, diese Meinung, wo sie in der deutschen Nation besteht, von Grund aus zu erschüttern. Es mag ihm unerwünscht sein, daß ein preußischer Staat und ein preußisches Volk existirt, er mag sich darüber ärgern, wenn Friedrich den Ausdruck nation

prussienne braucht, er mag sagen, „das sei ein Unding heute wie damals," er mag ihm ein halb dutzendmal die nation prussienne verdrießlich aufmutzen (vgl. S. 99, 107, 142, 442, 444), die Thatsache bleibt darum doch bestehen, daß es einen Staat und ein Volk der Art giebt, heute wie damals. Ein Geschichtschreiber aber hat, nach unserer Meinung, die Thatsachen darzustellen und zu erklären, statt sich ärgerlich gegen sie aufzulehnen; ist es ihm unmöglich ein Factum unbefangen und ohne persönlichen Groll zu betrachten, dann sollte er die Hand ganz davon lassen.

Und wir behaupten, daß es Herrn Klopp von Anfang bis zu Ende seines Buchs auch nicht an einer einzigen Stelle gelungen ist, mit der unbefangenen Stimmung des Geschichtschreibers zu denken und zu urtheilen; wir hören überall den Aerger der Partei, nirgends die objective Ruhe. Wenn Friedrich die Zumuthung, sich für seinen Anspruch an Schlesien mit Geld abkaufen zu lassen, stolz zurückweist, so bemerkt höhnend Herr Klopp: „Friedrich hielt eine pathetische Rede." (S. 120) Wenn er auf dem Schlachtfeld siegreich ist, so eilt Herr Klopp flüchtig darüber hinweg und druckt eine harte Ordre des Königs ab, mit dem Bemerken: „wozu ist es nöthig, den Kriegshändeln nachzugehn? in welcher Weise Friedrich die Sache führte, deutet eine einzige Cabinetsordre an." (S. 121) Wenn uns die Zeitgenossen rühmen, wie Friedrich den Oderbruch urbar gemacht und aus sumpfigen Untiefen ein wohlangebautes Land geschaffen, so bemerkt Herr Klopp (S. 161), das sei allerdings seine „einzige Eroberung, die nicht besudelt war mit Blut und Fluch und dem Verderben der Unschuldigen," fügt aber diesem liebreichen Lob sofort die Klausel bei: nur dürfe man in diesen und andern Erwerbungen Friedrich's keine besondere Fürsorge für den Ackerbau erblicken. Wenn Dohm in seiner freimüthigen Weise die Mißstände von Friedrich's Verwaltung und Staatswirthschaft nicht verbirgt, so wird das verbotenus mitgetheilt, als Beweis, wie *selbst* ein Freund von Friedrich urtheile, wenn aber derselbe Dohm ein günstiges Urtheil von Albrecht Thaer „als eines der befugtesten Richter" mittheilt und es „gern zu seinem macht," (Dohm IV. S. 396, 397) so ist „diese Ansicht lediglich eine Vermuthung." (S. 161) Wenn Friedrich bisweilen mit seinen Geschwistern schmollt, so wird das wie ein fortwährender Familienkrieg geschildert, auch wohl gelegentlich angedeutet, das Zerwürfniß mit dem ältesten Bruder sei aus „Argwohn" Friedrich's entsprungen (S. 184). Und dieser Argwohn gegen den Thronfolger war ja, nach Herrn Klopp's interessanter Entdeckung traditionell im Hause der Hohenzollern! Wenn Friedrich rastlos und unermüdet seine Tagesarbeit dem Regierungsgeschäft widmet, so deutet Herr Klopp an, daß das im Grunde eine überflüssige Vielgeschäftigkeit war und daß es mit dem Recht jedes Unterthan

nen, sich beschwerend an ihn zu wenden, „oft mehr Schein als Wirklichkeit war." (S. 189) Wenn Friedrich das Gerichtswesen ordnete, alte Mißbräuche beseitigte, eine gemeinsame Gesetzgebung schaffen ließ und der Justiz eine freiere Stellung gab, als sie in den übrigen Staaten des Continents existirte, so hat zwar Herr Klopp das ernstliche Bedenken, daß „die Eile, das Drängen und Treiben" der Gründlichkeit der Sache nicht vortheilhaft war, indessen der „gute Wille, meint er, war immerhin anzuerkennen." Aber er erschrickt über dies Lob und fügt sogleich vorsichtig hinzu: „wenn nämlich der gute Wille nur das Wohl der Unterthanen im Auge hatte, und nicht auch einen Nebenzweck" (S. 189). Neben dem Allen nimmt es sich dann trefflich aus, wenn der Autor bisweilen das Bedürfniß fühlt (z. B. S. 146), zu versichern: „es ist nicht unsere Absicht, ihm zu nahe zu treten."

Nach diesen Proben dürfte, wer irgend unbefangen ist, ungefähr wissen, was er im Uebrigen von dem Buche des Herrn Klopp zu erwarten hat; indessen wir müssen doch die Geduld des Lesers weiter in Anspruch nehmen; denn der Verfasser leistet noch Größeres, als jene Proben erwarten lassen. Die Art, wie Herr Klopp die Ursachen des siebenjährigen Krieges schildert, dürfte selbst denjenigen überraschen, der die Ausdauer gehabt hat, die ganze Parteischrift bis dahin Wort für Wort durchzulesen. Natürlich ist es einzig und allein Friedrich, der den Krieg verschuldet hat. Maria Theresia dachte nicht daran, Schlesien wieder zu gewinnen; „nicht irgend welche Feindseligkeit" gegen den Preußenkönig war zu fürchten. „Wie sollte es auch, lautete die bündige Argumentation, es war ja bekannt, daß das Ziel der Kaiserin nur der Friede und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen war" (S. 217). Ganz gelegentlich wird wohl erwähnt, daß Kaunitz „am Hofe von Versailles den Gedanken zu verbreiten gesucht habe, daß die kleinen Mächte, wie namentlich Preußen und Sardinien, sich bemühten unter den großen den Saamen der Zwietracht auszustreuen, um bei Gelegenheit eines Krieges für sich zu gewinnen." Der Mann, der so unerbittlich mit Friedrich umspringt, weil er 1740 sich der Franzosen bediente, findet es nun ganz in der Ordnung, daß Oesterreich das Gleiche thut. Freilich war das Alles ganz harmlos; kein Mensch dachte an Krieg gegen Friedrich, höchstens war man mißgestimmt über die Uebergriffe, die sich die preußischen Werber erlaubten! Friedrich dagegen sann nur auf Krieg, er allein rüstete, Oesterreich nicht; der Vertrag von Westminster war in der Absicht geschlossen, ihm in Deutschland ganz freie Hand zu geben. Was nachher in Versailles zwischen Oesterreich und Frankreich ausgemacht ward, war „lediglich zur Vertheidigung; von einer Absicht des Angriffs war darin keine Spur." Und wenn wir fragen, was es denn war, was

den König zu der Tollheit bestimmen konnte, ohne Noth einen Krieg mit halb Europa zu provociren, da munkelt Herr Klopp von allerlei gefährlichen Absichten in einem Tone, wie wenn er noch mehr wüßte, als er sagen wollte, und verweist uns dann auf einen Aufsatz des Königs aus den Jahren 1775 oder 1776, den er um des bessern Effects willen „als Testament für den Nachfolger" einführt. *) In diesem Aufsatz wird auch von möglichen Vergrößerungen gesprochen und das sächsische Land als dasjenige bezeichnet, „was sich am besten dazu eignete, weil es den preußischen Staat arrondiren und ihm eine starke Barriere im Süden schaffen würde." Das zu erreichen sei freilich nicht leicht; doch scheint ihm der sicherste Weg der, Böhmen und Mähren zu erobern und sie dann gegen Sachsen zu vertauschen. Das ist die Stelle, die nach Herrn Klopp „ein helleres Licht" auf den siebenjährigen Krieg wirft (S. 234), die ihm mit als Beweis dient, daß Friedrich allein es war, der in Eroberungsabsichten den furchtbaren Krieg provocirt hat.

An eine Parteischrift hohe Ansprüche von historischer Unbefangenheit zu erheben, wird Niemanden einfallen; aber es giebt doch gewisse Regeln literarischer Decenz, die auch der verranntste Parteischriftsteller nicht ungestraft verletzen dürfte. Solch' ein Fall scheint uns hier vorzuliegen. Ein Autor, der sich vorsetzt die Gründe des siebenjährigen Krieges zu untersuchen, der aber von allen Umtrieben, die zehn Jahre lang spielten, kein Wort sagt, für den weder die russisch-österreichischen Einverständnisse seit dem Vertrage vom Mai 1746, noch die sächsischen Zwischenträgereien, noch die Jahre lang mit größter Geduld verfolgten Bemühungen des Wiener Hofes um ein französisches Bündniß vorhanden sind, der von Kaunitz' Thätigkeit in Paris, von den entscheidenden Berathungen in Wien (1753) und von der Bedeutung des dort erfolgten Ministerwechsels keine Silbe erwähnt, der den Vertrag von Westminster zu einer Kriegsdrohung umstempelt, dagegen von Friedrich's letzten Anfragen und Unterhandlungen in Wien und den Antworten der Kaiserin durchaus nichts weiß (wiewohl er dies Alles und noch mehr selbst bei Schriftstellern verwandter Richtung, wie Huschberg, hätte actenmäßig belegt finden können), ein solcher Autor bleibt selbst unter der Linie dessen, was man von jedem Pamphletisten fordern kann, und man hat nur die Wahl, ihm eine unbegrenzte Naivetät oder eine Geringschätzung seines Publicums zuzutrauen, die etwas von Effronterie an sich hat.

Es ist eine unbequeme Thatsache für Schriftsteller von dem Schlage des Herrn Klopp, daß sich im Lauf des Krieges immer mehr die ideale-

*) Es ist das Exposé du gouvernement prussien, in den Oeuvres de Frédéric IX. 183 ff. Die bezügliche Stelle ist S. 187.

ren Regungen der Nation dem bedrängten Helden zuwandten. Zunächst die religiösen Stimmungen der Protestanten, die in ihm ihre Sache vertreten sahen, dann hauptsächlich seit Roßbach auch die allgemeineren nationalen Sympathien. Friedrich selbst hatte ein Bewußtsein davon, oder wie Herr Klopp mißmuthig bemerkt (S. 242), er wußte auch diesem Kriege eine ideale Seite abzugewinnen. Aber unser Autor ist auch gleich bei der Hand, die Grundlosigkeit dieser Anschauung mit einem schlagenden Argumente darzuthun. Friedrich äußert einmal, daß ihn Predigten gründlich gelangweilt; also, schließt Herr Klopp mit zwingender Logik, konnte von einer religiösen Seite des Krieges keine Rede sein. Ja er enthüllt uns zugleich das ganze Geheimniß, wie solch' eine Mähr hat entstehen können; König Friedrich II. hat d'Argens dazu aufgestiftet, dem Publicum diese religiöse Seite des Kampfes plausibel zu machen, und das war dem Philosophen gut gelungen. Wir hatten freilich bisher gemeint, es sei mehr ein Verdienst der Gegner Friedrich's als das seinige, daß der Krieg diese Färbung erhielt. Die pfäffischen Hetzereien vor dem Kriege und während desselben, der Antheil, den Rom an dem Kampfe nahm, hat, dünkt uns, mehr dazu beigetragen als die schriftstellerischen Versuche des Marquis d'Argens. Auch Herr Klopp weiß ohne Zweifel, daß man in der Reichsarmee auf die Protestanten nicht zählen konnte, daß man im württembergischen und im baden-durlachschen Contingente offne Meutereien erlebte, die aus confessioneller Antipathie entsprangen, ja daß der Reichsoberfeldherr selbst einem französischen General eingestand: er könne nur auf die katholischen Truppen zählen. Oder wie eine in diesem Falle sehr unverdächtige Autorität, Graf Pergen an Cobenzl schreibt: Je ne saurais cependant exprimer à V. E., quel prejugé regne parmi le peuple protestant en faveur du Roy de Prusse. On dirait que c'est Leur Dieu. Und das Alles hatte der französische Marquis fertig gebracht!

Die nationalen Sympathien erwachten namentlich nach dem Schlage von Roßbach; hier war der französische Marquis nicht Schuld, aber es besteht seit hundert Jahren ein anderes Mißverständniß, das aufgeklärt zu haben Herrn Klopp's Verdienst ist. Man höre. Friedrich schlug die Franzosen nicht gern, ja er wollte sie gar nicht schlagen, sondern er lebte immer noch der Hoffnung, es werde ein Umschwung in der französischen Politik eintreten. Siehe darüber — so citirt Herr Klopp — seine Werke XXVII. 1. 310. Dort steht zwar davon nichts, sondern Friedrich schreibt: Puisque les Français sont si fiers, je les abandonne à leur sens pervers, et je suis à présent en pleine marche pour faire, entre ici et le mois de decembre, changer de face au destin .... Pour les Français, ils n'entendront pas nommer mon nom, et je compte cependant

de leur parler de telle manière par des actions, qu'ils regretteront, mais trop tard, leur impertinence et leur fierté. Doch wenn auch, er wollte sie wenigstens nicht arg schlagen. Denn Graf St. Germain rühmt es in einem Briefe an du Verney, daß eine energischere Verfolgung unterblieben; das sei, meint der eitle Franzose, gewiß mit Absicht geschehen, der König habe nur befohlen die Deutschen zu zermalmen, aber die Franzosen zu schonen. Da ist es denn doch sonnenklar, daß es mit Roßbach nichts auf sich hat und es vielmehr ein höchst wunderlicher Irrthum der Deutschen ist, Friedrich um eines Erfolges zu rühmen, den er in diesem Sinne nie gewollt hat.

Schade drum, wird mancher Leser denken. Erst hat man uns um den großen Friedrich gebracht, nun sind wir auch um Roßbach ärmer. Doch Herr Klopp ist auf Ersatz bedacht. Er hat dem Regensburger Notar Dr. April eine nachträgliche Verherrlichung zu Theil werden lassen und damit zugleich den Deutschen der Gegenwart gezeigt, wo ihre wahren Größen zu suchen sind. In bewegenden Worten schildert Herr Klopp unmittelbar, nachdem er Roßbach bereinigt (S. 252), die berühmte Scene: „was, Er Flegel will insinuiren?" Wie Plotho sich an dem würdigen Mann frevelhaft vergangen, wie aber zum Glück seine Bedienten „mehr Achtung vor Recht und Gesetz als ihr Herr hatten und zauderten, bis der Notar mit seinen Zeugen unverletzt die Stufen niederstieg, und sie dann erst ihm bis an die Thür folgten," das Alles schildert unser Autor mit dem Ernst, welcher der Sache entspricht, und knüpft daran den verwurfsvollen Ausruf: „und auch daraus hat man Ruhm gesogen für diesen Gesandten und für seinen König!" (S. 252.)

Auf die Zeitgenossen und das nachlebende Geschlecht hat diese Regensburger Tragödie freilich nicht den erschütternden Eindruck gemacht, wie anderes Gleichzeitige; sie fühlten sich mehr von Friedrich's Bedrängniß angezogen, als von dem Herzeleid des Dr. April. Ihnen imponirte am meisten die stoische Haltung des Mannes, den alle Schläge des Schicksals treffen, aber nicht beugen konnten. Sie erbauten sich an der Heldengröße eines Königs, dem seit Kolin Alles zu versagen schien, nur seine eigne Standhaftigkeit nicht. Für sie hatte dies Jahr 1757 einen unwiderstehlichen Reiz, von dem selbst Macaulay sagt, es lasse sich bezweifeln, ob sich in Hannibal's, Cäsar's oder Napoleon's Leben ein gleicher Zeitraum finde, der damit den Vergleich aushalte. Herr Klopp ist so glücklich, von diesem Enthusiasmus sich vollkommen frei zu fühlen. „Im Spätsommer 1757, sagt er, wird seine Lage immer gedrückter; er versucht Verse zu machen ... Und doch helfen diese Verse nur einen Augenblick; die Wirklichkeit dringt auf ihn ein und malt ihm die Zukunft dunkel und schwer." Herr Klopp vermuthet,

daß sich hier in Friedrich etwas von Gewissen regte. „War es, ruft er aus, nicht der innere nagende Vorwurf, daß lediglich er selbst die Schuld trage an dem unendlichen Jammer, der über ihn und um seinetwegen über die Millionen der Unschuldigen kam?" Warum, fragt Herr Klopp mit leisem Vorwurf, hat er sich damals nicht durch die Rückgabe von Schlesien mit dem Kaiserhause ausgesöhnt? „Das hätte den inneren Frieden, die Ruhe und Sicherheit von Deutschland neu befestigt." (S. 246, 247.)

Im Uebrigen läßt sich es Herr Klopp recht sauer werden, von diesem verwünschten siebenjährigen Kriege Alles abzustreifen, was ihm die Theilnahme und Bewunderung der Menschen zuwenden könnte. Findet er doch mit Bedauern (S. 286), wie das Vorurtheil über diesen Krieg so fest gewurzelt, „wir möchten sagen versteinert ist," daß es keine leichte Aufgabe ist, dasselbe zu erschüttern. Ein wesentliches Mittel ist ihm dabei, — wie wir schon oben andeuteten — die eigentlichen Ereignisse möglichst kurz abzumachen, aber sie um so ausführlicher zu glossiren; „wir bekümmern uns nicht," sagt er S. 253, „um die Anzahl der Regimenter und Kanonen, sondern um die moralischen Kräfte, die in dem Kriege thätig waren." Bei Roßbach haben wir eine Probe gehabt, mit welchem Erfolg diese „moralischen Kräfte" angewendet sind, um den Deutschen zu zeigen, daß ihre Bewunderung für die Glorie jenes Tages auf einem Mißverständniß beruht. Bei Leuthen wird uns nachgewiesen, daß eigentliche Begeisterung in dem Heere Friedrich's nicht vorhanden war, wiewohl gerade bei Leuthen dieser Beweis ein etwas schwieriges Stück Arbeit scheint. Doch das macht Herrn Klopp keine Mühe. Friedrich hat ja später im Jahre 1758 seine Soldaten Canone genannt und sich beklagt, daß die „Schurken so schändlich laufen" (S. 257); wie kann man also im Ernst von Begeisterung reden? Um den Eindruck der Tage von Roßbach und Leuthen vollends zu verwischen, ergeht sich Herr Klopp in einer ausführlichen Digression, die uns die Härten des Krieges, den schweren Druck, der auf Sachsen lastete, und die Unerbittlichkeit schildert, womit Friedrich die Mittel des Kampfes aufbrachte. Wenigstens auf die „wohldenkenden" Menschen hofft der Autor damit den Eindruck nicht zu verfehlen. Und zum Ueberfluß giebt er uns auch noch zu verstehen (S. 224), daß es mit Friedrich's Feldherrngröße im Ganzen ähnlich bestellt sei, wie mit allem Uebrigen.

Wir glauben einen hinlänglichen Beweis von Geduld gegeben zu haben, wenn wir den Lucubrationen des Herrn Klopp bis hierher Schritt für Schritt gefolgt sind. Aber Alles hat seine Grenzen, auch eine deutsche Geduld. Ein Pamphlet wie das von Macaulay läßt sich wenigstens lesen, denn es ist mit Geist und Malice geschrieben, aber diese geistlose Medi-

sance, die mit der Prätension auftritt, neue Entdeckungen zu bieten, und die nur an einzelnen Stellen durch den Exceß von Plattheit und Trivialität dem Leser eine Pause der Erheiterung bereitet, eine so lederne Mißhandlung der Geschichte, die fünfhundert Seiten lang den Leser mit Nergeleien und langweiligen Expectorationen füttert, um zu zeigen, daß der große Friedrich im Grunde ein kleiner war — das überschreitet die Grenzen des Erlaubten.

Ein dankbareres Thema, als der siebenjährige Krieg, für die Art von Kritik, wie sie Herr Klopp übt, war ohne Zweifel die Theilung Polens oder die Geschichte der späteren Verwaltung nach 1763. Wir können aber nicht finden, daß er diese Materien mit besserem Erfolg als die früheren für seinen Zweck ausgebeutet hat. Was gegen die Härten der späteren Verwaltung, gegen Regie und Monopolien gesagt wird, geht im Ganzen nicht über das hinaus, was sich schon bei Dohm und bei Mirabeau findet, nur natürlich wie im Früheren Schatten ohne Licht. Alles, was Herr Klopp dem großen König einräumt, ist die gute Absicht, seinem Lande wieder aufzuhelfen (S. 312); dann wiederholen sich die gleichen Vorwürfe, er habe für den Ackerbau nichts gethan, nur für die Fabriken Sinn gehabt.

Die Verwickelung des bayrischen Erbfolgekriegs wird zu einem heftigen Ausfall gegen Friedrich benutzt, weil er die Einmischung Rußlands in die deutschen Angelegenheiten provocirt habe. Wir haben keinen Anlaß, Friedrich darum zu loben und eine andere Meinung zu bekennen, als die, welche wir früher einmal über dies Verhältniß aussprachen,*) aber wir verlangen, daß man mit gleichem Maaße messe. Wo war denn Herrn Klopp's moralische Entrüstung, als Oesterreich 1756 die Russen in's Reich zog und Deutschland damit die Gefahr bereitete, wie die Franzosen am Rhein, die Schweden in Pommern, so die Russen in Ostpreußen als bleibende Nachbarn zu behalten — eine Gefahr, vor der uns einzig und allein Friedrich gerettet hat? Allein daß gegen Oesterreich ein Vorwurf laut werde, erlaubt die Tendenz der Schrift nicht. Während gegen Friedrich die doppelte Anklage erhoben wird, Deutschland erst den Franzosen, dann den Russen preisgegeben zu haben, erndtet der Schöpfer der Versailler Allianz, Fürst Kaunitz, das Lob, „die wahrhaft national deutsche Politik" vertreten zu haben. Während Friedrich durch den Angriff auf Schlesien einen ungeheuren Frevel gegen Deutschland beging, trifft Oesterreich dafür kein Vorwurf, daß es um Schlesien wieder zu bekommen, alle Erbfeinde Deutschlands im Westen, Norden und Osten ihm auf den Leib hetzte;

*) Deutsche Gesch. I. 155 zweite Aufl.

Oesterreich „schützte den Rechtszustand im Reiche“ (S. 294, 345). Wenn Friedrich das russische Bündniß suchte und zu erhalten strebte, so wird er darum geschmäht und von ihm gesagt „er sei in demüthig flehender Stellung vor der Zarin bis an sein Lebensende beharrt“ (S. 383); wenn aber Oesterreich, zum eigenen Verderben, ein russisches Bündniß schließt, so ist das eine ganz natürliche, wohl motivirte Politik (S. 376, 377). „Friedrich hielt sich an Rußland und brachte durch dieses Bündniß neue Schwächung und Entwürdigung über das deutsche Reich. Abermals überspannte er den Bogen. Dieser brach. Rasch faßte Oesterreich dahin, und auch diese langjährige Gönnerin wandte ihr Angesicht von dem Preußenkönige ab.“

Mit diesem historischen Maaßstab gemessen ist natürlich Friedrich's Verdienst als Gesetzgeber von sehr zweifelhaftem Werth; dem „versteinerten“ Vorurtheile, daß er tolerant gewesen, sucht Herr Klopp nach Kräften zu begegnen, und daß er von Grund seines Wesens kein Deutscher war, wird mit den bekannten Stellen aus seinen Schriften bewiesen. Er hat ja die Karschin nicht unterstützt, er hat an der Nibelungen-Ausgabe von Müller kein Gefallen gehabt, er hat einen an Mißverständnissen und Irrthümern reichen Aufsatz über deutsche Literatur geschrieben, damit ist natürlich der Beweis geliefert, daß er keinen Sinn für das Leben der Nation hatte, welcher er angehörte. Ja schlimmer als das, sein ganzer Briefwechsel mit den Franzosen enthält nach Herrn Klopp von Anfang bis zu Ende nur die eine Entschuldigung: „daß er nur ein Deutscher, nur einer von jenen Menschen sei, denen der Pater Bouhours mit vollem Recht den esprit abspreche.“ Nun schreibt zwar Friedrich unter Anderem auch an Voltaire: „den Deutschen fehle zwar die liebenswürdige Lebhaftigkeit der Franzosen, aber dafür besäßen sie gesunden Sinn, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit“ (Oeuvres XXI. 19), aber wozu das anführen? Oder er schreibt ein andermal an Voltaire (XXI. 78): „der Fehler der Deutschen ist nicht Mangel an Geist; ihnen ist der gesunde Sinn als Erbtheil zugefallen, ihr Charakter nähert sie mehr den Engländern. Die Deutschen sind arbeitsam und tief, und wenn sie einmal einen Stoff ergriffen haben, sind sie seiner Meister. Ihre Bücher sind nur von erdrückender Weitschweifigkeit. Könnte man sie von ihrer Schwerfälligkeit heilen und sie mit den Grazien vertrauter machen, so zweifle ich nicht, würde auch mein Volk große Männer hervorbringen.“ Oder er schreibt an Darget (XX. 47): „Das Phlegma unserer guten Deutschen ist, was man auch sagen mag, umgänglicher als die Petulanz eurer Schöngeister. Es ist wahr, wir sind schwerfällig, aber wir haben gesunden Sinn; und wenn Sie einen Freund wählen müßten, wo würden Sie ihn suchen? Euer Geist (esprit) ist eine Schminke, welche die Häßlichkeit der Gesichtszüge verbirgt; der gesunde Sinn ist we-

niger glänzend, führt aber eher zur Tüchtigkeit (vertu)." Oder er äußert noch in seinen späteren Tagen (1776): „Ich bin alt und die Frivolitäten stehen mir nicht mehr an. Ich liebe das Solide, und wenn ich wieder jung werden könnte, würde ich mich von den Franzosen scheiden lassen (je ferais divorce), um mich auf die Seite der Engländer und Deutschen zu stellen."

Wir sollten denken, solche und ähnliche Stellen sollten doch nicht unerwähnt bleiben, wenn es sich um das Verhältniß Friedrich's zu seiner Nation und zu den fremden handelt. Aber freilich solche Stellen passen nicht zu dem Zerrbild des Herrn Klopp, drum läßt er sie lieber weg.

Doch für Herrn Klopp sind keine Helden geboren. Er schließt sein Libell, wie er es beginnt. Von Friedrich's letzten Tagen weiß er nichts zu berichten, als daß derselbe unmäßig war im Essen. Als Tiberius hat er ihn schon geschildert; „nun entwickelte er in sich etwas von der Art des Vitellius" (S. 480). „Das Letzte, wofür Friedrich II. Interesse an den Tag gelegt hat, ist sein Hund. Der Hund ist vom Stuhle gesprungen; der König läßt ihn wieder aufnehmen und mit Kissen bedecken. Seine eigene Stunde ist gekommen, die von Vielen längst erwartete. Um ihn sind der Arzt und zwei Kammerdiener. Sie drücken ihm die Augen zu."

Dieser Schluß ist des Ganzen würdig. Wir haben dem nichts hinzuzufügen, als allenfalls das alte Wort: Richter darf der Geschichtschreiber sein, aber niemals Henker. Ne quid nimis, ist ein Spruch, den sich auch Parteischriftsteller merken sollten. Herr Klopp hat vor nicht langer Zeit sich bemüht, in einer Abhandlung die Männer des Restitutionsedicts und namentlich Tilly etwas blanker zu putzen, so wie der von ihm als Autorität belobte Hurter es mit Ferdinand II. versucht; sind das vielleicht die neuen nationalen Größen, zu deren Verherrlichung Friedrich II. abgeschlachtet werden muß? Doch es wird keine Noth haben; jenes „versteinerte" Vorurtheil, das sich statt Ferdinand's den großen Friedrich zum Helden erwählt, mag Herrn Klopp's Bemühungen wohl überdauern und Deutschland wird um keine seiner Größen ärmer, höchstens um ein mittelmäßiges Libell reicher sein.

Ein Project zur Säculariſation des Kirchenſtaates im vierzehnten Jahrhundert.

Das geſteigerte Intereſſe, welches in unſeren Tagen die römiſche Frage in Gemeinſamkeit mit der italieniſchen, deren Gipfelpunkt ſie iſt, gewonnen hat, iſt die Veranlaſſung geweſen, daß man auf die früher verſuchten Löſungen derſelben vielfach wieder zurückgeblickt, manches ſchon vergeſſene Project alter Zeit wieder in Erinnerung gebracht hat. In Italien vorzüglich iſt man darin ſehr eifrig geweſen und hat ſich Bundes- und Geſinnungsgenoſſen aus allen Jahrhunderten von Crescentius bis zu Aldini und Napoleon I. zuſammengeſucht; die neueren Löſungen der Frage, die hier und dort verſucht worden ſind, treffen oft in den wichtigſten Punkten mit älteren ſchon dageweſenen Projecten zuſammen, ſei es, daß man wirklich auf jene zurückging, ſei es, daß die ſich ſo ziemlich gleich gebliebene Natur der zu hebenden Uebelſtände in verſchiedenen Zeiten auch wieder auf dieſelben Mittel führen mußte oder konnte. Zu einer geſchichtlichen Zuſammenſtellung aller jemals gefaßten Projecte, welche auf die Abſtellung der weltlichen Macht der Kirche zielten, iſt es unſeres Wiſſens doch nicht gekommen, obgleich die Aufgabe wohl ſich zu lohnen verſpräche; manche ganz intereſſante Pläne ſind wohl auch noch gar nicht bei dieſer Gelegenheit wieder an's Licht geſtellt worden.

Zu dieſen gehört denn auch ein Actenſtück, welches, aus einer wenig allgemein bekannten Zeit ſtammend und in einer dickleibigen lateiniſchen Urkundenſammlung verſteckt, doch auch verdienen mag, einmal erwähnt zu werden; nicht als ob man daraus Winke für die endliche Regelung der römiſchen Verhältniſſe ziehen ſollte; aber weil das Project, als von einem Pabſte ſelbſt ausgehend, zeigen kann, wie radical man doch vor nun ſchon vierhundert Jahren über die Frage des Kirchenſtaates denken konnte, wenn die Zeitverhältniſſe — und das Intereſſe es zu erfordern ſchienen. Nur einige Worte mag es erlaubt ſein zur Orientirung über die einſchlagenden Punkte aus der Zeitgeſchichte vorauszuſchicken.

Im Jahre 1377 war das »babyloniſche Exil« der römiſchen Curie zu Ende gegangen, nachdem an die ſiebzig Jahre lang die Päbſte in Avignon reſidirt hatten; es war die trübe Zeit geweſen, in welcher ſie ihre demüthigende Stellung als Caplane der Krone Frankreich nur mühſam durch um ſo maaßloſere univerſalmonarchiſche Prätenſionen gegen alle übrigen Mächte zu verdecken geſucht hatten, während zu gleicher Zeit ihre Oberherrlichkeit in Italien mehr und mehr zur bloßen Formel herabſchwand. Dennoch hatten ſich dort die Verhältniſſe in der Art geſtaltet, daß namentlich von Seiten der Stadt Rom die Rückkehr der Päbſte ſchon lange auf's Dringendſte gewünſcht wurde; ihre Bitten hatten ſchon im Jahre 1367 Pabſt Urban V. bewogen, nach Italien zurückzukehren; aber ſchon nach drei Jahren hatte er ſich wieder nach Avignon gewandt. Mit ſeinem Abzug begannen die alten ſtädtiſchen Wirren von Neuem; der Adel war aus der Stadt und aus der Theilnahme am Regiment verdrängt, aber die bürgerlichen Elemente kamen doch mit ihrer volksthümlichen Verfaſſung, mit Ban-

dereſi, Conſervatoren und Senator nimmermehr zur Ruhe; zudem mußten ſie empfinden, daß die Dependenzen Roms, der weltliche Beſitz der Kirche, mehr und mehr ihren Feinden in die Hände fiel; kaum daß Rom noch mit Hülfe ſeiner Milizen und angeworbener Söldner die nächſten Provinzen, die Campagna und die Marittima, behauptete; in die übrigen ſtanden die Visconti von Mailand, die Florentiner und andere benachbarte Machthaber im Begriff ſich zu theilen, und — den anarchiſchen Zuſtand zu vergrößern — wetteiferten die mächtigen, jetzt jedes Zügels ledigen Barone mit vagirenden deutſchen, engliſchen und italieniſchen Condottieren, um die unglücklichen Landſchaften mit allen Gräueln heimzuſuchen. Unter dieſen Umſtänden mochte es als ein Glück erſcheinen, als am 17. Januar 1377 Pabſt Gregor XI. ſeinen feierlichen Einzug in Rom hielt, um der Stadt und dem Lande den Vortheil dauernder päbſtlicher Reſidenz zurückzugeben.

Aber es ſtand ſchlimm mit der Kirche in dieſer Zeit. Von einer Krankheit geheilt, verfiel ſie alsbald in eine andere. Auf das babyloniſche Exil folgte das Schisma. Gregor XI. ſtarb ſchon ein Jahr nach ſeiner Rückkehr (März 1378); das Conclave für die Neuwahl aber ward in drohendſter Haltung von den Römern bewacht, man verlangte auf's Entſchiedenſte die Wahl eines italieniſchen Pabſtes. Auf dieſe Weiſe wurde, nach ſeltſamen Irrungen und Mißverſtändniſſen, aber unzweifelhaft kanoniſch rechtmäßig Bartolomeo von Prignano, Erzbiſchof von Bari, als Urban VI. auf den Stuhl Petri erhoben. Nun geſchah es, daß dieſer, ein herriſcher Mann und entſchloſſen, ſich von allem franzöſiſchen Einfluß zu befreien, bald mit den franzöſiſchen Cardinälen, die ihn mitgewählt hatten, in Zerwürfniſſe gerieth; nicht lange, ſo entfernten ſie ſich von ſeinem Hofe und widerriefen die Wahl Urban's als von den Römern erzwungen; von der Königin Johanna I. von Neapel begünſtigt, begaben ſie ſich nach Fondi und wählten dort den Cardinal Robert von Genf aus dem Hauſe Savoyen als Clemens VII. zum Gegenpabſt (Sept. 1378). Hiermit beginnt das große Schisma, das Doppelpabſtthum, dem dann erſt durch das Conſtanzer Concil ein Ende gemacht wurde. Clemens VII. begab ſich bald nach Avignon und ſetzte dort die Reihe der franzöſiſchen Päbſte fort, während Urban VI. ſich in Italien behauptete; aber noch in die Zeit vor ſeiner Abreiſe nach Frankreich, während er noch im Gebiete der ihn als Pabſt anerkennenden Königin Johanna von Neapel verweilte, gehört das Actenſtück, zu deſſen Erläuterung wir dieſe kurze Vorbemerkung für nöthig hielten.

Wie erwähnt, waren es die franzöſiſchen Cardinäle geweſen, denen vornehmlich Clemens VII. ſeine Wahl verdankte; der Anſchluß an das franzöſiſche Intereſſe war natürlich Bedingung und Folge derſelben geweſen, auch Neapel, welches ihm zunächſt Schutz und Anerkennung gewährte, ſtand mit ſeinem Angiovinſchen Königshauſe in engſter Verbindung mit Frankreich. Es iſt nun nicht völlig erſichtlich, welche Schritte der neue Pabſt that, um ſich der wirkſamen Hülfe Frankreichs nicht nur zur Behauptung ſeiner Würde, ſondern auch, was ſchwieriger war, zur Verdrängung ſeines Gegners zu verſichern, welcher indeß ſich in Rom feſtſetzte und ſich mit einem Collegium neucreirter Cardinäle umgab. Der gleichzeitige Biograph Clemens' VII. weiß nur zu erzählen, daß

er bald nach seiner Wahl Legaten an die mächtigsten europäischen Potentaten schickte, um sich ihre Anerkennung zu gewinnen, darunter auch den Bischof von Palestrina, Johannes de Crosso, an den französischen Hof. Dieser nun mag es gewesen sein, der im Auftrage des Gegenpabstes dort die Verabredungen traf, deren Resultat wir in dem nun zu besprechenden Document erblicken.

Am 17. April 1379 nämlich stellte Clemens VII. in einem kleinen Orte in der Diöcese Gaeta, wo er sich damals aufhielt, ein Actenstück aus, das sich durch seine Ueberschrift ankündigt als die Gründungsurkunde des „Königreichs Adria;" der Inhalt aber des weitschichtigen, bis in's Unendliche verclausulirten Documentes ist im Wesentlichen dieser. Der Pabst geht davon aus, daß in den letztvergangenen Zeiten die Besitzungen der Kirche in Italien durch den häufigen Wechsel der Herrschaft, durch das Drängen äußerer und innerer Feinde auf's Kläglichste herunter gekommen, er selbst aber, „mit der Regierung des Erdkreises beschäftigt," zur Reformation dieser Uebelstände zu schreiten nicht in der Lage sei. Deshalb errichtet er aus den gesammten Staaten der Kirche von Ravenna und Bologna bis nach Umbrien und dem Herzogthum Spoleto ein eigenes Königreich, des Namens Adria, und belehnt mit demselben den Herzog Ludwig von Anjou, von der französischen Linie des Hauses, für sich und seine Nachkommen als erbliche Könige und Lehnsträger des heiligen Stuhles; der unmittelbaren Herrschaft des Pabstes dagegen wird einmal die Stadt Rom mit ihrem Territorium und sodann die nächstgelegenen Provinzen, die Campagna, Marittima, Sabina und das Patrimonium Petri in Tuscien (d. h. die Provinz auf dem rechten Ufer des Tiber mit Sutri, Corneto, Viterbo als Hauptpunkten) vorbehalten; als Tribut zahlt der neue König an die apostolische Kammer jährlich die Summe von 40,000 Goldgulden, außerdem jedes dritte Jahr einen weißen Zelter für den Pabst zur Anerkennung der Oberhoheit. Dies die Hauptpunkte des Projects. Von den weiteren Einzelnheiten heben wir nur einige der wichtigsten hervor. Vor Allem die Hauptsache war, daß das Object der Verleihung sich noch in feindlichen Händen befand; der Prätendent des Königreichs Adria übernimmt daher die Verpflichtung, spätestens binnen zwei Jahren seinen Kriegszug zur Eroberung desselben anzutreten; es versteht sich, daß der Pabst eben bei dieser Gelegenheit auch erst in Besitz von Rom und den reservirten Provinzen zu gelangen gedenkt. Dem Prinzen Ludwig von Anjou wird das neue Königreich verliehen zu untheilbarer Vererbung in seiner legitimen Descendenz, so daß bei Abgang männlicher Erben auch die weibliche Linie regierungsfähig ist; wenn der König ganz ohne Erben stirbt, darf er einen Prinzen des königlichen Hauses in Frankreich zum Nachfolger ernennen; eine ganze Reihe anderer Bestimmungen regelt die näheren Verhältnisse der Erbfolge, sowie diejenigen Fälle, in welchen das Königreich als an die Oberlehnsherrlichkeit der Kirche zurückfallend betrachtet wird. Vorzügliches Gewicht wird darauf gelegt, daß in keinem Falle der Besitz des päbstlichen Lehnsreiches in Eine Hand mit der Lombardei oder mit der deutschen Königskrone zusammenfallen darf; für die Eventualität, daß der zeitweilige König von Adria von den Kurfürsten zum römischen König erwählt werden, oder auf irgend welche Weise in Besitz der Lombardei gelangen sollte, hat er alsbald, wofern er das Andere anzuneh-

men ſich entſchließt, dem Königreich zu entſagen, und es tritt die Erbfolge des Nächſtberechtigten ein; ebenſo darf eine zur Erbſchaft des Königreichs gelangte Frau ſich nicht mit dem deutſchen König oder mit dem Beherrſcher der Lombardei vermählen, ohne dadurch ihr Anrecht aufzugeben; „denn es iſt unſere Abſicht, daß zu keiner Zeit das Königreich Adria dem deutſch-römiſchen Königthum oder der Lombardei unterworfen oder mit einem derſelben in einer Perſon vereinigt werde.“ Das gleiche Verhältniß tritt ein in Bezug auf das ebenfalls als Lehn der Kirche angeſehene Königreich Neapel; die beiden päbſtlichen Lehnsſtaaten dürfen niemals in einer Hand vereinigt werden; etwaige Streitigkeiten zwiſchen ihnen ſchlichtet der Pabſt als „dominus Regum.“ Eine ganze Anzahl von Verordnungen betrifft natürlich die Stellung der Kirche in dem neuen Königreich, und es verſteht ſich, daß das Project, von einem Pabſte, unter welchen Umſtänden immer, entworfen, in dieſer Beziehung das Bild eines Muſterſtaates für »die Freiheit der Kirche« zu verwirklichen ſich beſtrebt. Alsbald nach der Beſitzergreifung des Königreichs wird mit Hülfe einer päbſtlichen Commiſſion eine umfaſſende Reſtitution aller jetzt uſurpirten geiſtlichen Güter veranſtaltet, und die wieder eingeſetzten geiſtlichen Beſitzer ſtehen für dieſelben, auch wenn es Burgen, Städte oder Jurisdictionen ſind, in keinerlei Lehnsverband zu dem König. Natürlich, ferner, ſind alle kirchlichen Perſonen und Sachen von jeder Art von Abgaben völlig frei, und auf die geiſtlichen Beſetzungen ſteht dem König keinerlei Einfluß zu; die geiſtlichen Gerichte und die Appellationen nach Rom werden in voller Integrität gehandhabt, und kein Kleriker darf, auch in Civil- und Criminalſachen, vor den weltlichen Richter gezogen werden; wenn der Pabſt mit der Curie in einer der Städte des Königreichs zeitweilig reſidiren will, ſo ſteht ihm dies mit allen althergebrachten Vergünſtigungen und Immunitäten frei.

Genug jedoch; der Charakter des Ganzen erhellt aus den angeführten Bruchſtücken hinreichend. Für Clemens VII. kam es darauf an, einen Parteigänger zu finden, der um den Preis jener Landſchaften den Kampf mit Urban VI. und ſeinem Anhang wagte; er beſaß thatſächlich weder das verſprochene Königreich, noch das Patrimonium und Rom, aber er mochte hoffen, indem er jenes als Preis ſtellte, doch wenigſtens in den Beſitz dieſer zu kommen; alle näheren Bedingungen aber ſind im Einzelnen die möglich engſten Reſtrictionen der Schenkung; es wird in ihnen dafür geſorgt, daß die königliche Macht, wenn ſie ſich an jene hielt, nur ein Schattenbild werden konnte; die mannichfaltigſten Chancen, in denen der Heimfall an die Kirche ſtattzufinden hätte, ſind ſtipulirt, und zwar ſo, daß man ſie nach Belieben mit Leichtigkeit herbeiführen konnte. Auf der andern Seite mochte der Fürſt, welcher die precäre Verleihung annahm, ſich wohl vorſtellen können, daß, einmal im Beſitz des Königreichs, er über die in dem urſprünglichen Vertrag enthaltenen Beſchränkungen thatſächlich leicht hinwegkommen würde; auch Neapel war ein Lehen des heiligen Stuhles und ſtand doch unter ſeinen Angiovinischen Königen in ziemlicher Selbſtändigkeit da; die franzöſiſche Politik konnte hoffen, das Pabſtthum, auch wenn es ſeinen Sitz wieder in Italien nähme, durch die beiden in der Hand franzöſiſcher Prinzen vereinigten Königreiche, nicht minder eng zu umgarnen und in franzöſiſcher Dienſt-

barkeit zu halten, als es bisher in Avignon der Fall gewesen war. Wie dem aber sei: immer bleibt es eine bemerkenswerthe Thatsache, wenn schon damals ein Pabst dem Gedanken zugänglich war, die unmittelbare weltliche Herrschaft der Kirche auf die genannten Provinzen zu beschränken: die von ihm reservirten Landschaften entsprechen ungefähr dem, was in diesem Augenblick noch die französischen Waffen für den jetzigen Nachfolger Petri behaupten; für das Verhältniß der übrigen Provinzen könnte man die Idee des piemontesischen Vicariats zum Vergleich herbeiziehen, und mag sich danach vorstellen, wie etwa ein solches Vicariat hätte beschaffen sein müssen, um den Beifall Roms zu finden. Man könnte wohl einwerfen, daß das ganze Project überhaupt nicht das eines Pabstes sei; denn die Kirche hat seitdem jene französischen Gegenpäbste aus ihrem Kreise verbannt, und ein anderer echter Clemens VII. ward 1523 mit der Tiara bekleidet; aber es bleibt doch nichts desto weniger gewiß, daß jener bis zu seinem Tode (1394) außer von Frankreich, auch von Savoyen, Spanien, Schottland und Navarra als legitimer Pabst anerkannt worden ist.

Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß das Project weder je zur Ausführung gekommen, noch auch etwas direct auf dieselbe Zielendes unternommen worden ist. Jener Ludwig von Anjou ward im folgenden Jahre (1380) von der Königin Johanna von Neapel adoptirt, und bekam damit das Anrecht auf die Krone Neapel; damit fiel schon nach dem oben erwähnten Paragraphen seine Fähigkeit, auch das andere päbstliche Lehnsreich zu erwerben. Als er dann im Jahre 1382 mit Heeresmacht in Italien erschien, um gegen Karl von Durazzo, der indeß, von Urban VI. belehnt, Neapel erobert und die Königin Johanna hatte ermorden lassen, sein Recht zu behaupten, wurde er wohl von Clemens VII. zum Generalcapitän der Kirche ernannt, aber von dem Königreiche Adria war fortan nicht mehr die Rede. —

Zur Eröffnung des österreichischen Reichsrathes.

Aus Oesterreich, Anfang April.

Die Tage des Wählens und Stimmens liegen endlich hinter uns. Die Gemeindeverwaltungen sind überall erneuert, die Landtage eröffnet, der Reichsrath einberufen. Wer die Menschenströme, die sich selbst in kleineren und entlegenen Orten zur Wahlurne drängten, beobachtete, die allgemeine Theilnahme an dem Wahlgeschäfte, das feste Zusammenschließen der Einzelnen zu Parteien, die nachhaltigen Kämpfe der letzteren sah, der mußte uns das Zeugniß geben, daß wir reif seien für die Formen des constitutionellen Lebens, und konnte nicht anders als hoffnungsvoll auf den Zusammentritt unserer Vertreter und ihr Wirken blicken. So rosig sehen aber leider nur die Fernstehenden die Lage der Dinge an. Die Betheiligten leugnen nicht, daß, wenn sie mit einer gewissen Energie ihre Wählerpflicht erfüllten, diese die Energie der Verzweiflung war, hervorgegangen aus der Ueberzeugung, daß für Oesterreichs Schicksal die entscheidende Stunde gekommen sei; vollends die Gewählten bekennen offen, daß

sie ohne Glauben und ohne ein festes Urtheil, unklar über ihr politisches Ziel und ungewiß in Bezug auf Mittel und Wege ihre Mission antreten. Die Deputirten werden nicht stumm bleiben, wenn es gilt, Localinteressen zu vertreten und örtliche Wünsche zu befriedigen, sie werden auch, was den einzelnen Kreisen und Provinzen frommt, richtig erkennen, in der Hauptsache jedoch, welche Form die Verfassung des Gesammtstaates annehmen, welcher Art das gemeinsame Band sein soll, das die einzelnen Länder vereinigt, hat keine einzige politische Persönlichkeit eine klare Anschauung, keine einzige Partei ein fertiges Programm.

Alle fühlen, daß der Feststellung der Verfassung die Verständigung mit Ungarn vorangehen müsse, aber auch in dieser Beziehung begnügen sie sich damit, die Frage aufzuwerfen, wie Ungarn in seinen Ansprüchen befriedigt werden könne, ohne Oesterreichs Untergang herbeizuführen, — die Entscheidung überlassen sie dem blinden Zufalle, einem äußeren Willen, der dicht verschleierten Zukunft.

Wäre die Lage nicht so verzweifelt ernst, man müßte wohl lachen über das seltsame Ende der Schwarzenbergischen Großstaatspläne. Wenige Jahre sind verflossen seit den prahlerischen Proclamationen von Oesterreichs unwiderstehlicher Anziehungskraft, der selbst Mitteleuropa keine Grenze biete, von der unwiderruflichen Vollendung des inneren politischen Baues — und jetzt? Die ruthenischen Bauern allein sind in ihrem Glauben an des Kaisers Macht unerschütterlich, jener gerühmte stolze Bau aber erweist sich als ein Haufen formloser Steine, über deren brauchbare Verwendung erhebliche Zweifel laut werden. Die gefährliche Wendung im Schicksale Oesterreichs hat Niemanden überrascht, in der Blüthezeit Bach'scher Herrschaft zahlreiche Propheten gefunden; und auch daß das Verhängniß über Oesterreich von der ungarischen Seite einbrechen werde, wurde von allen Kundigen seit Jahren vorhergesehen. An Ungarn wird Bach's System scheitern, das war der Trostspruch, den wir uns zuriefen, wenn eine neue Gewaltthat des Ministeriums ruchbar, ein neuer, Recht und Vernunft spottender, Cabinetsbefehl in den Abgrund des Reichsgesetzblattes geworfen wurde. Die Macht der Regierung stützte sich auf nichts als auf Corruption. Gerade dieser aber war Ungarn am wenigsten zugänglich. Hier gab es kein gebildetes Proletariat, bereit, gegen mäßigen Entgelt und verächtliche Behandlung den Beamtenrock anzuziehen und Polizeidienste zu verrichten, kein feiges Bürgerthum, das für die Gewährung bequemer Ruhe alles Andere in den Kauf gab, keinen verkommenen Adel, welchem die Beförderung jüngerer Söhne in den Reihen der Armee als höchstes Ziel vorschwebte, wie in den anderen Provinzen. Aus den eingeborenen Ungarn gab sich Niemand zum Zuchtmeister und Kanzleidiener her, und die aus der Fremde Berufenen erwiesen sich als unfähig. In Ungarn war die Regierung zu einer Zeit bereits machtlos, und ihre Herrschaft, ihre Gesetze, ihre ganze Wirksamkeit illusorisch, wo sie in den übrigen Ländern sich noch der größten Machtfülle erfreute. Hier mußte nothwendig, sobald die Verwundbarkeit der Regierung dargethan war, der erste Angriff auf dieselbe erfolgen. Daß derselbe so heftig ausfiel und in so kurzer Frist alle Positionen gewann, auch das hat das Wiener Cabinet verschuldet. Welche Wandlungen haben wir nicht

seit Solferino durchgemacht, wie viele Programme, Manifeste und Diplome nicht schon begraben! Stets ließ das Ministerium merken, daß bittere Noth es Concessionen zugänglich mache: niemals besaß es aber den Muth, diese Zugeständnisse gleich in ihrem vollen Umfange zu gewähren. Mit sichtlichem Widerwillen, tropfenweise und mit dem schlechtverhehlten Vorbehalte, bei nächster Gelegenheit sie, wenn nicht zu widerrufen, doch unwirksam zu machen, gab es dieselben immer zu spät, immer erst in dem Augenblicke, wo die Erwartungen des Volkes höher gestiegen waren und die Ueberzeugung sich verbreitet hatte, man müsse die Regierung nur drängen und ängstigen, um ihr noch mehr und Größeres abzupressen. Sie hat in den letzten zwei Jahren nur Geringschätzung und Mißtrauen geerndtet und sieht in dem Augenblicke, wo sie den Eintritt des Staates in die Bahnen des Constitutionalismus proclamirt, das Dasein desselben ernstlich in Frage gestellt. Denn dieses: Soll Oesterreich als Großstaat bestehen oder nicht? keineswegs aber, ob Personal- oder Realunion? das ist es, was gegenwärtig entschieden werden muß, wenn auch nicht geleugnet wird, daß zunächst nur die Form und das Verhältniß Ungarns zu den übrigen Kronländern zur Sprache kommt, alle Parteien ihre letzten Ziele geheimhalten und scheinbar an dem Glauben festhalten, daß die Grundlagen der österreichischen Macht durch ihre Bestrebungen nicht verwirkt werden.

Was wollen die Magyaren in Ungarn? Angeblich nur ihre uralte Verfassung und ihre verbrieften Rechte wiederherstellen. Wir zweifeln nicht, daß die adeligen Bauern, die politisch ungebildeten Landedelleute im Herzen des Magyarenlandes und einzelne privilegiensüchtige Magnaten ernstlich und ehrlich diesen Wunsch hegen: nicht minder gewiß ist es aber auch, daß gerade die Tonangeber in der gegenwärtigen Bewegung von der Unmöglichkeit der Wiederbelebung der alten Zustände überzeugt sind. Diese Ueberzeugung rührt nicht erst von heute und gestern her, — seit einem Menschenalter durchdringt sie die politischen Köpfe Ungarns und bildet sie den Ausgangspunkt aller öffentlichen Kämpfe. Als die kaiserlichen Truppen unter Haynau das Land wieder besetzten, da fanden sie nicht mehr die alte Verfassung vor; nicht gegen diese letztere wurde das österreichische Beamtenheer von Bach in Bewegung gesetzt, sondern gegen die auf dem Landtage 1848 festgestellte, durchaus verschiedene Constitution, welche das früher übliche Municipalregiment beseitigt und das moderne Repräsentativsystem eingeführt hatte. Mag in Ungarn noch so viel von historischen Rechten gesprochen werden, — und unleugbar verschafft die stetige Versicherung streng conservativer Gesinnungen den Magyaren viele Freunde auch in solchen Kreisen, welche allen Anklängen an das Revolutionsjahr abhold sind: — in Wahrheit handelt es sich nur um die Wiederherstellung der Verfassung vom Jahre 1848. In Tagen geschaffen, wo nichts frei, nichts kühn und ideal genug erschien, hatte die ungarische Verfassung von den meisten Märzverfassungen Alles in Betracht genommen, nur nicht die Möglichkeit praktischer Durchführung. Sie gab Ungarn, oder richtiger gesagt, den Magyaren in Ungarn die größten Rechte und weitesten Freiheiten, hob aber den Zusammenhang mit Oesterreich auf und stiftete innerhalb der Grenzen des Kaiserreiches, an dessen Fortdauer ohnehin nur Wenige glaubten, einen selbständigen Staat. Diese Form eines selbstän-

digen Staates nahm auch Ungarn während Kossuth's Dictatur an, die Consequenz vollziehend, welche in der Verfassung lag, und wenn gegenwärtig die Verfassung des Jahres 1848 abermals auf das Programm gestellt wird, so müssen wir unsererseits ebenfalls das Recht geltend machen, die Consequenz zu ziehen und den Kern jener Forderung bloszulegen. Die gemäßigte Partei in Ungarn will allerdings keine vollständige Lostrennung von Oesterreich, sie besitzt die klarste Kenntniß von den Schwächen und Mängeln der ungarischen Constitution, sie weiß, daß ein Staat mit zwei verantwortlichen Ministerien und einer doppelten nebengeordneten Volksvertretung ein Unding ist; da sie aber dennoch die Meinung hegt, ohne die Wiederherstellung der Verfassung würden die Zeiten Haynau's und Bach's nächstens wiederkehren, und in die Forderung nach jener einstimmt, so muß sie auch die Verantwortlichkeit für die Folgen übernehmen. Dieses widerspruchsvolle Verhalten wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß die Furcht vor der Treulosigkeit des Wiener Hofes jeden anderen Gedanken verdrängt. Alle Magyaren, und leider nicht sie allein, sind von der Ueberzeugung durchdrungen, in Wien halte man nur so lange an dem gegebenen Worte, als die bittere Noth keinen Wortbruch erlaube. Käme aber eine günstige Gelegenheit, beherrschte man die Mittel, — sofort würden alle Concessionen zurückgenommen werden. Daher wird jeder Weg, welcher von der Hofpolitik benutzt werden könnte, sorgfältig versperrt, blindes Mißtrauen gegen Wien gepredigt und Alles, was den Wiener Hof machtlos macht, willkommen geheißen. Auch den letzten Soldaten, auch den letzten Kreuzer, und wäre er nur ein papierner, mißgönnt der Ungar der Regierung, weil er fürchtet, sie werde dieselben gegen seine Freiheiten verwenden: wie sollte er nicht laut und überlaut einer Verfassung das Wort reden, welche zwar auf die Dauer unhaltbar ist, aber vorläufig dem Hauptzwecke trefflich dient, die Macht des Hofes zu unterbinden. Dem Himmel sei es geklagt, daß wir nicht im Stande sind, die Magyaren von der Grundlosigkeit ihres Urtheils zu überzeugen. Wir können sie nicht Lügen strafen, wenn sie behaupten, an entscheidender Stelle sei Alles, was seit dem October, ja seit Villafranca geschehen, nur als ein erzwungenes Zugeständniß aufgefaßt worden, das bei günstiger Gelegenheit wieder zurückgenommen werden müsse. Wir können sie nicht widerlegen, wenn sie nachweisen, daß im Wiener Ministerium, in der ganzen Verwaltung überhaupt keine Einheit, keine Thatkraft, kein ehrlicher Ernst vorhanden sei. Zuerst die ungarischen Minister. Sie haben zwar die auf sie gestellten Hoffnungen schlecht bewährt, die ganze Nation den extremen Parteien zugeführt, statt der Ruhe nur Aufregung und Leidenschaften hervorgerufen; zeigt aber nicht die Thatsache, daß man mit Bay und Consorten vorlieb nahm, Deak und seine Freunde absichtlich zurückstieß, wie wenig ernst die Concessionen an Ungarn gemeint sind? Wird nicht, was die Regierung in Siebenbürgen zu Gunsten der Magyaren beschließt, durch die Gründung des dreieinigen Königreiches mehr als doppelt aufgehoben? Diesen Vorwürfen könnten wir vom österreichischen Standpunkte eine lange Reihe schwerer Anschuldigungen noch anfügen. Schmerling gilt als der Hort des Liberalismus und der deutschen Bildung, — das hindert nicht, daß unter seinen Augen die Universitäten der Wissenschaft und dem Deutschthum entfremdet werden, daß ein

Graf Procop Lazansky, als Freund nationaler Maskeraden vom Jahre 1848 her berüchtigt, ungestraft gegen die Februarpatente protestiren kann, daß den Polizeiorganen geheime Instructionen zukommen, vorläufig sich ruhig zu verhalten, aber scharf aufzupassen, bis das Glücksrad sich gedreht und an allen »Notirten« Rache genommen werden kann. Und endlich diese Wiedereinsetzung selbständiger Landesbehörden in den kleinen Provinzen, nachdem eben erst ihre Auflösung vollendet wurde? Offenbart es nicht ein bedenkliches Schwanken in den Administrationsgrundsätzen, ein verächtliches Liebäugeln mit den Interessen des Augenblickes, da diese Restauration aus keinem andern Grunde beliebt ward, als um auf den bevorstehenden Landtagen Stimmen für die Regierung zu gewinnen, und um die verletzte Eitelkeit der Salzburger, Krainer, Schlesier u. s. w., die von der Opposition hätte ausgebeutet werden können, zu beschwichtigen? Doch lassen wir die Recriminationen. Gegen die Entschuldigung, daß die Regierung keinen Schritt vorwärts thun könne, ohne die eine oder andere Hälfte der Bevölkerung zum Widerspruch anzureizen, ohne selbst Partei zu werden, läßt sich am Ende nichts Erhebliches einwenden. Vorläufig bestehn in Oesterreich blos schroffe Gegensätze, jeder beinahe gleich stark vertreten; sie zu einigen und zu versöhnen ist die harte Aufgabe, die unser harrt und nur durch die Mitwirkung der Völker vollendet werden kann. Auf diese Mitwirkung glauben Einzelne rechnen zu können, um den ungarischen Verfassungsstreit auszugleichen.

Wenn es wahr ist, daß die Magyaren wohl geneigt wären, von ihren Verfassungsrechten einzelne zu opfern, aber durch das Mißtrauen und die Furcht vor der Regierung zumeist davon abgehalten werden: könnten nicht die anderen Länder und Stämme Oesterreichs vermittelnd eintreten, und indem sie die Macht des Hofes dauernd einschränken, das Vorurtheil Ungarns gegen eine engere Verbindung mit Oesterreich mildern?

Wollen aber die Slaven, können die Deutschen in Oesterreich diese Rolle übernehmen? Denn diese Nationalitäten allein üben auf Oesterreichs Politik einen mächtigeren Einfluß. Die Rumänen schließen sich in ihren Ansichten und Wünschen den benachbarten südslavischen Stämmen an, die Italiener aber, im Venetianischen wie im Litorale und in Südtirol haben keinen anderen Gedanken, als sobald wie möglich das kaiserliche Joch abzuschütteln. Venedig insbesondere ist nur noch eine österreichische Militärstation, aber kein integrirender Bestandtheil des Staates, auf welchen etwa der Politiker in seinen Combinationen Rücksicht zu nehmen hätte.

Ueber die Stellung der Slaven in Oesterreich gewinnen selbst Oesterreicher nur selten ein unbefangenes Urtheil. Sie verwechseln den allgemeinen Culturstandpunkt mit dem streng politischen und meinen, weil jener die slavische Bevölkerung gering achten läßt, so sei dieselbe auch politisch ohne Bedeutung. Gewiß giebt es kein widerlicheres Schauspiel, als die serbischen und kroatischen Häuptlinge, die eben nur so viel französischen Firniß an sich haben, daß sie den barbarischen Kern knapp zur Hälfte übertünchen, noch lächerlicher sind die Ansprüche der spießbürgerlichen Czechenführer, ihren Stamm zur Würde einer politischen Nation zu erheben, einen reinen Czechenstaat, eine abgeschlossene czechische Bildung zu gründen. Dies darf uns aber nicht verleiten, den Einfluß der

slavischen Stämme als politische Parteien zu unterschätzen. Wohin die Kroaten, der schwächste und am meisten verkommene Slavenstamm, die Schritte wenden werden, ist noch unentschieden. Auf der einen Seite warnt sie der schlimme Dank, den ihnen der Hof für ihre Unterstützung im Jahre 1848 zollte, sich blind demselben unterzuordnen und abermals gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen. Sie stehen in einem politischen Gegensatze zu den Magyaren: was aber Bildung, Sitte, Anschauungen anbelangt, sind sie ihnen zum Verwechseln ähnlich, und darum ist der Gedanke einer engeren Verbindung mit ihnen nicht ohne eine gewisse Anziehungskraft. Auf der anderen Seite lockt aber auch die Aussicht, durch die Einverleibung Fiumes und Dalmatiens, Kroatien der ungarischen Macht ebenbürtig zu machen. Lebte noch Jellachich, so könnte die Wiener Regierung der Bewegung in Kroatien ruhig zusehen, gewiß, daß sie schließlich zu Gunsten des Gesammtstaates werde gelenkt werden. So aber läßt sich der Ausgang noch nicht berechnen, aus dem Umstande, daß in Agram die magyarische Suprematie eifrig bekämpft wird, noch keineswegs auf eine willige Unterordnung unter das Wiener Ministerium schließen. Die Großstaatssucht ist unter den österreichischen Stämmen epidemisch, und die Wahrscheinlichkeit keineswegs gering, daß Kroatien eine ähnliche selbständige Stellung wie Ungarn, unabhängig von Pesth, aber ebenso frei von Wien, anstrebt. Bestärkt wird es in diesen Tendenzen durch die serbische Agitation. Wir kennen nicht das letzte Ziel der serbischen Politiker und Volksführer, wir sind auch über die mannichfachen Wendungen und geheimnißvollen Wege, welche diese halborientalischen Menschen einzuschlagen lieben, nicht näher unterrichtet, dennoch fehlt es nicht an einzelnen Stützpunkten, um das dunkle Treiben an der unteren Donau zu beurtheilen. Herr Marinovich ist zwischen Belgrad und Paris stets unterwegs. Für die Kenner serbischer Zustände ist das Wiedererscheinen dieses gewandten Unterhändlers, eines geborenen Bulgaren, auf dem politischen Schauplatze ein sicheres Wetterzeichen.

Es gilt, den während des orientalischen Krieges verunglückten Versuch mit besserem Erfolge zu wiederholen: Serbien auf Kosten der Türkei mit Hülfe Louis Napoleon's und zum Schaden Oesterreichs zu vergrößern. Die europäischen Mächte sind aber nicht die zuverlässigsten Helfer, sie haben schon früher Serbien freundliche Worte gegeben und nachträglich doch es im Stiche gelassen. Man will diesmal sicherer gehen und sucht auch in der revolutionären Partei Italiens und Ungarns eine Stütze. Der serbische Fürst hat von seinem langen Pariser Aufenthalte her Verbindungen mit der Emigration aller Länder und verfügt auch in Ungarn selbst durch seine Heirath über zahlreiche Freunde. Mit ihrer Hülfe wurde der Plan ausgesonnen, die Magyaren in ihrem Widerstande gegen Oesterreich zu kräftigen, wofür zum Lohne der Emancipation Serbiens und seiner Vergrößerung kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle. Ein Magyarenstaat und ein Serbenstaat, welchem sich noch ein rumänischer anreihen würde, — so soll die neue Karte der Donauländer gezeichnet werden. Das Chimärische dieser Hoffnungen nachzuweisen und insbesondere zu belegen, wie wenig organische Elemente das »Fürstenthum« für die Bildung eines Staatskörpers besitzt, wäre eitel, da wir allen Grund haben, an der Ehrlichkeit der

Verbündeten zu zweifeln. Jede Partei meint die andere überlisten, sie für die eigenen Zwecke mißbrauchen zu können, und dann aller weiteren Verpflichtungen ledig zu sein. Die Magyaren glauben viel zu eifrig an ihr Geburtsrecht, über andere Racen zu herrschen, als daß sie einen Augenblick länger, als es der Nutzen erheischt, die Versöhnungspolitik spielten; die Südslaven wieder hoffen durch ihr numerisches Uebergewicht den Sieg davon zu tragen. Auch erwarten sie, daß, wenn das Nationalitätsprincip als staatliches Grundgesetz anerkannt wird, die Magyaren ihnen ohne Säumen die Herrschaft über die kroatischen und serbischen Landestheile abtreten werden. Wäre aber auch eine größere Aufrichtigkeit unter den einzelnen Parteien vorhanden, so ist dennoch ihr längeres Zusammengehen unmöglich, da sich ihre Interessen überall scharf entgegenstehen. Dalmatien, Fiume, die Militärgrenze sind ebenso viele Streitobjecte zwischen Slaven und Magyaren: Nachgiebigkeit in Bezug auf dieselben fällt mit politischer Selbstvernichtung zusammen. Das Dasein schroffer Gegensätze zwischen den augenblicklich Verbündeten eröffnet eine trostlose Aussicht auf die Zukunft, es wird denselben nicht gelingen, ihre Großstaatspläne zu verwirklichen und die Grenzen halborientalischer Barbarei einige hundert Meilen weiter nach Osten zu verlegen. Die Schwierigkeiten, mit welcher die österreichische Regierung gegenwärtig zu kämpfen hat, werden dadurch nicht vermindert. Die Stütze der serbischen Agitation in dem Fürstenthume könnte zwar in kurzer Frist gebrochen werden. Herr Fonton besitzt gewiß noch die Rechnung, und kennt die Summen, welche die Umwandlung politischer Ueberzeugungen in Serbien kostet. Wäre das Fürstenthum gewonnen, so hätte auch unter den österreichischen Serben die gegen den Gesammtstaat gerichtete Bewegung ihr Ende gefunden. Aber die Serben lassen sich unglücklicherweise nicht durch Banknoten, sondern nur durch vollwichtige Dukaten bestechen, die leider in den Händen der Feinde Oesterreichs häufiger sind als in Wien. Und so bleibt die Gefahr in vollem Umfange bestehen, und der magyarische Hochmuth und die serbische Verschmitztheit ein ebenso großes Hinderniß für Oesterreichs Constituirung wie die czechische Phantasterei.

Die positiven Tendenzen der czechischen Dreieinigkeit, der unzertrennlichen Herren Palacky, Rieger und Brauner dulden keine ernste Erörterung. Wenn dem Fernstehenden der Luftbau eines czechischen Staates, der die Intelligenz, die Industrie, die Capitalkraft außer Gesetz erklärt und jede Beschäftigung, mit Ausnahme des Studiums der böhmischen Grammatik verpönt, lächerlich erscheinen muß, so hat der Eingeweihte vollends nur Spott und Hohn übrig für die Staatsweisheit, die ihre Inspiration in der Bierstube der „Beseda" findet. Aber mag man auch von der staatsmännischen Begabung der genannten drei Personen noch so gering denken: im Augenblicke gebieten sie über eine trefflich disciplinirte Streitmacht und in Verbindung mit der böhmischen Junkerpartei, welcher sich diese angeblichen Apostel der Volksfreiheit ergeben haben, auch über die Mehrheit der Landtagsstimmen. Alles, was die Czechenführer sonst meinen und träumen, ist eine bloße Velleität, praktisch dagegen und von unmittelbarem Einflusse sind ihre Entschlüsse bezüglich des Reichsrathes.

Herr Rieger hat sich in Wien von den Kroaten und Serben genaue Instructionen geholt. Es gab Zeiten, wo Rieger an den Magyaren nichts als

ihre langen Schnurbärte bewunderte, wo Herr Palacky Ungarn eine unversöhnliche Feindschaft schwor und Brauner für Geschenke an Jellachich und Knicanin Geldbeiträge sammelte; aber diese Zeiten sind lange vorüber, der Haß lange vergessen, oder sein Ausbruch wenigstens verschoben. Im Augenblicke stimmen Czechen und Magyaren und Südslaven in der Perhorrescirung des Reichsrathes zusammen. Gesetzt, daß sie denselben beschicken, so werden sie auf demselben ihre Stimme nur gegen seine Gerechtsame erheben. Ihr Programm läuft auf eine Theilung Oesterreichs in selbständige Länder mit mindestens fünf verantwortlichen Ministerien hinaus, auf eine Spaltung des kaiserlichen Diadems in Kronen, die zwar auf Einem Haupte sitzen, aber hier sich den Platz wechselseitig streitig machen. Von dieser Seite ist also auf eine Eindämmung der ungarischen Trennungsgelüste nicht zu hoffen. Die gesammte nichtdeutsche Bevölkerung ist in der Forderung einig, daß Oesterreich nur als ein Reich fortan zu bestehen habe, innerhalb dessen Grenzen mannichfache Staaten neben einander sich ausbilden sollen.

Zur entgegengesetzten Ansicht wird die deutsche Bevölkerung durch ihre Interessen getrieben. Sie hat die höhere Bildung und Gesittung unter den minder entwickelten Stämmen des Ostens zu pflegen, hat zu verhüten, daß nicht Trägheit oder blinder Haß die Früchte tausendjähriger Geistesarbeit zerstöre. Mit dieser Aufgabe sind politische Pflichten enge verknüpft. In dem Augenblick, wo das deutsche Culturelement in Oesterreich zurückträte, würde das französische seine Stelle einnehmen. Die Unmöglichkeit, abgeschlossen zu leben, das nationale Element in der Bildung unversehrt zu erhalten, sehen die Magyaren, wie die verschiedenen Slavenstämme sehr wohl ein. Sie müßten auf jeglichen Verkehr verzichten, zu den ursprünglichen Beschäftigungen des Menschengeschlechts zurückkehren und würden sich bald jenes Zustandes paradiesischer Unschuld erfreuen, welchen unhöfliche Leute auch als barbarische Armuth bezeichnen. Die Ergänzung und Verwebung mit fremder Cultur ist für sie eine anerkannte Nothwendigkeit, nur daß sie nicht dem deutschen, sondern dem französischen Wesen diese Ehre gönnen. Dagegen aufzutreten ist von unserer Seite ein Act der Selbstvertheidigung. Wir können aber den Kampf gegen das gleißnerische Welschthum, das namentlich den kleinen slavischen Stämmen als Culturfirniß dienen soll, nicht mit Erfolg aufnehmen, wenn wir nicht auch unsere politische Stellung verbessern. Daß das deutsche Element nicht den ihm gebührenden politischen Einfluß erlangt, ja zeitweise zu völliger Ohnmacht herabgedrückt werden muß, wenn in die vereinzelten Landtage das Schwergewicht gelegt würde, ist natürlich, da in einem solchen Falle dasselbe überall nur auf Minoritäten rechnen kann. Erst in einem gemeinsamen Reichsrathe, wo alle diese deutschen Minoritäten sich sammeln, wo naturgemäß Localinteressen nicht ausschließlich den Ausschlag geben, unwillkürlich ein höherer und umfassenderer politischer Standpunkt angenommen wird, können die Deutschen einen nahezu entscheidenden Einfluß auf die Staatsangelegenheiten hoffen.

Sie sind daher nicht allein für das Zustandekommen des Reichsrathes, sondern für eine möglichst erweiterte Machtstellung desselben gestimmt, aus diesem Grunde geneigt, gegen die Magyaren und die mit ihnen Verbündeten zu

Felde zu ziehen, — aber nicht befähigt, eine Verständigung mit denselben herbeizuführen. Man verargt uns gar sehr diese schroffe Position; die nichtdeutschen Stämme in Oesterreich finden in uns ihre unmittelbaren Unterdrücker und das größte Hinderniß ihrer Entwicklung, unsere Landsleute im Auslande halten uns für politisch unfrei und begreifen nicht unser Interesse an der Erhaltung eines Systems, das sich ja selbst aufgegeben hat. Den Ersteren gegenüber üben wir nur die Pflicht der Selbstvertheidigung. So lange sie gegen die deutsche Bildung noch leidenschaftlicher ankämpfen, als gegen die bis jetzt übliche leider deutscher Formen sich bedienende Regierungsweise, können wir ihnen keine politische Machtstellung einräumen, von welcher aus sie unser Dasein bedrohten. Den Deutschen »im Auslande« aber antworten wir, daß wir mit unserem Verstande gar wohl das Mißliche und Widerspruchsvolle unserer Lage einsehen, daß aber, um den Forderungen des politischen Verstandes zu folgen, gar Manches sich um uns ändern müßte. Wir besitzen an Deutschland keinen politischen Rückhalt, kein mächtiger deutscher Staat deckt und schirmt uns und unsere Freiheiten, macht uns geachtet, oder was dasselbe bedeutet, gefürchtet. Hätte sich ein großer deutscher Staat constituirt, ein Staat, der im Gegensatze zu dem österreichischen Systeme seine Grundlage findet, so würden die nichtdeutschen Stämme in Oesterreich, weit entfernt, unsere Existenz zu bedrohen, in diesem nationalen Staate wenigstens den Garanten ihrer Freiheiten finden und dann, des eigenen Interesses eingedenk, unsere Rechte respectiren, wir aber, der Sorge um unsere Culturinteressen ledig, würden dann den Muth gewinnen, uns von Bundesgenossen zu befreien, die zwar deutsch sein wollen, aber im Wesen und Geiste starkösterreichisch im schlimmsten Sinne des Wortes sind. Wie die Sachen gegenwärtig stehen, so können wir unmöglich die Gefühlspolitik bemeistern, die Wiens Anrechte auf den Titel der deutschen Reichshauptstadt über die einer jeden anderen Stadt, vor Allem Berlins, stellt, nur auf dem Haupte eines lothringischen Fürsten die alte deutsche Kaiserkrone sich denken kann, als Morgengabe dem neuen großen deutschen Reiche Ungarn und die Slavenländer anbietet, und in der Größe und der Macht dieses Reiches hinlänglichen Ersatz für das geringere Freiheitsmaaß in der engeren Heimath findet. Ja, es giebt sogar Manche, welche die Nothwendigkeit dieser letzteren Beschränkung gar nicht einsehen und, weil in Wien allerdings der Stoff zur Bildung einer Hauptstadt eines constitutionellen Staates vorhanden ist, meinen, ein solcher Staat, constitutionell in den Formen und deutsch im Wesen, lasse sich an die Stelle des alten österreichischen Reiches setzen. Wir sind noch lange nicht mit der Schilderung der verschiedenen Parteinüancen zu Ende. Wie in jedem einzelnen Sprachstamme wenigstens die Anfänge zu einer mannichfachen Parteigliederung vorhanden sind, so kann man auch innerhalb der einzelnen Stände gar arge politische Gegensätze bemerken. Schlimm wäre es um die österreichische Regierung bestellt, wenn alle Magyaren sich zu demselben Programme hielten, welches augenblicklich am lautesten ausgerufen wird, alle der Meinung anhingen, Kossuth und Klapka, Türr und Pulszki seien die rechtmäßigen Führer der Nation. Kein geringer Theil der Magnaten wäre mit der einfachen Durchführung des Octoberdiploms zufriedengestellt und hegt nicht übermäßige Sympathien für die

achtundvierziger Verfassung, welche dem niederen Adel thatsächlich zur Herrschaft im Lande verhilft. Die Regierung weiß es, sie hofft, wenn die in Ungarn doppelt wichtigen Krönungsceremonien beendigt sind, werde diese Abneigung noch kräftiger erwachen und zum Siege der Magnaten führen. Man widerlege diese Behauptung nicht durch die Hinweisung auf Schmerling's Programm. Schmerling ist und bleibt ein Minister der Nothwendigkeit, der Hof duldet und erträgt ihn, weil er im Augenblicke die Ruhe und die Steuerzahlung verbürgt: aber seine Sympathien trägt er ihm keineswegs entgegen, noch weniger läßt er die Gelegenheit entfliehen, Politik auf eigene Hand zu treiben. Man konnte sich hier und dort die Nachgiebigkeit des Hofes gegen Ungarn nicht erklären. Die Lösung ist ganz einfach: der Hof hegt einen geringeren Haß gegen die Separatisten als gegen die Constitutionellen. Vorausgesetzt, daß die deutsch-slavischen Erbländer in politischer Abhängigkeit und in der alten Bereitwilligkeit, Steuern zu zahlen, erhalten werden, gönnt er Ungarn seine Privilegien. Soldaten wird ihm der ungarische Landtag nicht leicht verweigern. Mit ungarischen Soldaten und deutschem Gelde kann er sein altgewohntes Leben noch lange fortsetzen. Freilich ist zur Verwirklichung dieser Lieblingsgedanken der Augenblick nicht gekommen. Noch sitzt die ungarische Hofpartei nicht fest im Sattel, noch sind die liberalen Regungen in den andern Provinzen zu mächtig, das Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der Regierung überall zu rege. Aber das letzte Ziel des Hofes bleibt unwiderruflich die Wiederherstellung der Privilegien der Freiheit in Ungarn und der Privilegien der Unfreiheit in den deutschen Erbländern. In diesem Streben findet er bei der Mehrzahl des Adels kräftige Unterstützung, ebenso wie er bei dem Bürgerstande auf den nachhaltigsten Widerstand stoßen wird. Man schlage diesen letzteren ja nicht zu geringe an, weil im Allgemeinen der dritte Stand in Oesterreich noch nicht zur vollen Entwickelung gekommen ist. Von der Stimmung desselben ist auch jetzt schon der Stand des Credits abhängig und aus diesem Grunde allein eine Schonung seiner Interessen empfehlenswerth. Die zahlreichste Bevölkerung Oesterreichs, der Bauernstand, besitzt kein klares politisches Bewußtsein, auf seine Unterstützung hoffen und rechnen alle Parteien und werden sie auch wahrscheinlich nach der Reihe alle genießen. Er ist gegenwärtig in Böhmen dem nationalen Rufe zugänglich, er geht in Ungarn mit der radicalen Partei, er kann aber in der Tiefe seines Herzens noch nicht vergessen, daß erhöhte Steuern für ihn die fühlbarste Folge der letzten Revolution bildeten und hat seit der Befreiung seines Besitzes keinen unmittelbaren Grund, Neuerungen herbeizuwünschen.

Wir haben die Parteien in Oesterreich wenigstens in den Hauptzügen kennen gelernt. Unwillkürlich drängt sich jetzt die Frage auf, welchen Gang wohl in der nächsten Zeit die Ereignisse nehmen werden, oder concreter gefaßt, welche Aussichten für das Zusammentreten des Reichsrathes vorhanden sind. Noch vor wenigen Tagen war dieses ein passender Gegenstand für eine Wette. Gegenwärtig, nachdem die Berichte über die in den einzelnen Landtagen herrschenden Stimmungen vorliegen, kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Eintagsbau auf dem Glacis nicht ohne Bewohner bleiben werde. Wohlverstanden, an eine Betheiligung der Ungarn ist nicht zu denken, aber

eine Zeit lang schien es, als ob auch die andern Provinzen den Reichsrath nicht beschicken würden. Nur insoweit auf dem Reichsrathe die Landtagsausschüsse der deutsch-slavischen Provinzen zusammentreten, glauben wir an die Möglichkeit seines Daseins. Wir glauben aber noch mehr, wir glauben, daß der Zorn des Hofes auf die protestirenden Ungarn keineswegs unbesieglich sein werde. Er wird in dem Falle, daß der Reichsrath es mit seiner Mission ernst nimmt, und die Consequenz zieht, die in seiner Einberufung liegt, die constitutionelle Regierungsform auf seine Fahne schreibt, ungleich mehr Einbuße an Glanz und Einfluß erleiden, als wenn dem ungarischen Landtage die alten Prärogative zurückgegeben würden. Nur der Umstand, daß durch Ungarn gegenwärtig eine politische Strömung läuft, welche wesentlich vom Rachedurst gegen das Schwarzenberg-Bach'sche System gefärbt ist, verhindert ihn, seine Sympathien offener kundzugeben. Nicht der Hof allein, auch die slavischen Deputirten werden mit scheelem Auge die Wirksamkeit des Reichsrathes betrachten. Es kann nicht anders kommen, als daß sich allmählich im Kreise des Reichsrathes ein großes Gemeingefühl geltend machen wird, gerade so wie zuletzt in Kremsier alle inneren Zerwürfnisse überragt wurden durch das Bewußtsein gemeinsamer Rechte und Pflichten gegenüber äußeren Anfeindungen. Jede Corporation hat das Streben, ihre Bedeutung zu vergrößern, ihre Macht zu erweitern. Hat sich der Reichsrath in seine Wirksamkeit eingewöhnt, so wird er gewiß den Kreis seiner Rechte eifersüchtig bewachen und in einen bewußten Gegensatz zu den Landtagen treten. Unter den Momenten endlich, welche auf den Charakter des Reichsrathes Einfluß üben werden, dürfen wir nicht unerwähnt lassen die öffentliche Meinung und die Presse in Wien. Die Erfahrungen des Jahres 1848 stehen uns noch zu nahe, als daß wir die Gewalt, die eine aufgeregte Menschenmasse von einer halben Million auf eine politische Versammlung, auch wenn die letztere den Vorsatz größter Sprödigkeit faßt, mißachteten. Die öffentliche Meinung in Wien ist entschieden liberal, aber nicht minder entschieden realistisch. Kein Wunder, daß sich die Vertreter der nichtdeutschen Stämme gegen die Institution des Reichsrathes auflehnen und nur mit Widerstreben denselben betreten. Mögen sich immerhin die verschiedenen Parteien gleichsam das Wort gegeben haben, die brennenden Fragen nur leise anzurühren, — auf die Länge wird eine solche Zartheit sich als unthunlich erweisen, und was uns allen am Herzen liegt und auf den Lippen brennt, wenn nicht heute, so doch gewiß morgen auch im Reichsrathe Ausdruck finden. Wir fürchten nicht an sich die Spaltung des Reichsrathes in Centralisten und Separatisten, — das ist seine natürliche, seine nothwendige Gliederung, — wohl aber fürchten und besorgen wir dabei eine unnatürliche Gruppirung der Parteien. Ein Bruchtheil des Adels und — mit Ausnahme der Ruthenen — die slavischen Abgeordneten werden das Schwergewicht in die Landtage verlegt sehen wollen, beide aus verschiedenen Gründen. Der Anhang des Grafen Martinec kann seine Marotte einer feudalistischen Restauration nur im Halbdunkel der Provinzialvertretung durchführen, die Czechen und die übrigen Nichtdeutschen werden durch ihren Sprachpatriotismus gleichfalls auf die Landtage verwiesen. Herr Rieger und Consorten sind viel zu eitel, als daß sie im Wiener Reichsrathe ihr Licht blos vor dem Dutzend Landsleute glänzen ließen, raubt man ih-

nen aber den Nimbus czechoslavischer Beredtsamkeit, was bleibt an brauchbaren politischen Eigenschaften an ihnen übrig? Jedenfalls handeln die Einen wie die Andern folgerichtig. Aber die Deutschen? Werden sie einer geschlossenen Staatseinheit das Wort reden? So scheint es. Dann müssen sie aber nothwendig jeden Gedanken an eine engere Verbindung mit dem übrigen Deutschland aufgeben. Ein centralisirter österreichischer Staat hat in dem geeinigten Deutschland keinen Raum, weil er in dem nationalen Principe seinen tödtlichsten Gegner besitzt. Werden sich die Vertreter des Deutschthums mit den sogenannten Altösterreichern verbinden, welche in der Machtfülle des Herrschers den besten Einigungspunkt des Reiches erblicken? Sie müssen dann auf die politische Freiheit verzichten. Welche Möglichkeit bleibt ihnen aber, außerhalb des Bundes mit den starren Anhängern der gegenwärtigen Regierung den Einheitsstaat zu verwirklichen? Auf die Gefahren dieses Bundes wollten wir die öffentliche Aufmerksamkeit lenken. Die Regierung bietet uns die Hand zu einer augenblicklich hohen politischen Stellung. Aber um welchen Preis? Um den Preis, daß wir ihre italienische Politik gutheißen und im Namen deutscher Interessen zu einem Angriffe Sardiniens sie spornen, daß wir ihr helfen, nicht die Privilegien der Magyaren, sondern die Rechte der Ungarn zu beschneiden, und alle auseinander strebenden Elemente mit Gewalt beisammen zu halten. Haben wir ihr diese guten Dienste geleistet, wird sie dann noch ferner den Willen haben, uns mit der Verleihung politischer Freiheit zu lohnen? Auf der andern Seite aber, wird nicht unsere ganze Existenz bedroht, wenn die nicht-deutschen Stämme das Uebergewicht erlangen, wie es wenigstens vorläufig durch Lockerung der Centralisation der Fall sein wird? So rathlos wie in Bezug auf das Ziel, sind wir auch mit Rücksicht auf Mittel und Wege. Sollen wir die widerspänstigen Theile mit Gewalt an den Gesammtstaat binden helfen? Wir haben aber nicht die Aussicht, die Gewalt mit Erfolg anzuwenden, und wenn der Erfolg die Gewaltthat krönte, so müßten wir zuerst, die ja die östlichen Völker politisch zu denken gelehrt, unsere politische Freiheit dem Sieger opfern. Zuwarten aber, wie Viele wollen, bis es den Abtrünnigen gefällt, sich uns wieder anzuschließen, können wir nur unter der Bedingung, daß auch die Geschichte wartet, und die Ereignisse stille stehen. Das werden sie nicht — und darin liegt unser Trost. Wir werden durch äußere Impulse gezwungen werden, eine Entscheidung zu treffen und, wie die Dinge sich verhalten, ohne Führer und ohne ein einfaches Ziel, schwankend im Muthe, wie in den Plänen müssen wir es für ein Glück halten, daß äußere Mächte uns ein bestimmtes Wollen aufdrängen und aus der unerträglichen Unentschlossenheit reißen werden. Wir glauben nicht, daß die erste Reichsrathssitzung Oesterreich sprengen, ebenso wenig aber, daß sie den Staat neu und fest begründen wird. Was weiter? Diese Frage wagen wir kaum zu stellen, geschweige zu beantworten.

Würtembergiſche Zuſtände.

Auch in unſerem ſonſt ſo ruhigen Würtemberg macht ſich ſeit einigen Monaten eine lebhafte politiſche Bewegung bemerkbar. Einmal iſt die Concordatsangelegenheit, die ſeit vier Jahren hingeſchleppt wurde, in raſcheren Fluß gekommen und drängt zu einer Entſcheidung; ſodann iſt in den Anſichten über die deutſche Frage eine neue Wendung eingetreten, ſeit auf der Eßlinger Verſammlung vom 3. Februar ein Theil der demokratiſchen Partei dem Nationalverein beigetreten iſt, den ſie bisher eifrig bekämpft hatte. Aus dieſer Thatſache wurde in mehreren norddeutſchen Blättern der Schluß gezogen, daß der Grundgedanke des Nationalvereins, die Vereinigung der militäriſchen und diplomatiſchen Gewalt Deutſchlands in der Hand Preußens, nun auch in Schwaben durchgedrungen ſei. Soweit iſt es indeſſen noch nicht. Jener Beſchluß war bei den Meiſten keine Bekehrung zu den Anſichten des Nationalvereins, ſondern er ging aus dem Bedürfniß hervor, ſich einer Partei anzuſchließen, die im Augenblick allein in Deutſchland die Möglichkeit einer Agitation für nationale Einheit darbietet. Das ſchöne Einverſtändniß, in welches die demokratiſche Preſſe durch ihre Polemik gegen den Nationalverein mit dem Staatsanzeiger und anderen Organen des mittelſtaatlichen Particularismus gerathen war, ſchien doch etwas bedenklich. Man fühlte ſich iſolirt und von dem Vorwurf des Zurückgebliebenſeins getroffen; die Ueberzeugung drang durch, daß man einen Schritt thun müſſe, um wieder in den Strom der Bewegung einzulenken. Auch gab die geringe Neigung der preußiſchen Regierung, auf das Programm des Nationalvereins einzugehen, der Hoffnung Raum, daß der Verein ſelbſt ſeine Berechnung auf Preußen aufgeben und der großdeutſchen Richtung ſich nähern werde. Dazu kam dann noch die Beredtſamkeit des Herrn Metz, welcher die den Süddeutſchen anſtößigen Punkte ſchlau zu verhüllen wußte. Statt die Centralgewalt zu betonen, wurde die Idee des Parlaments hervorgehoben, und die Reichsverfaſſung vom Jahr 1849 ſchien der geeignete Rechtsboden, um darauf weiter zu bauen. Denn während den Preußenfreunden durch die Ablehnung Friedrich Wilhelm's IV. dieſe Verfaſſung zum unhaltbaren Stückwerk geworden war, erachteten ſie die Demokraten nur um deſto brauchbarer, weil die ſchwierige Oberhauptsfrage nun offen blieb. Es iſt ja ein ſtets wiederkehrender Irrthum dieſer Partei, daß es nur auf den Willen des Volkes ankomme, ſich ein Oberhaupt zu ſetzen, wähle man einen Fürſten oder einen Privatmann zum deutſchen Kaiſer, ſo ſei er es.

Daß die Eßlinger Verſammlung keineswegs auf dem echten Boden des Nationalvereins ſtand, vielmehr den großdeutſchen Standpunkt einnahm, ſieht man aus ihrer Adreſſe an die Brüder in Oeſterreich. Es iſt ſchwer zu ſagen, was für eine Form der deutſchen Einheit ſich diejenigen denken, welche immer wieder darauf zurückkommen, Oeſterreich müſſe auch darin begriffen ſein. Entweder kann es ſich nur von den deutſchen Provinzen Oeſterreichs handeln, und dieſe könnten nur dann Glieder eines deutſchen Bundesſtaates werden, wenn die öſterreichiſche Monarchie in ihre Theile ſich auflöſte und aufhörte unter dem Haus

Habsburg vereinigt zu sein. Oder ganz Oesterreich soll in den deutschen Bundesstaat eintreten. Dies läßt sich aber wieder nicht anders denken, als wenn der Kaiser von Oesterreich zugleich Oberhaupt des deutschen Reiches wäre, wodurch dann Oesterreich das Hauptland und Deutschland ein Anhängsel würde. Dann aber müßte Preußen ausscheiden und wir hätten nur ein noch schlimmer getheiltes Deutschland. Diese beiden Consequenzen will man nicht — man begnügt sich eben mit unklaren Vorstellungen und halben Möglichkeiten. So auch in jener Eßlinger Adresse. Sie verstand unter den österreichischen Brüdern die Bewohner der deutschen Provinzen und deutete an, sie haben als Glieder des österreichischen Gesammtstaats ja doch eine wenig beneidenswerthe Rolle gespielt, aber doch wollte sie nicht offen die Losreißung vom Gesammtstaat als Weg zur Einigung mit dem übrigen Deutschland empfehlen, sondern setzte ihre Hoffnung auf das Gelingen der österreichischen Reformbestrebungen. Wie wenig man aber in Oesterreich geneigt ist, auf die Einladung zur Theilnahme an den deutschen Einheitsplänen einzugehen, zeigt die kalte Aufnahme, welche diese Adresse in Oesterreich gefunden hat. Dieselbe wurde von der österreichischen Presse fast ganz ignorirt, und erst nach einigen Wochen traf eine Antwort von einem ganz unbekannten Dr. med. Seifart ein, die, wenn auch von einem Einzelnen ausgegangen, doch insofern die Meinung der Oesterreicher richtig trifft, als sie sich gegen Ablösung der deutschen Provinzen verwahrt und die Erhaltung Gesammtösterreichs als erste Bedingung hinstellt. Was sie dann von einem wechselnden Staatenbundspräsidenten vorbringt, ist so chimärisch, daß man nicht einmal den guten Willen darin zu erkennen vermag. Sollte, wie in einer Zeitung angedeutet wurde, unter diesem unbekannten Dr. Seifart Herr Schmerling oder wenigstens dessen Ansicht versteckt sein, so wäre dies ein neuer Beweis, wie selbst die constitutionelle Partei in Oesterreich von einem deutschen Bundesstaate nichts wissen will, und daß, wer diesen will, Oesterreich außer Berechnung lassen muß.

Der Beitritt der Eßlinger Versammlung zum Nationalverein erregte in den Hofkreisen große Bestürzung. Man hatte so sicher geglaubt, daß die Ketzerei des Nationalvereins in Würtemberg keinen Eingang finden werde, der Staatsanzeiger hatte darauf gepocht, daß der gesunde Sinn des schwäbischen Volksstammes für derlei Verirrungen keine Empfänglichkeit besitze, er hatte, gegenüber den polizeilichen Verfolgungen in andern Bundesstaaten, versichert, es sei in Würtemberg gar nicht nöthig, den Verein zu verbieten, er finde ja doch keine Anhänger, die Werber sollten nur kommen, sie würden schlechte Geschäfte machen. Da war es nun eine schmerzliche Ueberraschung, als einige Tage vor der Eßlinger Versammlung hervorragende Mitglieder der demokratischen und constitutionellen Partei in einem öffentlichen Blatte die Ueberzeugung aussprachen, die Würtemberger könnten sich nicht mehr länger dem Nationalverein entziehen, und diese Ansicht in Eßlingen auch wirklich die Mehrheit für sich gewann. Ein kurzer Leitartikel des Staatsanzeigers, welcher den Bericht von jener Versammlung begleitete, beschuldigte den Nationalverein, dem dieses Blatt sonst vorzuwerfen pflegte, daß er die Selbständigkeit der Volksstämme bedrohe und Deutschland dem Könige von Preußen unterwerfen wolle, wesentlich demokra-

tischer Tendenzen und des Lossteuerns auf die Republik. Man sah deutlich: die Angst und Bestürzung hatte die Begriffe verwirrt. Wenn es in diesem Tone fortgegangen wäre und die Regierung die Drohung, dieses vaterlandsverrätherische Beginnen mit allen Mitteln zu bekämpfen, in Vollzug gesetzt hätte, so hätte sie die beste Werberin für den Nationalverein werden können. Der Staatsanzeiger zog jedoch bald andere Saiten auf, er brachte besonnenere Artikel, welche auf die Hauptfragen eingingen, mitunter sogar zugestanden, es sei von den Regierungen nicht genug geschehen, um dem Verlangen der Volksstämme nach Einigung gerecht zu werden. Einmal kam sogar der Embryo eines Reformgedankens zum Vorschein, der Plan, den Bundestag zu einem Staatenhaus umzugestalten, das, aus Staatsmännern gebildet, die gemeinsamen deutschen Angelegenheiten zu berathen hätte, ohne daß jedoch ein Volkshaus demselben zur Seite stände.

Seit der Eßlinger Versammlung sind etwa 400 Würtemberger dem Nationalverein beigetreten, aber im Ganzen kann man doch keineswegs sagen, daß der Verein im Volke Wurzel gefaßt hätte. Die Mehrzahl der gebildeten Gesellschaft in den würtembergischen Städten ist antipreußisch, großdeutsch, und, gegenüber von Norddeutschland, particularistisch gesinnt. Diejenigen, welche der Ueberzeugung leben, daß der Anschluß an Preußen der einzig mögliche Weg wäre, um zu einer befriedigenden Einigung Deutschlands zu gelangen, stehen vereinzelt, und können selten in einem geselligen Kreise ihre politischen Anschauungen aussprechen, ohne auf heftigen Widerspruch zu stoßen und als Abtrünnige gescholten zu werden. Einen großen Einfluß übt dabei die Augsburger Zeitung, welche in unserem Vaterlande, besonders in der Residenz, mehr gläubige Leser und Nachsprecher findet, als irgendwo in Deutschland. Ihre Autorität besteht um so mehr unwidersprochen, da kein größeres Blatt von anderer Richtung ihr wirksam Concurrenz macht; die treffliche Süddeutsche Zeitung ist nur erst neuerdings in etwa zwanzig Exemplaren in unser Land gedrungen. Der schwäbische Merkur, das verbreitetste Blatt, nimmt zwar eine nationale Haltung ein, vermeidet aber ängstlich jede entschiedene Parteinahme, und hält namentlich Alles ferne, was großdeutsche Leser verletzen könnte. Wie sehr in Würtemberg die großdeutsche Auffassung vorherrscht, zeigte sich vor mehreren Wochen in der Ständekammer, als bei Gelegenheit einer vermehrten Recrutenexigenz die Reform der Bundesmilitärverfassung berührt wurde. Hier kam der demokratische Abgeordnete Moritz Mohl wieder auf die Forderung, Oesterreich zu schützen, und erklärte, die Frage von der Hegemonie Preußens, welche man im Norden so oft vernehme, betreffe nicht die Einheit Deutschlands, sondern es handle sich dabei um die militärische und diplomatische Unterordnung der einzelnen deutschen Staaten unter Preußen, oder mit andern Worten, um ihre Mediatisirung. Dafür bedanke er sich und mit ihm Millionen. Er glaube, daß die Regierungen ganz im Rechte seien, wenn sie eine solche Organisation der Militärkräfte verlangen, bei welcher die Selbständigkeit der einzelnen Staaten factisch und rechtlich gesichert bleibe! Er frage, ob Preußen irgend einen Rechtstitel dafür habe, daß es die militärische und diplomatische Leitung Deutschlands anspreche? Diese Rede wurde von wiederholten Beifallsrufen begleitet, und nur der einzige Reyscher erhob sich dagegen,

indem er treffend ausführte, wie ohne militärische Unterordnung von keiner einheitlichen, kräftigen Kriegsführung die Rede sein könne. Er fügte bei, daß er Preußen den nöthigen Ehrgeiz wünsche, um solche Ansprüche geltend zu machen, mußte sich aber mehrfache Zeichen des Widerspruchs gefallen lassen.

So wenig erfreulich dieser Stand der Sache ist, so wenig er dem politischen Verständniß des schwäbischen Volkes Ehre macht, so hilft es doch nichts, sich über denselben zu täuschen. Man darf auch nicht glauben, die Antipathie gegen Preußen allmählich dadurch überwinden zu können, daß die preußische Regierung Conflicte ängstlich vermeidet, sich eines activen Vorgehens in der deutschen Sache enthält, und überhaupt auf eine großartigere Politik verzichtet. Das Mißtrauen der mittelstaatlichen Regierungen wird dadurch nicht beschwichtigt, und das Vertrauen der süddeutschen Volksstämme könnte nur erobert werden durch ein thatkräftiges Auftreten, sei es nun gegen Dänemark oder gegen Frankreich, sei es am Bundestag oder in den Verhandlungen mit den einzelnen Staaten. Moralische Eroberungen werden im Staatsleben nicht durch moralische Passivität, sondern durch politisches Handeln gemacht. — —

Die deutsche Frage indeß ist in der letzten Zeit ganz in den Hintergrund gedrängt worden durch die des Concordats. Die Behandlung dieser Angelegenheit ist durchaus charakteristisch für die Art des würtembergischen Volksstammes. Als vor vier Jahren die Kunde vom Abschluß des Concordats kam, schüttelten zwar denkende Männer die Köpfe darüber, man sprach Besorgnisse und Mißbilligung aus, aber im Ganzen wurde es als eine Sache aufgenommen, welche die Protestanten nichts angehe und bei der überwiegenden Mehrheit der protestantischen Bevölkerung für den Staat auch keine Gefahr mit sich bringe. Die Schwierigkeit einer Vereinbarung mit der römischen Curie war auch der Regierung nicht verborgen, und das Bewußtsein davon kam sogar im Staatsanzeiger zum Vorschein. Eine Reihe von Artikeln, in welchen der Inhalt des Concordats mitgetheilt, erläutert und vertheidigt werden sollte, beginnt mit dem merkwürdigen Geständniß, daß die Principien des modernen Staates und der katholischen Kirche unvereinbar seien, da beide kein Gleichberechtigtes neben sich anerkennen, und daß eine Verständigung nur möglich sei, wenn sich Formen finden lassen, welche die Verschiedenheit der beiderseitigen Grundanschauung nicht zum Ausdruck kommen lassen. Und da die apologetische Darlegung doch nicht alles Bedenkliche hinwegräumen konnte, so wurde schließlich der Trost gegeben, der Genius des Zeitalters werde schon gegen etwaige Uebergriffe der geistlichen Gewalt das Wächteramt üben, und dem Schreckbilde der Hierarchie sei die signatura temporis entgegenzuhalten, die wahrhaftig nicht darnach angethan scheine, ein baldiges Priesterregiment in Aussicht zu stellen. Nach diesen Auseinandersetzungen schien sich das Publicum zu beruhigen, wenigstens erschien keine öffentliche Kundgebung dagegen. Nur vereinzelte Spuren der Opposition zeigten sich. So erschien in der Jenaer Minerva eine scharfe Kritik des Concordats, welche mehr vom culturgeschichtlichen als vom rechtlichen Standpunkt aus den Widerspruch dieser Uebereinkunft mit dem Zeitgeiste nachwies. Auch erhob der Senat der Universität Tübingen im März 1858 Einsprache gegen die veränderte Stellung der katholisch-theologischen Facultät, welche er nicht mehr als ebenbür-

tig anerkennen wollte, da dieselbe durch das Concordat unter Leitung und Aufsicht des Bischofs gestellt und diesem die Befugniß eingeräumt war, den Professoren die Ermächtigung zu theologischen Lehrvorträgen zu ertheilen und nach seinem Ermessen wieder zu entziehen, ihnen das Glaubensbekenntniß abzunehmen und ihre Hefte und Vorlesebücher zu prüfen. Er beantragte die Ausschließung der katholischen Facultät von den Senatsberathungen, da sie wegen ihrer Abhängigkeit von der Kirche der wissenschaftlichen Freiheit entbehre. Das Cultministerium wies jedoch dieses Ansinnen mit der Erklärung zurück, daß den katholischen Professoren die Staatsdienerrechte vorbehalten seien, und daß sie, im Fall einer Entziehung des Lehrauftrags durch den Bischof, im Besitz ihrer Stellen geschützt werden würden. Gleichzeitig veröffentlichte der frühere Professor Reyscher eine vergleichende Prüfung des österreichischen und würtembergischen Concordats, in welcher beide staatsrechtlich beleuchtet und ihre Unvereinbarkeit mit den berechtigten Ansprüchen der Staatsgewalt nachgewiesen wurde. Die Regierung hatte indessen schon Ende Decembers 1857 die Convention mit der Curie im Regierungsblatt verkündigt und die betheiligten Ministerien beauftragt, die Vollziehung einzuleiten und anzuordnen. Auch waren mehrere Schritte geschehen, um die Bestimmungen des Concordats in's Leben zu führen, wie z. B. die Ausscheidung der Pfarrstellen, welche künftig von dem Bischof zu besetzen seien, von denjenigen, welche dem König als Patron auch ferner zustehen. Dessen ungeachtet zögerte die Regierung, den Vertrag mit der Curie den Ständen vorzulegen, deren Genehmigung jedenfalls für einige wesentliche Punkte, wie die Aufhebung des landesherrlichen Placet, die Unterwerfung der Lehranstalten unter die Aufsicht des Bischofs, unumgänglich war. Als nun im October 1858 die Stände versammelt waren und die Regierung immer noch keine Anstalten machte, das Concordat vorzulegen, brachte Reyscher, der indessen hauptsächlich in Folge seiner Schrift gegen das Concordat mit großer Majorität zum Abgeordneten der Stadt Stuttgart gewählt worden war, am 12. October eine Interpellation ein mit der Frage: ob die Regierung beabsichtige, mit dem Vollzug des Concordats unabhängig von der ständischen Verabschiedung vorzugehen? — und da er hierauf eine ungenügende, nur ausweichende Antwort erhielt, beantragte er die Verweisung der Concordatsfrage an die staatsrechtliche Commission, welche auch mit Zustimmung der Kammer erfolgte. Diese Commission wurde erst Ende Decembers, nachdem die Ständeversammlung bereits vertagt war, mit ihrem Berichte fertig, und der eine Berichterstatter, Rechtsconsulent Probst, ein demokratischer Oppositionsmann, aber eifriger Katholik, beantragte, das Concordat der Hauptsache nach für unbeanstandet zu erklären, und gewann für diese Ansicht die Mehrheit der Commission mit fünf Stimmen; — während der andere Referent, Rechtsconsulent Sarwey, der rechten Seite der Kammer angehörig, welcher für das ganze Concordat, nicht für einzelne Punkte, wie Probst wollte, die ständische Verabschiedung verlangte, mit zwei andern Mitgliedern in der Minderheit blieb. Hätte damals die Regierung das Concordat zur Verhandlung gebracht, so wäre es vielleicht durchgegangen, denn unter den Führern der Opposition befanden sich außer Probst noch einige eifrige Katholiken, während unter den Conservativen manche sich durch die Rücksicht bestimmen lassen

konnten, die Regierung nicht in Verlegenheit zu bringen. Aber das Ministerium traute doch nicht, es hoffte auf bessere Zeiten und wollte zuwarten, bis das Interesse an dem Concordat erkaltet oder durch andere Ereignisse abgeschwächt wäre. Inzwischen kam der italienische Krieg, und in dessen Gefolge auch die Bedrohung der weltlichen Macht des Pabstthums, die Gährung in Oesterreich und die sich dort erhebenden Klagen über das Concordat. Nun erwachte auch in Würtemberg die Concordatskritik auf's Neue. Einer der bedeutendsten Juristen des Landes, der Director des Cassationshofes Hofacker, zeigte in einer Reihe von populären Artikeln des schwäbischen Merkurs die Unverträglichkeit der Convention mit dem würtembergischen Staatsrecht und den Rechten der Protestanten, und machte aufmerksam auf die juristischen Mängel des Vertrages, bei dem die nöthigen Verwahrungen versäumt worden seien. Eine grobe Erwiderung im Staatsanzeiger hatte wenig Wirkung, und die besonders abgedruckten Artikel gewannen große Verbreitung. Nun brach auch in dem benachbarten Baden der Sturm gegen das dortige Concordat los, und seine Verwerfung im März 1860 mit 45 gegen 15 Stimmen machte in Würtemberg einen mächtigen Eindruck. Auf der einen Seite hoffte man, es werde nun auch bei uns die Abschüttelung des Vertrags um so eher gelingen, auf der andern Seite war zu fürchten, daß die Regierung nun gerade um so hartnäckiger darauf beharren werde, um selbständig zu erscheinen und nicht dem Beispiel der badischen Nachgiebigkeit zu folgen. Jedenfalls hatte es die Wirkung, daß die protestantische Bevölkerung Würtembergs sich immer ernstlicher mit dem Concordat beschäftigte. Die Zahl der Schriften gegen dasselbe mehrte sich, und einige derselben trugen die Agitation bis in die unteren Schichten des Volks. Besonders waren es zwei Broschüren vom Rechtsconsulenten Oscar Wächter (dem Sohne des berühmten Professors in Leipzig), betitelt: »Würtemberg und Rom vor dreihundert Jahren« und »Concordat und Recht in Würtemberg,« welche mit großer Eindringlichkeit und Popularität die Tragweite des Concordats in's Licht stellten, und durch ihre conservative, positiv-christliche Auffassung der Frage sie solchen Kreisen nahe brachten, die sonst für politische Agitation unzugänglich sind. Die Bewegung drang nicht nur in die Gemeinden, sondern auch in die frommen Gemeinschaften ein; der einer der Schriften Wächter's beigelegte Entwurf zu einer Petition an die Kammer der Abgeordneten fand großen Anklang, und obgleich das Consistorium den Pfarrgemeinderäthen und Diözesansynoden das Recht zu solchen Petitionen abgesprochen hatte, liefen fast aus jeder größeren protestantischen Gemeinde Petitionen mit zahlreichen Unterschriften ein. In den katholischen Landestheilen hatte es die Geistlichkeit versucht, einen Adressensturm für das Concordat zu organisiren, sie überzeugte sich aber bald, daß eine massenhafte Demonstration nicht zu Stande zu bringen wäre, und gab daher die entgegengesetzte Weisung, sich ganz ruhig zu verhalten. In einem oberschwäbischen Bezirk, dessen katholischer concordatsfreundlicher Abgeordneter gestorben war, wurde sogar, ungeachtet angestrengter Gegenbemühungen der Geistlichkeit und Regierung, ein liberaler Katholik gewählt, von dem man wußte, daß er gegen die Vereinbarung stimmen werde.

Die Regierung konnte der ständischen Verhandlung des Concordats nicht

mehr länger ausweichen; sie mußte, da die Kammer auf den 28. Februar ohnehin zusammenberufen war, das Wagniß bestehen, versuchte aber die Verhandlungen wenigstens so viel als möglich in die Länge zu ziehen, und begleitete die Convention mit einem ganzen Actenberg von Gesetzesentwürfen und Motiven, in welchen der Departementschef sich bemüht hatte, den Inhalt des Uebereinkommens möglichst abzuschwächen. Aber die Kammer wollte sich diese Verschleppung nicht gefallen lassen, und schon in der ersten Sitzung des neu eröffneten Landtags beantragte der Abgeordnete Duvernoy, daß die Concordatsfrage auf die Tagesordnung der nächsten Woche gesetzt werde. Vergeblich baten die Minister des Cultus und des Innern, daß man die neuen Vorschläge doch vorher noch anhören und prüfen möge; die Gegner des Concordats erwiderten, man wisse schon genug, und mehrere erklärten, die Kammer werde nicht auseinandergehen, ohne diese Frage erledigt zu haben. Eine Mehrzahl von 45 gegen 42 Stimmen entschied für unverzügliche Berathung. Von diesem Augenblick an konnte man voraussehen, daß es der Regierung nicht gelingen werde, ihren Vertrag mit der römischen Curie aufrecht zu erhalten. Um so mehr mußte es befremden, als der König gewissermaaßen persönlich dafür eintrat. Am Sonntag vor dem Beginn der Verhandlung ließ er in sämmtlichen evangelischen Kirchen des Landes eine Ansprache verlesen, in welcher er versicherte, daß das Uebereinkommen zwar die Rechte des Staates, nicht aber die der evangelischen Landeskirche berühre, und wer das Gegentheil glauben machen, wer eine Bedrohung oder Gefährdung des Glaubens oder der kirchlichen Rechte daraus ableiten wolle, der kenne weder seine Gesinnung noch den wahren Sachverhalt. Am Dienstag den 12. März begann die Debatte. Von Seiten der Regierung waren der Departementschef des Cultus, Staatsrath Rümelin, und der Minister des Innern, Freiherr v. Linden — ein Katholik — die Vertreter des Concordats. Der Cultminister suchte den Vertrag dadurch den Ständen annehmlich zu machen, daß er behauptete, die Regierung habe nur zugesichert, im Wege der Verordnung und der Gesetzgebung die nach dieser Uebereinkunft erforderlichen Schritte zu thun, um die Verhältnisse der katholischen Kirche endgültig zu ordnen, es sei aber keineswegs in Rom von einer vertragsmäßigen Verbindlichkeit gesprochen, und die Zeitdauer bei den ganzen Verhandlungen nie berührt worden. Die Verbindlichkeit sei in dem Augenblick erloschen, in welchem die Vereinbarung in Gesetze und Erlasse übergegangen sei. Auffallenderweise war der Referent der Mehrheit der staatsrechtlichen Commission, Probst, auf diesen Standpunkt eingegangen, während der Referent der Minderheit, Sarwey, im Namen derselben schon früher seinen Antrag dahin erweitert hatte, die Kammer solle die Vereinbarung als unverbindlich betrachten und demgemäß gegen deren Vollzug Verwahrung einlegen. Der Minister des Innern faßte die Opposition als confessionelle Befangenheit und Unbilligkeit der Protestanten gegen die Rechte und Wünsche der Katholiken auf, und machte den Gegnern des Concordats Freude an bureaukratischer Bevormundung der Kirche und unberechtigte Angst vor deren Freiheit zum Vorwurf. Die andern Vertheidiger des Concordats wußten auch keine weiteren Gründe dafür vorzubringen, und beschränkten sich so ziemlich auf Ableugnung seiner Gefährlichkeit für den Staat und die protestantische Kirche. Eine viel günstigere Stellung hat-

ten die Gegner. Mit Recht hielten sich die meisten an den Gegensatz, in welchem die Curie überhaupt zu dem modernen Staat stehe, der ein Verhältniß der Gleichberechtigung und der gegenseitigen Zugeständnisse ausschließe. Sie machten geltend, daß der Vertrag mit dem Pabste Würtemberg in eine bedenkliche Abhängigkeit von einer fremden Macht bringen würde, welche weder das Oberhoheitsrecht des Staates über die katholische Kirche, noch die Berechtigung der evangelischen Kirche zu existiren anerkenne, keine wirklichen Zugeständnisse mache, die Protestanten als Ueberläufer betrachte, die wieder zurückgebracht werden müßten, und eben die Concordate dazu benutze, um kraft des kanonischen Rechtes in die Gesetzgebung paritätischer Staaten einzugreifen. Wiederholt wurde übrigens versichert, daß man weit entfernt sei, den Katholiken religiöse Freiheit zu mißgönnen, nur wolle man dieselbe durch die eigene Staatsgewalt, nicht durch eine fremde Macht geordnet wissen, und sich vor Eingriffen in die Freiheit der Protestanten sichern. Die Debatte dauerte fünf Tage, und es kamen außer den Ministern nicht weniger als fünfundzwanzig Redner zum Worte: den 16. März Nachmittags endlich erfolgte die Abstimmung mit 63 Stimmen gegen 27, für den Minderheitsantrag Sarwey's auf Nichtanerkennung des Concordats. Unter der Mehrheit befanden sich zwei Katholiken, wovon der eine auch als Redner aufgetreten war, unter der Minderheit vier Protestanten, von denen zwei für das Concordat gesprochen hatten. Obgleich das Ergebniß nicht unerwartet kam, so wurde doch der glänzende Sieg in den meisten Gegenden Würtembergs mit großem Jubel aufgenommen. Mit Befriedigung bemerkte man, daß auch solche Abgeordnete, die selten gegen die Regierung stimmen, wie die ritterschaftlichen, und die evangelischen Prälaten, diesmal sich der Opposition zugesellt und theilweise in sehr entschiedenem Tone gesprochen hatten. Daß unter den Katholiken des Landes große Mißstimmung herrsche, wie einige Redner in der Kammer voraussagten, können wir nicht glauben, denn es haben sich im Gegentheil manche Stimmen erhoben, die ihre Zufriedenheit ausdrückten und sich zu dem nun gesicherten confessionellen Frieden Glück wünschten. Namentlich unter dem höheren und niederen Lehrerstand sind gewiß Viele, die sich freuen, nicht in die gefürchtete Abhängigkeit vom Bischof zu kommen. Das deutsche Volksblatt freilich, das Organ der ultramontanen Partei, wüthete und stellte das Votum der Kammermajorität als himmelschreiende Intoleranz und Ungerechtigkeit gegen die katholischen Mitbürger dar, und klagte, die bureaukratische Herrschsucht und der ungläubige Fanatismus wolle der Kirche keine Freiheit und kein Recht gönnen.

Trotz dieses Beschlusses der zweiten Kammer glaubte nun die Regierung ihr Werk aufrecht erhalten zu können. Der König berief sich auf sein der römischen Curie gegebenes Wort, das zu brechen man ihm nicht zumuthen könne; er wollte nicht als Nachahmer der badischen Politik erscheinen; sich durch die Kammer zu etwas zwingen zu lassen, ist überhaupt gegen seinen Sinn; — das parlamentarische System ist nie von ihm anerkannt worden. Der Departementschef des Cultministeriums, Staatsrath Rümelin, hat nun zwar in constitutioneller Weise seine Entlassung genommen und erhalten, aber sein College, der Minister des Innern, von Linden, der noch eifriger das Concordat in der Kammer

vertheidigt hat und überhaupt als der wahre Vater deſſelben gilt, bleibt ruhig auf ſeinem Poſten. Indeſſen hat man lange vergeblich nach einem Nachfolger für Rümelin geſucht, es wurden mehrere höhere Staatsdiener genannt, denen das Cultminiſterium angeboten worden ſein ſoll; aber keiner wollte ſich dazu verſtehen, die gefährliche Erbſchaft unter den angeſonnenen Bedingungen anzutreten. Endlich ließ ſich doch ein bisher ungenannter junger Rath im Miniſterium des Innern, Oberregierungsrath v. Golther, ein Günſtling Linden's, zur Uebernahme des gefürchteten Portefeuilles gewinnen. Die officiöſe Preſſe beeiferte ſich zu verbreiten, daß der neue Chef des Departements den von den Landſtänden angezeigten Weg betreten, die Form des Vertrags aufgeben und ſich begnügen werde, den Inhalt in Form von Geſetzen den Ständen vorzulegen. Gutunterrichtete wollen jedoch dieſen Verſicherungen nicht trauen, und halten ſie für eine Kriegsliſt, um die Aufregung zu beſchwichtigen. Vielmehr ſoll der König auf der Vertragsform des Concordats immer noch beharren, jedoch zu einer milderen und verſöhnlicheren Stimmung gelangt und dieſer gemäß geneigt ſein, neue Unterhandlungen mit der römiſchen Curie anzuknüpfen, um auf dieſe Weiſe von der bindenden Vertragskraft des Concordats loszukommen. Auch in höheren Regierungskreiſen iſt die Anſicht durchgedrungen, daß es unmöglich ſei, das Abkommen gegen den Willen der Stände feſtzuhalten, und daß, welchen Weg man auch jetzt verſuchen möge, eine Aufhebung des Vertrags und Ordnung der katholiſchen Kirchenangelegenheit auf dem Wege der Landesgeſetzgebung das ſchließliche Ergebniß der jetzigen Kriſis ſein werde. Die Elemente aber, auf denen der Widerſtand gegen das Concordat beruht, ſind durch den erfochtenen Sieg erheblich geſtärkt worden und zum Gefühl ihrer Kraft gekommen. Einerſeits iſt es das kirchlich-proteſtantiſche Bewußtſein, welches ſich durch die in jedem Concordat liegende Anerkennung der katholiſchen Kirche als einer höheren Macht, vor der ſich der Staat beugen müſſe, verletzt fühlt. Die evangeliſch-proteſtantiſche Oppoſition ging zunächſt von der Geiſtlichkeit aus, ſie verbreitete ſich von da auf die Pfarrgemeinderäthe und die frommen Gemeinſchaften, und ergriff auch die Prälaten, von denen Anfangs nur zwei ſich gegen das Concordat ausgeſprochen hatten, während die vier übrigen, in der Hoffnung, es würde der evangeliſchen Kirche auch eine entſprechende Selbſtändigkeit gewährt werden, ſich zu einem paſſiven Verhalten anſchickten. Auch ſie wurden durch die Stimmung des Landes zur Oppoſition gedrängt. Einer derſelben bekannte in ſeiner Rede in der Kammer offen, er würde in ſeinem Sprengel alles Vertrauen verlieren, wenn er für das Concordat ſtimmen wollte. Wie ſicher die Geiſtlichen in ihrer concordatsfeindlichen Stellung waren, davon möge nur ein Beiſpiel zeugen. Als die Anſprache des Königs von den Kanzeln der evangeliſchen Kirchen verleſen werden mußte, unterzog ſich ein Geiſtlicher, der die Frage mit ſeiner Gemeinde in entgegengeſetztem Sinn beſprochen hatte, ſeines Auftrags in der Weiſe, daß er auf die frühere Belehrung ſich berief, für die richtige Erleuchtung der Landſtände betete, und dann naiv hinzufügte, der König ſei freilich anderer Anſicht, wie aus der Anſprache hervorgehe, die er hiermit auf höheren Befehl verleſe. Die Geiſtlichen konnten hierin auf die Zuſtimmung der Gemeinden ſicher rechnen.

Neben dieſer kirchlichen Oppoſition beſtand und beſteht eine nicht minder

ſtarke politiſche, die von der demokratiſchen und conſtitutionellen Partei vertreten wurde. Dieſe bekämpfte die kirchliche Macht ſchon an ſich als Bundesgenoſſin der Reaction. In dieſem Falle war ihr aber auch die Gelegenheit willkommen, die Concordatsbewegung als eine Handhabe für die politiſche Agitation benutzen zu können. Sie nahm ſich in richtiger Erkenntniß, daß dieſer Kampf eine populäre Sache ſei, mit Energie deſſelben an und hat in der That viel dazu beigetragen, die Volksſtimmung zu bearbeiten und den Erfolg in der Kammer herbeizuführen. Auch der bedeutendſte Vertheidiger des Concordats in der Kammer, der Abgeordnete Probſt, war durch ſeinen Zuſammenhang mit der demokratiſchen Partei und durch die vorherrſchende Stimmung in derſelben beeinflußt und gelähmt, und gewiß waren auch in andern Kreiſen des Landes manche Katholiken durch die demokratiſchen Beziehungen verhindert, an Agitationen für das Concordat ſich zu betheiligen. Bei der proteſtantiſchen Mehrheit der Bevölkerung iſt der Credit der Landſtände in Folge ihres Verhaltens in dieſer Frage ungemein geſtiegen, ſie haben ſich in dieſem Falle als Ausdruck der öffentlichen Meinung und als Macht bewährt, und dies wird auch bei politiſchen Fragen eine günſtige Nachwirkung haben, — das Vertrauen auf den Conſtitutionalismus hat eine neue Stärkung gewonnen.

Die Oppoſition der Kammer hatte aber endlich auch noch eine perſönliche Spitze: ſie richtete ſich gegen Rümelin und Linden. Es ſind nun bald drei Jahre, daß Rümelin (10. Juli 1858) bei Gelegenheit des Widerſpruchs gegen die von der Regierung verlangte bedeutende Erhöhung der Miniſterbeſoldungen in der Kammer geradezu ausgeſprochen hatte, das parlamentariſche Syſtem habe nun einmal in Würtemberg keine Geltung, und wenn die Kammer die Exigenz der Regierung verweigere, ſo werde ihre Unmacht, dieſem Beſchluß Folge zu geben, in's hellſte Licht geſtellt werden. Damals nahm ſich die Oppoſition vor, dies dem Departementschef zu gedenken: es war ihr eine beſondere Genugthuung, ihm zu zeigen, daß ſie doch eine Macht ſei. Rümelin's Rücktritt hat nun eine verſöhnliche Stimmung gegen ihn bewirkt, die liberalen Blätter rühmen, daß er correct gehandelt und ſich ſchließlich dem conſtitutionellen Syſtem doch gefügt habe, während ſein College Linden ihm Trotz biete.

Es iſt nun zu erwarten, wie weit die Regierung den Verſuch der Feſthaltung des Concordats treiben wird. Wagt ſie daſſelbe den Ständen vorzulegen, oder ſchiebt ſie es auf die lange Bank, ſo würde dies wohl zur Folge haben, daß die Oppoſition das Budget ſo lange verweigerte, bis die Regierung ihre Bereitwilligkeit erklärt, zur Aufhebung des verhaßten Vertrages die Hand zu bieten.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, 20. April.

Die Bewegung, welche Europa erfüllt, iſt in den letzten Wochen raſch voran geſchritten. Ihrem Charakter getreu, haben die Polen die weitgehenden Conceſſionen der ruſſiſchen Regierung, welche ihnen die Haupterforderniſſe einer na-

tionalen Existenz, Unterrichtswesen, Städteverfassungen, Kreis- und Bezirksvertretungen — kurz, Alles bis auf die Constitution gewährten, mit neuen Forderungen und mit lärmenden Demonstrationen beantwortet. Es liegt auf der Hand, daß Kaiser Alexander den Polen die Verfassung von 1815 nicht gewähren kann, bevor er entschlossen ist, auch Rußland eine Constitution zu verleihen. Die Polen konnten unmöglich bezweifeln, daß die Concessionen des Kaisers für die polnische Nationalität ebenso aufrichtig gemeint waren, wie sein unbeirrtes, durch die stärksten Hindernisse nicht zurückgeschrecktes Bestreben für die Emancipation der Leibeigenen in Rußland. Gerade diese Emancipation indeß sollte ihnen zu einem Hebel einer weitergehenden Bewegung dienen. Die polnischen Führer wußten sehr wohl, daß sie über ihre Bauern nicht würden verfügen können der Emancipation der russischen Bauern, der durch das Gouvernement bereits vorbereiteten Befreiung der polnischen Bauern gegenüber; sie beeilten sich, auch ihrerseits ihre Bereitwilligkeit zur Bauernbefreiung zu zeigen. Hatte doch der polnische Adel bei jeder der nationalen Erhebungen, sowohl nach dem Schlage von 1772 als 1791 und 1831 dergleichen Anläufe genommen, — nur daß diese Versuche stets resultatlos verlaufen waren.

Das russische Gouvernement kennt die Polen. Bereit, alle billigen und erfüllbaren Forderungen zu erfüllen, war es entschlossen, die Zügel nicht aus der Hand zu geben. Man ist in Petersburg nicht auf der Höhe der politischen Speculation eines Theils der deutschen Presse; man ist nicht gemeint, durch einen Verzicht auf Polen auf die durch anderthalbhundertjährige Fortschritte erkämpfte directe Nachbarschaft mit Westeuropa zu verzichten. Man verstärkte also die Truppen im Königreich auf 60,000 Mann und stellte dem alternden Fürsten-Statthalter in dem General Chruleff einen entschlossenen und thätigen Offizier zur Seite. Als sich zeigte, daß die Bewegung, deren Heerd bisher ausschließlich Warschau gewesen war, sich über das Land ausbreitete, als Kalisch, Lublin, Radom sich mit Unruhen erfüllten, als sich herausstellte, daß der landwirthschaftliche Verein diesen Unruhen nicht fremd war, schritt das Gouvernement zur Auflösung desselben, der das Zeichen der Bewegung gegeben hatte, und von dem sie Grund hatte anzunehmen, daß er eine Gegenregierung zu organisiren beabsichtige. Die Papiere, welche bei dieser Gelegenheit dem russischen Gouvernement in die Hand fielen, zeigten das Vorhandensein von Verbindungen mit Frankreich; man glaubte außerdem zu wissen, daß in den Grabgewölben der Kirchen bedeutende Massen von Waffen aufgehäuft seien. Diese Auflösung des landwirthschaftlichen Vereins beschleunigte den Ausbruch des Conflicts. Abend auf Abend folgten Demonstrationen von Volksmassen, immer in jenem religiösen Charakter, immer mit jenen Geistlichen und Kreuzen an der Spitze, immer mit jenem katholischen Nimbus, von dem die Polen allezeit bei ihren Erhebungen einen so trefflichen Gebrauch zu machen verstanden haben. Der Schluß wird erlaubt sein, daß man schlagen *wollte*. Nach so vielen Provocationen schritt endlich das Militär ein. Ueber vier Wochen hindurch in Bereitschaft gehalten, ermüdet und vielfach beschimpft, werden die Truppen nicht immer der Wehrlosen geschont haben, während es andererseits scheint, als ob es den Polen nicht gelungen sei, ihre Leute ernsthaft in's Gefecht zu bringen.

Nachdem man polnischer Seits Alles in der Hand gehabt, hatte man jetzt Alles verscherzt. Die russische Regierung war bis an die äußerste Grenze der Mäßigung und der Zugeständnisse gegangen; sie befand sich im vollsten moralischen Recht, Ernst und Strenge eintreten zu lassen. Sie begnügte sich mit einem halben Belagerungszustand, mit der Entwaffnung der Hauptstadt. Sie nahm ihre Zugeständnisse nicht zurück, aber sie beschwerte sich in Paris über den Vorschub, welcher von dort aus den polnischen Bestrebungen zu Theil geworden war; während andererseits die polnische Emigration in Paris, Fürst Adam Czartoryzki an der Spitze, die Intervention Frankreichs zu Gunsten des mißhandelten Warschau anrief. Mit der Hoffnung auf Frankreich tröstete sich die Polen. Sie behaupteten, von Paris aus sei dem Kaiser Alexander der Besitz Galiziens angeboten, gegen die Verpflichtung, einem Aufstande Ungarns gegen Oesterreich seinerseits nicht in den Weg zu treten. Der Moniteur hat diese Aussichten verdüstert.

Die russischen Dinge indeß nehmen unsere Aufmerksamkeit noch von einer andern Seite in Anspruch. Wenn man die Thaten Garibaldi's, das Schauspiel der nationalen Einigung Italiens bewundert, welche sich durch die Macht der nationalen Idee, durch die populären Kräfte vollzieht, so ist ein Selbstherrscher nicht minder der Bewunderung werth, welcher es unternimmt, eine Maaßregel durchzusetzen, wie sie die Weltgeschichte bisher nicht gekannt. Ohne irgend zwingende Nöthigung von außen, hat sich Kaiser Alexander entschlossen, mehr als 40 Millionen Leibeigener zu persönlicher Freiheit und zum Eigenthum zu verhelfen. Weder am Hofe, noch in der Verwaltung, noch im Reichsrathe, am wenigsten bei den Grundbesitzern, welche die Kosten dieser Maaßregel wesentlich zu tragen haben, fand der Wille des Kaisers ausreichende Unterstützung. Unbeirrt hat er nichts desto weniger erreicht, daß die Decrete der Emancipation festgestellt und verkündet, mit der Maaßgabe verkündet werden konnten, daß sie in zwei Jahren durchgeführt sein sollten. Den unmittelbarsten Vortheil haben die Hausſklaven und die Obrokleute. Das Leibgeld, welches diese in diesem und dem nächsten Jahre noch zu zahlen haben, ist auf eine bestimmte Summe normirt. Nach Ablauf dieser beiden Jahre sind sie dem Herrn nichts mehr schuldig. Sie sind schon jetzt frei, ihren Stand und Aufenthalt zu wählen, zu heirathen. Von den 70,000 Grund- und Sklavenbesitzern werden die 30,000 mindest begüterten, welche so gut wie kein Land, sondern nur Sklaven besitzen, am härtesten getroffen; sie verlieren das Eigenthum sammt der Rente, während die größern Grundbesitzer sich höchst erwünscht der Last überhoben sehen, ein übermäßig zahlreiches Gesinde zu ernähren. Die Verhältnisse der angesiedelten Leibeigenen sind schwieriger zu ordnen; und man darf nicht vergessen, daß es sich dabei zu gleicher Zeit um die vollständig neue Gründung einer Landesverwaltung, einer Gemeindeordnung handelt, daß der Staat die Functionen der Verwaltung, Jurisdiction, Steuererhebung, Recrutenerhebung, welche bisher den Grundbesitzern ihren Leibeigenen gegenüber zustand, zu übernehmen hat. Und daneben erfordert dann die Ordnung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse noch eine Zahl von Arbeitskräften, welche in Rußland bei dem fast vollständigen Mangel des Bürgerstandes sehr schwer zu finden sind.

Die Bauern erhalten Hof, Garten, Ackergeräth und Hausvieh sofort zum Eigenthum; eine Parcelle des grundherrlichen Bodens, allerdings in viel geringerem Umfange als ursprünglich beabsichtigt war, wird mit jedem Hause verbunden. Die Bauern treten damit in das deutsche Verhältniß gutseingesessener Bauern. Sie haben dem Herrn als Gegenleistung für den ihnen zugewiesenen Acker Dienste zu thun, während sie zugleich ihren eigenen Acker bestellen, — ein Verhältniß, welches bei der geringen Zahl der Arbeitstage des russischen Sommers, die im Durchschnitt 60 nicht übersteigt, eigenthümliche Schwierigkeiten bietet. Die Bauern sind schon jetzt berechtigt, auf das Haus zu verzichten und frei einen andern Stand zu wählen; es ist ihnen gestattet nach Gefallen zu heirathen; sie haben die Freiheit, die Hand- und Spanndienste, welche sie dem Herrnhofe zu leisten haben, in eine Geldabgabe verwandeln zu lassen oder abzukaufen, indem diese Dienste zu dem 16⅔fachen Werthe capitalisirt werden. Der Staat hat sich bereit erklärt, den Bauern zu diesem Zweck Vorschüsse auf ihr Eigenthum, d. h. auf Haus und Garten zu machen — eine Maaßregel, welche freilich bei dem bereits so übermäßig ausgedehnten Schuldsystem des Staats auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte. Seine Ackerparcelle darf der Bauer nur für den Preis, den der Herr bestimmt, d. h. nicht ohne Zustimmung des Herrn zum Eigenthum erwerben. Reformen, man muß es gestehn, von der größten Tragweite. Und doch, selbst mit so großen Aufgaben unbegnügt, giebt Fürst Gortschakoff seine Ansicht dahin zu erkennen, daß man noch weiter gehen müsse; unbekümmert um den heftigen und radicalen Ton der russischen Flugschriften, verhehlt er nicht seine Sympathien für die constitutionelle Staatsform. —

Daß so umfassende Maaßregeln, daß diese durchgreifende innere Umbildung die Kräfte und die Thätigkeit des russischen Staats in hohem Maaße in Anspruch nehmen, bedarf keiner Ausführung. Dazu sind nun die polnischen Zugeständnisse getreten, welche ebenfalls durchaus neue Organisationen verlangen. Während des zweijährigen Zeitraums der Bauernemancipation ist es nicht thunlich, Recruten auszuheben. Die Armee wird deshalb auf ihren gegenwärtigen Stand beschränkt bleiben. Abgesehen von der Kaukasusarmee zählt dieselbe jetzt in acht Armeecorps nicht mehr als etwa 250,000 Mann. Von diesen sind mindestens zwei Corps in Polen, ein drittes in Litthauen und Volhynien unentbehrlich; zu den Besatzungen und zur Aufrechthaltung der Ruhe innerhalb des weiten Reiches während der Bauernemancipation werden ebenfalls drei Armeecorps verwendet werden müssen, so daß Rußland nicht im Stande ist, mit mehr als 60,000 bis 70,000 Mann außerhalb seiner Grenze aufzutreten. Für einen Conflict im Orient würde die Kaukasusarmee dazu noch 20,000 bis 30,000 Mann stellen können.

Trotz dieser innern Lage Rußlands scheint Fürst Gortschakoff nicht gemeint, auf eine active Rolle in der auswärtigen Politik zu verzichten. Vor Kurzem hat er die Gesandten der auswärtigen Mächte in Petersburg wiederum zu einer Conferenz versammelt, um ihnen die Schwäche der osmanischen Regierung, die Bedrückungen, welche die Christen zu erfahren hätten, von Neuem zu denunciiren. Er behauptete, daß den Einfällen der Montenegriner, den Unruhen in

Bosnien nur durch eine neue von Europa angeordnete Grenzregulirung Montenegros abgeholfen werden könne, daß den Bedrückungen der Christen und den Unordnungen im Innern des osmanischen Reichs nur durch die Errichtung einer permanenten Commission der Großmächte zur Ueberwachung der hohen Pforte in Constantinopel selbst gesteuert werden könne. Der englische Gesandte widersprach beiden Vorschlägen auf der Stelle; die übrigen erklärten, an ihre Regierungen berichten zu wollen. Danach haben die durch den Pariser Frieden an die Moldau abgetretenen Bulgaren erklärt, wiederum unter russische Herrschaft treten zu wollen, und durch die Zeitungen läuft das Gerücht, daß Fürst Kusa, nachdem die Pforte die Vereinigung der beiden Fürstenthümer genehmigt, seine Würde niederlegen werde, um den Herzog von Leuchtenberg an seine Stelle treten zu lassen.

Nicht mindere Aufmerksamkeit als in Petersburg wendet man in **Paris** der orientalischen Frage zu. Es ist bekannt, daß der französische Consul Hecquard den Unruhen in Bosnien nicht fremd ist. Als die Pforte den syrischen und bosnischen Dingen gegenüber vor Allem sich in den Besitz von Geldmitteln zu setzen hatte, und Banquier Mirès zu Paris die Beschaffung eines Anlehens übernommen hatte, trat, wie es scheint nicht ohne Veranstaltung, der überraschende Bankbruch desselben ein. Die Occupation Syriens ist Frankreich von den Großmächten nur bis zum 5. Juni zugestanden. Frankreich wird bis dahin seinen Entschluß zu fassen haben. Die europäischen Commissarien sind weder über die Bestrafung der Druſen noch über die künftige Organisation des Regiments im Libanon weder unter sich noch mit Fuad Pascha einig. Es finden große Flottenrüstungen in Frankreich statt; der geschickteste Marineorganisator, Herr Bouët Villaumez ist zum Seepräfecten von Toulon ernannt, die Division L'amirault ist sammt einer Brigade Cavallerie von Paris nach Toulon zur Verstärkung der in Marseille und Toulon bereits befindlichen Truppen abgegangen. Die einfache Räumung Syriens würde die orientalische Frage nicht lösen. Diese Räumung könnte in der Absicht bewerkstelligt werden, daß dem Abzuge der französischen Truppen sofort neue Metzeleien folgten. Damit würde dann vielleicht neben den bosnischen Dingen ein kräftigerer Hebel gefunden sein, um Europa und namentlich England zu beweisen, daß der Zustand der Pforte nicht in der bisherigen Weise fortdauern könne.

Allein nicht blos die französische Flotte, auch die französische Armee wird gerüstet. Zwar sind die Beurlaubten noch nicht vollständig einberufen, aber ein Theil der Traincolonnen ist bespannt und man scheint sich ernstlich mit der Organisation der Nationalgarden, mit der militärischen Formation der Gensd'armen und Douaniers zu beschäftigen. Häufige Berathungen der Marschälle haben in Paris stattgefunden, der Marschall Niel hat das Commando in Lille, der Marschall Mac Mahon das über das Lager von Châlons, der Marschall Canrobert das in Lyon erhalten, wo große Massen von Geschützen, Munition und Charpie aufgehäuft sein sollen.

Frankreichs **innere** Lage ist im Augenblick nicht die günstigste. Der Ausbruch freimüthigster Opposition, mit welchem die Jahre lang stummen und willfährigen Vertreter Frankreichs die Zugeständnisse des 24. Novembers beantwortet

haben, ist doch sehr überraschend gekommen; und hinter den Legitimisten und den Klericalen sind die Republicaner, die Partisane der Revolutionirung Europas nicht zurückgeblieben. Man hatte schwerlich erwartet, eine so compacte Meinung für die Aufrechthaltung der weltlichen Macht des Pabstes, gegen die italienische Politik des Gouvernements zu finden, und die, welche für die letztere eintraten, thaten dies nur in dem Sinne, die Regierung weiter in die Bahn der nationalen Revolutionen zu treiben. Die Verherrlichung des Napoleonismus und der Napoleoniden durch den Prinzen Napoleon verfehlte nicht, im Senat eine orleanistische Demonstration hervorzurufen, welche seitdem durch den beredten und flammenden Protest des Herzogs von Aumale, der in der Armee einen lebhaften Widerhall gefunden haben soll, ihre Ergänzung erhalten hat. Und zu alle dem endlich ist die Finanzlage weiter enthüllt worden, als der Regierung erwünscht sein konnte.

Von der anderen Seite drängt Graf Cavour, das italienische Parlament, die Meinung Italiens auf die Lösung der römischen Frage. Sie ist in der That eine Lebensfrage für Italien. Italien — wir haben es schon öfter wiederholt — kann nicht von Turin aus regiert werden. Nur der Hauptstadt Rom werden sich Florenz, Mailand und Neapel, wenn überhaupt, fügen: noch ist Graf Cavour nicht am Ziele. Wie sicher und befriedigend sich die Verhältnisse im Norden Italiens gestaltet haben, wie gründlich Jedermann in Toscana, Parma, Modena, in der Lombardei und den Legationen mit den neuen Zuständen ausgesöhnt und zufrieden ist, wie in allen diesen Landestheilen auch nicht der geringste Anhalt für Restaurationen vorhanden ist, — man will doch auch in Florenz und Bologna nicht dauernd von Turin regiert werden, weil man nicht piemontesisch, sondern italienisch sein will. Ganz anders freilich in Neapel. Hier hat Piemont erst Fuß zu fassen. Hier hat Graf Cavour erst zu beweisen, daß das Volk von Neapel anders als durch einen straffen Absolutismus zu regieren ist. Das Geld ist in Neapel allmächtig; die Minister und Generale Franz' II. sind nicht blos der Strömung der öffentlichen Meinung und den Waffen Garibaldi's gewichen Es ist eine sichere Thatsache, daß der Prinz Murat über eine wenig zahlreiche oder über gar keine Partei zu gebieten hat; aber dennoch kann sein Name die Fahne für alle die werden, welche nicht piemontesisch sein wollen, — wenn er es an Geld nicht fehlen läßt. Man hat die Briefe des Prinzen Murat desavouirt, aber man wird schwerlich die Truppen übereilt aus Rom zurückziehen, und wird den Neapolitanern noch einige Zeit geben, zwischen Victor Emanuel und Joachim Murat zu entscheiden. Fiele die Entscheidung auf die letztere Seite, so wäre der Kirchenstaat und Neapel das gegebene Gegengewicht gegen das norditalische Reich Victor Emanuel's. Ueber Sicilien würde man freilich mit England abzurechnen haben.

Bei dieser Sachlage, in der That, hat Graf Cavour den zwingendsten Grund, auf die Räumung Roms zu dringen. Von dem kranken Pabste sind schwerlich größere Zugeständnisse zu erwarten, als der gesunde sie gewährt hat. Auf diesem Wege ist die Frage nicht zu erledigen. Eben darum ist es noch zu früh, darüber Betrachtungen anzustellen, welche Stellung das Pabstthum in der katholischen Kirche einnehmen würde, ob eine stärkere oder eine schwächere, nach dem Verlust seiner weltlichen Gewalt. Ebenso wenig haben wir jetzt zu unter-

suchen, ob im Falle der Residenz des savoyischen Königshauses zu Rom die altgewurzelten klericalen Einflüsse dieser Hauptstadt den Hof oder ob der Hof den römischen Klerus überwältigen werde. Das Interesse Europas an dieser Frage liegt darin, daß das Pabstthum nicht auf den Boden einer aggressiven Macht verpflanzt, daß es von jeder weltlichen Herrschermacht und Staatsgewalt so unabhängig bleibe, daß es nicht zu einer politischen oder religiösen Waffe in der Hand der Macht werde, auf deren Territorium es seinen Sitz erhielte.

Graf Cavour hat die angeblich bereits vollzogene Abtretung der Insel Sardinien an Frankreich feierlich und förmlich in Abrede gestellt. Aber die Armee des Königreichs Italien wird unabläßig gerüstet; sie nimmt Aufstellungen bei Brescia und Bologna, unter den Befehlen Cialdini's und Lamarmora's. Bedeutungsvoller noch ist Garibaldi's Anwesenheit in Brescia. Er ist von seinen Offizieren umgeben, Klapka und Türr reisen ununterbrochen zwischen Brescia, Turin und Paris. Ein Erlaß des Kriegsministers Fanti gestattet die Entlassung der in die piemontesische Armee eingereihten ehemaligen Soldaten Garibaldi's; noch mehr, ein Decret König Victor Emanuel's befiehlt die Bildung von drei Divisionen Freiwilliger, in welchen alle Offiziere und Soldaten Garibaldi's Aufnahme finden sollen, d. h. die Regierung des Königreichs Italien stellt dem nationalen Helden eine neue und stattliche Armee zur Verfügung. Die italienische Flotte soll nach Ancona beordert sein. Die Thatsache, daß eine ansehnliche Anzahl Garibaldischer Offiziere auf einem englischen Schiffe an der bosnischen Küste gelandet, mit der offenbaren Bestimmung, die bosnischen Insurgenten zu organisiren, läßt keinen Zweifel zu, daß die Absichten auf Dalmatien gerichtet sind.*) Das Königreich Italien kann die Räumung Roms nicht nur durch Landabtretungen, sondern auch durch Kriegsdienste erkaufen, zumal wenn dieselben zugleich im eigenen Interesse geleistet werden, und die französischen Flottenrüstungen können so gut in den adriatischen als in den syrischen Gewässern verwendet werden.

Für die Entscheidung wird viel darauf ankommen, wie man in Paris, Turin und Brescia die Lage Oesterreichs, die Haltung Ungarns beurtheilt. Die inneren Constellationen, unter welchen Oesterreich gegenwärtig leidet, dürften sich doch nicht so leicht wiederholen, als daß man sie unbenutzt lassen sollte, auch wenn man von allen Engagements absieht, welche zwischen den radicalen Führern der Italiener und Ungarn wie der Polen unzweifelhaft bestehen. Gewiß wirkt der Schlag, der am 8. April in Warschau gefallen ist, nach Ungarn, ja bis nach Italien hinein. Nur fragt sich, ob man daraus den Schluß ziehen wird, daß es gerathen sei, die Dinge zu vertagen oder den, daß es nothwendig sei, den etwa wankenden Muth der Ungarn schleunigst wieder aufzurichten. Sicher ist Eins: die Unabhängigkeit Italiens wird durch einen neuen Angriff auf Oesterreich nicht gewinnen. Man kann vielleicht Venetien mit Frankreichs Hülfe den Oesterreichern entreißen: — man wird dann nur, selbst, wenn Rom geräumt sein sollte, um so sicherer in die Vasallenschaft Frankreichs gerathen.

*) Daß hier der Preis liege, welchen Frankreich diesmal im Auge habe, wurde bereits im Februarheft dieser Jahrbücher S. 124 ausgeführt.

Vergegenwärtigt man sich die Ziele des Kaisers Napoleon, so war seine nächste Aufgabe, die Allianz der drei nordischen Mächte, welche seinen Oheim gestürzt und Frankreichs Action seitdem gebunden hatte, zu zerstören. Es gelang ihm, indem er England in den Krimmkrieg zog. Er nahm am Morgen nach dem Kriege, schon während des Friedensschlusses, die traditionelle Politik seines Oheims, das Bündniß mit Rußland wieder auf; zugleich ergriff er das lange vorbereitete System, Frankreich für die unterdrückten Nationalitäten Europas eintreten zu lassen. Zunächst wurde die rumänische Nation reorganisirt. Dann kam die Reihe an Italien. Oesterreich und Rußland waren verfeindet, und damit war der Raum zur Action gegen Oesterreich gewonnen. Louis Napoleon kennt die Fehler seines Oheims, der zu wenig »für die unterdrückten Nationalitäten« gethan hatte. Man mußte also weiter gehen als dieser; nicht mehr einen französischen Vicekönig durfte man über Italien setzen, Italien mußte einen nationalen Fürsten haben. Es gab zwei Staaten, welche zur Herstellung zerspaltener Nationalitäten benutzt werden konnten, welche beide schwere Klagen über Oesterreich zu führen hatten; die eine im Norden, die andre im Süden der Alpen. Man konnte beide gegen Oesterreich vergrößern oder vergrößern lassen, indem man zugleich als Gegengewinn für Frankreich dessen Grenzen bis über die Alpen und bis an den Rhein vorschob. Man schuf damit ein System von Interessen, welches unter nationalem Namen Oesterreich in Schach hielt, und auf die Unterstützung des napoleonischen Frankreichs gewiesen war. Nachdem der Vertrag geschlossen war, welcher Norditalien bis zur Adria gegen Nizza und Savoyen in die Hände Sardiniens legte, wurden Preußen die ersten Andeutungen gemacht, daß sich dasselbe Norddeutschland incorporiren möge. Preußen hat damals und später Andeutungen dieser Art als nicht geschehen betrachtet, es hat durch seine Rüstung Venetien bei Oesterreich erhalten. Dagegen ist die italienische Bewegung über die Absichten des Kaisers, über den Frieden von Villafranca hinausgegangen. Der Kaiser ist nicht in der Lage, sich dem nationalen System, welches die Stärke und Popularität seiner Politik ausmacht, direct zu widersetzen. Aber viel fehlt, daß darum die Italiener unabhängig von Frankreich geworden wären. Der Kaiser betrachtet nicht blos, sondern hat es vor Europa ausgesprochen, daß die Lombardei nicht Sardiniens, sondern Frankreichs Erwerbung sei, die Sardinien geschenkt worden, — eine Schenkung, welche Frankreichs fortdauerndes Aufsichtsrecht über die Lombardei nicht ausschließt. Mit der Stellung in Rom nun zerschneidet der Kaiser Italien in zwei Hälften, und man wird sich in Frankreich sagen können, daß, wenn man auch Rom wirklich aufgäbe, man stets in der Lage sein würde, durch den glücklich erlangten Besitz der Alpenpässe, welcher Piemont und Turin unter directen französischen Einfluß stellt, durch die langgestreckte Natur des Landes, welche bei der Ueberlegenheit der französischen Flotte und bei der Nähe von Toulon immer erlaubt, den Norden und den Süden zu trennen, auch das vereinigte Italien in Abhängigkeit halten zu können. Allein das sind Fragen einer fernen Zukunft. Genug, daß das neue Italien, so lange es gegen Oesterreich steht, an den Schutz Frankreichs gewiesen ist. Italien kann sich nicht von Frankreich trennen, um sich von Oesterreich niederwerfen oder durch ein Einverständ-

niß zwischen Oesterreich und Frankreich vernichten zu lassen. Das neue Italien müßte mit Oesterreich versöhnt, und dadurch vor einem neuen Angriffe Oesterreichs sicher sein, um seinen Lehensherrn in Paris verlassen zu können. Diese Versöhnung wäre nur möglich, wenn Italien sich entschlösse, auf den Besitz Venetiens zu verzichten, wie Deutschland auf den Besitz des Elsaß verzichtet hat, während Oesterreich seinerseits auf die Wiedereroberung der Lombardei, auf jede Restauration in Italien verzichtet hätte. Wollen die Italiener die Versöhnung mit Oesterreich nicht um diesen Preis erkaufen, so bleibt ihrer Politik kein anderes Ziel als die Vernichtung Oesterreichs oder wenigstens dessen Zurückführung auf Dimensionen, in denen es Italien nicht mehr gefährlich sein kann. Aber diese Vernichtung Oesterreichs wiederum ist nur durch die Losreißung Ungarns, die Losreißung Ungarns nur durch einen neuen Krieg im Gefolge Frankreichs möglich, der die Abhängigkeit Italiens von Frankreich nur erhöhen könnte. Wenn nicht die Insel Sardinien, so würde Frankreich wenigstens Dalmatien in Folge dieses Krieges erwerben.

Man hat oft gesagt, Preußen und England sollten dem Grafen Cavour Frankreich ersetzen. Allein weder Englands Flotten noch Preußens Armeen vermögen den König Victor Emanuel vor 200,000 Franzosen zu schützen, welche in die Ebene von Turin debouchirten, während andrerseits Oesterreich von Verona und Mantua aus in die Lombardei einbräche. Italien kann erst dann der Abhängigkeit von Frankreich entgehen, wenn es von Oesterreich nichts mehr zu fürchten hat, wenn eine Coalition gegen Frankreich in Europa besteht, der Italien sich im richtigen Augenblick anzuschließen wüßte.

Die Lage Oesterreichs ist nicht der Art, daß seine Gegner nicht hoffen dürften, durch einen neuen Angriff alle gährenden Elemente in Bewegung zu setzen. Die Wahlen zu den Landtagen sind vollzogen; sie beweisen, daß in Oesterreichs vielgemischter Einwohnerschaft doch die zusammenhaltende Kraft eines alten Staatswesens nicht erloschen ist. Die Bundesländer acceptiren dankbar die Februarverfassung. Die Wahlen sind überwiegend in einem loyalen und verständigen Sinne ausgefallen. Die czechische Partei ist weniger zahlreich auf dem böhmischen Landtag vertreten als man erwartet hatte, selbst in Galizien sind die Wahlen trotz der Bewegung in Polen, welche lebhaft nach Krakau hinübergreift, ruhig vollzogen worden. Die Reichstagswahlen werden Oesterreich eine Versammlung geben, in welcher das deutsche und wohl auch das liberale Element entschieden vorwaltet, in welcher die Tendenz der Staatseinheit überwiegend und durch die tüchtigsten Kräfte vertreten sein wird. Noch ist es zu früh, geradezu von dem Untergang und der Auflösung Oesterreichs zu sprechen.

Anders freilich in Ungarn. Der Weg, den das österreichische Gouvernement eingeschlagen hat, mußte zu Conflicten mit Ungarn führen. Man hätte vielleicht eine ruhigere Bahn vor sich gehabt, wenn man die Bundesländer allein in einem Repräsentativkörper versammelt und damit dem dominirenden deutschen Bestandtheil des Staatslebens einen selbständigen und kräftigen Ausdruck gegeben; wenn man andererseits in Ungarn die alte Verfassung mit Beseitigung der Concessionen von 1848 hergestellt hätte. Man hätte damit der conservativ-nationalen, der aristokratischen Partei Ungarns einen festen Boden gegeben und

hätte darauf rechnen können, durch den Einfluß dieser Partei, welche der Anlehnung an den Kaiserstaat nicht entbehren konnte, Ungarn in übereinstimmender Richtung mit demselben zu erhalten. Man ist statt dessen auf den Wegen Schwarzenberg's weiter gegangen; man hat die Reichseinheit festgehalten und führt dieselbe nur aus dem absoluten System in das constitutionelle über. Wie Jedermann voraussah, sind die Ungarn nicht gemeint sich der Reichseinheit zu fügen; kaum daß sich 40 Abgeordnete des Unterhauses zur Eröffnung des Landtages in Ofen eingefunden hatten. Noch indem wir dies schreiben, ist der Landtag erst provisorisch constituirt. Eine starke Partei hält daran fest, daß Ferdinand König von Ungarn sei, weil er nur als Kaiser von Oesterreich abdicirt habe, nicht als König von Ungarn; man verlangt alle Concessionen von 1848, auch das besondere verantwortliche ungarische Ministerium; sogar die Partei des Unterhauses, die die Verbindung mit Oesterreich nicht aufgeben will, die Partei Deak-Eötvös verlangt als Vorbedingung jeder Verständigung alle Gesetze von 1848; während die Partei Teleki sich fest auf den angeblichen Rechtsboden von 1848 stellt. Man erwartet, daß ein Antrag, welcher zwar die Thronfolge unerledigt läßt, aber alle Gesetze von 1848 sammt der Wiedervereinigung der partes adnexae fordert, Annahme finden werde. In Siebenbürgen scheinen die Sympathien für Ungarn im Uebergewicht, die kroatischen, slavonischen und serbischen Landestheile schwanken; das Littoral verlangt bestimmt die Vereinigung mit Ungarn. Käme es zum Bruch zwischen Ungarn und dem Kaiserstaate, so erhielte die polnische Bewegung von Ungarn her einen neuen Anstoß; ein italienischer Angriff auf Oesterreich würde in Folge dieses Bruches kaum ausbleiben, — wenn er demselben nicht vorangeht.

Richten wir unsere Blicke auf den Süden Deutschlands, so ist hier die Besorgniß vor einem französischen Angriff, die Empfindung der Schutzlosigkeit, die Befürchtung, durch den Uebergang Venetiens in andere Hände, von Frankreich auch im Rücken umfaßt zu werden, die herrschende Stimmung. Im Norden herrscht die liberale Strömung vor und das Programm des Weges, auf welchem die Spaltung Deutschlands ihr Ende finden müsse, befestigt sich mehr und mehr. In demselben Maaße mehrt sich naturgemäß die Zahl der Anhänger des Nationalvereins, und der Schritt, welcher von dem Führer desselben in den letzten Tagen in Hannover geschehen ist, wird nicht ohne Folgen bleiben. Es sind entschiedene Fortschritte der liberalen und nationalen Strömung, wenn das Concordat wie in Baden so nun auch in Würtemberg gefallen ist, wenn die bayrische Kammer eine andere Stellung zur hessischen Frage eingenommen hat, wenn die sächsische Kammer in derselben Richtung noch entschiedener vorgegangen ist und eine ungewohnte Selbständigkeit Herrn v. Beust gegenüber an den Tag legt; wenn endlich die braunschweigischen Stände mit allen gegen drei Stimmen die Uebertragung der Führung des Bundeskrieges an die Krone Preußen votiren.

Man kann nicht sagen, daß die deutschen Regierungen [illegible] Zeichen zu verstehen. An allen Grenzen bedroht, im [illegible] im Süden von Italien, im Westen von Frankreich, [illegible] Bewegung, ist es den deutschen Regierungen bis jetzt

militärischen Kräften Deutschlands die nothdürftige Zusammenfassung und Ordnung zu geben, welche unser Vaterland glücklich durch die bevorstehenden Gefahren hindurchzuführen vermöchten. Die Frage der Reform der Bundeskriegsverfassung, sowie die des Küstenschutzes sind keinen Schritt weiter vorwärts gerückt. In endlos geduldigen Unterhandlungen hat sich die preußische Regierung vergeblich bemüht, die Zustimmung Oesterreichs zu seinen Vorschlägen wegen zweckmäßigerer Ordnung des deutschen Wehrwesens zu gewinnen. Oesterreich beharrt auf seinen Vorbedingungen, die Regierungen der Mittelstaaten auf ihren Vorschlägen, Preußen auf seinem Entwurf. Nicht blos daß die Mittelstaaten, d. h. die Königreiche sammt den beiden Hessen die Bundesverfassung als eine unveräußerliche Schutzwehr, als ihr sicherndes Bollwerk betrachten, in welches keine Bresche gelegt werden dürfe. Sie sind eifrig bemüht, ihre Verbindung unter einander zu befestigen. Die Absicht geht auf eine gemeinsame Sonderstellung neben Preußen, auf die Herstellung der dritten Großmacht in Deutschland. Man ist in diesen Kreisen thöricht genug zu meinen, daß diese Zeiten geeignet seien, noch Vortheile einzutragen. In diesem Sinne wird das Gruppensystem, d. h. der Anschluß der Kleinstaaten an die Mittelstaaten colportirt, die Auflösung der Reservedivision des Bundesheeres verlangt.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn solchen Thatsachen gegenüber die Ansicht mehr und mehr Anhänger gewinnt, daß, da die Regierungen sich notorisch selbst in dieser Lage Europas außer Stand zeigten, auch nur die militärische, geschweige denn irgend eine andere Reform der Bundesverfassung in's Werk zu richten, diese Aufgabe in andere Hände übergehen müsse. Der Ruf nach dem deutschen Parlament ertönt lauter und lauter, und dem Einwurf, daß das Parlament neben dem Bundestage eine üble Einrichtung sei, stellt man die Erwiderung entgegen, daß der Bundestag *ohne* das Parlament ein noch schlimmeres Ding sei. Die Mahnung, die in dieser stärker anschwellenden Strömung der öffentlichen Meinung liegt, geht nicht blos an die kurhessische Regierung, an die Regierungen der Mittelstaaten: sie ergeht vor Allem an *Preußen*. Es ist nicht blos, daß Oesterreich gebunden ist, daß Preußen unschätzbare Momente verliert, seine Stellung in Deutschland zu nehmen; es hat vor aller Welt den Schutz des deutschen Bodens, die Pflicht der nationalen Vertheidigung übernommen: es hat sich thatsächlich und ernstlich in den Stand zu setzen, dieser Pflicht zu genügen. Wenn Preußen sich bereit erklärt hat, selbst diejenigen Regierungen mit diesem Schutz zu umfassen, welche seiner deutschen Politik widerstrebten, so wird es ein Recht haben, die Mittel zu verlangen, um die übernommene Zusage erfüllen zu können. Und wenn die Regierungen sich dadurch beeinträchtigt fühlen sollten, wenn sie sich auf das Bundesrecht steifen sollten, so wird man ihnen sagen können, daß ihre eigene Sicherheit, ihre eigene Erhaltung Maaßregeln dieser Art nothwendig, und zwar ohne Zeitverlust nothwendig machen.

Aber Preußen hat nicht blos die Pflicht, das deutsche Wehrwesen in verständiger Weise zu ordnen; es liegt ihm zugleich ob, der deutschen Bewegung die Bahnen zu weisen, welche zu einem heilsamen Ziele führen können. Es hat nicht das Recht, – sein und Deutschlands Interesse verbieten es ihm — auf

die deutsche Reform zu verzichten, die Bewegung steuerlos treiben zu lassen und die Sorge für das Gesammtwohl beliebigen und vielleicht turbulenten Händen zu übergeben. Nicht genug also daß Preußen seine Armee für sich und für Deutschland reformirt, daß es seine Steuerkraft zu diesem Ende auf das Aeußerste anspannt, daß seine Festungen Deutschlands Festungen, daß seine Kanonenboote Deutschlands Flotte sind. Wenn das Programm der Verständigung mit Oesterreich und den Regierungen scheitert, so müßten andere Wege eingeschlagen und offen vor der Nation dargelegt werden. Das deutsche Volk bedarf des Führers: es muß dessen Ziele kennen und sehen, es muß die Thätigkeit der führenden Hand empfinden.

In Preußen selbst sind die Entscheidungen im Anzuge; es sind Fragen der größten Bedeutung, welche in den nächsten Wochen sowohl von dem Herrenhause wie von dem Hause der Abgeordneten entschieden werden müssen. Es wird sich zeigen, ob das Ministerium im Stande ist, dem Herrenhause die Bewilligung der Grundsteuer abzugewinnen; ob die Einsicht und der Patriotismus dieser politischen Corporation groß genug ist, Preußen und Deutschland eine politische Aristokratie zu erhalten. Es wird sich zeigen, ob das Abgeordnetenhaus es über sich vermag, im Interesse der Sicherheit Preußens und Deutschlands ein Wehrsystem anzunehmen, welches die Steuerkraft des Landes in so hohem Maaße in Anspruch nimmt.

Man kann nicht sagen, daß das Ministerium der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses diesen Entschluß leicht gemacht hätte. Gewiß liegt eine Reihe von Gesetzentwürfen vor, welche das ernste Bestreben des Ministeriums bekunden, der Verfassung Nachdruck, dem Rechte Achtung zu schaffen und dem Gutdünken der Beamten Schranken und Verantwortung aufzuerlegen; aber gerade in der Praxis, gerade den Werkzeugen eines früheren Systems gegenüber, beharrt das Ministerium des Innern auf einer immer beklagenswertheren Nachsicht, die selbst da nicht einschreitet, wo das öffentliche Gewissen mit Recht Genugthuung verlangt. Wenn die liberalen Minister des Jahres 1848 den Fehler machten, die alte Beamtenschaft, neben und trotz aller legislativen Concessionen unverändert zu erhalten, so wird man nicht behaupten können, daß das gegenwärtige Ministerium diesen Fehler vermieden und sich von dessen Folgen habe belehren lassen.

Welche Lösung jene großen Fragen finden werden, das wird die bedeutendsten Rückwirkungen auf die auswärtigen Verhältnisse, in's Besondere auf die Frage der nordelbischen Herzogthümer üben. Jeder ernsthafte innere Conflict muß die Stellung Preußens in Deutschland, sein Auftreten nach Außen schwächen und ernstlich gefährden. Dänemark hat weder der Aufforderung des Bundes, noch dem Drängen Frankreichs, Englands und Rußlands Rechnung getragen. Es hat den Ständen das Finanzgesetz für Holstein nicht zur Beschlußfassung vorgelegt; es hat versucht, die Mächte durch einen Taschenspielerkniff zu täuschen, und sein Gouvernement hat sich nach dem eigenen Eingeständnisse der dänischen Blätter vor Europa eine Blöße gegeben, welche die holsteinischen Stände aufgedeckt, über welche dann die Enthüllungen des Ministers für Holstein, des Commissars der dänischen Regierung bei den holsteinischen Ständen, die Acten geschlossen haben. Die Thatsachen liegen dem Urtheil Europas vor.

Dänemark rüſtet mit dem kecken Entſchluſſe, der Execution des Bundes mit der Blokade und dem Krieg zu antworten. England häuft Noten auf Noten, Preußen abzumahnen, und die Ausführungen des Lord Wodehouſe wie die des Lord John Ruſſel ſelbſt im engliſchen Parlament beweiſen eine Unkenntniß des deutſch-däniſchen Streits, wie ſie keinem deutſchen Miniſter über Streitfragen der auswärtigen Politik Englands verziehen werden würde. Wir beklagen, daß die Miniſter Englands ſich dazu herbeilaſſen konnten, die Verdunkelungen Dänemarks zu acceptiren. Die holſteiniſchen Stände haben alle Verlockungen und Anerbietungen Dänemarks, ſie haben alle Vortheile und Freiheiten für Holſtein zurückgewieſen, die nicht auch Schleswig zu gute kommen ſollten; ſie haben ſich bereit gezeigt, die Laſten einer Execution über ihr Land zu nehmen, ohne zu wiſſen, ob dieſelbe Schleswig zum Vortheil oder zum Nachtheil gereichen werde. Sie haben, was noch ſchwerer iſt, auf die unſichere Karte des Bundestages den Einſatz gewagt; ſie haben dem däniſchen Commiſſar erklärt, ſich niemals von Deutſchland trennen zu wollen. Sie haben mit alle dem ihre Pflicht als deutſche Männer gethan: — wird Deutſchland die ſeinige thun, trotz England und, wenn es ſein muß, trotz Frankreich?

Notizen.

Dem vielgehegten Wunſche, daß Deutſchland bald dankbar und ſich ſelbſt zur Unterweiſung das Andenken Dahlmann's ehren möge, hat noch das letzte Heft dieſer Zeitſchrift gleichfalls einen Ausdruck gegeben. In der dem Sinne des Dahingegangenen entſprechendſten Weiſe kommen jetzt die Bonner Freunde deſſelben dieſem Wunſche entgegen. Gediegen, prunklos und einfach ſoll das dem „beſten Bürger und edelſten Gelehrten Deutſchlands" zu errichtende Denkmal ſich auf ſeinem Grabe erheben. Ein architektoniſch-geſchmückter Steinwürfel, belebt durch das in Erz gegoſſene Reliefbildniß des Mannes ſoll die Stätte bezeichnen, an der er ſchläft. Geräuſchlos, unter den perſönlichen Freunden und Verehrern Dahlmann's, ſollen die Mittel zu dem Denkmal aufgebracht werden. Aber den Kreis derer, die ſich gern auch durch die That als Verehrer des Mannes bekennen, wird Niemand beſchränken wollen. Gerade unter den Leſern dieſer Zeitſchrift, welcher auch Dahlmann ausdrücklich ſeine Theilnahme zugeſagt hatte, werden Viele ſein, welche ſich nicht gern von dem beabſichtigten Werke freundſchaftlicher und dankbarer Huldigung ausgeſchloſſen ſähen. Wir glauben daher dem beſcheidenen Sinn, in welchem das Unternehmen gedacht iſt, nicht zuwider zu handeln, wenn wir hier von demſelben Kunde geben. Es ſind die Herren F. Bluhme, Chr. Brandis, Otto Jahn, M. Naumann, A. Springer und F. Th. Welcker in Bonn, welche die Aufforderung zu Beiträgen erlaſſen haben und ſich zu deren Empfangnahme bereit erklären.

Es war zu erwarten, daß ein Mann wie Stahl eine nicht gemeine Beredsamkeit entfalten werde, wenn er es unternähme, das Gedächtniß Friedrich Wilhelm's IV. und seiner Regierung zu feiern. Zur Erhöhung des Effectes mußte der 18. März — der „dies nefastus, der Tag der Sünde" — gewählt werden, an dem er im evangelischen Verein zu Berlin den Vortrag hielt, der nunmehr in besonderem Abdruck (Berlin, Verlag von W. Herz) vor uns liegt. Man erräth aus der Wahl dieses Tages wie aus dem bekannten Standpunkt des Redners den allgemeinen Inhalt seiner Ausführungen. Wer wird ihm das Recht bestreiten, seinen eigenen Anschauungen durch das Bild des glänzenden, geistreichen und edel angelegten Monarchen ein bedeutsames Relief zu geben? Nicht besser, in der That, konnte sich die phantastische und zurechtgemachte Geschichtsphilosophie des Redners produciren, als wenn sie ihre Sätze im Lichte der Pietät gegen den dahingegangenen König entfaltete. Für uns ist dabei nur Zweierlei von Interesse. Zuerst dies, daß unsere eigene Auffassung von der schicksalsvollen Regierung dieses Königs durch das Zeugniß eines so durchaus anders denkenden Mannes eine seltsame Bestätigung erhält. Der König hatte seinen Beruf so hoch und ideal wie möglich gefaßt. Er wollte sein, er war — nach Stahl — der Bannerträger wider den „Abfall der Zeit," wider den „verneinenden Geist der Zeit." Mit geistigen Waffen, nicht in der Weise einer äußerlichen Restauration, sondern frei und ebendeshalb Freiheit gewährend, wollte er ein „Ganzes göttlicher Ordnungen und sittlicher Güter" seinem Volke gewinnen. Die Revolution kam; man ließ sie siegen, — und der König „war ein Gefangener der Macht, deren Ueberwindung er sich zum Ziele seines Lebens gesetzt." Und von nun an — so gesteht unser Redner — von nun an ging, trotz des Umschwungs im November 1848, „ein dem Könige fremder Zug durch seine Regierung." Widerspruchsvoll, reich an Inconsequenzen und an Schwankungen aller Art war die Folgezeit. Fremden Gedanken — so gesteht der Redner — opferte fortan der König die eigenen Ideale, und nur — in diese pietätsvolle Formel faßt der Redner den sich immer erneuernden peinvollen und unseligen Zwiespalt — nur wenn die Ausführung jener fremden Gedanken „an das göttliche Recht der bestehenden Obrigkeiten oder an die geschichtlichen rechtsverbürgten Bande deutscher Nation anstieß, da konnte er ihnen nicht mehr dienen." — — Das ist, denken wir, Zeugniß genug für die thatsächliche Wahrheit, daß es das Schicksal des Königs war, von entgegengesetzten Strömungen und Beweggründen bedrängt und bestimmt zu werden. Dieses Zeugniß nun aber, und das ist das Zweite, was uns an dem Stahl'schen Vortrage interessirt, ist ganz und gar hineingestellt in den Rahmen einer Doctrin und Parteiansicht, die, unbelehrbar durch die unheilvollen Ergebnisse jener Politik der sich kreuzenden Motive, die alten Schlagwörter renommistisch wiederholt. Man sollte meinen, daß der Mann, welcher dem Könige mit Recht nachrühmt, daß er aus der Fülle sittlicher Erkenntniß und nicht aus einem doctrinären System an seinen Beruf gegangen sei, auch seinerseits Geist genug habe, um den absurden und ausgeklügelten Gegensatz von „göttlicher Ordnung" und „Abfall" aufzugeben oder

doch als einen flüſſigen, durch die göttliche Ordnung der Geſchichte ſich unaufhörlich vermittelnden zu begreifen. Allein das gerade iſt die Art dieſes Geiſtes, daß er ſich auf der einen Seite an die fixeſten und bornirteſten Gedanken hält, um ſich andererſeits durch die zwangloſeſte Sophiſtik zu entſchädigen. Dieſe Signatur des Stahl'ſchen Geiſtes iſt zu bekannt, als daß es neuer Belege dafür bedürfte, aber charakteriſtiſch hierfür iſt doch unter Anderm die Stelle des Vortrags, wo er die nachholmütziſche Periode unſeres Staatslebens zu rechtfertigen verſucht. Ob da nicht doch — frägt er — die Verfaſſung gelegentlich künſtlich ausgelegt worden, ob nicht doch zuweilen kleinliche Mittel und unlautere Organe für das Werk der Reaction in Bewegung geſetzt worden ſeien? „Ich habe es" — ſo ſchlüpft er durch dieſe Frage hindurch — „nicht zu bejahen und nicht zu verneinen." Genug, daß der Kern deſſen, was geſchah, der „Bruch mit der Revolution" geweſen ſei; genug, heißt das, daß der Gegenſatz von göttlicher Ordnung und Revolution ſeine Bedeutung verkehrt, ſobald zu Gunſten der göttlichen Ordnung revolutionirt wird, — genug, daß, trotz alles Geredes von Recht und Treue, von ſittlichen Gütern und ewiger Wahrheit, das alte Wort hübſch in Ehren bleibe: der Zweck heiligt die Mittel!

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Freiheit.

(John Stuart Mill, on liberty. London 1859. Deutſch von E. Pickford, Frankfurt a. M. 1860.)

Wann werden ſie jemals ausſterben, jene ängſtlichen Gemüther, denen es ein Bedürfniß iſt ſich die Mühſal des Lebens durch ſelbſtgeſchaffene Pein zu erhöhen, denen jeder Fortſchritt des Menſchengeiſtes nur ein Anzeichen mehr iſt für den Verfall unſeres Geſchlechts, für das Nahen des jüngſten Tages? Die große Mehrheit der Zeitgenoſſen beginnt, Gottlob, wieder recht derb und herzhaft an ſich ſelber zu glauben, doch ſind wir ſchwach genug, mindeſtens einige der trüben Vorherſagungen jener ſchwarzſichtigen Geiſter nachzuſprechen. Ein Gemeinplatz geworden iſt die Behauptung, die Alles beleckende Cultur werde endlich auch die Volksſitten durch eine Menſchheitsſitte verdrängen und die Welt in einen kosmopolitiſchen Urbrei verwandeln. Aber es waltet über den Völkern das gleiche Geſetz wie über den Einzelnen, welche im Kindheitsalter geringere Verſchiedenheiten zeigen als in gereiften Jahren. Hat anders ein Volk überhaupt das Zeug dazu, in dem erbarmungsloſen Raçenkampfe der Geſchichte ſich und ſein Volksthum aufrecht zu erhalten, ſo wird jeder Fortſchritt der Geſittung zwar ſein äußeres Weſen den anderen Völkern näher bringen, aber die feineren, tieferen Eigenheiten ſeines Charakters nur um ſo ſchärfer ausbilden. Noch iſt der lebendige Ideenaustauſch zwiſchen den Völkern, deſſen die Gegenwart mit Recht ſich rühmt, niemals ein bloßes Geben und Empfangen geweſen.

Ein neuer Beleg zu dieſer tröſtlichen Erkenntniß war uns John Stuart Mill's ſchöne Schrift on liberty. Nur ein Schüler des deutſchen Genius konnte ſolche Gedanken faſſen, aber nur ein Brite konnte ſie in ſolcher Weiſe verarbeiten und anwenden. Mill iſt ein treuer Sohn jener echtgermaniſchen Mittelklaſſen Englands, welche ſeit den Tagen Richard's II. im Guten wie im Böſen, durch ernſten Wahrheitstrieb wie durch finſteren, fanatiſchen Glaubenseifer, die Innerlichkeit, die geiſtige Arbeit dieſes Landes vorzugsweiſe vertreten haben. Nun hat ihn ſein Wiſſensdrang zu der heiteren Weisheit der deutſchen Humanität geführt, er verehrt Wilhelm Humboldt als ſeinen Meiſter, er iſt ein reicher Mann

geworden, seit er das köstlichste Kleinod unseres Volkes, den vielverhöhnten deutschen Idealismus, entdeckt und erkannt hat. Und von dieser freien Warte herab sagt er der Gebundenheit seiner Landsleute Worte des Tadels, bittre Worte, wie sie nur der gefeierte Nationalökonom ungestraft reden durfte. Aber als ein echter Engländer, als ein Baconianer, prüft er zugleich die Ideen Kant's an dem Maaße des Nützlichen, natürlich des „wohlverstandenen, dauernden" Nutzens, und zeigt damit selber die tiefe Kluft, welche das geistige Schaffen dieser beiden Völker immer trennen wird. Wenn uns das Bewußtsein unsrer politischen Schande die Brust bis zum Sprengen füllt, wenn wir, wohin wir treten in der Fremde, der Kälte oder einem noch tiefer verletzenden Mitleide begegnen, so dürfen wir uns wohl jeder Anerkennung unserer staatlichen Befähigung freuen, welche uns, aufrichtig weil unwillkürlich, aus fremdem Munde gespendet wird. Und kann uns etwas Rühmlicheres widerfahren, als wenn einer der freiesten Köpfe Englands über das Höchste, worüber ein Mann reden kann, über die Freiheit, zu sprechen beginnt und mit dürren Worten gesteht: in keinem Lande außer in Deutschland allein ist man fähig, jene höchste und reinste Art der Freiheit, welche ich meine, zu verstehen und zu erstreben? —

Haben wir auch gelernt die Worte des griechischen Philosophen tiefer zu begründen und ihnen einen reicheren Inhalt zu geben, so ist doch kein Denker über jene Erklärung der Freiheit hinausgekommen, welche Aristoteles gegeben. Er meint in seiner erschöpfenden empirischen Weise, die Freiheit umfasse zwei Dinge: die Befugniß der Bürger nach ihrem Belieben zu leben und die Theilnahme der Bürger an der Staatsregierung (das Regieren und zugleich Regiertwerden). Die Einseitigkeit, welche der Hebel alles menschlichen Fortschreitens ist, bewirkt, daß die Völker fast niemals dem vollen Freiheitsbegriffe nachstrebten. Vielmehr ist bekannt, wie die Griechen sich mit Vorliebe an dieses Letztere, an die politische Freiheit im engeren Sinne, hielten und einem schönen und guten Gesammtdasein willig die freie Bewegung des Menschen zum Opfer brachten, während der Sinn der Germanen für persönliche Unabhängigkeit vorwiegend jenem Ersteren, dem Leben nach eigenem Belieben, der bürgerlichen, persönlichen, inneren Freiheit, nachtrachtet.

Um den Dingen auf den Grund zu sehen, scheint es nöthig, die Freiheitsbegriffe der Völker in ihrem geschichtlichen Werden zu verfolgen. In allen jugendlich unreifen Völkern beginnt der Staat mit einem unversöhnlichen Kampfe der Staatsgewalt gegen die staatsfeindlichen Unabhängigkeitsgelüste der Einzelnen, der Genossenschaften, der Stände; und wir Deutschen haben am eigenen Leibe erfahren, mit welchen Verlusten an Macht und echter Freiheit die „Libertät" der Kleinfürsten, die „habenden Frei-

heiten der Herren Stände" erkauft werden. Ist dann endlich in diesem Streite, den bei den Neueren die absolute Monarchie glorreich hinausgeführt hat, die Majestät, die Einheit des Staates gerettet, so geht eine Wandlung vor in den Freiheitsbegriffen der Völker, und ein neuer Hader beginnt. Nicht mehr versucht man den Einzelnen loszureißen von einer Staatsgewalt, deren Nothwendigkeit begriffen worden. Aber man verlangt, daß die Staatsgewalt nicht mehr unabhängig dem Volke gegenüberstehe; eine wirkliche Volksgewalt soll sie werden, wirkend innerhalb fester Formen und an den Willen der Mehrheit der Bürger gebunden. Doch bevor noch dieser vielgestaltige Kampf, dessen Zuschauer und Mitspieler wir selber sind, zu Ende gefochten worden, erheben sich neue, noch tiefsinnigere Freiheitsforderungen. Keinen Boden unter uns findet jene Meinung, welcher die Griechen in ihrer großen Zeit immer anhingen, daß eine Gewalt, die ein Volk über sich selbst ausübt, keiner Beschränkung bedürfe. Nein, es giebt persönliche Güter, so hoch und unantastbar, daß auch eine von der Mehrheit des Volkes getragene Staatsgewalt sie nimmer sich unterwerfen darf. Und nicht blos die Staatsgewalt kann tyrannisch sein; auch die nicht organisirte Mehrheit der Gesellschaft kann durch die langsam und unmerklich, aber unwiderstehlich wirkende Macht ihrer Meinung die Gemüther der Bürger einem Zwange unterwerfen, womit echte persönliche Freiheit nicht besteht.

Gar Mancher wird hier lächeln und uns die bittre Frage einwerfen: warum die Zeit verderben mit Nachdenken über die Sicherung des Einzelnen vor den Ausschreitungen einer volksthümlichen Staatsgewalt, so lange wir im größten Theile Deutschlands noch nicht von einer volksthümlichen Staatsgewalt reden können? Sicherlich, nicht mit gleichem Rechte wie der Brite dürfen wir den Kampf um die gesetzliche Einwirkung des Volkswillens auf die Staatsgewalt als einen vollendeten ansehen. Noch immer ist für den Deutschen eine schwierige, lohnende Aufgabe, was vor nahezu hundert Jahren Vittorio Alfieri als seinen Lebenszweck hinstellte:

di far con penna ai falsi imperj offesa.

Noch heute könnte an der Eider, der Fulda, der Leine, der Deutsche Alfieri's verzweifelte Frage wiederholen: ob ein Mann voll Bürgersinnes unter dem Joche der Gewaltherrschaft es verantworten dürfe, Kinder zu erzeugen? — Wesen in's Dasein zu rufen, welche, je wacher ihr Gewissen, je fester ihr Rechtsgefühl, nur um so schwerer leiden müssen unter jener Verkehrung aller Begriffe von Ehre, Recht und Scham, womit die Tyrannei ein Volk verpestet? Aber es ist den Völkern geschehen, was Alfieri an sich selbst erlebte. Als er im Mannesalter das wilde Pamphlet „über die Tyrannei" herausgab, das der Jüngling einst in heiligem Eifer

niedergeschrieben, da mußte er selbst gestehen: mir würde heute der Muth oder, richtiger zu reden, die Wuth mangeln, welche nöthig war, ein solches Buch zu verfassen. Mit ähnlichen Empfindungen blicken heute die Völker auf den abstracten Tyrannenhaß des vergangenen Jahrhunderts. Wir fragen nicht mehr: come si debbe morire nella tirannide, aber mit gefaßter, unerschütterlicher Zuversicht stehen wir inmitten des Kampfes um die politische Freiheit, dessen Ausgang längst nicht mehr bezweifelt werden kann. Denn auch über diesem Streite hat das gemeine Loos alles Menschlichen gewaltet, auch diesmal sind die Gedanken der Völker den Zuständen der Wirklichkeit um ein Großes vorangeeilt. Allüberall, sogar in Ständen, die vor funfzig Jahren noch jedem politischen Gedanken sich verschlossen, lebt still und fest der Glaube an die Wahrheit jenes großen Wortes, das den Markstein einer neuen Zeit bezeichnet, an den Ausspruch der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten: „die gerechten Gewalten der Regierungen kommen her von der Zustimmung der Regierten.“ So unzweifelhaft ist diese Idee den modernen Menschen, daß sogar ein Gentz den gehaßten Vorkämpfern der Freiheit widerwillig zustimmen mußte, als er sagte, nur so lange dürfe die Staatsgewalt Opfer von dem Bürger fordern, als dieser den Staat *seinen* Staat nennen dürfe. Und so alt, so nach allen Seiten durchgearbeitet, so dem Austrage nahe sind diese Freiheitsfragen, daß bereits über die meisten derselben eine Versöhnung und Läuterung der Meinungen sich vollzogen hat. Begriffen ward endlich, daß der Kampf um die politische Freiheit kein Streit ist zwischen Republik und Monarchie, sondern das „Regieren und zugleich Regiertwerden“ des Volkes in beiden Staatsformen gleich ausführbar ist. Nur *ein* Folgesatz der politischen Freiheit bleibt noch heute ein Gegenstand erbitterten, leidenschaftlichen Meinungskampfes. Bildet nämlich das sittliche Bewußtsein des Volkes in Wahrheit die letzte rechtliche Grundlage des Staates, wird das Volk in Wahrheit nach seinem eigenen Willen und zu seinem eigenen Glücke regiert, so erhebt sich von selbst das Verlangen nach nationaler Abschließung der Staaten. Denn nur wo das lebendige zweifellose Bewußtsein des Zusammengehörens alle Glieder des Staates durchdringt, ist der Staat, was er seiner Natur nach sein soll, das einheitlich organisirte Volk. Daher der Drang, fremdartige Volkselemente auszuscheiden, und, in zersplitterten Nationen, der Trieb, das engere der beiden „Vaterländer“ abzuschütteln. Es ist nicht unsere Absicht zu schildern, wie vielfachen nothwendigen Beschränkungen und Abschwächungen diese politische Freiheit unterliegt. Genug, die Forderung einer Regierung der Völker nach ihrem Willen *besteht überall*, sie wird erhoben so allgemein und gleichmäßig wie nie zuvor in der Geschichte, und wird schließ-

lich ebenso gewiß befriedigt werden, als das Dasein der Völker dauernder, berechtigter, stärker ist denn das Leben der widerstrebenden Mächtigen.

Hüten wir uns indeß die ernsthafte Wahrheit zu vergessen, daß auch in einem nationalen Staate und von einer Staatsgewalt, welche unter dem Einflusse des Volkswillens steht, die persönliche Freiheit des Bürgers in unwürdiger Weise beschränkt werden kann. Und vielleicht ist die Gefahr, daß die selbständige Ausbildung der Persönlichkeit durch die Meinung der Gesammtheit in unzulässiger Weise beschränkt werde, in demokratischen Staaten besonders groß. Denn, war es in der Unfreiheit des alten Regimentes mindestens einigen bevorzugten Volksklassen vergönnt, die persönliche Begabung ungehemmt und im Guten wie im Bösen glänzend zu entfalten, so ist der Mittelstand, welcher Europas Zukunft bestimmen wird, nicht frei von einer gewissen Vorliebe für das Mittelmäßige. Er ist mit Recht stolz darauf, daß er Alles, was über ihn emporragte, zu sich herabzuziehen, alle unter ihm Stehenden zu sich emporzuheben sucht; und er darf sein Verlangen, im Leben der Staaten zu entscheiden, auf einen rühmlichen Rechtstitel stützen, auf eine große That, welche er und mit ihm die alte Monarchie vollzogen hat: auf die Emancipation unsrer niederen Stände. Aber wehe uns, wenn dieser Gleichheitstrieb, der auf dem Gebiete des gemeinen Rechtes die köstlichsten Früchte gezeitigt hat, sich je verirrte auf das Gebiet der individuellen Bildung. Der Mittelstand haßt jede offne gewaltthätige Tyrannei, doch er ist sehr geneigt, durch den Bannstrahl der öffentlichen Meinung Alles zu ächten, was sich über ein gewisses Durchschnittsmaaß der Bildung, des Seelenadels, der Kühnheit emporhebt. Die Friedensliebe, welche ihn auszeichnet und ihn an sich zu dem politisch fähigsten Stande macht, kann nur zu leicht ausarten in träges Behagen, in das gedankenlose, schläfrige Bestreben, alle Gegensätze des geistigen Lebens zu vertuschen und zu bemänteln, und nur im Bereiche des materiellen Wirkens (des improvement!) ein reges Schaffen zu dulden. Nicht leere Vermuthungen sind es, die wir hier aussprechen. Vielmehr drückt in den freiesten Großstaaten der Neuzeit, in England und den Vereinigten Staaten, wo der Staat wenig — vielleicht allzuwenig — von dem Bürger verlangt, das Joch der öffentlichen Meinung schwerer als irgendwo. Der Kreis dessen, was die Gesammtheit dem Bürger als ehrbar und anständig zu denken und zu thun erlaubt, ist dort unvergleichlich enger als bei uns. Wer Kunde hat von den denkwürdigen Verfassungs-Berathungen der Convention von Massachusetts aus dem Jahre 1853, wer es weiß, wie damals mit Geist und Leidenschaft die Lehre verfochten ward: „ein Bürger kann wohl Unterthan einer Partei sein oder einer thatsächlichen Gewalt(!), aber niemals Unterthan des Staates," der wird die

Gefahr eines Rückfalls in Zustände „harter Sitte und schwachen Rechtes," die Gefahr einer socialen Tyrannei der Mehrheit nicht unterschätzen. Darum hatte Mill guten Grund, ganz abgesehen von der Regierungsform, die Natur und die Grenzen der Gewalt zu untersuchen, welche füglich die Gesellschaft über den Einzelnen ausüben soll. Wenn einst Wilhelm Humboldt in seinem berühmten Versuche über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates den Bürger nur befreien wollte von dem Staate, den Staat einschränken wollte auf einen möglichst engen Raum, so sind seitdem durch eine lange, reiche Erfahrung unsre Ansprüche größer geworden. Was Humboldt kaum anzudeuten wagte, die Verwandlung der Staatsgewalt in ein Organ des Volkswillens, das ist für Mill bereits eine stillschweigende Voraussetzung. Und sah Humboldt die Gefahr für die persönliche Freiheit nur im Staate, dachte er kaum daran, daß die Gesellschaft schöner und vornehmer Geister, welche mit ihm verkehrte, den Einzelnen je an der allseitigen Ausbildung seiner Persönlichkeit hindern könnte, so wissen wir nunmehr, daß es nicht blos eine „freie Geselligkeit," sondern auch eine tyrannische öffentliche Meinung geben kann.

Um zu verstehen, in welcher Ausdehnung die Gesellschaft ihre Gewalt über den Einzelnen ausüben solle, gilt es zunächst eine Frage wohlgemuth über Bord zu werfen, womit die politischen Denker sich unnöthigerweise viele böse Stunden bereitet haben, die Frage nämlich: ist der Staat nur ein Mittel zur Beförderung der Lebenszwecke der Bürger? oder hat die Wohlfahrt der Bürger nur den Zweck, ein schönes und gutes Gesammtdasein herbeizuführen? Unsere Altliberalen und (wenn anders man bei dem, nach englischer Weise die Erörterung der höchsten Grundsätze vermeidenden Verfasser zwischen den Zeilen lesen darf) auch Mill entscheiden sich für das Erstere, die Alten bekanntlich für das Letztere. Wir aber haben dies immer, wie Falstaff sagt, für „eine gar nicht aufzuwerfende" Frage gehalten. Denn alle Welt giebt zu, daß ein Verhältniß gegenseitiger Rechte und Pflichten den Staat mit seinen Bürgern verbindet. Zwischen Wesen aber, welche sich zu einander nur wie Mittel und Zweck verhalten, ist eine Gegenseitigkeit undenkbar. Vielmehr besteht für den Staat die physische Nothwendigkeit und die sittliche Pflicht, Alles zu befördern, was der persönlichen Ausbildung seiner Bürger dient. Und wieder besteht für den Einzelnen die physische Nothwendigkeit und die sittliche Pflicht, an einem Staate theilzunehmen und ihm jedes persönliche Opfer zu bringen, das die Erhaltung der Gesammtheit fordert, sogar das Opfer des Lebens. Und zwar unterliegt der Mensch dieser Pflicht nicht blos darum, weil er nur als ein Bürger ein ganzer Mensch werden kann, sondern auch

weil es ein hiſtoriſches Gebot iſt, daß die Menſchheit Staaten, ſchöne und gute Staaten, bilde.

Mill verſucht nun der Wirkſamkeit der Geſellſchaft ihre erlaubten Grenzen zu ziehen mit dem Satze: eine Einmiſchung der Geſellſchaft in die perſönliche Freiheit rechtfertigt ſich nur dann, wenn ſie nothwendig iſt, um die Geſammtheit ſelbſt zu ſchützen oder eine Benachtheiligung Anderer zu verhindern. Es iſt ſicher unmöglich, dies Wort zu widerlegen, aber wie wenig wird mit ſolchen abſtracten naturrechtlichen Sätzen in einer hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ausgerichtet! Denn iſt nicht der „Selbſtſchutz der Geſammtheit“ hiſtoriſch wandelbar? Iſt nicht ein theokratiſcher Staat um des Selbſtſchutzes willen verpflichtet, ſogar in die Gedanken ſeiner Bürger herriſch einzugreifen? Und ſind nicht jene „für die Geſammtheit unentbehrlichen“ gemeinſamen Werke, wozu der Bürger gezwungen werden muß, nach Zeit und Ort von grundverſchiedener Art? *Eine abſolute Schranke für die Staatsgewalt giebt es nicht*, und es bildet das größte Verdienſt der modernen Wiſſenſchaft, daß ſie die Politiker gelehrt hat, nur mit Beziehungsbegriffen zu rechnen. Jeder Fortſchritt der Geſittung, jede Erweiterung der Volksbildung macht nothwendig auch die Thätigkeit des Staates vielſeitiger. Aber glücklicherweiſe wirkt dieſer ſteigenden Ausdehnung der Staatsgewalt ein anderes hiſtoriſches Geſetz entgegen. Denn in demſelben Maaße als die Bürger reifer werden für die Selbſtthätigkeit, in demſelben Maaße iſt der Staat verpflichtet, zwar dem Umfange nach vielſeitiger, aber *der Art nach beſcheidener* zu wirken. War der unreife Staat ein Vormund für einzelne Zweige der Volksthätigkeit, ſo umfaßt die Fürſorge des hochgebildeten Staates das geſammte Volksleben, aber er wirkt, ſoweit möglich, nur anſpornend, belehrend, Hinderniſſe wegräumend. Dieſe Forderungen alſo muß ein reifes Volk zur Sicherung ſeiner perſönlichen Freiheit an den Staat ſtellen: Als ein Rechtsgrundſatz iſt anzuerkennen das fruchtbarſte Ergebniß der metaphyſiſchen Freiheitskämpfe des vergangenen Jahrhunderts, die Wahrheit, *der Bürger ſoll vom Staate nie blos als Mittel benutzt werden*. Sodann: *jede Wirkſamkeit der Regierung iſt ſegensreich, welche die Selbſtthätigkeit der Bürger hervorruft, fördert, läutert; jede von Uebel, welche die Selbſtthätigkeit der Einzelnen unterdrückt*. Denn am Ende beruht die ganze Würde des Staates auf dem perſönlichen Werthe ſeiner Bürger, und jener Staat iſt der ſittlichſte, welcher die Kräfte der Bürger zu den meiſten gemeinnützigen Werken vereinigt und dennoch einen jeden, unberührt vom Zwange des Staats und der öffentlichen Meinung, aufrecht und ſelbſtändig ſeiner perſönlichen Ausbildung nachgehen läßt. —

Hier endlich iſt es uns vergönnt, auszuruhen von der ermüdenden

allgemeinen Untersuchung und zu sagen, was denn dies Nachdenken über die persönliche Freiheit *für uns* bedeute. Das Vorgefühl einer großen Entscheidung zittert durch den Welttheil und legt jedem Volke die Frage nahe, welchen Hort es besitze an der persönlichen Freiheit, der persönlichen Selbständigkeit seiner Bürger. Wir Deutschen zumal können diese Frage nicht umgehen, wir, deren ganze Zukunft nicht auf der gefesteten Macht alter Staaten, sondern allein auf der persönlichen Tüchtigkeit unsres Volkes beruht. Denn in diesem unseligen, selten verstandenen Zirkel bewegen sich ja die historischen Dinge: nur ein Volk voll starken Sinnes für die persönliche Freiheit kann die politische Freiheit erringen und erhalten; und wieder: nur unter dem Schutze der politischen Freiheit ist das Gedeihen der echten persönlichen Freiheit möglich, da der Despotismus, in welcher Form er auch erscheine, blos die niederen Leidenschaften der Personen, den Erwerbstrieb und den alltäglichen Ehrgeiz, entfesseln darf.

Sehen wir, *wie weit der Sinn für persönliche Freiheit in unsrem Volke sich entwickelt habe*, so dürfen wir wohl jenen Kleinmuth verbannen, womit uns das Bedenken unsrer Lage so leicht erfüllt. Auch wir tragen an dem gemeinen menschlichen Fluche, daß die Völker ihrer tiefsten und eigensten Vorzüge sich selten klar bewußt sind. Mit unbegreiflich leichtblütiger Hoffnung redet man von jener gewaltigen Macht, welche „die Million Bajonette" des einigen Deutschlands dereinst vorstellen werde. Und doch, gelingt einst das Werk der nationalen Reform, so wird zwar die Schande ein Ende haben, daß ein großes Volk durch sein Grundgesetz zu der defensiven Politik eines Kleinstaats verurtheilt wird; aber unsre Macht wird nach wie vor für's Erste eine ziemlich bescheidene sein. Denn so schnell nicht verharschen die Wunden, welche die Sünden und das Unglück von Jahrhunderten geschlagen. Die Welt ist bereits vertheilt. Der überseeische Besitz, die maritime Größe, ohne welche heutzutage eine wahrhafte Großmacht nicht besteht, wird auch dem einigen Deutschland für lange Zeit noch versagt bleiben. Auch das ist eine Täuschung, wenn man meint, der deutsche Staat werde bald durch seine inneren Einrichtungen zu einem Musterstaate werden. Freilich, wird unsre nationale Einigung je vollendet, so wird uns nicht länger mehr das empörende Schauspiel verletzen, daß einem gesetzlichen, maaßvollen Volke kein Schimpfwort zu roh, kein Witzwort zu bitter scheint für die höchste deutsche Behörde; die Welt wird nicht mehr das Unerhörte sehen, daß die Verfassung des gedankenreichsten der Völker grundsätzlich so unwandelbar bleibt wie der Staat der Chinesen; nicht mehr wird man uns zumuthen, das Geschenk unseres Todfeindes, die Souveränetät der Einzelstaaten, als ein unantastbares Heiligthum zu verehren; und das deutsche Staatsrecht wird endlich auch von einem deutschen Volke zu reden wissen.

Mit einem Worte, will's Gott, so werden Zustände schwinden, welche einem glücklicheren Geschlechte nur wie der wüste Traum eines fieberhaften Kopfes erscheinen werden. Aber wäre damit Alles erreicht? Wäre damit mehr erreicht, als daß die Würde des Staats, welche nach dem Verhängniß dieses Volkes in den Theilen früher ausgebildet worden als in dem Ganzen, endlich auch im ganzen Deutschland zu ihrem Rechte gelangte? Erst beginnen würden wir dann, uns als Deutsche in jenen Formen der politischen Freiheit zu bewegen, welche andere Völker bereits seit Jahrhunderten ausgebildet haben.

Dagegen unterschätzt man neuerdings ebenso leichtsinnig das köstlichste und eigenthümlichste Besitzthum unsres Volkes, jene Tugend, welche uns bisher trotz aller politischer Schmach noch immer vor der Verachtung der Fremden bewahrt hat, und welche, wenn wir das einige Deutschland je erschauen, den deutschen Staat zu einer völlig neuen Erscheinung in der politischen Geschichte machen wird: die unausrottbare Liebe des Deutschen zur persönlichen Freiheit. Der rücksichtslosesten polizeilichen Bevormundung, welche deshalb um so schwerer drückt, weil sie im engsten Kreise und von unnatürlichen Mittelpunkten herab wirkt, ist es trotz alledem nicht gelungen, den Drang des Deutschen nach persönlicher Eigenart zu brechen. Daß in allen Fragen des Gewissens ein Jeder für sich selbst allein stehe, ist eine Ueberzeugung, welche bereits in den untersten Schichten dieses Volkes feste Wurzeln geschlagen. In Zwergstaaten, deren Name schon das Lachen reizt, die jedes anderen Volkes Charakter bis zum Unkenntlichen verkümmern müßten, in Schwarzburg-Sondershausens Oberherrschaft sogut wie in Reuß jüngerer Linie predigt man der Jugend das Ideal freier Menschenbildung: den rücksichtslosen Wahrheitstrieb, das Werden des Charakters aus sich selbst heraus, harmonische Ausbildung aller menschlichen Gaben. Und wie nothwendig Freiheit und Duldung Hand in Hand gehen, so ist auch nirgendwo die Milde gegen Andersdenkende so heimisch wie bei uns; wir haben sie gelernt in der harten Schule jener Religionskriege, welche dies Volk zum Heile der ganzen Menschheit geführt hat. Und auch der edelste Segen der inneren Freiheit ist uns geworden: das schöne Maaß. Die verwegensten Gedanken über die höchsten Probleme, die den Menschen quälen, sind von Deutschen gedacht, aber nie findet sich bei unseren großen Denkern eine Spur jener fanatischen Verbissenheit, welche die kühnen Köpfe unfreier Völker entstellt: ein Mann, der über das Christenthum das écrasez l'infame gesprochen, hätte bei uns nie als ein Heros des Geistes gelten können. Die menschliche Achtung vor allem Menschlichen ward dem Deutschen zur anderen Natur, darum stehen, trotz alles Ständehaders, der unser Land zerfleischt hat, die

allgemeinen Unterſuchung und zu ſagen, was denn dies Nachdenken über die perſönliche Freiheit *für uns* bedeute. Das Vorgefühl einer großen Entſcheidung zittert durch den Welttheil und legt jedem Volke die Frage nahe, welchen Hort es beſitze an der perſönlichen Freiheit, der perſönlichen Selbſtändigkeit ſeiner Bürger. Wir Deutſchen zumal können dieſe Frage nicht umgehen, wir, deren ganze Zukunft nicht auf der gefeſteten Macht alter Staaten, ſondern allein auf der perſönlichen Tüchtigkeit unſres Volkes beruht. Denn in dieſem unſeligen, ſelten verſtandenen Zirkel bewegen ſich ja die hiſtoriſchen Dinge: nur ein Volk voll ſtarken Sinnes für die perſönliche Freiheit kann die politiſche Freiheit erringen und erhalten; und wieder: nur unter dem Schutze der politiſchen Freiheit iſt das Gedeihen der echten perſönlichen Freiheit möglich, da der Despotismus, in welcher Form er auch erſcheine, blos die niederen Leidenſchaften der Perſonen, den Erwerbstrieb und den alltäglichen Ehrgeiz, entfeſſeln darf.

Sehen wir, *wie weit der Sinn für perſönliche Freiheit in unſrem Volke ſich entwickelt habe*, ſo dürfen wir wohl jenen Kleinmuth verbannen, womit uns das Bedenken unſrer Lage ſo leicht erfüllt. Auch wir tragen an dem gemeinen menſchlichen Fluche, daß die Völker ihrer tiefſten und eigenſten Vorzüge ſich ſelten klar bewußt ſind. Mit unbegreiflich leichtblütiger Hoffnung redet man von jener gewaltigen Macht, welche „die Million Bajonette" des einigen Deutſchlands dereinſt vorſtellen werde. Und doch, gelingt einſt das Werk der nationalen Reform, ſo wird zwar die Schande ein Ende haben, daß ein großes Volk durch ſein Grundgeſetz zu der defenſiven Politik eines Kleinſtaats verurtheilt wird; aber unſre Macht wird nach wie vor für's Erſte eine ziemlich beſcheidene ſein. Denn ſo ſchnell nicht verharſchen die Wunden, welche die Sünden und das Unglück von Jahrhunderten geſchlagen. Die Welt iſt bereits vertheilt. Der überſeeiſche Beſitz, die maritime Größe, ohne welche heutzutage eine wahrhafte Großmacht nicht beſteht, wird auch dem einigen Deutſchland für lange Zeit noch verſagt bleiben. Auch das iſt eine Täuſchung, wenn man meint, der deutſche Staat werde bald durch ſeine inneren Einrichtungen zu einem Muſterſtaate werden. Freilich, wird unſre nationale Einigung je vollendet, ſo wird uns nicht länger mehr das empörende Schauſpiel verletzen, daß einem geſetzlichen, maaßvollen Volke kein Schimpfwort zu roh, kein Witzwort zu bitter ſcheint für die höchſte deutſche Behörde; die Welt wird nicht mehr das Unerhörte ſehen, daß die Verfaſſung des gedankenreichſten der Völker grundſätzlich ſo unwandelbar bleibt wie der Staat der Chineſen; nicht mehr wird man uns zumuthen, das Geſchenk unſeres Todfeindes, die Souveränetät der Einzelſtaaten, als ein unantaſtbares Heiligthum zu verehren; und das deutſche Staatsrecht wird endlich auch von einem deutſchen Volke zu reden wiſſen.

Mit einem Worte, will's Gott, so werden Zustände schwinden, welche einem glücklicheren Geschlechte nur wie der wüste Traum eines fieberhaften Kopfes erscheinen werden. Aber wäre damit Alles erreicht? Wäre damit mehr erreicht, als daß die Würde des Staats, welche nach dem Verhängniß dieses Volkes in den Theilen früher ausgebildet worden als in dem Ganzen, endlich auch im ganzen Deutschland zu ihrem Rechte gelangte? Erst beginnen würden wir dann, uns als Deutsche in jenen Formen der politischen Freiheit zu bewegen, welche andere Völker bereits seit Jahrhunderten ausgebildet haben.

Dagegen unterschätzt man neuerdings ebenso leichtsinnig das köstlichste und eigenthümlichste Besitzthum unsres Volkes, jene Tugend, welche uns bisher trotz aller politischer Schmach noch immer vor der Verachtung der Fremden bewahrt hat, und welche, wenn wir das einige Deutschland je erschauen, den deutschen Staat zu einer völlig neuen Erscheinung in der politischen Geschichte machen wird: die unausrottbare Liebe des Deutschen zur persönlichen Freiheit. Der rücksichtslosesten polizeilichen Bevormundung, welche deshalb um so schwerer drückt, weil sie im engsten Kreise und von unnatürlichen Mittelpunkten herab wirkt, ist es trotz alledem nicht gelungen, den Drang des Deutschen nach persönlicher Eigenart zu brechen. Daß in allen Fragen des Gewissens ein Jeder für sich selbst allein stehe, ist eine Ueberzeugung, welche bereits in den untersten Schichten dieses Volkes feste Wurzeln geschlagen. In Zwergstaaten, deren Name schon das Lachen reizt, die jedes anderen Volkes Charakter bis zum Unkenntlichen verkümmern müßten, in Schwarzburg-Sondershausens Oberherrschaft sogut wie in Reuß jüngerer Linie predigt man der Jugend das Ideal freier Menschenbildung: den rücksichtslosen Wahrheitstrieb, das Werden des Charakters aus sich selbst heraus, harmonische Ausbildung aller menschlichen Gaben. Und wie nothwendig Freiheit und Duldung Hand in Hand gehen, so ist auch nirgendwo die Milde gegen Andersdenkende so heimisch wie bei uns; wir haben sie gelernt in der harten Schule jener Religionskriege, welche dies Volk zum Heile der ganzen Menschheit geführt hat. Und auch der edelste Segen der inneren Freiheit ist uns geworden: das schöne Maaß. Die verwegensten Gedanken über die höchsten Probleme, die den Menschen quälen, sind von Deutschen gedacht, aber nie findet sich bei unseren großen Denkern eine Spur jener fanatischen Verbissenheit, welche die kühnen Köpfe unfreier Völker entstellt: ein Mann, der über das Christenthum das écrasez l'infame gesprochen, hätte bei uns nie als ein Heros des Geistes gelten können. Die menschliche Achtung vor allem Menschlichen ward dem Deutschen zur anderen Natur, darum stehen, trotz alles Ständehaders, der unser Land zerfleischt hat, die

Volksklassen in Deutschland in Sitten und Gedanken einander näher als in Ländern mit freieren Staatsformen. Man sieht dem Deutschen nicht, wie dem Russen oder dem Briten, von fernher an, weß Volkes Kind er sei, aber wir sind von jeher reich gewesen an eigenartigen Charakteren. Und weil dies Volk sich die Freiheit seiner persönlichen Bildung niemals hat rauben lassen, so ruht in seinen Tiefen ein ungehobener Schatz starker nachhaltiger Leidenschaft, den dann und wann ein einsichtiger Fremder, ein Capo d'Istria, eine Frau von Staël, bewundernd erkannte. Was deutsche Leidenschaft bedeute, das wird Jeder begreifen, der deutsche Dichtungen mit romanischen oder englischen aus der Zeit nach der Puritanerherrschaft vergleichen will: sie hat sich noch an allen Wendepunkten unserer Geschichte glorreich bewährt. — Das ist der Segen der persönlichen Freiheit. Jeder geistige Erwerb aber, dessen ein Volk sich rühmen darf, wirkt hinüber auf das staatliche Leben, ist ein Unterpfand mehr für seine politische Größe. Ein Volk, das, kaum auferstanden aus dem namenlosen Jammer der dreißig Jahre, die frohe Botschaft der Humanität, der echten Freiheit des Geistes, an alle Welt verkündet hat — ein solches Volk ist nicht dazu angethan, gleich jenen verdammten Seelen der Fabel, in Ewigkeit in der Nacht zu wandeln, suchend nach seiner leiblichen Hülle, seinem Staate. Es ist unser Loos — und wer darf sagen: ein trauriges Loos? — daß die innere Freiheit bei uns nicht als die feinste Blüthe der politischen Freiheit zu Tage tritt, sondern den festen Grund bildet, auf welchem ein freier nationaler Staat sich erheben wird. Und wessen leidenschaftlicher Ungeduld der verschlungene Werdegang dieses Volkes gar zu langsam scheinen will, der soll sich erinnern, daß wir das jugendlichste der europäischen Völker sind, der soll sich des Glaubens getrösten: kommen wird die Stunde, da mit größerem Rechte als Virgil von seinen Römern ein deutscher Dichter von seinem Volke singen wird: tantae molis erat Germanam condere gentem.

So ist Mill's Thema uns Deutschen längst lieb und vertraut. Sein Grundsatz „in allen Dingen, die nur des Einzelnen Heil berühren, soll Jeder nach seiner eignen Willkür handeln dürfen," ist eben wegen seiner Einfachheit und Dehnbarkeit unanfechtbar. Einzig auf dem religiösen Gebiete hat er sich uneingeschränkte theoretische Anerkennung erobert, weil hier nicht blos keine Partei einen vollständigen Sieg erfochten hat, sondern in Wahrheit unversöhnliche Gegensätze einander gegenüberstehen. Aber wie weit sind wir stolzen Culturvölker selbst auf diesem einen Felde noch von echter Duldsamkeit entfernt! Welch' schwere Anklagen muß Mill hier gegen seine Landsleute erheben. Nicht genug, daß das Gesetz jeden ehrlichen Ungläubigen, der den christlichen

Eid nicht leiſten will, des gerichtlichen Schutzes beraubt: wo das Geſetz milder geworden, erhebt ſich der finſtere Fanatismus der Geſellſchaft, beſteht mit jüdiſcher Härte auf der puritaniſchen Feier des Sabbaths, drückt dem ehrlichen Freidenker das ſociale Brandmal auf die Stirn, welches tiefer ſchmerzt als alle Strafen des Staates, macht ihn brotlos und ächtet ihn aus den Kreiſen der Bildung und der feinen Sitte.

Und haben wir Deutſche ein Recht, blos mit phariſäiſchem Behagen dieſer Schilderung engliſcher Unfreiheit zu lauſchen? Auch unſer Staat iſt aus ſeiner theokratiſchen Epoche noch nicht gänzlich herausgetreten; noch ſehr vielen unſerer Geſetze ſteht es auf der Stirn geſchrieben, wie unendlich mühſam die Ideen der Toleranz dem unduldſamen Staate und der noch unduldſameren Macht geſchloſſener Kirchen abgerungen werden mußten. Und auch in der Geſellſchaft lebt noch weit mehr Unduldſamkeit und — was deſſelben Dinges Kehrſeite iſt — weit mehr religiöſe Feigheit, als dem Volke Herder's und Leſſing's geziemt. Wer irgend einen Begriff davon hat, in welcher ungeheuren Ausdehnung der Glaube an die Dogmen der chriſtlichen Offenbarung dem jüngeren Geſchlechte geſchwunden iſt, der kann nur mit ſchwerer Sorge beobachten, wie gedankenlos, wie träge, ja wie verlogen Tauſende einem Lippenglauben huldigen, der ihren Herzen fremd geworden. Nur die Wenigſten haben nachgedacht über die grobe Unwahrheit der juriſtiſchen Fiction, in welcher Staat und Kirche bei uns dahinleben, der Annahme: Jeder bekennt ſich zu dem Glauben, worin er geboren iſt. Wie jedes ſtaatliche Uebel die Sitten der Bürger berührt, ſo hat auch die lange unſelige Gewohnheit, vor dem Staate zu ſchweigen und ſich zu beugen, entſittlichend eingewirkt auf das religiöſe Verhalten des Volks. Die Furcht vor einer ſtreng-gläubigen Behörde, ja die Furcht vor dem bloßen Naſenrümpfen der ſogenannten guten Geſellſchaft reicht hin, Unzählige zum Verleugnen ihres Glaubens zu bewegen. In den vornehmen Klaſſen iſt man ſtillſchweigend übereingekommen, gewiſſe hochwichtige religiöſe Fragen nie zu berühren, und ſo träumen der Gebildeten Viele dahin, welche mit Abſicht den Kreis ihrer Gedanken verengern, ſich grundſätzlich ihres Rechtes begeben, über religiöſe Dinge zu denken. In erſchreckender Stärke wuchert auf dem religiöſen Gebiete der Geiſt der Unwahrhaftigkeit. Geheime Worterklärungen, Mentalreſervationen aller Art zwingt man dem widerſtrebenden Denken auf; damit gepanzert geht man hin, theilzunehmen an kirchlichen Gebräuchen, deren eigentlichen Sinn man verwirft. Ganze Richtungen der Theologie, mächtige Zweige des vulgären Rationalismus hängen mit dieſem Triebe zuſammen: man leugnet die Dogmen der Offenbarung, aber man leiht den alten Worten einen fremden Sinn, ſtatt mannhaft dem Widerwillen der

trägen Welt zu trotzen und offen ein Band zu lösen, das für die Seelen nicht mehr besteht. — —

Wie jedoch? Ist dies Geschlecht wirklich so tief gesunken? Steht es so gar jämmerlich um die innere Freiheit der Menschen, wie es nach diesen bedenklichen und unleugbaren Erscheinungen der Gegenwart scheinen sollte? Man muß sehr unerfahren sein in den Geheimnissen der Menschenbrust, um auf einem Gebiete, das der unberechenbaren Macht der Selbsttäuschung einen unermeßlichen Spielraum gewährt, einfach blos mit den Vorwürfen der Lüge und der Gleißnerei hervorzutreten. Und noch weniger wird ein besonnener Kenner der Geschichte die schlichtfriedliche Anhänglichkeit an die Gebräuche der Väter kurzerhand als Trägheit verdammen. Denn die ganze Bewegung der Geschichte besteht in einer fortwährenden Ausgleichung und Versöhnung zwischen den gleichberechtigten Mächten des Beharrens und der fortschreitenden Geistesfreiheit.

Wirklich *erklärt* aber wird die befremdende Thatsache, daß in diesen hellen Tagen der Kritik der große Mittelschlag der Menschen am Leben der Kirche mit offenbar geringerer geistiger Regsamkeit theilnimmt, als vor dreihundert Jahren, nur durch die andere Thatsache, daß die helleren Köpfe unseres Volkes *dem religiösen Meinungsstreite bereits entwachsen sind*. Und dies gerade verbürgt uns den schließlichen unvermeidlichen Sieg der Ideen der Duldung, der inneren Freiheit. Nur Wenige unserer Denker sind erfüllt von Verbitterung gegen das, was sie falschen Idealismus der Theologen nennen. Die Meisten leben der klaren, ruhigen Meinung: wie gebrechlich immer die Einrichtung der Welt, *so* gebrechlich ist sie *nicht*, daß der sittliche Werth des Menschen von Dingen abhängen sollte, die ein fester Wille, ein besonnenes Denken nicht bemeistern kann. Sie haben erfahren, daß von allen Meinungskämpfen allein der Streit über religiöse Fragen nothwendig zur Verbitterung und Gehässigkeit führt. So sind sie zu jener Auffassung der Religion emporgehoben worden, welche allein eines freien Mannes würdig ist. Sie haben begriffen: religiöse Wahrheiten sind Gemüthswahrheiten, die Religion ist ein subjectives Bedürfniß des schwachen Menschenherzens und eben darum kein Gegenstand des Meinungskampfes. Denn über des Menschen sittliche Würde entscheidet nicht *was* er glaubt, sondern *wie* er glaubt. Allzuoft haben wir erlebt, wie ein und derselbe Glaube den Einen zum Größten begeisterte, den Anderen in widrige Gemeinheit stürzte. Darum bestimmt unser Urtheil über den Menschen nur die eine Frage, ob sein Glaube harmonisch und nothwendig aus seinem innersten Wesen heraus sich gebildet habe, ob er in der That und in Wahrheit sagen dürfe: „das ist *mein* Glaube." Jede Ueberredung aber kann wohl auf die Erkenntniß, doch schwerlich auf

den Willen wirken, kann zwar den Inhalt des Glaubens ändern, aber selten oder nie das Wesentliche, die Form der Ueberzeugung. Solcher Einsicht voll hat sich ein großer Theil der Denkenden von jedem religiösen Meinungsstreite zurückgezogen. Und es zählt diese Ansicht, welche sich mit jedem religiösen Bekenntnisse sehr wohl verträgt, ihre stillen Anhänger bereits nach Tausenden. Denn wer unter unseren Freidenkern ist so roh, daß er lachen sollte, weil ein Geist wie Stein an den geschmacklosen Verslein des alten Gleim sich erbauen konnte? Wer, wie verwegen oder bescheiden seine religiösen Begriffe seien, sollte nicht vielmehr seine bewundernde Lust haben an einem Glauben, der den Gläubigen mit so unerschütterlicher Festigkeit des Gemüthes segnete? — Diese humane Auffassung der Religion entbehrt offenbar des Triebes neue kirchliche Genossenschaften zu gründen, sie sieht in dem Protestantismus *mehr* als blos eine Confession, in dem Christenthume das unvergleichlich wichtigste Element der modernen Cultur, aber doch nur ein Cultur-Element, das mit anderen des antiken Heidenthums sich vermischen und vertragen muß.

So besteht *außerhalb* der Kirche ein hochwichtiges, tiefbewegtes religiöses Leben, welches voraussichtlich nie zu einer neuen Kirche sich zusammenschließen wird. Und weil von den fortschreitenden regsamen Geistern, welche allein Bewegung bringen in das geistige Leben, eine große Zahl die Hallen der Kirchen nicht mehr betritt, ebendeshalb treibt in der Kirche die gedankenlose Trägheit, die beschränkte Unduldsamkeit ein so arges Wesen, ebendeshalb gehen Staat und Kirche dahin in dem behaglichen Wahne, daß unser Volk noch immer aus lauter gläubigen Katholiken, Protestanten, Juden bestehe. Eine lange Frist mag noch vergehen, bis die humane Auffassung der Religion so allgemein und unwiderstehlich geworden, daß die Fiction, der sittliche Mensch *müsse* einer Kirche angehören, aus unseren Gesetzen verbannt werden kann. Bis dahin bleibt uns noch ein unermeßliches Feld der Arbeit offen, des Kampfes gegen die unduldsame Herrschaft der Gesellschaft und gegen die theokratischen Ueberlieferungen der Staaten, auf daß endlich die persönliche Freiheit des Menschen zu ihrem unveräußerlichen Rechte gelange.

Die völlige Ungebundenheit, welche hier für die religiösen Anschauungen gefordert ward, ist nicht minder unerläßlich für *alle anderen menschlichen Meinungen als solche*. Denn unter jeder, politischen oder socialen, Unterdrückung des Denkens leidet nicht blos der einzelne von dem Banne der Gesellschaft Betroffene, sondern das gesammte Menschengeschlecht. Eine entscheidende Gewalt steht der Mehrheit der Gesellschaft überhaupt nur da zu, wo der Drang der Noth einen Entschluß, eine That verlangt, also *in allen politischen Geschäften*. Die Wahr-

heit aber darf sich Zeit nehmen auf ihrem erhabenen Gange, sie dient nicht dem Augenblicke: darum unterliegt sie nicht dem Belieben der Gesellschaft. Keine Kunst der Rede hat es je vermocht, den ketzerrichterlichen Geist zu bemänteln, der aus der Behauptung redet, die Gesellschaft habe das Recht, zwar nicht die Wahrheit, wohl aber die Gefährlichkeit der Meinungen zu prüfen. Ist einmal der Staat den rohen Formen der Theokratie, der Massen-Aristokratie entwachsen, hat er einmal die persönliche Freiheit des Bürgers im Grundsatze anerkannt, so hilft kein Sträuben mehr, so muß er auch ganz und mit allen Folgerungen das Recht des freien Denkens gewähren, das den Menschen erst zum Menschen macht. Denn bei der grenzenlosen Macht der Trägheit in der Welt ist die Gefahr, daß eine vor der Zeit verkündete Wahrheit die Ruhe der Gesellschaft störe, verschwindend klein gegen die andere Gefahr, daß auch nur ein wahrer Gedanke in Folge von Gewalt wieder verschwinde. Und ist es denn wahr, daß die freie Forschung jemals die Ruhe der Gesellschaft gewaltsam erschüttert habe? Nein, wo immer die Menschen um Meinungen sich zerfleischten, da geschah es, weil das unterdrückte Denken mit leidenschaftlicher Wildheit das alte Joch zerbrach. Lassen wir uns ja nicht einwiegen in trügerische Sicherheit von der immer wieder nachgebeteten Lehre, daß der Wahrheit eine Allmacht innewohne, welche ihr aller Verfolgung zum Trotz immer wieder zum Siege verhelfe. Das ist, in solcher Allgemeinheit hingestellt, ein gefährlicher Irrthum. Nicht sie freilich irrten, die Sokrates, Huß, Hutten und wie sie sonst heißen, die gewaltigen Dulder, welche noch in letzter Qual die Unsterblichkeit der Wahrheit verkündeten. Denn es giebt eine vornehme Höhe des Geistes, von welcher herab es dem Sterblichen vergönnt ist die Schranken der Zeit lächelnd zu überblicken. Gewiß, eine Wahrheit, welche heute erst einen einsamen verachteten Denker in seinem Kämmerlein mit seliger Freude durchschauert: irgendwo und irgendwann wird sie dereinst von den Dächern gepredigt werden, auch wenn Er sie schweigend in sein Grab nahm. Dies leugnen hieße an der göttlichen Natur der Menschheit verzweifeln. Wir aber, die wir in der Zeit leben, sollen ernsthaft dem rechten Sinne des zweideutigen Wortes nachforschen, daß jedes Volk seine geistigen und leiblichen Bedürfnisse auf die Dauer wirklich befriedige. Das sagt in Wahrheit nur: von den unvergänglichen menschlichen Gütern, an Freiheit, Wahrheit, Schönheit, Liebe erwirbt jedes Volk genau so viel als es durch eigene Kraft zu erringen und zu bewahren weiß. Ganze Jahrhunderte, ganze Völker kamen und gingen, welche große, fruchtbare Wahrheiten fanden, aber nicht zu bewahren wußten in dem harten Kampfe mit den Mächten der Trägheit und der Lüge. Wandelt es nicht noch unter uns, jenes Haus Habs-

burg, deſſen geſammte Geſchichte mit unvergeßlichen Zügen verkündet, wie die Macht der rohen Gewalt Herr werden kann über den Geiſt? Darum ſollen wir wachen und ſtreiten, daß die Wahrheit, welche nur für die ganze Menſchheit unverlierbar iſt, jetzt und hier, in dieſer Spanne Zeit, unter dieſer Handvoll Menſchen, die wir unſer nennen, zur Geltung gelange und ihrer Freiheit genieße.

Aber warum in unſeren aufgeklärten Tagen ſolche Gemeinplätze? Iſt nicht ein uraltes Kleinod unſeres Volkes, ſind nicht die deutſchen Hochſchulen recht eigentlich auf dieſe Freiheit der Meinung begründet, für das Platzen der Geiſter aufeinander geſchaffen? So hören wir Manchen erwidern. Uns aber gemahnt es an ein böſes Wort, das ein geiſtvoller deutſcher Gelehrter einſt zu uns ſprach — und er meinte, etwas ſehr Freiſinniges zu ſagen: — „ich achte und dulde jede Meinung, nur nicht die verderbliche Lehre eines Moleſchott.“ Nun, ſo lange wir noch nicht gelernt haben, all' die Phraſen von „gottloſer Meinung“ aus unſerem Wörterbuche zu ſtreichen und auf jenes unſelige „nur dieſe Meinung nicht“ gänzlich zu verzichten, ſo lange lebt in uns noch, ob auch in milderer Form, der fanatiſche Geiſt jener alten Eiferer, welche fremde Meinungen nur deshalb erwähnten, um zu beweiſen, daß ihre Urheber ſich gerechte Anſprüche auf den Höllenpfuhl erworben hätten. Auch in Deutſchland giebt es (obwohl gottlob weniger als in England) ſittliche Fragen von höchſter Bedeutung, über denen „der tiefe Schlummer einer fertigen Meinung“ — das will ſagen: einer verblaßten, gehaltloſen, lebloſen Meinung — brütet, welche die gute Geſellſchaft Niemanden laut beſprechen läßt. Hat aber einmal die ſchleichende Macht der ſocialen Unduldſamkeit Boden gewonnen, ſo erweitert ſich unter der Hand der Kreis der Dinge, worüber nicht mehr geredet wird! — So lange Menſchen leben, werden jene kühnen Denker nicht ausſterben, deren bittres Loos es iſt, daß ihre Lehren derweil ſie leben verkannt, bald nach ihrem Tode trivial geſcholten werden. Vor dem Einen aber kann und ſoll die reifende Geſittung der Menſchheit ihre bahnbrechenden Geiſter bewahren: vor der Schmach, daß als Gottesläſterer und unſittliche Menſchen geſchmäht werden, die von der Luſt des Denkens nicht laſſen wollen.

Wie leicht läßt ſie ſich aufſtellen, wie unwiderleglich vertheidigen, dieſe Forderung einer vollkommenen Duldſamkeit der Geſellſchaft gegen jegliche Meinung, und doch wie unendlich ſchwer iſt ſie durchzuführen! Die Beſten gerade ſind ihre Gegner. Denn jedes Wirken eines ſtarken Mannes iſt ſeiner Natur nach einſeitig, iſt undenkbar ohne rechtſchaffenen Haß und tiefen Ekel. Und wir am wenigſten wollen jene windelweichen Narren verherrlichen, welche heutzutage nur allzuoft einem ehrlichen Manne mit dem

hautgout ihrer Bildung die Luft verpesten, welche vor lauter Duldung gegen fremde Ansichten nie zu einer eigenen Meinung, vor lauter Anerkennung fremden Rechtes nie zu entschlossener That gelangen. Aber es ist eine höchste Blüthe feiner und dennoch kräftiger Bildung möglich, welche mit dem raschen Muthe der That die überlegene Milde des Historikers verbindet. Es ist möglich festzustehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer und dennoch das Geschehende wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Thorheit das liebe, traute Menschenangesicht aufzusuchen. Diese zugleich thätige und betrachtende Stimmung des Geistes, welche in jedem Augenblicke reif und bereit ist, abzuschließen mit dem Leben, soll einem geistreichen Volke immer als ein Ideal vor Augen stehen. Inzwischen wird menschliche Leidenschaft und Beschränktheit dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

So gelangen wir von selbst zu der letzten und höchsten Forderung der persönlichen Freiheit: daß der Staat und die öffentliche Meinung dem Einzelnen die Ausbildung eines eigenartigen Charakters im Denken und im Handeln gestatten müsse. Längst ward in Deutschland ein Gemeingut Aller, was Mill seinen Landsleuten als ein Neues verkündigt, jene Humboldt'sche Lehre von der „Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung," von der „höchsten und verhältnißmäßigen Ausbildung aller Kräfte," welche durch Freiheit und Mannichfaltigkeit der Situationen gedeiht, jene einzige Verbindung platonischen Schönheitssinnes und kantischer Sittenstrenge, welche den Höhepunkt des Zeitalters der deutschen Humanität bezeichnet. Aber da diese Lehre, welche ihrer Natur nach nur von vornehmen Geistern begriffen werden kann, bereits von den mittelmäßigsten der mittelmäßigen Köpfe gepredigt wird, so hat sie unmerklich sehr Vieles von ihrem großen Sinne verloren. Man strebt nach einem gewissen Durchschnittsmaaße vielseitiger Bildung und verliert darüber das Köstlichste, die Eigenthümlichkeit der Bildung; man bemüht sich seine Neigungen auf ein Mittelmaaß des Anständigen, des „Menschlichen" herabzustimmen, und vergißt darüber, welche herrliche Gabe starke, aber durch ein reges Gewissen gezügelte Leidenschaften sind. —

Jede gereifte Sittlichkeit beginnt mit ehrlicher Selbsterkenntniß. So gewiß es aber verkrüppelte Leiber giebt, so gewiß giebt es Seelen, welche dieses oder jenes Organes gänzlich entbehren. Und Heil Jedem, der dies bescheiden zu erkennen weiß, Heil jenen starken einseitigen Naturen, welche willig an der Breite ihrer Bildung opfern, was sie an Kraft und Tiefe tausendfältig wiedergewinnen. Das sind doch Menschen, welche den Haß

oder die Liebe gebieterisch herausfordern. Mag ihr Sinn immerhin verschlossen bleiben für manches große Gut der Menschheit, sie sind doch harmonische Charaktere, denn ein schönes Gleichmaaß besteht zwischen ihrer Kraft und ihrem Streben. Wie hoch ragen sie empor über die unerträglichen Durchschnittsmenschen, deren Zahl heute so erschrecklich anschwillt, welche jetzt eine Bemerkung über die sixtinische Madonna, dann ein Urtheil über den Bonapartismus, dann wieder eine Betrachtung über die Dampfmaschinen zu sagen wissen, selten eine Dummheit, aber noch seltener etwas Gescheidtes, und sicherlich niemals eines jener derben, urkräftigen Worte, wobei dem Freunde des Menschlichen das Herz im Leibe lacht, wobei der Hörer im Stillen aufjubelt: das war Er, so, gerade so konnte nur Er sprechen. — Die Gegenwart rühmt sich mit vollem Rechte, daß zu keiner Zeit Wohlstand und Bildung über so weite Kreise der Menschen verbreitet gewesen. Aber dafür lebt in der heutigen Gesellschaft ein starker Trieb, nichts zu dulden, was über ein, allerdings liberales, Maaß der Empfindung und des Denkens hinausgeht, und von jener großen Lehre Humboldt's nur die Schale — die Vielseitigkeit der Bildung — zu bewahren, nicht aber den Kern, die Eigenthümlichkeit der Bildung und der Kraft. Gab es vordem eine Zeit, wo die Willkür, die schrankenlose Unbändigkeit der Personen den Bestand der Gesellschaft gefährdete, boten spätere Tage das immerhin noch bunt bewegte Schauspiel mannichfaltiger Standessitten, so hat die Gegenwart zu fürchten, daß mit langsamem, unwiderstehlichem Drucke die Sitten und Begriffe der Einen guten Gesellschaft die Eigenart persönlicher Neigungen und Gedanken ersticken.

Wir reden hier nicht von irgend welchem gewaltsamen Zwange. Die natürlichsten vielmehr, die großartigsten Errungenschaften der modernen Cultur verstärken von selbst diesen Drang der Gesellschaft, die Einzelnen nach einem gleichmäßigen Muster zu bilden. Wir pochen auf unseren vielseitigen Geist, unser Gemüth ist von einer erstaunlichen Reizbarkeit, und wir haben gelernt, uns über die mannichfaltigen Geheimnisse der Menschenbrust mit einer Offenheit Rechenschaft zu geben, welche jedem Griechen schamlos erschienen sein würde. Aber sind wird empfänglicher, reizbarer geworden, — so leben wir auch sehr rasch. Eine Fülle von äußeren Eindrücken stürmt auf uns ein, wovon viele an einem minder gebildeten Geschlechte unbemerkt vorüberrauschen würden: dafür jedoch berühren uns auch nur sehr wenige tief und gewaltig; und die meisten Menschen leben dahin halb bewußtlos unter dem unaufhörlichen Andrange innerer und äußerer Erlebnisse. Die wenigen Eindrücke endlich, welche bestimmend auf uns einwirken, sind leider für die Mehrzahl der Menschen die gleichen. Denn unsere Bildung ist so uralt und überschwänglich reich, wir haben,

ehe wir selbst an dem Fortbau der Welt mitarbeiten können, eine solche Masse Stoffes — und wie Vieles leider auf Treu und Glauben — in uns aufzunehmen, daß gar Mancher über der harten Arbeit des Empfangens nie zu einem selbständigen Urtheile gelangt. Mit jedem Fortschritte der Cultur wird die Erziehung zwar humaner, aber auch gleichmäßiger, wird eine immer anwachsende Anzahl von Menschen mit den gleichen Kenntnissen, den gleichen Anschauungen erfüllt und gewöhnt, über gewisse Fragen eifrig nachzudenken, andere zur Seite liegen zu lassen. Mit dem Steigen des Wohlstandes verbreitet sich die Gewöhnung an die gleichen Genüsse über immer weitere Kreise, und seit das Reisen ein so demokratisches Vergnügen geworden, wird es bald erlaubt sein zu sagen, daß ziemlich jeder gebildete Mann dasselbe von der Welt gesehen habe. Trotz aller vereinzelter Rückschläge wird uns die Zukunft eine fortschreitende Erweiterung der politischen Rechte bringen; immer mehr Menschen werden also künftig die gleichen politischen Functionen ausüben. Ueberhaupt sind die politischen Ideale, wovon unsere Zeit nicht lassen darf noch wird, nur durch Massenbewegungen zu erreichen; sie sind nur zu verwirklichen durch geschlossene große Parteien. Und welche ungewöhnliche Selbständigkeit des Charakters ist nothwendig, um nach Bürgerpflicht Partei zu ergreifen und dennoch die innere Freiheit sich zu bewahren! Schon heute schöpft die ungeheure Mehrzahl des Volks ihre politische Belehrung aus Zeitungen, welche die Ertödtung des Individuums grundsätzlich verlangen, welche von Namenlosen geschrieben werden und zumeist nur in etwas klarerer Form dieselben Ansichten aussprechen, die von der Mehrzahl der Leser bereits gehegt werden. Und so gewaltig hat dies nothwendige Uebel des Zeitungslesens, diese Gewöhnung an eine, im Ganzen ehrenwerthe, im Einzelnen sehr mittelmäßige, populäre Literatur bereits auf die Menschen gewirkt, daß man schon beginnt, Jeden für einen Narren zu halten, der sich zu keiner Zeitungsmeinung bekennt. Ja, sogar die Form dieser mittelmäßigen Tagesliteratur, diese breit dahin fließende, wasserklare, jedes wahrhaften Lebens ermangelnde Darstellung gilt bereits als ein Muster. Auch bei einem ernsten Buche will man sich nicht mehr die dankbare Mühe nehmen, sich einzuleben in das Weben und Wesen des Schriftstellers. Man schmäht über „unklaren" Vortrag, sobald Einer die Dinge so darzustellen wagt, wie sie in *seinem* Auge sich widerspiegeln, sobald Jemand noch den Muth hat, einen individuellen Stil zu schreiben. Wer je in einem Hauptsitze des Buchhandels gelebt, der weiß, welche Menge köstlicher Gaben und Neigungen erst zu Grunde gehen muß, bevor die Bildung eines „zeitgemäßen" Schriftstellers vollendet ist. Nirgends aber tritt uns die furchtbare Gewalt, welche die Gesellschaft über die per-

sönliche Freiheit ausübt, unheimlicher entgegen, als wenn wir uns fragen, wie wir aussehen, wie wir uns kleiden? Wir sind in diesem Punkte die unbedingten Sklaven der Mode, und welcher Mode! „Nicht auffallen, nirgends anstoßen" — dieser Grundsatz unfreier Moral steht hoch in Ehren, und gewaltig herrscht die Neigung der Gesellschaft, zwar sich selbst als ein Ganzes fortzubilden und rüstig vorwärts zu bringen, aber jedem Einzelnen zu verbieten, daß er sich absondere von der Bewegung der Masse.

Trübe, ernste Fragen in der That. Aber ist denn wirklich die gewaltige Bewegung massenhafter Kräfte, worauf die Größe dieser Zeit beruht, nur möglich auf Kosten der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit der Einzelnen? Wer darf es wagen, eine so radicale, so tief einschneidende Anklage gegen einen ganzen Zeitraum zu erheben? Eine Zeit, welche mit so starker Vorliebe den historischen Wissenschaften sich hingiebt, ist keine Epoche fertiger Bildung, ist eine Periode des Uebergangs; sie gleicht einem Menschen, der zurückblickt auf sein Thun und Treiben und sich sammelt, gelassen lauschend auf die Stimme in seinem Innern. Und ist nicht schon dieser Uebergang zu reinerer Menschenbildung ein großer Segen? Sollen wir uns etwa zurücksehnen nach dem Zeitalter der Originale, nach der erst halb überwundenen falschen persönlichen Freiheit des staatlosen Philisterthums? Allerdings haben wir gelernt der politischen Freiheit manches Opfer persönlicher Freiheit zu bringen. Es ist dem treuen Sohne dieser Zeit nicht mehr gestattet, sich ein Staatsideal aufzubauen nach seinem souveränen persönlichen Belieben. Je mehr uns ein freieres Staatswesen an die tägliche Erfüllung politischer Pflichten gewöhnt, je mehr wir unsere politischen Forderungen an den wirklichen Staat anknüpfen, desto uneigennütziger verzichten wir auf persönliches Besserwissen. Und wahrlich, es ist keine Schande für die Gegenwart, daß wir endlich die uns gemeinsamen Angelegenheiten auch durch gemeinsames Denken und Handeln fördern, daß wir willig unser Belieben dahin geben, wo es sich handelt um unser Volk oder die Partei, von der wir das Heil des Staates erwarten.

Dabei bleibt dem hervorragenden Talente noch immer ein weiter Spielraum; wir sind noch nicht so bettelhaft arm an begabten Menschen, wie das gedankenlose Gerede über unser Epigonenthum behauptet. Denn daß die moderne Gesellschaft als ein Ganzes fortwährend erstaunlich fortschreite, wird nur ein Verblendeter leugnen; jeder Antrieb aber zu einer wirklichen Verbesserung geht nicht aus von der Masse, sondern entspringt aus einem einzelnen lichten Haupte. Sehr wenig dankbar freilich ist diese rastlose moderne Gesellschaft; denn wo immer ein heller Kopf einen guten, der Zeit gemäßen Gedanken gebiert, da bemächtigt sich seiner die ge-

bildete Gesellschaft, verarbeitet ihn als ihr Eigenthum, und rasch ist der Urheber vergessen. Darum soll, wer heute die Kraft in sich fühlt, emporzuragen über den Durchschnitt der Menschen, seine Seele frei halten von dem unmännlichen Gefühle der Verbitterung und Verkennung und sich fest stützen auf den freudigen Glauben edler Geister, auf den Glauben an die Unsterblichkeit nicht des Namens sondern der Idee. — Ganz arm an eigenartigen Naturen ist diese Zeit noch nicht. Auf weiten Gebieten der Wissenschaft und der Kunst tummelt sich noch ein wahrhaft ursprüngliches Schaffen, das den Stempel der modernen Welt auf der Stirn trägt. Und auch die Masse des Volkes ist noch keineswegs geneigt als eine unterschiedslose, gleichdenkende und gleichgesittete Heerde dahinzuleben. Wenn der Chinese und der Europäer des vergangenen Jahrhunderts sich mit altklugem Wohlgefallen an seiner geschmacklosen einförmigen Tracht weidete, so regt sich heute, seit dem Wiedererstarken des germanischen Geistes, in immer weiteren Kreisen der Widerwille gegen das gleichmäßig langweilige, farblose Leben unsrer guten Gesellschaft. Auch die zunehmende Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen, die Arbeitstheilung wirkt in dieser Richtung. Und wer mit feinem Ohre die Naturlaute des Volkslebens zu belauschen weiß, wird in der Geschichte aller modernen Volksbewegungen an zahlreichen Erscheinungen erkennen, welcher starke Sinn für persönliche Selbstbehauptung, für individuelle Sitten noch in unsrem Volke lebt. Nicht als eine abgeschlossene Vergangenheit liegt die Geschichte vor uns. Sie ist nicht todt, nicht für immer verschwunden, die Herrlichkeit des alten deutschen Bürgerthums, das einst in farbenreichem, wogendem Gewimmel durch die geschmückten Straßen thürmestolzer Städte sich drängte. Weil wir ohne phantastische Sehnsucht, mit klarer, bewußter Bewunderung auf die Tage Pirckheimer's und Peter Vischer's schauen, ebendeshalb ist die Hoffnung unverloren, daß einst dem modernen Geschlechte der Sinn sich wieder erschließe für die Schönheit und Mannichfaltigkeit der persönlichen Sitten.

Soweit aber die Gefahr doch vorhanden ist, daß der die Zeit beherrschende Mittelstand die Freiheit der persönlichen Ausbildung auf ein Mittelmaaß des Denkens und Empfindens beschränke, so liegt das Heilmittel dagegen, wie bei allen socialen Fragen, in der reiferen Gesittung der Einzelnen. Lernen wir wieder *in allen Dingen, die nur uns selbst angehen, recht trotzig uns selbst zu behaupten.* Will ein Mensch einmal gedankenlos handeln, so ist es besser, er läßt sich leiten von einem unklaren Einfalle seines eignen Kopfes, als daß er sich, nach der heutigen unfreien Weise, die jämmerliche Frage vorlege: was thut *man*, was thuen die Andern in solchem Falle? Eine Gesellschaft aber,

deren Beste in selbständigem Geiste handeln, wird nothwendig duldsam gegen das Salz der Erde, die starken, eigenthümlichen, ganz auf sich selbst stehenden Menschen, gewährt die Freiheit der persönlichen Selbstbehauptung. —

Ueberall erwächst der Mensch in einer natürlichen Gebundenheit, befangen in fertigen Begriffen, welche ihm das Haus, die Landschaft, der Stand, worin er geboren ward, in die Wiege legten; und überall beginnt die Arbeit der persönlichen Freiheit damit, daß er solche Vorurtheile nicht geradezu abschüttelt, aber vergeistigt und in Einklang bringt mit der humanen Duldung gegen alles Menschliche. Denn ein freier Geist duldet nichts in sich, was ihm blos von Außen zugeflogen, was nicht durch seine eigne Arbeit zu seinem Eigenthume geworden ist. Gleichwie die Bildung von uns verlangt, daß wir die Eigenheiten des Dialektes ablegen, soweit er nur eine verderbte Schriftsprache ist, aber nicht, daß wir unsre Worte setzen „wie der Bettelmann die Krücken," sondern vielmehr daß wir auch unsrer gebildeten Sprache die Naturkraft des Dialektes und seiner anschaulichen Redeweise erhalten: — ebenso fordern wir nicht mit den Radicalen des letzten Jahrhunderts, daß ein freier Mann seine ständischen und landschaftlichen Neigungen gänzlich aufgebe, sondern nur daß er sie zu läutern wisse durch die Ideen der Freiheit und Duldung.

Insbesondere von Standesvorurtheilen zu reden, ist noch immer sehr wohl an der Zeit. Von jenem rohen Junkerthume freilich, welchem die Stallcarriere anständiger scheint als ein wissenschaftlicher Beruf, das Faustrecht adliger als der gesetzliche Sinn des freien Bürgers — von ihm reden wir nicht: dies Zerrbild des verschwundenen Adels hat seinen Lohn dahin. Aber auch die buntscheckige Masse der sogenannten gebildeten wohlhabenden Stände hegt und pflegt eine Fülle unfreier unduldsamer Standesbegriffe. Welche liebloſe Härte des Urtheils über die schändlicherweise sogenannten „gefährlichen" Klassen! Welch' herzloses Absprechen über den „Luxus" der niederen Stände, während ein freier und vornehmer Mann sich daran freuen sollte, daß auch der arme Mann beginnt etwas auf sich selbst und den Anstand seiner Erscheinung zu halten! Welche gemeine Angst bei jeder Regung des Trotzes und des Selbstgefühls unter dem niedern Volke! Deutsche Herzensgüte hat uns zwar davor bewahrt, daß diese Gesinnungen der Gebildeten bei uns eine so rohe Form annähmen wie bei den schrofferen Briten; aber so lange die aristokratischen Neigungen, wovon wohl noch nie ein feiner Kopf gänzlich frei gewesen, in solcher Gestalt auftreten, steht es gar traurig um unsre innere Freiheit.

Vollends ein Gebiet, auf welchem Unfreiheit und Unduldsamkeit in Fülle wuchern, betreten wir, wenn wir fragen nach den „Standesbegriffen"

des mächtigsten und geschlossensten der „Stände" — oder wie sonst wir diese natürliche Aristokratie nennen wollen — des männlichen Geschlechts. Unglaublich weit verzweigt besteht unter uns Herren des Erdkreises eine stille Verschwörung, den Frauen einen Theil der menschlich-harmonischen Bildung grundsätzlich zu versagen. Denn einen Theil ihrer Bildung erlangen die Frauen nur durch uns. Unter uns aber versteht es sich von selbst, daß religiöse Aufklärung für den gebildeten Mann eine Pflicht, für den Pöbel und die Frauen ein Verderben sei, und wie Viele finden eine Frau ganz absonderlich „poetisch," wenn sie den plumpsten Aberglauben zur Schau trägt. Nun gar „politisirende Weiber" sind ein Gräuel, darüber verlieren wir kein Wort mehr. Ist das unser mannhafter Glaube an die göttliche Natur der Freiheit? Ist die religiöse Aufklärung wirklich nur eine Sache des nüchternen Verstandes und nicht weit mehr ein Bedürfniß des Gemüthes? Und doch meinen wir, die Herzenswärme der Frauen werde leiden, wenn wir sie in ihrer Weise sich erfreuen lassen an der großen Geistesarbeit der jüngsten hundert Jahre. Kennen wir die deutschen Frauen wirklich so wenig, daß wir meinen, sie würden jemals „politisiren," jemals sich den Kopf zerbrechen über Grundsteuern und Handelsverträge? Und doch bietet das politische Elend dieses Volkes eine rein menschliche Seite, welche von den Frauen vielleicht tiefer, feiner, inniger verstanden werden kann als von uns. Soll denn von dieser Fülle des Enthusiasmus und der Liebe, vor der wir so oft kalt und bettelarm und herzlos dastehen, nicht ein ärmliches Bruchtheil dem Vaterlande gelten? Muß erst die Schande der Franzosenzeit sich erneuern, wenn unsre Frauen wieder, wie längst schon alle ihre Nachbarinnen in Ost und West, sich empfinden sollen als die Töchter eines großen Volkes? Wir aber haben in unfreier Engherzigkeit allzulange vor ihnen geschwiegen von dem, was uns das Innerste bewegte, wir hielten sie gerade gut genug, um ihnen von dem Nichtigen das Nichtigste zu sagen, und weil wir zu klein dachten, ihnen die Freiheit der Bildung zu gönnen, ist heute nur eine Minderzahl der deutschen Frauen im Stande, den schweren Ernst dieser bedeutungsvollen Zeit zu verstehen. —

Gewaltsam müssen wir unserer Feder ein Ziel setzen, denn unzählig sind die natürlichen und conventionellen Schranken, welche die Gesinnung bald einzelner Klassen bald der gesammten Gesellschaft verengern und dem Gedanken der persönlichen Freiheit entfremden. Mögen diese Andeutungen daran erinnern, wie Großes ein Jeder in seinem Innern zu wirken hat, ehe er sich einen freien Mann nennen darf, und wie unendlich Vieles enthalten ist in der aristotelischen Forderung der persönlichen Freiheit, in jenem „Leben nach eigenem Belieben." Nicht blos die Zwangsgewalt des

Staates ſoll dem Bürger die Ausbildung eines eigenartigen Charakters unverkümmert vergönnen: — die Geſellſchaft ſoll hinausgehen über dieſe wohlfeile theoretiſche Anerkennung, ſoll praktiſch duldſam werden gegen das Thun und Meinen der Einzelnen. So verwandelt ſich jenes politiſche Verlangen unter der Hand in eine ſittliche Anforderung an die Humanität jedes Einzelnen.

Wenn wir aber heute noch die Worte Humboldt's von der allſeitigen Ausbildung der Perſönlichkeit zur Eigenthümlichkeit der Kraft und Bildung freudig wiederholen, ſo liegt doch heut ein anderer Sinn in der alten Rede; denn dieſe Zeit iſt eine neue, ſie zehrt nicht blos von der Weisheit der Altvordern. Sie genügt uns nicht mehr, jene innere Freiheit, welche leidlos und freudlos ſich abwandte von dem nothwendigen Uebel des unfreien Staates; wir wollen die Freiheit des Menſchen im freien Staate. Wie die perſönliche Freiheit, welche wir meinen, nur gedeihen kann unter der Segnung der politiſchen Freiheit; wie die allſeitige Ausbildung der Perſönlichkeit, welche wir erſtreben, nur da wahrhaft möglich iſt, wo die ſelbſtthätige Ausübung mannichfaltiger Bürgerpflichten den Sinn des Menſchen erweitert und adelt: ſo führt uns heute jedes Nachdenken über ſittliche Fragen auf das Gebiet des Staates. Seit die jammervolle Lage dieſes Landes in gar ſo lächerlichem Widerſpruche ſteht mit den gereiften Ideen ſeines Volkes, ſeit wir edle Herzen brechen ſahen unter der unerträglichen Bürde der öffentlichen Leiden, ſeitdem iſt in die Herzen der beſſeren Deutſchen etwas eingezogen von antikem Bürgerſinn. Die Erinnerung an das Vaterland tritt warnend und weiſend mitten hinein in unſre perſönlichſten Angelegenheiten. Giebt es irgend einen Gedanken, der heute einen rechten Deutſchen lauter noch als das Gebot der allgemeinmenſchlichen Pflicht zu ſittlichem Muthe mahnen kann, ſo iſt es dieſer: was Du auch thun magſt, um reiner, reifer, freier zu werden, Du thuſt es für Dein Volk! —

Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte.

VI.

Guizot.

Wenn wir von der Tochter Neckers*) unmittelbar zu dem Haupte der französischen Doctrinäre uns wenden, so bestimmt uns nicht nur der Umstand, daß auch Guizot dem Genfer Protestantismus sowie den Einwirkungen germanischer Geistesarbeit und dem Studium germanischen Staatslebens einen guten Theil seiner Bildung verdankt. Wir haben noch stärkere Gründe, gerade ihn aus der langen und nicht ruhmlosen Reihe der französischen Vorkämpfer des Verfassungsstaates herauszuheben. Diese literar-historischen Streifzüge können und wollen neben dem rein wissenschaftlichen ein vaterländisch-politisches Interesse keineswegs verleugnen. Wir gestehen offen den Wunsch ein, durch unsere Skizzen aus dem geistigen und socialen Leben unserer Nachbarn auch einem gründlicheren Verständniß unserer eigenen neuern und neuesten Entwickelung in gewissen Grenzen fördernd entgegen zu kommen: für diesen Standpunkt aber bietet keine im Bereich dieser Schilderungen liegende Aufgabe eine reichere Ausbeute, als das Studium des Staatsmannes, in welchem alle besten Seiten der Juli-Regierung und leider auch eine ihrer verhängnißvollsten Schwächen sich personificiren. Guizot ist eben nicht nur das mächtige Haupt der neufranzösischen, pragmatischen Geschichtschreibung. Er ist nicht nur der historisch-gründlichste und logisch-schärfste Advocat jener französischen, etwas freien Uebersetzung des englischen Rechtsstaates, um welche seit 1789 die gediegensten Köpfe und die edelsten Herzen der französischen Mittelclasse sich geschaart haben. Nicht nur hat er seinen Landsleuten den Blick geöffnet für die in ihrer Geschichte verborgenen reichen Schätze staatsmännischer Belehrung, sowie er andrerseits der Verfasserin des „Buches über Deutschland" zur Seite steht, nach Maaßgabe seiner männlichen, aber wenig künstlerischen Art, als Bahnbrecher für die Befruchtung des französischen Geistes durch deutsche Gedankenschätze. Es ist ihm zu alledem, wie wenig andern Schriftstellern, auch vergönnt gewesen, die Macht seines Gedankens gegen die thatsächlichen Gewalten des Lebens zu messen.

*) Vergl. den Aufsatz über Frau von Staël in unserm diesjährigen Februarheft S. 89 ff., sowie die kürzeren Besprechungen über Guizot's Memoiren in den vorjährigen Heften.

Seine Theorien haben sich eines durchgreifenden, für neufranzösische Verhältnisse selbst dauernden Einflusses auf die Geschicke seines Landes zu rühmen. Sie sind nach glänzenden Erfolgen allerdings zusammengebrochen, in jähem, unerhörtem Sturze, unter dem höhnenden Jubel der von rechts und links heranstürmenden Gegner. Dann aber hat das seitdem verflossene Jahrzehnt nicht nur hingereicht, ihnen eine, wenigstens theilweise unbestreitbare Auferstehung im Bewußtsein der gebildeten Franzosen zu sichern: auch ihr Einfluß auf das zeitgenössische Staatsleben ist zusehends wieder im Wachsen, wenn auch zunächst nicht vorwiegend in Frankreich. So darf denn eine ernsthafte und nach Kräften eindringende Erörterung dieser Dinge wohl auch von unserm deutsch-nationalen Standpunkte aus auf eine Theilnahme hoffen, die über die Tragweite des bloßen literar-historischen Interesses hinausreicht. Daß die überschwängliche Fülle des zugänglichen Materials für den vorliegenden Versuch einer wohl erwogenen Beschränkung und Auswahl sich fügen mußte, bedarf kaum der Bemerkung. Wir hoffen auf die Zustimmung unserer Leser, wenn wir, die Erörterung der allbekannten, geschichtlichen Hauptwerke Guizot's auf das Nothwendigste beschränkend, an diesem Orte die staatsmännische Thätigkeit des berühmten Doctrinärs in die Mitte der Betrachtung stellen. Die bis jetzt erschienenen drei Bände der „Denkwürdigkeiten" geben dazu ohnehin besondere Aufforderung und erwünschten Zuwachs an zum Theil anziehendstem und lehrreichstem Material.

Guizot's äußere Erscheinung ist so doctrinär, wie seine Reden und seine Schriften. Sie predigt in jedem Zuge die Ueberlegenheit des Willens und des Gedankens über die Zufälligkeiten der Abstammung und der Geburt. Fast wird man an den bekannten linguistischen Scherz über die Herkunft der Guizot's von den märkischen Quitzows erinnert, wenn man diesen Südfranzosen in gemessenster, würdevoller Rede, in einer fast bis zur Steifheit ruhigen, gravitätischen Haltung, mit der kalten Einfachheit eines Puritaners, mit der sichern Ausführlichkeit und der methodischen Logik eines deutschen Professors sich aussprechen hört. Guizot's Vortrag würde selbst in Deutschland durch die langsame, scharf markirte Aussprache beinahe auffallen. Er verschmäht die beliebtesten Waffen der französischen Rhetorik. Er vermeidet die malerischen Gleichnisse eher, als daß er sie suchte, er wendet sich nicht an die Leidenschaft, sondern an den Verstand seiner Hörer, und wenn er einmal darauf verzichten muß, sie zu überzeugen, so liegt ihm der Versuch, sie einzuschüchtern stets näher, als der, ihnen zu schmeicheln. Nie sah der Schreiber dieser Zeilen das verhängnißvolle: oderint, dum metuant schneidender und gewaltiger in den Zügen eines Mannes verkörpert, als in einer Kammersitzung des Jahres 1847,

da Guizot den Marschall Bugeaud gegen die wüthenden Angriffe der Linken vertheidigte. Der Minister schien ordentlich zu schwelgen in dem stolzen Bewußtsein seiner von widerwilliger Achtung und Furcht umgebenen Unpopularität. Die Scene erinnerte lebhaft an jenen andern berühmt gewordenen Moment, da Guizot der wie das tobende Meer gegen ihn anbrandenden Opposition die Worte entgegen schleuderte: „Verdoppeln Sie doch die Wuth Ihres Geschreies! Sie werden meinen Muth nicht erschüttern. Machen Sie, was Sie wollen! Sie werden Ihre Beleidigungen nie zu der Höhe meiner Verachtung erheben!" Guizot ist in jedem Zuge der calvinistische, sittenstrenge, eifernde Gelehrte. Aus seinen Bewegungen, seinen Worten und Werken spricht der Mann, dessen früheste Jugendeindrücke durch Schrecken und Abscheu vor der Revolution ihre Färbung empfingen,*) dessen Knaben- und Jünglingsjahre in dem puritanischen und damals noch aristokratischen Genf an der strengen und starken Kost gründlicher classischer und historischer Studien sich nährten, dessen Blick in der vielsprachigen Grenzstadt früh über den Gesichtskreis eines regelrecht erzogenen Franzosen hinausschweifen durfte. Schon in Genf wurde Guizot mit deutscher Sprache und Literatur, mit Kant und Herder, bekannt. Seine erste Stellung in Paris (er wurde 1805 Hauslehrer bei seinem Gönner, dem schweizerischen Gesandten Stapfer) vermehrte diese Bildungselemente durch den disciplinirenden Einfluß des auf Napoleon's Machtgebot wieder in's Leben gerufenen Classicismus, ohne jedoch ihre fortschreitende Wirkung zu unterbrechen. Guizot vertheidigte gegen den gefällig, aber ungläubig zuhörenden Stockfranzosen Fontanes, den Großmeister der Universität und napoleonischen Musterakademiker, die tiefsinnige Literatur der germanischen Barbaren. Ein Jahr, nachdem Frau v. Staël ihr Werk über Deutschland vollendet, trat er als gelehrter Kenner deutscher Sprache in seiner Uebersetzung von Rehfues' „Spanien im Jahre 1808" vor seinen Landsleuten auf. Seine „Jahrbücher der Erziehung" (1811—1815) bahnten den schweizerisch-deutschen Reformbestrebungen auf diesem Gebiet den Weg in die besseren französischen Kreise. Aber mit nicht minderer Theilnahme wandte Guizot schon damals den Ueberlieferungen der specifisch französischen Bildung seine Aufmerksamkeit zu. Seinen Sprachstudien entsprang sein „synonymisches Wörterbuch" (1809), die Richtung seiner damaligen literar-historischen Arbeiten wird durch die „Dichter des Jahrhunderts Ludwig's XIV." (1813) bezeichnet. Die französische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts endlich wirkte auf Guizot in den letzten unverfälsch-

*) Guizot ist am 4. October 1787 zu Nimes geboren und wurde nach dem Tode seines Vaters, eines Advocaten, der auf der Guillotine starb, im Jahre 1794 nach Genf auf die Schule gebracht.

ten Ausstrahlungen ihres die Gesellschaft gestaltenden Geistes. Guizot's Denkwürdigkeiten sind voll von den Erinnerungen an den Umgang mit Suard, dem Herausgeber des Publiciste, mit Morellet, Boufflers, mit Frau v. Houdetot und Frau v. Rumford. In diesen Kreisen, am Kaminfeuer eleganter Greise und liebenswürdiger Großmütter, welche die Revolution verschont hatte, wie die Axt das dürre Holz, in diesen letzten Zufluchtsstätten altfranzösischer Urbanität, geistreich bewegter, aber von den Interessen und Leidenschaften des thatsächlichen Lebens nicht getrübter Unterhaltung gewann Guizot das feinste Verständniß für die geistigen Triebfedern der Revolution, von denen seine eigene Bildung wenig oder garnicht berührt war. Seine „Nachricht über Frau v. Rumford," dem zweiten Bande der Denkwürdigkeiten beigegeben, ist voll von lebendigen und belehrenden Erinnerungen an diese letzten Zeugen des „philosophischen Jahrhunderts." Sie unterschieden sich ebenso wesentlich von dem revolutionären Nachwuchs der sensualistischen Schule, von den Deguignes, Volney, de Tracy und ihren Anhängern, wie von den wieder erstandenen Salons der Vorstadt St. Germain. Die Einen trugen in Sitten und Charakter das Gepräge der stürmischen Zeiten, in denen sie ihre Jugend verlebt; sie hatten die alte Gesellschaft nur kennen gelernt, um sie über den Haufen zu werfen. Die Andern, die zurückgekehrten Emigranten, bewahrten wohl die gesellschaftlichen Formen, aber nicht die Denkweise der Voltärischen Zeiten; sie hatten die unbefangene Freude an den Spielen des Geistes für immer verloren, seit sie einmal das Haupt der unter diesen Rosen lauernden Schlange gesehen. Die Besten unter ihnen schwärmten mit Châteaubriand für ritterliche Paladine, christliche Märtyrer und edelmüthige, unschuldige Rothhäute. Nur eine geringe Zahl vergessener Veteranen bewahrte noch das Palladium der glänzenden altfranzösischen Gesellschaft: die uneigennützige Freude am Wechselstreit der Meinungen, an den Ring- und Fechterkünsten des freien, geistig bewegten Gesprächs, an der vollen, unbeengten Entfaltung der geistigen Persönlichkeit, an der vollen und freien Offenbarung des Gedankens an sich, ganz abgesehn davon, wozu Zeitungsschreiber und Gesetzgeber ihn etwa verwenden könnten. Dort fand denn auch die tiefe, politische Verzagtheit des napoleonischen Geschlechtes keinen Eingang, jene Stimmung, welche Guizot trefflich in der Anrede eines kaiserlichen Theatercensors an einen Freund kennzeichnet: „Sie sehen da keine Anspielungen," sagte dieser vorsorgliche Beamte, „das Publicum wird keine sehen. Nun wohl, mein Herr, es sind welche da, und ich werde mich wohl hüten sie zu gestatten!" Einen besonders freundlichen Mittelpunkt jener Ueberreste der alten guten Zeit bildete Frau von Rumford, Tochter des liberalen Generalpächters

Paulze, eines Freundes von Turgot, Malesherbes, Trudaine, Condorcet ꝛc. Im Alter von 13 Jahren hatte sie 1771 den Generalpächter Lavoisier geheirathet, der seinen Ruhm den chemischen Studien seiner Mußestunden verdankt. Sie wurde ihm eine treue Freundin und Gehülfin im Laboratorium und im Salon, bis die Revolution seinen Bemühungen um Volksaufklärung durch die Guillotine ein Ende machte. Der Treue eines Dieners gelang es, Lavoisier's Vermögen für die Wittwe zu retten. Diese machte später den nicht glücklichen Versuch einer zweiten Ehe mit Herrn v. Rumford, dem vor Kurzem aus Bayern nach Paris übergesiedelten ökonomischen Volksbeglücker und Suppenerfinder. Die Prätension der Dame, sich Frau Lavoisier v. Rumford zu nennen, trennte die Ehe und seitdem blieb Frau v. Rumford noch 27 Jahre (bis 1836) die Seele eines kleinen Kreises, der in ihrem Salon die Ueberlieferungen des vorrevolutionären Geistesfrühlings lebendig erhielt. Guizot, der sonst so marmorkalte Doctrinär, wird ordentlich warm, wenn er dieses Freundeslebens gedenkt. Der unerbittliche Gegner der Umsturzparteien findet beredte Worte zum Preise des achtzehnten Jahrhunderts. Er nennt es eine glühende, eifrige und aufrichtige Zeit, ein Jahrhundert der Selbständigkeit und der Ueberzeugung. Er rühmt ihm nach, daß es Vertrauen zur Wahrheit hatte, da es für die Wahrheit das Recht verlangte, die Welt zu regieren; daß es an die Menschheit glaubte, da es ihr die Kraft zuerkannte, sich zu vervollkommnen und deren ungehinderte Ausübung eifrig erstrebte. In dem verschrieenen, reactionären Minister Ludwig Philipp's, dem schwärzesten Sündenbock des „tollen Jahres," springt hier hell und klar eine Ader auf, die ihn deutlich als den Geistesverwandten Necker's und der Staël, seiner religiösen und politischen Glaubensgenossen, so wie der ganzen, glänzenden Generation von 1789 bezeichnet, deren belebende, schöpferische Kraft man dann deutlich verfolgen kann unter allem Schutt, welchen die Vorurtheile und die Erbitterung des von den Verhältnissen ihm unerbittlich auferlegten Parteikampfes wohl gelegentlich darüber aufgehäuft haben. Durch alle Wechselfälle seiner langen Laufbahn (wir meinen die des zurechnungsfähigen Mannes und nehmen von seinem neulichen, greisenhaften Parteigerede zu Gunsten des römischen Stuhles hier, wie billig, keine Notiz), namentlich aber in allen seinen wirklich freien, seinem eigensten Wesen entsprossenen staatsmännischen Bestrebungen hat er diesen geistigen Adelsbrief treulich gewahrt. Es ist keine Zufälligkeit, wenn Cormenin, Guizot's entschiedenster Gegner, nach manchem herben Tadel mit warmer Anerkennung aus einer seiner Reden die Worte citirt: „Ich zweifle nicht, daß die edeln Seelen der Verfassungsstreiter von 1789, diese reinen Seelen, die das Wohl der Menschheit so aufrichtig wollten, in ihrem unbekannten Wohnorte eine

innige Freude empfinden, indem sie uns heute die Klippen vermeiden sehen, an denen so viele ihrer schönen Hoffnungen zerschellt sind!" In der That enthalten diese wenigen Worte so ziemlich das Programm der Guizot'schen Politik. „Die Fehler vermeiden, welche die philanthropischen Ideen von 1789 um ihre ersten Früchte betrogen, die Freiheit durch die Ordnung stützen und die Ordnung durch die Freiheit lebendig und fruchtbringend machen:" das ist die Aufgabe, welche der viel bewunderte und viel geschmähte Minister Ludwig Philipp's, so weit er in freier Selbstbestimmung handelte, wirklich zu lösen versucht hat; leider, und aus guten, bald zu betrachtenden Gründen, keineswegs immer mit Glück, aber stets mit festem, redlichem Willen. Guizot's frühe, innige Verbindung mit Royer-Collard darf dabei nicht übersehen werden. Sie ist auf die Feststellung seines politischen Glaubensbekenntnisses, wie auf die Einleitung seiner staatsmännischen Wirksamkeit von entscheidendem Einfluß gewesen. Collard stand, als Guizot ihn kennen lernte, bereits auf der Höhe des Lebens. (Er ist 1763 geboren.) Die Revolution, welche den einen seines Vaters beraubte, hatte den andern geächtet. Er gehörte zu der gemäßigten Partei im Rathe der Fünfhundert, welche der Staatsstreich des 18. Fructidor ihrer Stellen beraubte. Seitdem hatte er Jahre lang in strenger Zurückgezogenheit seinen Studien und der Erziehung seiner Kinder gelebt, bis Fontanes ihn 1811 als Professor der Philosophie nach Paris berief. Royer-Collard hatte mit Guizot vor Allem die streng sittliche, religiöse Grundrichtung gemein. Sein Jansenismus kam mit dem Calvinismus des Ersteren um so näher zusammen, da beiden die Religion wesentlich Quelle der Sittlichkeit und des Rechtsbegriffes, das metaphysische Dogma durchaus Nebensache war. Mit der germanischen Ideenwelt war Collard durch das Studium der nüchternen schottischen Moralphilosophie und der englischen Verfassung in Verbindung getreten. Aus der letztern erhob sich nun in dem systematischen, auf Einheit und logische Ordnung gestellten Geiste des Franzosen das Idealbild der sittlich berechtigten Staatsordnung. Die constitutionelle Theilung der Gewalten, die Uebertragung des Souveränetätsbegriffes auf das abstracte Gesetz, das durch die Aristokratie zwischen Volk und Krone zu vermittelnde Gleichgewicht, die constitutionellen Fictionen von den verantwortlichen Ministern und dem unverantwortlichen Könige, alle diese hervorragendsten und augenfälligsten Erscheinungen des englischen Staatslebens gewannen für ihn die Bedeutung von mathematischen Axiomen. Einige concrete Erzeugnisse eines fremden Staatslebens, Ergebnisse von Jahrhunderte langen Kämpfen thatsächlicher Interessen, wurden aus ihrem Zusammenhange mit dem künstlichen Organismus der englischen Gesellschaft gerissen, zu philosophischen Grundwahrheiten ge-

stempelt und als Grundpfeiler für die Umgestaltung einer durch eine furchtbare Erschütterung in ihre Atome zerriebenen, wesentlich anders gearteten Gesellschaft verwandt. So erhob sich die Doctrin des französischen Constitutionalismus über den Trümmern der Ideale von 1789, auf der großen Brandstätte der Revolution, in der geistigen Aristokratie eines Volkes, welches die organischen Mittelglieder zwischen der ungebundenen Selbstsucht des Einzelnen und dem maschinenmäßigen Gehorsam des Beamten und des Soldaten vollständig eingebüßt hatte. Es ist der verhängnißvolle Irrthum seiner Begründer gewesen, daß sie diese Grundverschiedenheit der französischen und der englischen Gesellschaft gering achteten und ihre nichtfranzösischen Nachahmer sind bis heute dieses Irrthums mit nichten so ledig, als es zu wünschen wäre. Royer-Collard, Guizot und ihre gesammte Schule haben es ohne Frage aufrichtig mit der Freiheit und dem Rechte gemeint. Die doctrinäre Fahne ist in Frankreich, wie bei uns, fast immer von reinen Händen getragen worden, und wir wären die Letzten, diesen Vorzug für einen geringen zu halten. Auch den wohlfeilen Spott der Gegner von Rechts und Links über den die politischen Biedermänner stets lohnenden Undank kann die Mittelpartei sich gerne gefallen lassen. Mit Freuden unterschreiben wir noch heute Royer-Collard's bekannte Erklärung gegen die extremen Parteien: „Es giebt eine Faction, die im Vorrecht wurzelt, welche sich über die Rechtsgleichheit entrüstet, das Bedürfniß fühlt, sie zu zerstören. Es giebt eine andere Faction, die der Revolution entstammt, die stets nach gewaltsamen Uebergriffen trachtet, noch mehr aus Neigung als aus Bedürfniß. Wenn diese Factionen noch einmal handgemein werden, so sichere ich mich bei Zeiten: Ich erkläre der siegreichen Partei im Voraus, daß ich ihren Sieg verabscheuen werde; ich bitte sie schon heute, mich auf ihre Aechtungslisten zu setzen!" Und dieser Zustimmung steht kein praktisches Bedenken entgegen; denn nicht in ihrem Abscheu gegen die Willkür, gegen die revolutionäre wie gegen die despotische, glauben wir den Grund für die zahlreichen Fehlschläge der Doctrinäre zu sehen, sondern vielmehr in dem staatlichen Antheil an der Neigung zu gewaltthätigen Abstractionen, welchen sie als gute Franzosen und Kinder der Revolution beim besten Willen nicht los werden konnten. Weder Royer-Collard, noch Guizot, noch irgend Einer der ganzen Schule ist zu der Erkenntniß durchgedrungen, daß alle staatliche Freiheit in der Selbstverwaltung der Gemeinde und in der Sicherheit und Ausdehnung der Rechtshülfe wurzelt, daß man vergeblich die Parteien im Zaum hält und die constitutionelle Gesetzgebungsmaschine auf einer Nadelspitze balancirt, so lange eine allmächtige Verwaltung das Gesammtleben des Volkes umfaßt. Wir kommen auf diese Grundfrage noch öfters zurück. Vorläufig

möge dieſe Andeutung genügen, unſern Standpunkt und die Richtung unſerer Unterſuchung in's Klare zu ſetzen.

Der Sturz des Kaiſers fand Guizot als Profeſſor der neuen Geſchichte in Paris (ſeit 1812) trotz ſeiner Jugend im Beſitz eines wohlbegründeten Anſehens unter den Literatoren und in den Kreiſen der conſtitutionellen Theoretiker, in genauem Umgange mit Royer-Collard, Lainé, Maine de Biran ꝛc., mit der toleranten und gemäßigt freiſinnigen Coterie des Publiciſte durch ſeine Heirath mit der vierzehn Jahre älteren Schriftſtellerin Pauline de Meulan innig verbunden. Mit einem Sprunge berief die Umwandlung der Verhältniſſe den jungen Schriftſteller zu thätiger Theilnahme an der Regierung. Royer-Collard, längſt mit Ludwig XVIII. in Verbindung, ſo zu ſagen als conſtitutioneller Lehrmeiſter des in der Verbannung über ſeine Verſöhnung mit Frankreich nachdenkenden Prinzen, trat in den Staatsrath und gleichzeitig wurde Guizot unter Montesquiou Generalſecretär im Miniſterium des Innern. Was er wollte und hoffte, faßt er, unſerer Anſicht nach richtig und ehrlich, im erſten Bande ſeiner Denkwürdigkeiten zuſammen: „Ich gehöre zu denen, welche der Aufſchwung von 1789 gehoben hat, und ich gedenke nicht von dieſer Höhe hinabzuſteigen. Ich hänge mit dem alten Frankreich durch keine Intereſſen zuſammen, aber ich habe auch keine Bitterkeit gegen daſſelbe. Bürgerlicher und Proteſtant, gehöre ich von ganzem Herzen der Gewiſſensfreiheit an, der Gleichheit vor dem Geſetz. Aber ich habe auch Vertrauen und glaube mich nicht verpflichtet, die Bourbons, den Adel und die katholiſche Geiſtlichkeit als Feinde zu betrachten.“ Frankreich, ſetzt er hinzu, müſſe ſeiner Geſchichte ebenſo treu bleiben, als ſeiner Aufgabe und ſeiner Zukunft; die Geſchichte ſei die Nation, das Vaterland in den Jahrhunderten: eine treffliche und gründliche Auffaſſung ohne Frage, des gelehrten Denkers vollkommen würdig, aber nicht ohne praktiſche Gefahren Angeſichts leidenſchaftlicher, unverſöhnlicher Gegenſätze, in einer durch eine Revolution bis in ihre Grundfeſten geſpaltenen, ihren geſchichtlichen Ueberlieferungen thatſächlich entfremdeten Geſellſchaft. Es kommt uns vor, als ob die Doctrinärs die Weite dieſer Kluft bis auf die heutige Stunde unterſchätzen, als ob ſie den auf der anderen Seite Stehenden die Hand bisweilen weiter hinüber reichen, als es das Gleichgewicht der eigenen Stellung wünſchenswerth macht. Daß Guizot in ſeinen Erinnerungen an 1814 etwas dem Aehnliches fühlt, möchte der etwas verlegene Eifer wohl verrathen, mit welchem er ſeine Einwirkung auf das, bekanntlich ſehr unvollkommene Preßgeſetz der erſten Reſtauration vertheidigt: der Staatsmann dürfe ſeine Ueberzeugung nicht geltend machen ohne Rückſicht auf die Vorurtheile der einmal nothwendigen Herrſcher. Es habe doch viele aufrichtige und ſonſt

nicht unverständige Gegner der Preßfreiheit gegeben, deren Meinung einige Rechnung zu tragen man nicht wohl hätte vermeiden können. Auch habe die Presse ja oft genug gesündigt und da seien denn einige Beschränkungen der Pamphlete und Zeitungen wohl verzeihlich gewesen." Uebrigens läßt sein scharfsichtiges Urtheil über die Fehler der ersten Restauration und die Ursachen ihres Sturzes Nichts zu wünschen übrig. Auch seiner Vertheidigung der ihm später so oft vorgeworfenen Reise nach Gent wird jeder billig denkende beipflichten: Es habe sich einfach darum gehandelt, die vor dem Kaiser und den revolutionären Ideen wiederum entflohenen Bourbons in Verbindung mit den Verfassungsfreunden und dadurch möglich zu erhalten. Da habe denn der Kreis der Doctrinäre durch Royer-Collard sich an Guizot, den Jüngsten und Disponibelsten von Allen gewandt. Dieser wunderte sich während seiner gewagten Expedition übrigens am meisten über die ungewohnte Schlaffheit der kaiserlichen Polizei. Die Maschine gehorchte 1815 nur noch unvollkommen und widerwillig der unsicher gewordenen Hand ihres alten Meisters. In Gent wußte der junge, staatsmännische Gelehrte sich und seine Freunde so geschickt geltend zu machen, daß nach der Rückkehr des Königs das Ministerium Richelieu-Decazes ihn als General-Secretär im Justiz-Departement von Fouché-Talleyrand übernahm und bald zum Maître des Requêtes beförderte. So hatte er, mit den übrigen Doctrinären die schwierige Aufgabe des „durate et vosmet rebus servate secundis" mitten unter den Orgien einer entfesselten, racheschnaubenden Reaction zu lösen. Sein Urtheil über die traurige Zeit der Chambre introuvable (bis zum 5. September 1816) ist, wie immer, verständig und scharf. Wir haben volle Ursache, ihm beizustimmen, wenn er für solche Krankheitsperioden der Staaten den Ausnahmegesetzen, und wären sie noch so hart, vor jedem, wenn auch scheinbar mäßigen Zurechtmachen des bleibenden Rechts, oder gar vor einer „weitgreifenden Praxis" den Vorzug giebt. Als ein hübscher Beleg für den Satz, daß es nichts eigentlich Neues unter der Sonne giebt, verdient ein damals vorgefallenes Gespräch zwischen dem Kriegsminister, dem Herzog de Feltre, und dem General Bernard die Beachtung auch des preußischen Lesers. Der Herzog wollte den ein wenig als freisinnig verschrieenen General dem Dienste erhalten und bat ihn, seine beabsichtigte Auswanderung nicht zu übereilen. „Sie können mich gar nicht anstellen, Herr Minister," antwortete Bernard, „denn in vierzehn Tagen würde ich so vielfach denuncirt sein, daß Sie selbst es nicht wagen dürften, mich halten zu wollen." Auch die Erfolge der Mittelpartei gegenüber der losgelassenen Reaction haben für den deutschen Leser den Reiz des Fremdartigen und Ausländischen ziemlich verloren. Sie bemühte sich vergeblich, dem Mißbrauch der Ausnahmegewalt

entgegen zu treten, zu deren Besitz sie, den Umständen Rechnung tragend, den Ultras an ihrem Theile geholfen hatte. Royer-Collard und seine Freunde mußten es mit ansehen, wie man die von ihnen vertheidigten Prévôtal-Gerichte nicht nur gegen wenige hohe Beamte, sondern zu massenhafter Verfolgung Mißliebiger, oft genug aus Gründen der kläglichsten Privatrache verwandte. Sie mußten den die Nation erbitternden Emigranten-Unfug geschehen lassen, ohne auch nur ein lautes Wort des Tadels zu wagen. Aber das schlug ihren Muth nicht nieder. Wenn gleich thatsächlich die Willkür herrschte, so war doch in der Verfassung das Princip und die richtige Form der Freiheit gerettet. Frankreich besaß eine Pairskammer, eine Kammer der Abgeordneten und ein verantwortliches Ministerium und damit, im Sinne der constitutionellen Doctrin, hinlängliche Garantien für die Zukunft, um die Unbilden der Gegenwart mit hoffnungsfreudiger Gelassenheit ertragen zu können. Es darf übrigens ohne Verstoß gegen die Wahrheit nicht verschwiegen werden, daß die Vertrauensseligkeit der Doctrinäre nicht die gleiche gewesen ist, sobald eine Bewegung von der andern Seite her die Hebel und Räder ihrer Maschine in ihrem tactmäßigen Gange zu stören drohte. Sie haben das Uebermaaß des aus dem Kessel aufsteigenden Dampfes stets mehr gefürchtet, als Gegenwinde und hindernde Strömungen und wenn sie dabei das Schiff nicht in die Luft gesprengt haben, so sind sie dafür mehr als einmal gründlich auf den Strand gerathen und haben auf glänzende, schnelle Fahrten von jeher verzichtet. Guizot selbst nennt sich und seine Freunde einmal bürgerliche Torys und bezeichnet damit, wenn auch nicht ihre natürliche Geltung unter den thatsächlichen Gewalten des französischen Lebens, so doch den Grundgedanken ihres Systems: Aufrichtiges Acceptiren der Thatsache eines revolutionären, auf das Princip der Rechtsgleichheit gegründeten Frankreichs, doch mit dem Vorbehalt, diesen ungeheuren Rohstoff ohne gewaltsame Erschütterungen in die Form eines idealen, auf Verschmelzung der alten Ansprüche und Ueberlieferungen mit den neuen Thatsachen berechneten Systems zu gießen. In dieser Richtung haben die Doctrinärs namentlich in der Jugendzeit ihres Einflusses, in den Jahren 1816 bis 1820 wacker und nicht unverständig gearbeitet. Das Ministerium Decazes, oder vielmehr die Ueberzeugung und Neigung Ludwig's XVIII. selbst gewährte ihnen seit Auflösung der „unfindbaren Kammer" (5. September 1816) einen beständig steigenden Einfluß. Sie waren im Staatsrath durch Royer-Collard, de Serre, Camille Jordan, den Grafen Berenger und Guizot vertreten. Im Ministerium hatten sie mehr oder weniger auf Gouvion St. Cyr, Pasquier, Molé so wie auf Decazes zu rechnen. Ihnen, vornämlich Royer-Collard, verdankte Frankreich das Wahlgesetz

vom 5. Februar 1817, mit directen Wahlen in Wahlcollegien der Höchstbesteuerten: ein System, das unsers Erachtens nur einer vernünftigen Fortbildung, einer mit dem Wohlstande und der Intelligenz der mittleren Volksschichten steigenden Erweiterung bedurfte, um Frankreich und seinen Nachahmern die bis jetzt wenig ermuthigenden Experimente mit dem allgemeinen Stimmrecht zu ersparen. Wahres Verständniß des französischen Wesens bekundeten sie bei Unterstützung des Recrutirungsgesetzes an Gouvion St. Cyr (1817). Ihre Vorliebe für eine aristokratische Gliederung der Gesellschaft hat sie nicht auf einen Augenblick das Geheimniß der französischen Ueberlegenheit im Waffenwerke verkennen lassen: wir meinen die innige Vermählung der physischen Volkskraft mit der besten Intelligenz der gesammten höheren Klassen. Die damals angenommenen Grundsätze des Avancements, allerdings im Wesentlichen nur die gesetzliche Feststellung der durch die Kriege der Republik und des Kaiserreichs geschaffenen Praxis, sie haben seitdem die gewaltsamen Umwandelungen der französischen Verfassung überdauert und auf den Schlachtfeldern Africas, der Krimm und Italiens sich glänzend bewährt. Wird es ihnen einst gelingen, nicht nur die Kanonen und Standarten der legitimen Heere zu erobern, sondern auch in die Vorurtheile ihrer correcten Rückzugs-Generale Bresche zu legen? Wir fürchten sehr, die eine Wirkung wird nur am Eintreten der andern einst ihre Grenze finden.

Weniger erfreulich ist die Stellung Guizot's und der andern doctrinären Führer zur Tagespresse. Es läge nahe, gerade auf diesem Gebiete ihrer Freisinnigkeit Etwas zuzumuthen. Keine Partei hat eine so glänzende Reihe von ernsthaften Denkern, arbeitskräftigen und verständigen Gelehrten, achtungswerthen Schriftstellern und selbst geschickten Zeitungsschreibern in's Feld gestellt. Noch mehr: Ihre bedeutendsten Männer, Royer-Collard wie Guizot, sind auf dem Gebiete des Gedankens eigentlich mehr zu Hause als auf dem der Thatsachen. Gleichwohl ist in ihrem Auftreten gegen die ihnen nicht dienstbare Tagespresse wenig von Theilnahme zu spüren. Nicht daß sie ihr grundsätzlich den Krieg erklärten. Dennoch mögen wir es den eigentlichen überzeugungsfreudigen Kämpen der Preßfreiheit nicht verdenken, wenn sie zu ihren doctrinären Bundesgenossen nie ein recht festes Vertrauen faßten. Man fühlt beständig durch, daß die Doctrinärs mit der freien Zeitungspresse nur eine Vernunftehe eingehen. Sie bleibt ihrem Gefühl stets der aus Pflichtgefühl zu respectirende Gegner oder im besten Falle der nicht zünftige und nicht correcte Parteigänger, den der reguläre Offizier sich seufzend und achselzuckend gefallen läßt. Ihr System ist ihnen nicht nur Sache der Ueberzeugung und des Gewissens. Sie lieben und verehren in ihm das nicht ohne

Mühe und Schmerzen geborene Kind ihres Verstandes, das eigentliche Kleinod ihres geistigen Selbst, die von ihnen gefundene Lösung des Räthsels der revolutionären Sphinx, den Homunculus, der von ihrem Witze das Leben empfing. Mit einer solchen Zärtlichkeit ist nicht zu scherzen. Sie hat für den Widerspruch weit eher Hohn und Verachtung, als Verständniß bereit, und wenn die Macht sich zu ihr gesellt, so ist es wenig gerathen, ihrer Toleranz und ihrer immerhin erprobten Gerechtigkeit das Palladium des freien Wortes anzuvertrauen. Ueber Guizot's, des Ministers, Verhältniß zur Presse erlaubt sich Cormenin in seiner drastischen Bildersprache einmal die Bemerkung: „Sobald Guizot in der Regierung erscheint, sind wir sicher, daß die Presse, die große wie die kleine, gleich einem wilden Thiere aus allen ihren Schlupfwinkeln aufgehetzt wird." Der Ausdruck ist stark und nicht der eines Freundes. Aber Guizot hat nicht nur durch die Septembergesetze dazu Veranlassung, wenn auch nicht eben juristisch hinreichenden Grund, gegeben. Bei dieser starken, echt französischen Neigung zum Ordnunghalten um jeden Preis ist er übrigens keineswegs blind gegen die Gefahren jener Allregiererei, welche sich vermißt, den Strom der Volkskraft durch Reglements und Beamte in jedes beliebige Bette zu zwängen. Wie heute zu Tage bereits die Mehrzahl der wirklich gebildeten Franzosen hat er seine lichten Augenblicke, in denen er gar wohl merkt und auch sagt, worauf es eigentlich ankommt. Der Hauptvorwurf freilich, den er dem liberalen Ministerium Ludwig's XVIII. macht, ist einer doppelten Auslegung fähig. Es trifft weniger das napoleonische Verwaltungssystem, als dessen mattherzige und unsichere Handhabung durch die Minister, wenn er darüber klagt, daß man das Centrum reformirte, nicht die Localverwaltung, daß man sich in unmittelbarer Nähe mit verfassungstreuen, rechtschaffenen Leuten umgab, und darüber nicht sah, wie in den Provinzen der alte Unfug sich fortsetzte. Die Dinge ließen sich leichter handhaben als die Menschen. „Dieselben Minister, welche nicht immer die Präfecten und die Maires zu lenken wußten, oder die zögerten, sie im Falle des Widerstrebens oder der Unfähigkeit zu wechseln, zeigten sich nutzlos entschlossen und wirksam, sobald es sich um Maaßregeln ohne Eigennamen handelte." (So anspruchsvoll ist man jenseit des Rheins in Regierungssachen!) Hier tadelt nun im Grunde nur der energische Bureaukrat seine durch aristokratische Rücksichten gehemmten Genossen. Dagegen erhebt sich Guizot bei Gelegenheit eines Schlußurtheils über das Fehlschlagen der Restauration einmal in überraschender Klarheit und Schärfe zur vollen Höhe der Lage. Es hört sich wie das Programm eines freien Frankreichs der Zukunft an, wenn er ausruft: „Groß ist der natürliche Zwiespalt zwischen der durch die Charte eingesetzten repräsentativen Re-

gierung und dem durch Ludwig XIV. und Napoleon gegründeten Beamtenstaat. Wo die Verwaltung frei ist, wie die Politik, wo die örtlichen Angelegenheiten durch örtliche Behörden entschieden werden und von der Centralgewalt weder Anregung noch Unterstützung verlangen — in England, in America, in Holland, in Belgien, da vereint die verfassungsmäßige Regierung sich leicht mit einer Verwaltung, die nur in seltenen Fällen von ihr abhängt. Aber wenn die oberste Gewalt den Auftrag hat, gleichzeitig mit der Freiheit zu regieren und mit der Centralisation zu verwalten, so zeigen sich bald zwei Schwierigkeiten: Entweder die Centralgewalt vernachlässigt die örtlichen Angelegenheiten und läßt sie in Unordnung erschlaffen, oder sie knüpft sie eng an die allgemeinen Beziehungen, läßt sie ihren eigenen Interessen dienen, und die ganze Verwaltung, vom Dörfchen bis zum Palast, ist nur noch ein Regierungsmittel in den Händen der politischen Parteien, die sich die Macht streitig machen." Man sollte nun glauben, diese trefflichen, freilich auch in Deutschland weit öfter bekannten, als beachteten Wahrheiten müßten den Eingang zu einer einfachen Befürwortung der communalen Selbstverwaltung bilden. Statt dessen knüpft selbst der durch die Ereignisse von 1848 und ihre Folgen belehrte Guizot daran nicht mehr und nicht weniger als die Empfehlung einer in den Gemeinden, Kreisen und Regierungsbezirken künstlich heranzuziehenden Aristokratie des Grundeigenthums, des Besitzes, der Interessen, und die Geschichte Frankreichs von 1830 bis 1848 zeigt zur Genüge, wie wenig es dem praktischen Staatsmanne gelang, auch nur diesem doctrinären Präparat aus seiner gesunden und guten Erkenntniß praktische Folgen zu geben. Uebrigens wäre es einseitig und voreilig, aus dieser und einer Anzahl ähnlicher Erfahrungen den Schluß auf unwiderrufliche Unfähigkeit der Franzosen zur Selbstregierung, und damit zur staatsbürgerlichen Freiheit, zu ziehen. Die Erkenntniß eines so tief greifenden, nicht nur mit den schmerzlichen, sondern mit allen stolzesten Erinnerungen eines großen Volkes verwachsenen Schadens muß eben aus den Köpfen hervorragender Denker in die Schule, und aus der Schule in's Leben eingedrungen sein, sie muß ihre Propheten und ihre Märtyrer aufweisen können, ehe sie unter den das Leben gestaltenden Mächten ihren Platz einnimmt. Wie Guizot auf seinem Gebiet die Sache verstand und anfaßte, wird noch später berührt werden.

Vier Jahre, von 1816 bis 1820, erfreuten sich die Doctrinärs und mit ihnen Guizot, ihres Einflusses auf die Regierung. Es waren mehr Jahre eines rüstigen, anfangs hoffnungsfreudigen, dann wenigstens standhaften Kampfes, als Zeiten glänzender Erfolge und leichten Gelingens. Das Cabinet hatte selbst einen schweren Stand zwischen dem Drängen

der keineswegs durchweg ehrlichen Liberalen und den noch leidenschaftlichern Ansprüchen der Adels- und Priesterpartei. Die weltkluge, gelassene Mäßigung des Königs gab im Grunde nur einen schwankenden Stützpunkt, der Einfluß der Doctrinärs reichte zunächst über die geistig vorgeschrittenen Theile der Aristokratie, der Liberalen und des höhern Bürgerstandes nicht hinaus. Dazu ließ ihre Stellung zur Regierung selbst Vieles zu wünschen übrig. Die Minister Ludwig's XVIII. traten die Erbschaft der napoleonischen Praxis, was das willkürliche Umspringen mit ihren Rathgebern anging, mit wahrhaft französischer Gelehrigkeit an. Guizot selbst theilt darüber ganz ergötzliche Einzelnheiten mit. So erhielt Cuvier einmal einen Zettel von Lainé, des Inhalts, er solle des nächsten Tages in der Kammer erscheinen, um eine ministerielle Vorlage zu vertheidigen: welche, das werde er später erfahren. In ähnlicher Weise octroyirte Corvetto seinem Freunde de Serre die Vertheidigung des Budgets, bei dessen Abfassung man jenen durchaus nicht gefragt hatte. Natürlich ließen die Männer des Gedankens, der Doctrin sich dergleichen Commis-Aufträge nur ungern gefallen, wurden auch wohl durch ihre schulgerechte, theoretische Art den Hofleuten, selbst den wohlmeinendsten, mitunter beschwerlich genug. Namentlich der ebenso gebieterische und rechthaberische als unentschlossene Royer-Collard war im Grunde wenig beliebt. Sein und seiner Freunde Widerstand gegen das Concordat wurde ihnen selbst von dem gemäßigten Richelieu nicht vergessen. Als im März 1818 Jemand diesen Minister um eine unbedenkliche Gefälligkeit bat, erhielt er die Antwort: „Es ist unmöglich; die Herren Royer Collard, Camille Jordan, de Serre und Guizot wollen es nicht.“ So arbeiteten die Vertreter der correcten, nach den Grundsätzen der absoluten Staatstheorie abgewogenen Freiheit mühselig, aber unverzagt fort, in beständiger Nothwehr gegen das Mißtrauen der Privilegirten wie gegen die Ungunst der Massen. Ihren eigentlichen Halt fanden (und finden sie noch) in den höhern Kreisen der denkenden Mittelklassen. Hier schafften ihre Organe der gesetzmäßigen Freiheit immerhin einen beachtenswerthen Zuwachs an zuverlässigen und einsichtsvollen Bekennern, wenn auch lange nicht in dem Maaße, wie der mehr und mehr drohende Zusammenstoß der extremen Parteien es wünschenswerth machte.

Zunächst waren harte Fehlschläge noch unvermeidlich. Die Vergänglichkeit des constitutionellen Vorfrühlings, der Sieg der Reaction im Jahre 1820 wurde durch die Wahl des Königsmörders Grégoire zum Abgeordneten und durch die Ermordung des Herzogs von Berry wohl nur beschleunigt. Er lag ohnehin in der Natur der Dinge. Den Doctrinärs brachte er eine Zeit der Sichtung und Prüfung, sowie der geistigen Ver-

tiefung und Sammlung. Nicht Alle blieben der Fahne treu. De Serre, den dringenden Rath Guizot's nicht achtend, blieb im Ministerium, um mit den Ultras das Wahlgesetz zu stürzen, das er noch so eben siegreich vertheidigt hatte. Aber der geistige Generalstab der Partei hielt seine Schilde blank und rein und wahrte die Würde des Gedankens im Kampfe der Leidenschaften. Während der Altmeister Royer-Collard, seinem Glauben unerschütterlich treu, aber in tiefer, fast muthloser Verstimmung auf seinem Landsitze zu Châteauvieux seinen Kummer über das Treiben der Ultras verbarg, fand Guizot in Frau von Condorcet's Landhaus Maisonnette bei Meulan, eine freundliche, stärkende und fruchtbare Muße.

Es ist unmöglich, ihm eine herzliche Theilnahme und aufrichtige Achtung zu versagen, wenn er in seinen Denkwürdigkeiten über diese Zeit der geistigen Sammlung und gemüthlichen Erfrischung berichtet. Die Stirne des alten strengen Staats- und Partei-Mannes glättet sich, seine Züge werden lebendig, seine Worte gewinnen die Wärme der Jugend und den vollen Ton der Gesundheit. Das edle und reine Selbstgefühl des Gelehrten verdrängt den Stolz des gestürzten Ministers. Der alte Kämpfer mustert in gerechtfertigter Freude die reinen und edeln Waffen, mit denen er seine ersten Preise gewann, und alle besten, rein menschlichen Seiten seines Wesens fordern unsere Anerkennung heraus. Wir wohnen uns mit ihm ein, in den bescheidenen, aber freundlichen Räumen seines Landhäuschens, wir erfrischen uns mit ihm an der wohnlichen nordfranzösischen Landschaft, mit ihrer frischen Vegetation, ihrer abwechselnden, baumreichen Cultur, ihrer behäbigen Aussicht auf das fruchtbare Seinethal mit dem Städtchen Meulan und seiner alterthümlichen Brücke. Wir sehen, wie der vollreife Mann, auf der Höhe der Kraft, nach früher und lange dauernder Gunst des äußeren Glückes plötzlich auf sich selbst gewiesen, sich energisch und freudig zusammenrafft, im Gefühle des inneren Reichthums. Wir glauben ihm auf's Wort, wenn er ausruft: „Es fehlte Nichts: Raum, Grün, Freiheit, Bewegung, Unterhaltung, Nothwendigkeit der Arbeit, deren unsere Trägheit so oft bedarf. Ich war glücklich. Wenn die Seele klar ist, und das Herz voll, der Geist thätig, so haben alle Tage ihren Reiz und gestatten alle das Glück!" Das ist die Sprache eines auf gesunder Sittlichkeit ruhenden, in redlicher Arbeit gestählten Charakters. Sie wird durch sonstige Zeugnisse über Guizot's Privatleben nicht Lügen gestraft. Cormenin, sein entschiedener politischer Gegner, zerbricht sich den Kopf, wie dieser „Ehrenmann" mit den Wehrwölfen der Börse, mit der Corruption Ludwig Philipp's habe gemeinsame Sache machen können. (Als er dies schrieb, war der Crédit Mobilier noch nicht erfunden und Herr Mirés hausirte noch in der Provence herum.) Er macht seine Verbeu-

gung vor dem Stoicismus, mit welchem Guizot zu Fuße dem Sarge seines Sohnes folgte und vermengt diesen „doctrinären Schulmeister" überhaupt nicht mit der Plebs der Carrieremacher von allen Parteien. Hätte er später geschrieben, so wäre ihm sicher die unscheinbare, aber augenscheinlich wahrhaftige und charakteristische Erzählung von dem Besuch Rossini's bei Guizot, dem Minister, nicht entgangen. Es ist eine einfach, fast trocken erzählte Familienscene: ein Stündchen häuslicher Ruhe und Freude mitten im Drange der Staatsgeschäfte und Kämpfe, während seiner ersten Verwaltung des Ministeriums des Innern (1830). Rossini hat sich eben entfernt, nach einem halben Stündchen geistreicher und lebhafter Unterhaltung. Guizot bleibt mit den Seinigen im Salon zurück. Seine junge Gemahlin *) spielt eine Melodie aus Tancred, sein Töchterchen macht die ersten Versuche im Gehen. „Wir waren allein; ich blieb so, ich weiß nicht wie lange, jede Sorge vergessend, vollkommen ruhig und in die Gegenwart meiner Lieben vertieft. Seitdem sind fast dreißig Jahre vergangen; es kommt mir vor, als sei es gestern gewesen. Ich bin nicht der Meinung des Dante, daß es keinen größeren Schmerz giebt, als im Unglück der Zeit des Glücks zu gedenken. Im Gegentheil, ein großes Glück kommt mir vor, wie ein Licht, dessen Widerschein selbst über den Raum hinstrahlt, den es nicht mehr erhellt; wenn Gott und die Zeit die gewaltsame Empörung der Seele gegen das Unglück gestillt hat, so hält sie inne und betrachtet gerne in der Vergangenheit die reizenden Güter, die sie verlor."

Dieselbe feste und starke und doch menschlich warme Männlichkeit spricht aus der schönen Stelle der Denkwürdigkeiten, in der Guizot des Verlustes seiner zweiten Gemahlin gedenkt. Sie starb am 11. Januar 1833, nachdem sie ihm seinen ersten und einzigen Sohn geschenkt. Guizot ergeht sich bei der Gelegenheit nicht in lyrischen Gefühlsausbrüchen. Er denkt nicht daran, sich aus der Gesellschaft und den Geschäften weltschmerzlich zurückzuziehen. Im Gegentheil. „Ich kehrte in den Ministerrath und in die Kammer zurück" sagt er ausdrücklich, „sobald ich es mit Anstand und Wirksamkeit konnte." Herr von Lamartine oder Châteaubriand würden ein solches Geständniß wahrscheinlich sehr prosaisch finden. Aber darum ist der Schmerz des nüchternen Calvinisten, des Mannes der Arbeit und des Gedankens nicht weniger wahr, sein Bekenntniß nicht weniger aufrichtig, wenn er gleich daneben sich ausspricht: „Ich habe das politische Leben sehr geliebt; aber es ist stets sehr weit entfernt gewesen, mir zu genügen. Nicht daß ich mich über seine Prüfungen beklagte. Viele öffentliche Cha-

*) Die zweite. Seine erste Gattin, die Schriftstellerin, war 1827 gestorben.

raktere haben sich sehr über die Härte des Schicksals und über die Undankbarkeit der Menschen beklagt. Ich habe solche Gefühle nicht kennen gelernt. Ich habe die Menschen nicht verblendeter oder undankbarer gefunden, als ich es erwartete." Aber gerade im höchsten Glücke, fährt er fort, habe er sich am wenigsten befriedigt gefühlt. „Die öffentlichen Angelegenheiten sind groß und bemächtigen sich des Gedankens, aber sie erfüllen nicht das Herz. Dies will innigeres und süßeres Glück als alle Triumphe der Thätigkeit geben können."

Wir glaubten auf diese rein menschliche Seite des berühmten Staatsmannes ausdrücklich hinweisen zu müssen, weil sein kaltes, puritanisches Aeußere und die systematische Hartnäckigkeit seiner Ueberzeugungen ihm vielfach den ganz ungerechten Vorwurf der Härte, ja der Grausamkeit zugezogen haben. Kehren wir jetzt zu dem Historiker und Publicisten zurück. Es öffnet sich vor uns ein Feld so reicher und vielseitiger Thätigkeit, daß wir auf eine irgendwie erschöpfende literarische Kritik der einzelnen Arbeiten in den Grenzen dieses Aufsatzes leider verzichten müssen. Zum Glück haben wir es zum größten Theil mit allbekannten und vielfach auch in Deutschland besprochenen Leistungen zu thun*) und können uns daher mit gutem Gewissen auf eine kurze Orientirung unter den leitenden Grundgedanken beschränken.

Guizot äußert sich an mehreren Orten sehr bestimmt über die Anforderungen, welche eine politische Opposition erfüllen müsse, um für berechtigt zu gelten. Als erste Bedingung stellt er die Aufgabe, der Regierung nicht blos mit verneinendem, stets ziemlich billigem Tadel entgegenzutreten, sondern mit positiven, wenn nicht unfehlbaren, so doch nicht handgreiflich unausführbaren Gedanken. Wer nicht bereit und im Stande sei, die Regierung an Stelle der Minister zu übernehmen, der dürfe, ohne Verletzung seiner patriotischen Pflicht, das System der Regierung nicht zu stürzen versuchen. Man möge in dieser Ansicht immerhin jene bekannte Prätension der zünftigen Fachmänner tadeln, die man nur auf den Streit des ersten besten ungeschickten Handwerkers mit seinem schlecht bedienten Kunden übertragen darf, um ihre principielle Unhaltbarkeit einzusehen. So viel ist gleichwohl gewiß: Guizot hat ein subjectives, persönliches Recht, so zu sprechen. Seine Opposition (sie dauerte von 1820 bis 1827, oder eigentlich, mit kurzer Unterbrechung bis 1830), seine ganze selbständige, gegen

*) Wir ergreifen mit Freuden die hier sich bietende Gelegenheit, um an die treffliche Arbeit von J. Schmidt: „Geschichte der neuesten französischen Literatur" nochmals in aufrichtiger Anerkennung zu erinnern. Die Beurtheilung der Guizot'schen Geschichtschreibung ist nächst dem meisterhaften Berichte über die dramatischen Leistungen Victor Hugo's vielleicht der gelungenste Abschnitt des Werkes. Wir können sie bis auf wenige Punkte fast Wort für Wort unterschreiben.

die Reaction der Prieſter- und Adelspartei gerichtete Thätigkeit iſt durchaus nicht ſowohl ſtörender, als ſchöpferiſcher Natur. Sie iſt dabei feſt und geſchloſſen, aus einem Guſſe. Der Publiciſt kämpft mit den Waffen des denkenden Geſchichtsforſchers und der Geſchichtsforſcher wählt Gegenſtand und Methode ſeiner Arbeiten nach den Bedürfniſſen und Ueberzeugungen des Politikers. Einen wahrhaft wohlthuenden Gegenſatz bildet das Ganze dieſer unermüdlichen, im Dienſte eines wahrhaft patriotiſchen Gedankens mit unliebenswürdiger zwar, aber zuverläſſiger Pflichttreue vollbrachten Arbeit gegen das gleichzeitige Treiben Châteaubriand's, der in ſeiner genialen, ariſtokratiſchen Willkür des poetiſchen Cavaliers über die bloße Stimmung niemals hinaus kommt.

Guizot's Arbeitskraft kann mit den ſolideſten Leiſtungen deutſcher Gelehrten in die Schranken treten. In dem Jahrzehnt von 1820 bis 1830 ſchrieb er die Histoire du gouvernement représentatif (Vorleſungen von 1821. 22), die Essais sur l'histoire de France (1824, Anmerkungen und Excurſe, veranlaßt durch ſeine Herausgabe von Mably's Observations sur l'histoire de France 1823), die erſten beiden Bände der Histoire de la révolution d'Angleterre (1826), den Cours d'histoire moderne (Vorleſungen von 1828. 29; 6 Bände). Er edirte außerdem Letourneur's Ueberſetzung des Shakspeare (1821), begründete 1823 die beiden großen Sammelwerke: Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de la révolution d'Angleterre (26 Bände), und Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France, die Zeugen ſeiner umfaſſenden Quellenſtudien. Endlich griff er in die Tagesgeſchichte mächtig ein durch die Brochüren: „Du gouvernement de la France depuis la restauration“ (1821), „Essai sur l'histoire et sur l'état actuel de l'instruction publique en France“ (1821); „Des conspirations et de la justice politique“ (1821); „De la peine de mort en matière politique“ (1822). Der 1824 gegründete Globe zählte ihn unter ſeinen Mitarbeitern, und 1827 gehörte er zu den Begründern der Revue française. Das Motto dieſer doctrinären Zeitſchrift:

„Et quod nunc ratio est impetus ante fuit“

bezeichnet treffend den Charakter dieſer ganzen, ſtolzen und feſten, von den Doctrinärs in erſter Linie getragenen Bewegung der Geiſter. Sonderung der Idee von 1789, der Idee des Rechtsſtaates von den Leidenſchaften der Revolution, Verſöhnung des Bürgerthums mit dem Adel auf dem Boden der jeder Kraft ihre freie Entwicklung, jedem Recht ſeine Geltung ſichernden Verfaſſung: dies die Aufgabe der Partei. Mit Recht hält Guizot ihre Löſung auf dem Gebiet der Thatſachen nicht eher für möglich, als bis ſie ſich in den Gemüthern, wenigſtens der denkenden Klaſſen voll-

zogen. Der Riß müsse geheilt werden, durch welchen die Revolution das Bewußtsein des lebenden Geschlechtes von seinen geschichtlichen Grundlagen trennte. Das französische Volk müsse wieder seiner Geschichte inne werden. Dabei mußte die Untersuchung denn nothwendig zwei Hauptrichtungen nehmen. Auf der einen Seite erblickte der Forscher das Ideal seines Rechtsstaates nahezu verwirklicht in einem Volke, dessen früheste Entwickelung mit der des französischen die vielfachsten Berührungspunkte hatte, wenn nicht geradezu zusammenfiel. Seiner Entwickelung nachzugehn, an ihm der Lebensgesetze eines gedeihlichen Verfassungslebens inne zu werden, mußte sein erstes Bedürfniß sein. Dann kam es darauf an, in der Geschichte des eigenen Volkes die Ursachen zu studiren, welche ein ähnliches Ergebniß gehindert hatten: so, wenn überhaupt, mußte es dann gelingen, für das Einholen des so lange Versäumten, für die Verpflanzung der in England herangewachsenen Staatsformen oder vielmehr einer sie übertreffenden Nachbildung auf französischem Boden, einen sichern wenn auch langwierigern Weg zu finden, als die himmelan steigende Flugbahn der philanthropischen Idee von 1789. Dem ersten Theile der Untersuchung diente die „Geschichte der Repräsentativregierungen," die Abhandlung über den Ursprung des Repräsentativsystems in England (in den Essais), vor Allem aber die Geschichte der Revolution mit ihren späteren Fortsetzungen. In der andern Richtung forschten die Essais sur l'histoire de France, so wie später die berühmten Vorlesungen von 1828 und 1829—30 der Entstehung und Natur des französischen Volkes nach, bis zu dem Zeitpunkt, etwa Ende des vierzehnten Jahrhunderts, da die Wege der beiden Staaten entschieden und vielleicht für immer sich trennen. Was die Methode Guizot's angeht, so hat sie von den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der französischen Art nur das Streben nach Klarheit, nach durchsichtiger, logischer Ordnung, nach allgemein faßlichen Resultaten. Dagegen verzichtet sie darauf, durch epischen Schwung oder durch den romantischen Reiz farbenreicher Detailschilderung die Einbildungskraft zu fesseln. Die Darstellung ist ebenso nüchtern und knapp, als gründlich. Die Erzählung ist ihr Mittel, nie Zweck; sie wählt nicht die romantischsten, sondern die lehrreichsten Thatsachen aus und zieht die Schlüsse oft mit einer Absichtlichkeit und einer scharfen Betonung, welche eher mißtrauisch macht und die Kritik herausfordert, als blendet und besticht. Wenn Guizot sicher ist vor den phantastischen Irrgängen Michelet's und Lamartine's, so fehlt ihm dafür auch der wunderbare Zauber Augustin Thierry's, des Meisters in der Kunst, die Ergebnisse gediegener Forschung mit dem vollen Reiz des Lebens zu umgeben und die Vergangenheit als einen durchsichtigen Organismus vor den Augen des Lesers erstehen zu lassen. Wie Thierry und die

ganze liberale Schule sieht Guizot in dem Aufstreben des französischen Bürgerstandes die Erhebung des römisch-gallischen Elementes gegen den germanischen Feudalismus. Es begegnet ihm dabei die Menschlichkeit, die Entwickelung des bürgerlichen Rechtsbewußtseins für die Gallo-Romanen vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, in Anspruch zu nehmen, indem er über der Betrachtung der fränkischen und burgundischen Barone und ihrer Nachkommenschaft die großartige Entwickelung des deutschen Städtewesens übersieht. Im Uebrigen sind ihm die Germanen mit nichten blos das störende, barbarische Element. Er vergleicht sie freilich wunderlich genug mit den Rothhäuten Americas, weiß aber ihren Einfluß, als das Princip der individuellen, dem Alterthume unbekannten Freiheit, gar wohl zu schätzen. Vortrefflich ist die Schilderung des römischen Verfalls. Der die Völker abtödtende Beamtendespotismus hat selten einen schärfer beobachtenden Untersucher, einen freimüthigeren und beredteren Verurtheiler gefunden. Nicht als mißvergnügter Orleanist und laudator temporis acti weist Guizot es nach, wie die trügerischen Vortheile einer schimpflichen Gleichheit von jeher die Lockspeise des beginnenden Despotismus waren, wie die Bedürfnisse des Despotismus stets in dem Verhältnisse wachsen, als seine Mittel abnehmen, wie in Bezug auf Kraft und auf Reichthum die Unfruchtbarkeit und die Verschwendung ihm gleichmäßig auferlegt sind, wie die Gesellschaft, die Menschen, die Dinge in seinen Händen nur ein todtes Capital sind, welches er ausgiebt, um sich zu erhalten und in welches er um so tiefere Griffe thun muß, je mehr es bereits erschöpft ist. In hohem Grade lehrreich ist sodann die Schilderung des kirchlichen Einflusses und des Lehnswesens, als der beiden Hauptträger der neuen Gesellschaft. Das Gesammtergebniß seiner Betrachtung faßt er selbst in die Worte zusammen: „Die Geschichte Frankreichs ist der Kampf zweier Völker, der der Sieger und der Besiegten. Die Revolution ist der Sieg der so lange unterworfenen. Durch die Charte stellt der König sich an die Spitze der Sieger und legalisirt ihren Erfolg. Allerdings treten dadurch die Sieger nicht einfach in das Verhältniß der ehemals Besiegten zurück. Sie finden die Gleichheit statt des Vorrechtes. Aber weit entfernt, damit zufrieden zu sein, erneuern sie den Kampf und dessen Vollendung ist der Verlauf der neuesten Geschichte.“ Wie Guizot in seiner Ansicht von der Bedeutung der Charte unserer Meinung nach irrte, wie er auch in der englischen Verfassung die auf der großen Staatsbühne arbeitende Maschinerie überschätzte und darüber die eigentlichen Stützen und Triebfedern des Verfassungsstaates dennoch in wesentlichen Stücken verkannte, darauf kommen wir bei Würdigung seiner eigenen Wirksamkeit zurück.

Es wird der Restauration immer zur Ehre gereichen, daß sie diese

ganze gewaltige, in ihr innerstes Wesen eingreifende Geistesarbeit nicht unterdrückte. An Anwandlungen despotischer Ungeduld fehlte es freilich nicht. Guizot kam nicht mit dem Staatsanwalt in Conflict, wie Béranger. Aber der Abbé Frayssinous verbot am 12. October 1822 seine Vorlesungen und verleidete ihm damit für die nächsten Jahre alle unmittelbare Betheiligung an der Politik. Erst 1827 gab das Ministerium Martignac eine kurze Aussicht auf Durchführung und Befestigung des parlamentarischen Systems. Royer-Collard, siebenfach gewählt, trat als Präsident an die Spitze der Kammer. Guizot erhielt seinen Staatsrathstitel zurück und durfte seine Vorlesungen wieder eröffnen. Aber nur zu bald bestätigten sich bekanntlich die Befürchtungen Royer-Collard's, der nur aus Pflichtgefühl seinen Platz einnahm, übrigens der Hoffnung auf die Möglichkeit eines ehrlichen Bündnisses der Verfassungsfreunde mit den Priestern und Junkern völlig entsagend. Mit dem Ministerium Polignac siegte der böse Geist der Bourbons. Den Grundgedanken, der zu den Ordonnanzen führte, hebt Guizot einfach und treffend hervor. Man hatte bei Hofe nicht eigentlich das Bewußtsein des Verfassungsbruches, man wollte die Verfassung auch keineswegs abschaffen. Herr v. Polignac ging sogar damit um, mit ihrer Hülfe dem legitimistischen Adel eine privilegirte Stellung nach englischem Zuschnitt zu geben. Aber dem Bürgerthum, der Nation gegenüber faßte man die Verfassung nicht als eine Schranke der königlichen Macht auf, sondern als eine bequeme und frei gewählte Form für die Ausübung derselben. Die absolute Gewalt blieb für diese Auffassung stets auf dem Grunde der Charte. So kam man selbst mit den Doctrinärs in unlösbaren Conflict, wenngleich es bekanntlich mit nichten die Doctrinärs, sondern die Partei des demokratischen Königthums und die Republikaner waren, welche den Entscheidungskampf aufnahmen und die Dynastie stürzten. Guizot, seit 1829 Deputirter der Wähler von Lisieux, überdies Präsident der Gesellschaft Aide-toi und von großem Einfluß auf die studirende Jugend, im weiten Sinne des Wortes,*) an der berühmten

*) Sein Auditorium bestand aus der Elite der französischen Intelligenz. Neben den eigentlichen Studirenden sah man Gelehrte aller Fächer und auch das Ausland war zahlreich vertreten. Von der gar nicht vulgär-französischen Haltung des gefeierten Professors legt sein Benehmen nach seiner ersten Deputirtenwahl sprechendes Zeugniß ab. Das Auditorium empfing ihn mit jubelnden, stürmischen Glückwünschen. Da sprach Guizot die charakteristischen Worte: „Ich danke Ihnen für so viel Wohlwollen. Ich bin davon lebhaft gerührt. Ich bitte Sie um zwei Dinge: das erste, es mir immer zu bewahren, das zweite, es mir nicht mehr so zu bezeugen. Nichts von dem, was außen vorgeht, muß in diesem Umkreise widerhallen. Wir kommen hier zusammen, um Wissenschaften zu treiben, reine Wissenschaft. Sie ist wesentlich unparteiisch, uneigennützig, jedem äußeren Ereigniß fremd, es sei groß oder klein. Ich hoffe, daß Ihre Theilnahme mir in der neuen Laufbahn folgen wird, zu der ich berufen bin. Ich wage sogar zu sagen, daß ich darauf rechne. Hier ist Ihre schweigende Aufmerksamkeit der beste Beweis, den ich dafür erhalten kann."

Adreſſe der 221 hervorragend betheiligt, befand ſich mitten im Strome der ungeheuren Bewegung. Dieſer Strom trug ihn faſt ohne ſein Zuthun auf den Gipfel der Macht. Guizot wurde am 31. Juli proviſoriſcher Commiſſar für die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts; am 1. Auguſt ernannte ihn Ludwig Philipp von Orleans, der General-Lieutenant des Königsreichs, zu gleicher Würde für das Miniſterium des Innern und am 11. Auguſt wurde ihm dieſes Miniſterium durch den König Ludwig Philipp endgültig übertragen. Aber nicht einen Augenblick gewannen die Ereigniſſe die Oberhand über die Ueberzeugungstreue; oder wenn man will den orthodoxen Starrſinn des mit ſeinem Syſtem feſt verwachſenen Doctrinärs. Die Revolutionäre hatten von ihrem Standpunkte aus ganz Recht, wenn ſie ihn des Undanks beſchuldigten. Guizot hat es ihnen wirklich keinen Augenblick Dank gewußt, daß ſie die legitime Dynaſtie vertrieben. Auch Ludwig Philipp iſt ihm nicht ſowohl der Erwählte des Volks, als der nach Vertreibung der ältern Dynaſtie einzig mögliche und natürliche Träger der Königsgewalt, als eines integrirenden, von Niemandes Beſchluß und Willen abhängenden Beſtandtheiles der Staatsidee. In unwandelbarer, zuletzt wohl in unſelbſtändige Schwäche ausartender Hingebung hat ihm Guizot gedient; zuerſt als Miniſter des Innern (11. Auguſt — 2. November 1830); dann als Miniſter des Unterrichts (von 1832, mit der dreitägigen Unterbrechung des Miniſteriums vom 10. November 1834 bis zum 22. Februar 1836, und dann wieder vom 6. September 1836 bis zum 15. April 1837); endlich vom 28. October 1840 bis zuletzt als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Eine nur annähernd vollſtändige Geſchichte dieſer Verwaltungen müßte, wenn ſie verſtändlich ſein wollte, ſich zu einer Geſchichte der Juliregierung ausdehnen. Es verſteht ſich, daß ſie nicht im Plane dieſer Betrachtung liegt. Aber unſer Urtheil über Guizot, den Miniſter, und über die vergangene und gegenwärtige Bedeutung des durch ihn vertretenen Syſtems wollen wir kurz zu begründen verſuchen.

Wir beginnen mit der Glanzſeite des Bildes, mit Guizot's Wirkſamkeit für das Unterrichtsweſen in allen ſeinen Zweigen, von der Dorfſchule bis zur Akademie. Wir haben dabei nur nöthig, auf die hervorragendſten Punkte hinzuweiſen, da dieſe Blätter bereits im verfloſſenen Jahre einen Bericht von dem Inhalte des dritten Bandes der Memoiren gebracht haben. Unverkennbar iſt zunächſt das herzliche Wohlwollen, wir dürfen ſagen das Gefühl einer rühmlichen Amtsgenoſſenſchaft, mit welchem er ſtets ſeiner Verhältniſſe zu ausgezeichneten Vertretern der Wiſſenſchaft gedenkt. Es erfüllt ihn noch nach Jahren mit ſichtlicher Genugthuung, wenn es ihm gelang, ein mit den Verhältniſſen ringendes Talent zu heben, ei-

nen treuen Arbeiter zu lohnen; er ist stolz darauf, daß er den greisen Geoffroy St. Hilaire schützen, daß er den Italiener Rossi gegen den Brotneid vertheidigen durfte. Welchen Dank ist ihm ferner nicht allein Frankreich, sondern die gebildete Welt für die Sammlung der Documente zur französischen Geschichte, für die Erhaltung der französischen Baudenkmäler schuldig! In dem richtigen Gedanken, daß Paris auch nach der Seite der Bildung ein weiter Abgrund sei, der Alles verschlinge, war er bestrebt Frankreich wie Deutschland durch ein ganzes System von Universitäten zu befruchten; freilich mußte er sich auf die Gründung und Ausstattung von Rennes, Straßburg, Montpellier, Toulouse beschränken. Obenan stand ihm aber die Sorge für die Volksschulen. Wie oft hatte man zur Hebung derselben einen Anlauf genommen, und wie wenig war doch im Grunde geleistet. Die Resultate der Wirksamkeit Guizot's sind verhältnißmäßig außerordentlich bedeutend. Dennoch fällt, für unsere Auffassung wenigstens, ein trüber Schatten auf das sonst so erfreuliche Bild, ein Schatten, der sich freilich über alle Leistungen der Doctrinärs erstreckt und in dessen zunehmendem Dunkel sie schließlich unbedauert von der undankbaren, aber nicht grundlosen Ungeduld der öffentlichen Meinung verworfen, von der französischen Staatsbühne verschwanden. Wir meinen einen erkältenden und lähmenden Zug des Mißtrauens gegen die schaffende und heilende Kraft des freiwaltenden Geistes, entsprungen aus dem gelehrten Zunftgeist, dem Glauben an die Unfehlbarkeit und Allgenugsamkeit der Schule und des Systems, und freilich groß gezogen und befestigt durch recht bittere Erfahrungen, wie sie dem deutschen Nachwuchs der Schule auch entfernt nicht zur Seite stehen. Wir berühren hier wieder den springenden Punkt der Frage, dessen wir bereits im Eingange dieser Schilderung andeutend gedachten. Guizot hat oft genug lichte Augenblicke, in denen er die Gefahren der mißtrauisch engherzigen Ueberwachung, der lähmenden Allregiererei sehr treffend bezeichnet. Hatte er das System doch von seiner schlimmsten Seite in unmittelbarer Nähe gesehen, als gleich nach der Julirevolution die Stellenjäger ihn gleich hungrigen Wölfen umdrängten, als er der patriotischen Linken nicht genügte mit der in einem Monate verfügten Absetzung von 76 reactionären Präfecten (auf 86), von 196 dergleichen Unterpräfecten (auf 277), von 53 Generalsecretären (auf 86), von 127 Präfecturräthen (auf 315). (In der Communalverwaltung waren 393 Bürgermeister abgesetzt und ein Circularschreiben hatte den Präfecten Vollmacht zu etwa nöthig scheinender Vervollständigung dieser zeitgemäßen Maaßregel gegeben.) Und dem entschiedensten und aufgeklärtesten Gegner bureaukratischen Zwanges würde es Ehre machen, was Guizot um dieselbe Zeit an seinen Präfecten Amédée Thierry schrieb:

„Suchen Sie Leute, die selbst denken und handeln. Das erste Bedürfniß des Landes ist, daß auf allen Punkten sich unabhängige Meinungen und Einflüsse bilden. Die Centralisation der Geister ist schlimmer, als die der Geschäfte.“ In ähnlichem Sinne schreibt er einem andern Beamten: „Werden Sie nie das, was man einen ausgezeichneten Präfecten zu nennen pflegt, d. h. ein Präfect, der keinen Brief unbeantwortet läßt und dann über den thatsächlichen Gang der Geschäfte seine Hände in Unschuld wäscht.“ Aber Alles das ist bei dem Doctrinär doch mehr augenblickliches Aufflackern eines vom Luftzuge der Revolution bewegten geistigen Lichtes, als warme Ueberzeugung des Herzens. In der Praxis und zuletzt auch in der Theorie nimmt nur zu bald wieder das leidige Mißtrauen gegen jede nicht reglementirte und in den Dienst des Systems genommene Kraft den alten Herrscherplatz ein. Allerdings, meint Guizot, müsse die Wissenschaft frei, ganz frei sein, nur unter der Bedingung, daß sie nicht politische oder kirchliche Opposition versuche. Seine Bemühungen um Bildung des Volkes behalten immer etwas von der nicht ganz sorgenfreien Leutseligkeit eines mit seinen Löwen und Tigern sprechenden Thierbändigers an sich. Er vergleicht die Bewegungen unserer Gesellschaft lieber mit dem Kochen eines Vulcans, als mit dem Erwachen der schöpferischen Natur im Frühling; ihre freiwilligen Bewegungen versprechen ihm nicht Blüthen und Früchte, sondern sie drohen mit den Schlacken des Abgrundes. „Herrschaft über die Geister“ sei das große Problem der neuern Gesellschaft, und diese Herrschaft gewinne man freilich nicht durch rohe Gewalt, aber — durch Anregung großer und edeler Gedanken etwa, durch Eröffnung freier Bahnen für rühmliches und nützliches Schaffen? Nein, durch „Einfluß,“ durch geregelte, systematische Einwirkung auf die Vertreter und Träger des Geistes, d. h. doch wohl durch ein kräftig und geschickt gehandhabtes System der Aufmunterungen, der Ueberwachung und im Nothfall der Einschüchterung. So beklagt Guizot sich denn auch ganz folgerecht über die liberale Opposition, welche damit umging, den Einfluß der Gemeine auf die Volksschule zu stärken, zum Nachtheil der kirchlichen und staatlichen Einwirkung — seien doch Kirche und Staat befähigt, den schlechten Samen zu ersticken, den „das Jahrhundert“ mit vollen Händen ausstreue. So wird die Bestätigung jedes Dorfschulmeisters in schlimmster französischer Manier von dem Minister abhängig gemacht, so werden die Mönchsschulen mit sichtlicher Vorliebe behandelt und allein von der Beaufsichtigung des Staats ausgenommen. Wo bei Guizot von Freiheit des Unterrichtes die Rede ist, hat man eigentlich immer nur das freie Walten der Priester, dieser bewährtesten Bundesgenossen im Kampf gegen die „Zügellosigkeit der Geister“ zu denken. Ging Guizot doch sogar da-

mit um, den bischöflichen Seminaristen das Lehrerexamen zu erlassen und die Pariser Studenten in Convicten unter geistlicher Leitung vor den Verführungen der Weltstadt zu sichern. Kurz am Schlusse dieser so glänzenden, an gediegenen Arbeiten des Geistes so reichen Laufbahn befinden wir uns mitten in der Atmosphäre, wenn auch nicht der umgekehrten Wissenschaft, so doch der Regulative zu der wahren, durch „Beeinflussung" geregelten Freiheit des Geistes. Das absolute, unfehlbare, der öffentlichen Meinung unendlich überlegene System steuert das Staatsschiff, mit vorsichtig verminderter Dampfkraft, gegen Wind und Wellen dem Hafen der „göttlichen Weltordnung" zu, um denn auch kurz vor dem Einlaufen, natürlich durch einen bloßen, Nichts beweisenden Zufall, den üblichen Schiffbruch zu erleiden. Wir sind hier auf dem Punkte angelangt, von dem aus ein Schlußwort über Guizot's Gesammtpolitik wenigstens verständlich sein wird, wenn wir es uns auch leider aus Rücksicht auf den hier gebotenen Raum versagen müssen, dasselbe am Faden der Thatsachen regelmäßig zu entwickeln. Daß wir nicht gemeint sind, in die Verdammungsurtheile des Jahres 1848 einzustimmen, dürfen wir am Schlusse dieses Aufsatzes wohl nicht noch besonders versichern. Angesichts der erdrückenden Kriegsrüstungen, mit welchen der Bonapartismus die europäische Gesellschaft belastet, in der stündlich wachsenden Gefahr, das Vae Victis der Feinde oder auch der Vertheidiger über die mühsam schaffende Arbeit des Nationalgeistes daher donnern zu hören, wäre es ebenso thöricht als undankbar, der verständigen Friedensliebe Guizot's und seines königlichen Herrn nicht in Ehren zu gedenken. In Frankreich selbst geschieht dies öfter, als die bonapartistische Presse es glauben läßt. Guizot's strenger Rechtssinn, seine persönliche Unbestechlichkeit, sein ehrliches Festhalten an den Verträgen, seine unerschütterliche Standhaftigkeit im Ankämpfen gegen den Taumel der revolutionären Kriegs- und Abenteuersucht sind über alles Lob erhaben und haben selbst seinen Feinden Achtung abgenöthigt. Wie könnten Viele seiner deutschen Tadler und Gegner sich Glück wünschen, wenn sie ihn wieder hätten! Gleichwohl ist es kein unerklärlicher Zufall, keine tückische Laune des Erdgeistes, welche ihm und seinem System den unheilvollen Sturz bereitet hat, unter dessen Folgen wir Alle miteinander noch leiden. Er selbst spricht das Wort des Räthsels deutlich genug aus in einem gelegentlichen Urtheil über Odilon-Barrot: „Er (Odilon-Barrot) gehörte zu den vertrauensvollen Politikern, die für die Durchführung des Guten auf die Mitwirkung der Völker hoffen. Eine edelherzige Schule, und mehr als einmal hat sie der Menschheit gute Dienste geleistet — aber sie ist eine unvorsichtige Schule, und vergißt, welcher Schranken und Zügel die Menschheit bedarf, damit ihre guten Neigungen über ihre schlech-

ten Gelüste den Sieg davon tragen." — Widerstand und wiederum Widerstand — das ist der leitende, bis zur Gewalt der fixen Idee sich steigernde Grundgedanke von Guizot's gesammtem politischen Handeln. Die „Politique de résistance," im Gegensatze gegen die „Politique de mouvement," führt er fortwährend als sein Symbol und Stichwort im Munde. Er vergißt dabei, sammt seinem Herrn und seiner Schule, daß der Widerstand gegen den Thatendrang eines Volks der Natur der Sache nach nur insofern und insoweit berechtigt ist, als er die Kraft von Abwegen in richtige, genügende Bahnen zu leiten bestimmt ist. Er legt den Damm beständig quer vor den Strom und will dann die Ueberschwemmung durch kleine Abzugsgräben verhüten. „Man hat mir vorgeworfen," sagt er einmal, „daß ich die öffentliche Meinung verachte und muthwillig reize. Das ist nicht wahr. Ich habe niemals an sie gedacht." Ein böses Geständniß. Das französische Volk ist ein feuriger und launischer Renner; es erträgt keinen Reiter, der im Sattel sitzend seinen eigenen Gedanken ungestört nachhängen will, am allerwenigsten, wenn er nicht sorglos und lustig dahintrabt, sondern dem edlen Thiere durch seinen Kappzaum den Athem benimmt. Nicht durch ihre Friedenspolitik sind Ludwig Philipp und Guizot gefallen (denn die ihnen folgende Republik dachte ebenso wenig an europäischen Krieg), sondern durch den Aberglauben an die constitutionelle Fiction des „pays legal," durch ihre Geringschätzung der öffentlichen Meinung, durch die eigensinnige Verliebtheit in ein System, welches nicht mehr Raum hatte das nationale Leben zu fassen, durch die Verweigerung der Reform — vor Allem durch die negative Unfruchtbarkeit ihrer formell correcten Regierungskunst, gegenüber einem Volke, welches von seinen Regierern verlangt, daß sie ihm auf dem Wege der Thaten vorangehn. Es wäre ein großes Glück für Europa, wenn Louis Philipp und Guizot sich gehalten hätten, statt sich für die Orthodoxie des Satzes zu opfern, daß Frankreich nicht mehr als höchstens 200000 des politischen Wahlrechtes würdige Bürger besitzt. Aber ein ebenso großes Unglück wäre es, wenn mit der Wiederherstellung des Königthums auch ihre Doctrin zurückkehrte: die Lehre von der Allgenugsamkeit des constitutionellen Schematismus, verbunden mit centralisirter Beamtenherrschaft, correctem Nichtsthun und grundsätzlicher Nichtbeachtung der öffentlichen Meinung.

Der Itzehoer Landtag und die Kopenhagener Regierung.

Die diesmalige Session der holsteinischen Ständeversammlung (6. bis 26. März und 4. bis 11. April) hat in mehr als gewöhnlicher Weise auch über die Grenzen Deutschlands hinaus die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; und in der That, der Verlauf derselben ist ein so eigenthümlicher, daß sie vielleicht in der ganzen parlamentarischen Geschichte Europas nicht ihres Gleichen hat.

Wie der deutsch-dänische Streit in diesem Augenblick steht, brauche ich nicht des Weiteren zu erwähnen. Es ist bekannt, wie in Folge längerer Verhandlungen mit dem deutschen Bunde die Kopenhagener Regierung unterm 6. November 1858 die Gesammtverfassung der dänischen Monarchie für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg außer Kraft setzte, dieselbe aber für die übrigen Theile der Monarchie fortbestehen ließ. Allerdings ein innerer Widerspruch; aber die herrschende Partei in Kopenhagen, die sogenannten liberalen Doctrinärs und das Ministerium Hall wollten damit einen doppelten Zweck erreichen: erstens die Anbahnung des Eiderstaates, d. h. also die Incorporation Schleswigs, und zweitens die, namentlich finanzielle, Ausbeutung Holsteins, denn während für Dänemark-Schleswig der Rumpf des Reichsrathes mit der bisherigen Befugniß fortbestand, sollte der Monarch für Holstein in allen gemeinschaftlichen Dingen wieder als absoluter Herrscher Gesetze geben und Steuern auflegen können, Holstein-Lauenburg also jeder parlamentarischen Schutzwehr entbehren. Der deutsche Bund schritt dagegen ein; durch Beschluß vom 8. März 1860 forderte er, daß während des Zwischenzustandes, so lange eine Gesammtverfassung für die Monarchie fehle, der holsteinischen Ständeversammlung in Betreff aller gemeinschaftlichen Angelegenheiten ganz dieselbe legislative und finanzielle Befugniß eingeräumt werden solle, wie sie der dänisch-schleswigsche Rumpf-Reichsrath besitze. Dies Princip wollte die Kopenhagener Regierung nicht anerkennen; sie weigerte sich namentlich das (vom Rumpf-Reichsrath bewilligte) gemeinschaftliche Budget für 1860—62 den holsteinischen Ständen zur Genehmigung zu unterbreiten. In Folge dessen hat der Bundestag unterm 7. Februar 1861 für den Fall, daß nicht in bestimmter Frist jenes Budget auch dem holsteinischen Landtag zur Beschlußfassung vorgelegt werde, eine Bundesexecution angedroht.

Die Aussicht auf eine solche Bundesexecution rief in Kopenhagen eine fieberhafte Aufregung hervor. „Es ging den Dänen" — wie ein däni-

scher Schriftsteller (Dirckinck-Holmfeld: „Der deutsch-dänische Streit; Execution und Krieg." März 1861) sich ausdrückt — „ganz dunkel wie im Halbschlaf auf, die Execution sei eine Insanitätserklärung der Kopenhagener Regierung, und demgemäße Curatel." Die nationale Eitelkeit machte sich in den maaßlosesten Wuthausbrüchen Luft. „Dann lieber Krieg! Krieg gleich und auf jeden Fall!" riefen alle tonangebenden Blätter; sie waren höchstens darüber uneins, ob man den Krieg an der Eider oder lieber an der Elbe beginnen solle, da man im letzteren Fall doch aus Holstein fein säuberlich noch die junge Mannschaft und das Material hinwegschleppen könne. Ein Dannevirke-Verein mit entschieden kriegerischer Tendenz entstand, in welchem der intriguante Baron Blixen-Finecke, lüstern nach der Süßigkeit eines Portefeuilles, welche er leider nur zu kurze Zeit geschmeckt hat, sich zugleich ein Werkzeug schuf, um die jetzige Regierung zu drängen und gelegentlich zu stürzen. Geleitet von dem Trieb der Selbsterhaltung, begann dann auch das Ministerium eine Politik des Säbelgerasfels; man traf Vorbereitungen zu einer allgemeinen Mobilmachung, in Schleswig wurden große Verschanzungen projectirt, man gestattete und ermuthigte Demonstrationen im eiderdänisch-kriegerischen Sinn, so die Erklärung der Minorität des schleswigschen Landtags, die Adresse einiger schleswigschen Studenten an das Kriegsministerium, von denen einer bereits zur Belohnung eine Lehrerstelle an der einzigen deutschen Gelehrtenschule des Herzogthums zu Schleswig erhalten hat ꝛc. Gleichzeitig wurde der Versuch gemacht, in Holstein Manifestationen gegen eine Bundesexecution hervorzurufen, und einige der Elb-Blätter niedrigsten Ranges ließen sich zu diesem Zweck gebrauchen, darunter namentlich die Hamburger „Reform," welche, vormals erzschleswig-holsteinisch, jetzt seit Jahren unter der Maske eines ultraliberalen Neuholsteinismus den dänischen Interessen dient.

Aber diese Agitation in Holstein blieb erfolglos; wenn viele hier die Execution mit Bedenken ansahen, so war es doch eigentlich nur, weil sie lieber anstatt dessen sofort einen Bundeskrieg um Schleswig gewünscht hätten. Und das Säbelgerassel machte in Deutschland höchstens den Eindruck der Lächerlichkeit. Dazu kam, daß die langgenährten Hoffnungen Dänemarks auf auswärtige Hülfe immer zweifelhafter wurden; die außerdeutschen Großmächte hatten die Executionsfrage als ausschließlich deutsche Angelegenheit anerkannt, und man kann dänischer Seits jetzt auch nicht mehr leugnen, daß diese drei Mächte zur Nachgiebigkeit gerathen haben; die Repräsentanten Rußlands, Frankreichs und Englands waren, wie Herr Hall sich ausdrückt,*) „in ganz außerordentlicher Bewegung," daß dem Bundesbeschlusse genügt, das Budget den holsteinischen Ständen vorgelegt werde.

*) Raaslöff: „Mit Tilsvar." Seite 8.

So entschloß sich das Kopenhagener Cabinet zwar nicht zur Nachgiebigkeit und Gerechtigkeit, ein solcher Entschluß fiel gar zu schwer; aber man wollte doch versuchen, ob sich nicht mit Holstein ein Handel machen ließe; die holsteinischen Stände wurden zum 6. März einberufen.

Es war von vorn herein für die Beschaffenheit der deutschen Vorlagen ein bemerkenswerthes Vorzeichen, daß der Curator der Universität Kiel, Graf Reventlou-Sandberg, welchen man, ohne seine vorherige Zustimmung abzuwarten, zum königlichen Commissar für diese Session ernannt hatte, hinterdrein diese Ernennung zurückwies. Der Graf hat während des letzten Krieges auf dänischer Seite gestanden; seitdem ist er allerdings als „zu deutsch" von seiner Stellung als Amtmann von Tondern entfernt, aber er ist bekannt als ein gemäßigter Gesammtstaatsmann ohne besondere Charakterstärke, und wenn er sich zu der Energie erhob, einen königlichen Auftrag abzulehnen, so mußte er sehr gewichtige Gründe haben. Der holsteinische Minister Raaslöff entschloß sich darauf, selbst die Rolle des Commissars zu spielen.

Die Persönlichkeit und die Stellung dieses Herrn ist eine eigenthümliche. Von Herzen wohlwollend, aber ohne staatsmännische Befähigung und Energie, war er allerdings seiner Stellung durchaus nicht gewachsen, jedoch nach beiden Seiten hin ein bequemer Lückenbüßer. Innerhalb eines eiderdänisch-doctrinären Ministeriums war er der einzige, welchem der Gesammtstaat und dessen Wiederaufrichtung auf Grund der Bekanntmachung von 1852, sowie die Versöhnung mit den deutschen Landestheilen wirklich am Herzen lag. Seine Collegen wollten davon nichts wissen, aber sie konnten den Mann gebrauchen, denn gerade deshalb war er gewissermaaßen ein Sicherheitsventil den Schleswig-Holsteinern und dem Auslande gegenüber. Andererseits ließen sich die Holsteiner unter den obwaltenden Umständen einen Minister gefallen, der, wie er selbst sagte, für ihr Land ein „warmes Herz" hatte. Aber dadurch ward nun Herr Raaslöff in seiner maaßlosen Selbstüberschätzung bestärkt. Im vorigen Jahre hielt er zweimal eine Rundreise durch Holstein, wo er Jedem, der zur Audienz kam, das Festhalten an der Bekanntmachung von 1852, also den Gesammtstaat, als das einzig Mögliche predigte; natürlich waren Wenige in der Lage mit ihm disputiren zu können, um so weniger, da er nicht hören, sondern gehört sein wollte; es kam hinzu, daß ihm z. B. in Rendsburg von den Zünften aus localen Ursachen eine Ovation gebracht wurde. So glaubte er die Holsteiner überzeugt zu haben und eine ganz hinreichende Popularität zu besitzen; er zweifelte nicht daran, daß man hier, so zu sagen aus persönlicher Gefälligkeit für ihn, diese oder jene politische That thun oder unterlassen werde. Ward diese Illusion irgendwie gestört, so nahm Raas-

löff das als eine persönliche Beleidigung, und der sonst so versöhnliche Mann schlug mit einem Mal blindlings darein. So z. B. nach der bekannten Resolution der holsteinischen Mitglieder des Nationalvereins vom 13. Januar verfügte er nicht nur das Verbot dieses Vereins, sondern auch die Suspension des Advocaten Lehmann, letztere eine rein administrative Willkür-Maaßregel, denn bis auf den heutigen Tag ist eine gerichtliche Untersuchung deshalb nicht eingeleitet. Ganz ebenso ist sein diesmaliges Auftreten in Itzehoe gewesen. Seine naive Aufforderung, Holstein möge doch aus dem deutschen Bunde austreten, welche zugleich von einer beklagenswerthen Unkenntniß der Bundes-Grundgesetze zeugt, war eine vollkommen ernst gemeinte Bitte um ein zustimmendes Vertrauensvotum; und als anstatt dessen die energische Gegendemonstration erfolgte,*) fiel der Minister aus allen seinen Himmeln. Weiter: er hatte nicht im Geringsten daran gezweifelt, daß es ihm gelingen werde, durch sein persönliches Gewicht die Vorlagen durchzusetzen; seine Collegen im Ministerium mögen ihm das geglaubt und die Complimente des Landtags-Präsidenten (Baron Scheel-Plessen in seiner Antrittsrede) mögen ihn darin bestärkt haben. Anstatt dessen erfuhr er bald, daß eine unbedingte Ablehnung zu gewärtigen sei; da hat er, wie Herr Hall uns verrathen hat, in der ersten Aufwallung Vollmacht begehrt, die Session sofort zu schließen, 18. März, jedoch vergebens. Ein Blick auf die Ständezeitung endlich wird genügend beweisen, daß er auch in der parlamentarischen Debatte kein besonderes Geschick besitzt. Nach alledem war es, wie schon gesagt, ein großer Mißgriff, daß Herr Raaslöff die Aemter eines holsteinischen Ministers und Landtags-Commissars übernahm; noch schlimmer, daß er lange in einem Ministerium blieb, wo er auch nicht bei einem Einzigen Sympathie für seine Tendenzen fand. Aber er hat dafür hart büßen müssen, denn nicht nur daß er in Holstein die vollständigste Niederlage erlebte, sondern er ward zum Schluß auch von seinen Collegen hintergangen und, als er deshalb Rechenschaft fordern wollte, schmählich ausgestoßen, 30. März, und mit ungerechten Vorwürfen überhäuft.

Den Commissar-Minister begleitete als beigeordneter Beamter der Departementschef im holsteinischen Ministerium Etatsrath Schultze, welcher dann nach Raaslöff's Entlassung während der letzten Sitzungen im April als Commissar fungiren mußte. Dieser gutgesinnte Mann zog sich aus der eigenthümlichen Schwierigkeit, indem er blos als Sprachrohr der

*) Abgeordneter Freiherr Blome: „Wenn es zur Frage steht, ob wir aus dem deutschen Bunde treten wollen, so antworte ich darauf: Nein! Nein! Nein! Nie und nimmermehr! und ich hoffe, daß die Versammlung in dieses Nein einstimmen wird." Die ganze Versammlung erhebt sich unter dem Ausruf: Nein! Nein! (5. Sitzung, 21. März; s. Ständezeitung S. 74.)

Regierung fungirte und, wenn man ihn bat, eine unverständliche Erklärung zu erläutern, anstatt dessen auf den Wortlaut zurückverwies.

Doch kehren wir von den Personen zur Sache zurück! Wie schon gesagt, hat das Kopenhagener Cabinet allem Anschein nach an einen Erfolg der Vorlagen geglaubt; auch das dänische Blatt „Faedrelandet" ist dieser Meinung. Daß die Vorlagen dazu wenig geeignet waren, davon später. Betrachten wir erst die ganze Haltung der Regierung den Ständen gegenüber! Dänischer Seits pflegt man sich gern der Versöhnlichkeit zu rühmen und daß man bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen sei. Wie stimmen damit folgende Thatsachen? Gleich die königliche Eröffnung giebt rückhaltslos zu erkennen, wie der Ausschußbericht es rügt, daß Holstein auch das Wenige, was ihm jetzt geboten werde, nicht der landesväterlichen Liebe und dem Gerechtigkeitsgefühl des Monarchen zu verdanken habe, sondern nur dem Druck äußerer Umstände. Nicht minder berechtigt ist der Vorwurf im Ausschußbericht, daß die Eröffnung den Verfassungsvorschlägen der vorigen Session Ernst und Sorgfalt nachrühme und sie doch mit zwei Zeilen als unannehmbar beseitige. Man braucht kein Bewunderer des Entwurfs von 1859 zu sein, um doch zu finden, daß die Regierung rücksichtsvoller auftreten mußte, um so mehr in einem Augenblick, wo sie selbst einen Entwurf vorlegt, welcher jenen an unpraktischer Verwickeltheit noch übertrifft. Weiter: in Betreff der Verwahrung gegen das für die Herzogthümer octroyirte Thronfolgegesetz von 1853, welche die vorige Session vor den Thron brachte, hieß es diesmal, daß einer solchen Verwahrung an sich keine Bedeutung beigelegt werden könne. Und in Dänemark hat die Krone früher doch die ständische Zustimmung als nothwendig für die Rechtskraft jenes Gesetzes anerkannt! Mit solchen Aeußerungen beleidigte und verbitterte die Regierung von vorn herein die diesmalige Session, und in derselben Weise ging es immer fort. Der Besprechung schleswigscher Verhältnisse im Ständesaal widersetzte sich der Commissar; es folgten kleinliche Nergeleien über die Competenz der Versammlung; der Conseilpräsident Hall machte derselben und insbesondere dem Ausschuß, in seinem Bericht an den König vom 3. April, die ungerechtesten Vorwürfe; am Ende mußte der Commissar die Annahme des Bedenkens verweigern, weil darin Schleswigs erwähnt sei. — Gerade über den letzten Punkt möge hier das Urtheil eines vernünftigen Dänen stehen. „Ich finde es sehr folgerichtig," sagt Dirckinck-Holmfeld a. a. O., „daß das Bedenken in der Aufzählung der Beschwerden über das unhaltbare System in Schleswig den früheren Bedenken ergänzend bis heute sich anschließt. Eine größere Ausführlichkeit und Bestimmtheit wäre sogar zum besseren Verständniß am Orte gewesen, denn Schleswig ist der Barome-

ter für die Unklarheit der Luft in der Regierungsregion .... Schleswig bleibt nach wie vor der Gradmesser für das Maaß der Vernunft und Unvernunft der dänischen Politik."

Also nicht nur mit Unversöhnlichkeit, auch mit übermüthiger Herausforderung ist die dänische Regierung dem holsteinischen Landtag entgegengetreten. Und noch ein schlimmerer Vorwurf kommt hinzu. Die Session hat zur Folge gehabt, daß der Minister Raaslöff seinen Abschied erhielt; der Conseilpräsident Hall warf demselben öffentlich eine Pflichtverletzung vor, und jener antwortete darauf, indem er Hall mit dem Vorwurf der Doppelzüngigkeit brandmarkte. Da müssen schlimme Dinge vorhergegangen sein, ehe es so weit gekommen ist. Es ist denn auch, trotz aller Ausreden dienstwilliger Freunde, darüber Niemand im Zweifel, daß das dänische Cabinet bei der Budgetfrage die fremden Mächte oder die holsteinischen Stände und wahrscheinlich beide Theile hat hinters Licht führen wollen. Bei dieser Sache, auf die wir später zurückkommen, ist Raaslöff wenigstens zum Theil der Betrogene gewesen. Aber aus seiner eigenen Verantwortungsschrift ergiebt sich, daß er in einem anderen Punkte eine zweideutige Rolle gespielt hat. Er wußte, daß die zweite Vorlage, das Provisorium, den Ständen „nicht zur Beschlußfassung" vorgelegt sei; die Stände, indem sie ohne Arg das Wort der königlichen Eröffnung „vorlegen" ansahen, haben jene hinterlistige Deutung nicht geahnt; sie konnten dieselbe nicht ahnen, um so weniger, da sie seit Jahren eine beschließende Competenz besitzen; und Raaslöff seinerseits hat dazu geschwiegen. So trifft auch ihn gleich seinen Collegen der Vorwurf der Unehrlichkeit.

Die Vorlagen der Regierung waren drei an der Zahl: Erstens, eine königliche Eröffnung vom 2. März, worin der Landtag namentlich aufgefordert wurde, sich auszusprechen über einen Plan zur Herstellung der definitiven Gesammtverfassung, demgemäß die Gesammtvertretung der Monarchie (der Reichsrath) künftig aus zwei Kammern bestehen solle, die erste von dreißig auf Lebenszeit von der Krone ernannten, die zweite von sechszig so ziemlich nach der bisherigen Weise gewählten Mitgliedern.

Zweitens, der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die provisorische Stellung des Herzogthums Holstein hinsichtlich der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie während des dermaligen Zwischenzustandes. Nebst Motiven. — Dieser Entwurf ward „vorgelegt," aber nach Herrn Raaslöff's Geständniß, wie eben erwähnt, „nicht zur Beschlußfassung."

Drittens, der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Verfassung des Herzogthums Holstein. Nebst Motiven.

Außerdem gewann der §. 13. des Gesetz-Entwurfs über das

Provisorium (nebst der angelegten Bekanntmachung des Finanzministeriums vom 25. September 1859 über die durch Allerhöchste Resolution vom 23. desselben Monats festgestellte Beitragsquote Holsteins zum Budget für 1860—62) später eine selbständige Bedeutung.

Demnach zerfielen die Verhandlungen der Session (abgesehen von der Inbetrachtnahme der eingegangenen Petitionen, worunter mehr als 2000 politischen Inhalts in schleswig-holsteinischer Richtung) in zwei Theile; nämlich erstens die Verhandlungen über die Vorlagen und zweitens die Verhandlungen über die Budget-Frage.

Wir brauchen nicht auf die Einzelnheiten der Debatte einzugehen, denn wo, wie seit Jahren in der holsteinischen Ständeversammlung, Einstimmigkeit herrscht, ist weder Grund noch Anlaß zu glänzendem parlamentarischen Wortgefechte. Doch wollen wir besonders auf die Reden des Freiherrn Blome hinweisen, daneben auf die Antritts- und Schlußrede des Präsidenten Baron Scheel-Plessen. Auf die letzteren um so mehr, weil sich darin abspiegelt, wie dieser, ursprünglich ein gemäßigter Gesammtstaatsmann, durch die zwingende Gewalt der Umstände immer entschiedener auf den nationalen schleswig-holsteinischen Standpunkt gedrängt wird. Die Regierung fand einen Fürsprecher nur in dem Abgeordneten Renck von Neumünster. Dieser, als Besitzer einer großen Tuchfabrik, betrachtet die Aufrechterhaltung des gesammtstaatlichen Zollschutzes und somit also auch des Gesammtstaates als persönliche Lebensfrage; er ist darum nicht allein schon früher als politischer Schriftsteller in dieser Richtung aufgetreten, sondern er hatte auch eben jetzt in gleichem Sinne, aber ohne Erfolg, die Petitionsbewegung zu beeinflussen versucht. Jedoch den Vorschlag der Regierung wegen definitiver Organisation der Monarchie wies Herr Renck mit ebenso viel Entschiedenheit zurück wie alle übrigen Abgeordneten, indem er seinerseits die erste Kammer des Reichsrathes als Staatenhaus mit gleichmäßiger Vertretung der einzelnen Lande gestaltet haben will. Im Uebrigen perorirte er vorzugsweise gegen die Bundesexecution, und indem er auf die Lasten einer solchen hinwies, erlaubte er sich unter andern die lächerliche Uebertreibung, daß in den Kriegsjahren 1848—50 hier zu Lande circa 40,000 uneheliche Kinder geboren seien; was ihm später die Berichtigung zuzog: „die Zahl belaufe sich nach officiellen Angaben nur auf 5114." Herr Renck, welcher in eben dieser Zeit von der Regierung mit einer großen Tuchlieferung betraut wurde, hielt sich dann auch wiederholt und namentlich in der letzten Zeit von der Versammlung fern, so daß die Harmonie nicht weiter gestört wurde.

Was nun zuerst die Verhandlung über die Vorlagen anbetrifft, so wurden dieselben am 7. März einem Ausschuß von 11 Mitgliedern

überwiesen, unter denen Baron Blome, Pastor Versmann von Itzehoe und die Kieler Abgeordneten Preußer und Lehmann die einflußreichsten waren. Letzterer ist Verfasser des Ausschußberichts. Daß der Ausschuß die Vertretung bei der Verhandlung nicht ihm, sondern dem Pastor Versmann, einer vermittelnden Persönlichkeit, übertrug, ist ein Beweis der großen Mäßigung, mit welcher überhaupt die Versammlung verfahren ist. Der Ausschußbericht ward am 16. März erstattet, und mit wenigen geringfügigen Modificationen wurden die vier Abschnitte desselben von der Versammlung einstimmig angenommen.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit dem Vorschlag über die definitive Reorganisation der Monarchie. Zu Eingang wird hingewiesen auf den ständischen Gesammtverfassungs-Entwurf von 1859 und hervorgehoben, wie darin die äußersten Bedingungen festgestellt seien, unter denen im Gesammtstaat die vertragsmäßig garantirte Selbständigkeit und Gleichberechtigung aller Theile gesichert und ihre Interessen gewahrt werden könnten. Unter Hinweisung auf die ausführlichen Erörterungen des Bedenkens von 1859 wird dargethan, wie die Bildung einer constitutionellen Gesammtvertretung unvereinbar sei mit der Selbständigkeit der Herzogthümer, wie deren Gleichberechtigung bei einem Reichsrath mit fester dänischer Majorität nicht bestehen könne, und endlich wie in einer Ersten Kammer, welche von einer vorwiegend dänischen Regierung ernannt sei, den Herzogthümern keinerlei Schutz geboten werde. Demgemäß beantragte der Ausschuß, und die Versammlung beschloß, daß man auf den obigen Vorschlag zu einer Reorganisation der Monarchie nicht eingehen könne.

Daran reiht sich eine Aeußerung und ein Rath, welchen Weg die Regierung einzuschlagen habe, um zu einem befriedigenden Resultat zu gelangen. „Jahrhunderte lang," so lauten die Worte, „hat zwischen den Herzogthümern eine enge staatsrechtliche Verbindung bestanden, ihr Streben ist auf immer engere Vereinigung, auf volle Ausbildung und Durchführung dieser Verbindung gegangen. Die feste, entschiedene Richtung eines Volkes, die Frucht langer an Kämpfen und Mühen reicher Jahrhunderte wird nicht so leicht preisgegeben; am wenigsten, wenn das Neue, das an die Stelle treten soll, Niemanden befriedigt, zu keinem bestimmten Ziele führt, die fortgährende Quelle neuer Verwicklungen ist. Die Versammlung hat in dem Bedenken, welches sie in ihrer letzten Diät über die Verfassungsverhältnisse der Monarchie erstattete, dem innigen Verlangen des Landes nach Wiederherstellung und zeitgemäßer Entwicklung der altberechtigten Verbindung der Herzogthümer dringende Worte gegeben. Ihre Worte haben bei den Vertretern Schleswigs einen lauten Widerhall gefunden. Sie wird es für ihre Pflicht ansehen müssen, auf's

Neue mit allem Ernst und aller Entschiedenheit zu erklären, daß nach ihrer tiefsten Ueberzeugung der wahre Frieden dem Lande nicht wiederkehren wird, so lange nicht jenem Verlangen vollständig Genüge geschehen .... Auch in Dänemark wird man sich endlich der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß der Frieden mit Deutschland die erste Bedingung für Dänemarks gesunde Entwicklung ist, daß es schon durch die deutsche Bevölkerung der Herzogthümer auf Deutschland angewiesen wird, und daß es mit Deutschland keinen festen dauernden Frieden haben kann, so lange es den Herzogthümern ihr Recht vorenthält." — Es ist dieselbe eindringliche Mahnung, wie sie schon einige Wochen früher der Großherzog von Oldenburg an den dänischen König richtete; sie hat damals und jetzt wieder bei der Kopenhagener Regierung taube Ohren und verstockte Herzen gefunden. Man will ja dort nicht Frieden mit den Herzogthümern, sondern man will Unterwerfung.

In dem zweiten Abschnitt des Ausschußberichts wird das „vorgelegte" Provisorium einer Kritik unterzogen. Es wird genügen, diese Kritik hier kurz zu resumiren, denn die Einzelnheiten des Entwurfs haben natürlich seit seiner Ablehnung alles Interesse verloren. Auch hier weist der Ausschuß zurück auf die betreffenden ständischen Anträge von 1859, welche seitdem der Bund sich angeeignet hat, und macht geltend, daß die Vorlage den dort aufgestellten Forderungen keineswegs genüge. Zwar werde den holsteinischen Ständen für manche bisher gemeinschaftlichen Angelegenheiten eine beschließende Befugniß eingeräumt; aber diese sei streng auf Holstein eingeschränkt, und damit werde dies Land in nicht unerheblichem Umfang aus der Gemeinschaft mit Schleswig und Dänemark ausgesondert, ja es werde gar eine noch weiter gehende Trennung in Aussicht gestellt. Gerade um Schleswigs willen müsse man aber jetzt an dem Princip der Gemeinschaft festhalten; Holstein dürfe sich nicht aussondern lassen und sich nicht begnügen, wenn ihm in manchen Beziehungen eine selbständige Stellung außerhalb des Gesammtstaats angeboten werde, denn es würde dadurch nur noch mehr von Schleswig getrennt werden, und Schleswig würde dann um so leichter einer Incorporation in Dänemark verfallen! Im Uebrigen entspreche die Vorlage auch keineswegs dem Princip der Gleichberechtigung und Selbständigkeit, denn die den holsteinischen Ständen bewilligte Competenz habe einen viel geringeren Umfang und viel weniger Gewicht als diejenige, welche dem Rumpf-Reichsrath zustehe; Holstein würde danach geradezu in die Stellung einer Provinz gerathen, welche nach den Grundsätzen der Colonialpolitik früherer Jahrhunderte regiert werde. Weiter: die Vorlage trage auch den finanziellen Interessen Hol-

steins nicht genügend Rechnung. Und endlich: während die Vorlage materiell auf die Ausscheidung Holsteins hinarbeite, wolle sie äußerlich den Schein der Gemeinschaft bewahren und stelle zu dem Ende eine sehr complicirte Gesetzgebungs- und Verwaltungs-Maschinerie auf, deren praktische Durchführbarkeit mit gutem Grunde bezweifelt werden müsse. — Der Ausschuß beantragte demgemäß, und die Versammlung beschloß Ablehnung der Vorlage.

Im Hinblick auf die Folgen, welche an diese Ablehnung vielleicht sich knüpfen werden, weist der Ausschußbericht darauf hin, wie es dem Landtag allerdings nur schmerzlich sein könne, wenn es zwischen ihm und dem Landesherrn zu einer Entscheidung auf dem Wege der Bundesexecution kommen sollte; aber die Versammlung habe sich Nichts vorzuwerfen, da sie immer zur Verständigung bereit gewesen sei, und das Land könne nun doch, nachdem es so wirksamen Schutz gefunden habe, mit Zuversicht in die Zukunft blicken. — An eben diesen Punkt knüpft später der vierte Abschnitt des Berichts an. Der Ausschuß habe berathen, ob die Stellung einer Beschwerde an den deutschen Bund anzuempfehlen sei; er halte eine solche jedoch für ungeeignet, da sie leicht dazu dienen könnte, in dem gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen zwischen Regierung und Bund störend einzugreifen und die gewünschte Execution vielleicht zu verzögern. Statt dessen beantragte der Ausschuß, und die Versammlung beschloß Mittheilung des zu erstattenden Bedenkens an die Bundesversammlung, um dieselbe von der Stimmung des Landes in Kenntniß zu setzen. —

Ich habe zu Anfang die Sache so charakterisirt: die dänische Regierung wollte versuchen, ob nicht mit den holsteinischen Ständen ein Handel zu machen sei. Diejenigen Vorlagen nun, welche eben vorher an der Hand des Ausschußberichts besprochen sind, das waren die Vortheile, welche die Regierung einzuhandeln wünschte; denn durch deren Annahme hätte sie erlangt: Befreiung von der drohenden Aussicht auf Bundesexecution, Holsteins definitive Unterwerfung unter die dänische Majoritäts-Herrschaft, oder dessen provisorische Aussonderung unter ungünstigen Bedingungen aus der Gemeinschaft der Monarchie, mit weiterer Aussicht auf demnächstige vollständige Ausscheidung Holsteins und Incorporation Schleswigs. Der Itzehoer Landtag lehnte diesen Handel ab. So war es denn keineswegs überraschend, daß die dänische Regierung ihrerseits den angebotenen Kaufpreis nicht hergeben wollte. Dieser Preis bestand in dem Entwurf einer Specialverfassung, wodurch Holstein ein großer Theil jener bürgerlichen und politischen Freiheiten, welche jetzt auf die Länge keinem Volk mehr vorenthalten werden können, angeboten wurde; freilich mit allerlei Clauseln, wie denn z. B. die Preßfreiheit erst nach Genehmigung

eines der nächsten Session vorzulegenden Preßgesetzes eintreten sollte. Es war demnach der Regierung höchst erwünscht, daß die Versammlung auch diese Vorlage nicht unbedingt annehmen konnte, und daß sie dadurch einen Vorwand erhielt, sich ihres Angebotes entbunden zu erachten.

Der dritte Abschnitt des Ausschußberichts spricht sich darüber folgendermaaßen aus: eine definitive Feststellung der holsteinischen Specialverfassung sei jetzt unmöglich, weil ein solches Gesetz sich gar nicht geben lasse ohne vielfache Hinweisung auf die Verhältnisse zu Schleswig und Dänemark, und weil die Versammlung das jetzt den Wünschen des Landes zuwider bestehende Verhältniß, welches bisher von ihr noch nicht anerkannt sei, auch nicht stillschweigend anerkennen dürfe. Eine freiheitlichere Entwickelung in Holstein sei aber höchst wünschenswerth, je härter augenblicklich der Druck einer Willkürherrschaft auf dem Lande laste. Es werde denn auch ein Provisorium für die holsteinische Specialverfassung kein Bedenken haben, wenn es nur gleichzeitig mit dem von Seiten des Bundes geforderten Provisorium für die Stellung Holsteins zu den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie in Kraft trete. Der Ausschuß beantragte demgemäß, und die Versammlung beschloß, die Vorlage als ein provisorisches Verfassungsgesetz für Holstein, gültig bis zur allgemeinen definitiven Ordnung, anzunehmen, jedoch nur unter der Bedingung und für den Fall, daß auch das vom Bunde unterm 8. März 1860 beschlossene Provisorium in's Leben trete.

Im Einzelnen wurden bei dieser Vorlage verschiedene Modificationen beantragt und beschlossen, namentlich daß für die Schleswig und Holstein gemeinschaftlichen Angelegenheiten sowohl den schleswigschen wie den holsteinischen Ständen, anstatt der bisher blos beirathenden, künftig eine concurrirende beschließende Befugniß beigelegt werden möge. — Eine Aeußerung in den Motiven zu dieser Vorlage rief die Erklärung hervor: das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853, welches im Widerspruch mit dem Recht eine gemeinschaftliche Erbfolge in Dänemark und den Herzogthümern einführen wolle, und das dem dänischen Reichstag vorgelegt sei und dessen Sanction erhalten habe, sei für die Herzogthümer dagegen einseitig vom König erlassen, ohne daß sie um ihre Zustimmung angegangen wären oder durch ihre Vertreter dazu mitgewirkt hätten. Eine Verwahrung, welche die Versammlung schon vor zwei Jahren aussprach, und welche vielleicht künftig nicht ohne Bedeutung sein wird!

Wie schon gesagt, diese Clauseln hat die dänische Regierung als einen erwünschten Vorwand ergriffen. Bereits am 22. März erklärte der Commissar: „die bedingte Annahme werde als eine Verwerfung betrachtet werden." Und wieder am 9. April bezeichnete der Commissar abermals jene

Bedingung sowie verschiedene einzelne Anträge als solche, „welche der Erlassung des im Entwurf vorgelegten Gesetzes unbedingt entgegenstehen würden." Er fügte hinzu: „es soll indessen damit noch nicht gesagt sein, daß wenn nur diese Anträge verworfen werden, alsdann von Seiten der Regierung der Erlassung des Gesetzes kein weiteres Hinderniß entgegenstehen würde." — Es liegt auf der Hand, daß es der Versammlung unwürdig gewesen wäre, sich überhaupt auf einen Handel, wie viel weniger auf einen so zweideutigen Handel einzulassen; die Beschlüsse erfolgten angetragener Maaßen.

Die Regierung wird also den Entwurf der holsteinischen Specialverfassung nicht sanctioniren. Es soll ihr aber diesmal wenigstens die Ausrede nicht frei stehen, welche sonst in dienstwilligen Organen der Presse verlautete: man habe dem holsteinischen Landtag alle Freiheiten angeboten, aber er wolle keine Freiheit! In der Schlußdebatte ergriff Advocat Lehmann das Wort: „Wenn nunmehr auch die Vorlage hinfällig werde, so wolle er doch der Regierung einen Weg andeuten, auf dem es ihr möglich sei zu beweisen, daß sie ernstlich gewillt dem Lande die verheißenen Freiheiten zu gewähren. Sie habe das Recht zu provisorischen Gesetzen; so möge sie denn die Paragraphen über Preß-, Vereins- und andere Freiheiten als provisorische Gesetze erlassen, und sie könne gewiß sein, daß die nächste Session dazu freudig ihre nachträgliche Zustimmung geben werde." — Wir wissen im Voraus, die dänische Regierung wird diesen Ausweg nicht benutzen; sie will Holstein die Freiheit nicht geben, sondern verkaufen, und man weiß, um welchen Preis. Gewiß aber ist es die schönste Bethätigung der alten Holstentreue, wenn das Land lieber gleichmäßig mit dem Bruderlande Schleswig leiden, als um dessen Preisgebung für sich besondere Vortheile einhandeln will! —

Es bleibt noch jener Zwischenfall zu besprechen übrig, welcher der diesmaligen Session ein so besonders eigenthümliches Gepräge gegeben hat, die Verhandlung über die Budget-Frage. — In der königlichen Eröffnung vom 2. März war es bestimmt ausgesprochen, daß es „unthunlich" habe erscheinen müssen, den Bundesbeschluß vom 8. März 1860, welcher für den holsteinischen Landtag dieselbe legislative und finanzielle Befugniß fordert wie sie der Rumpf-Reichsrath besitzt, Folge zu geben. Daraus geht hervor, wie das auch nach Herrn Raaslöff's ausdrücklicher Mittheilung („Mit Tilsvar") feststeht, daß in der Sitzung des Geheimen Staatsrathes vom 2. März, wo die Eröffnung nebst den Vorlagen und Motiven festgestellt wurden, beschlossen war, das Gesammtstaats-Budget den holsteinischen Ständen nicht zur Beschlußfassung (Deliberation) vorzulegen, weder ganz noch theilweise.

Uebereinstimmend damit erklärt §. 13 des Provisoriums, daß für das Finanzjahr 1861—62 die Bestimmungen der Allerhöchsten Resolution vom 23. September 1859, betreffend den Beitrag Holsteins für 1860—62 zur Deckung der gemeinschaftlichen Ausgaben der Monarchie, maaßgebend sein sollen. In demselben §. 13 war zugleich der zu diesem Zwecke künftig zu leistende jährliche Normalbeitrag normirt; diese neue Ordnung sollte aber, nach ausdrücklichem Wortlaut der beifolgenden Motive, erst in Kraft treten mit dem Finanzjahr 1862—63, welches am 1. April 1862 beginnt. Ebenfalls in den Motiven war es klar ausgesprochen, daß es zweckmäßig sein werde, die Bestimmungen der gedachten Resolution für das Finanzjahr 1861—62 aufrecht zu erhalten, weil die Bewilligungen darin einmal vorlägen und die Verwaltung der Monarchie jetzt nicht ohne Nachtheil für wesentliche Interessen mitten in der Periode den Weg verlassen könne, den selbige, auf jene Bewilligungen fußend, einmal betreten habe. — Es war also nicht die Rede davon, daß der Versammlung in Betreff der gedachten Resolution und des Finanzjahrs 1861—62 irgend welcher weder beschließender noch berathender Einfluß eingeräumt sei. Wenn der Vorlage bei alledem ein Abdruck jener Resolution (in der Bekanntmachung des Finanzministeriums vom 25. September 1859) hinzugefügt war, so konnte man das nicht anders auffassen, als daß dieselbe als werthvolles Material zur Kenntnißnahme und zur Vergleichung mit der für die Zukunft vorgeschlagenen Postirung unterbreitet werde.

So hat der Ausschuß, so hat die Versammlung, so hat der Minister-Commissar Raaslöff die Sache aufgefaßt. Demnach hatte der Ausschuß, um so mehr da er die Ablehnung des ganzen Provisoriums anrieth und eine Discussion der einzelnen Bestimmungen desselben demnach als überflüssig bezeichnete, es auch nicht für der Mühe werth gehalten, auf den Inhalt des §. 13 genauer einzugehen. Da machte am 21. März Herr Raaslöff zuerst darauf aufmerksam, daß hierdurch der Versammlung „Gelegenheit gegeben sei, sich über alle hierher gehörigen finanziellen Angelegenheiten *auszusprechen*." Darauf antwortete der Berichterstatter Versmann: „daß also dem Landtag Verstattung gegeben wäre zum *Mitsprechen*; aber er finde in dem Passus auch nicht einen einzigen Wink, daß damit etwas zur Berathung hätte vorgelegt sein sollen." Raaslöff erwiderte: „Der Berichterstatter hat es in der Weise bezeichnet, daß es ein Recht zum Mitsprechen sein sollte. Indeß glaube ich, daß, wenn es dazu käme, diese Bestimmung in ihrer vollen Ausdehnung zur Anwendung zu bringen, der Berichterstatter und die Versammlung sich überzeugen würden, daß darin *noch ein Bedeutendes mehr* liegen würde."

Das waren räthselhafte Worte, bei denen sich Niemand etwas Rech-

tes denken konnte noch gedacht hat. Raaslöff hat die Aeußerung später so interpretirt: „er habe blos dem ironisirenden und wegwerfenden Ausdruck „mitsprechen," welchen Versmann gebraucht hatte, entgegentreten und hervorheben wollen, daß auch eine blos consultative Verhandlung ernstliche Bedeutung haben könne." Daß etwas Weiteres, eine beschließende (deliberative) Verhandlung eingeräumt werden solle, das kam weder ihm noch der Versammlung in den Sinn.

Was bewog nun Herrn Raaslöff zu jener Aeußerung? Wir müssen, um das zu verstehen, hinter den Vorhang blicken, welchen der Conseilpräsident Hall durch seinen Bericht an den König vom 3. April und Raaslöff durch seine Verantwortungsschrift uns theilweise gelüftet haben. — Am 1. März hatten in Kopenhagen die Gesandten von England, Frankreich, Rußland und Schweden gemeinschaftlich dem Minister Hall den officiellen Rath ertheilt, das Budget für 1861 — 62 den holsteinischen Ständen vorzulegen, d. h. dem Bundesbeschluß nachzukommen. (Die Clausel „das Budget insofern es Holstein betrifft" ist sicherlich nicht aus dem Munde der Gesandten, sondern aus der Hall'schen Imagination entsprungen, wie das auch das Kopenhagener „Faedrelandet" und Herr Raaslöff meinen.) Der Rath ward verschmäht; in der Sitzung des Geheimen Staatsrathes vom 2. März ward diese Concession als unmöglich verworfen und die Vorlagen in dem schon angedeuteten Sinne festgestellt. Raaslöff reiste darauf nach Itzehoe ab. Hinter seinem Rücken aber erließ nun Hall, als Minister des Auswärtigen, eine Note vom 4. März an die fremde Diplomatie, worin es u. a. heißt: „daß man hoffentlich mit Befriedigung sehen werde, in welcher Weise die königliche Regierung den geäußerten Wünschen entgegengekommen sei, indem sie in §. 13 des Provisoriums den Ständen die königliche Resolution vom 23. September 1859 *vorlege*." Und dieser Ausdruck wird weiter erläutert durch eine Circulardepesche vom 10. März an die dänischen Gesandtschaften im Auslande, welche die besondere Aufmerksamkeit derselben auf die Bedeutung des §. 13 hinlenkt, „wodurch die Resolution vom 23. September den Ständen *zur Annahme vorgelegt* sei." — Was war der Sinn dieser beiden Kundgebungen? (denen gewiß noch andere gefolgt sind, wovon später.) Herr Hall wollte dem Auslande vorspiegeln, daß das Budget (die Resolution) gemäß dem Bundesbeschluß und dem Rath der fremden Diplomatie zur Deliberation (beschließenden Mitwirkung) dem Itzehoer Landtag unterbreitet sei, während gerade das Gegentheil der Fall war. Und gleichzeitig ließ er nicht nur die holsteinischen Stände sondern auch seinen Collegen Raaslöff bei der entgegengesetzten Meinung.

Noch neun Tage später schickte Hall nach Verhandlung im Minister-

rath dem Commissar-Minister Raaslöff eine sogenannte Instruction vom 19. März, worin es u. a. heißt: „es sei besonders wichtig, daß es bei der Discussion so deutlich wie möglich hervortrete, wie durch die Vorlage der Ständeversammlung vollständige Gelegenheit gegeben sei, sich über Holsteins Antheil am gemeinschaftlichen Budget für 1861 — 1862 auszusprechen, und das um so mehr, da der Ausschußbericht mit auffälliger Absichtlichkeit es unterlassen habe diesen wichtigen Punkt zu berühren." — Hier klingt also wieder ein ganz anderer Ton; es ist von keiner Deliberation, sondern von einem bloßen Mitsprechen die Rede. So verstand es auch Raaslöff; in Folge davon ließ er in der Sitzung vom 21. März die schon gedachte Aeußerung fallen.

Was war nun die Absicht des Herrn Hall, wenn er mit seinem Collegen, mit dem holsteinischen Landtag und der fremden Diplomatie solch' ein doppeltes Spiel spielte? Der beabsichtigte Betrug liegt klar zu Tage; bei dem Ausland wollte man die vorgefaßte Meinung wecken, daß Dänemark den gegebenen Rath befolgt und den Bundesbeschluß erfüllt habe. Raaslöff sollte unwissentlich als Werkzeug des Betrugs dienen; er sollte die Stände dringend zum Mitsprechen auffordern. Und wenn dann der Landtag, wie zu erwarten, das fruchtlose Mitsprechen ablehnte, so wollte man nachher sagen: die Vorlage sei zur Deliberation unterbreitet gewesen, die Versammlung aber in ihrer Unversöhnlichkeit habe diese wichtige Concession verschmäht. Der Landtag, inzwischen beendigt, konnte dann nicht mehr erwidern, und so plump die Täuschung auch war, so konnte sie doch für den Augenblick dem Kopenhagener Cabinet vielleicht etwas Luft schaffen.

Aber das Spiel wurde durch die voreilige Dienstwilligkeit der englischen Gönner gestört. Im britischen Oberhause gab bekanntlich am 18. März auf eine Interpellation des Lord Ellenborough der Staatssecretär Lord Wodehouse die Antwort, daß nach heute*) eingelaufenen Nachrichten Dänemark eingewilligt habe, das ganze Budget dem deliberativen Votum der holsteinischen Stände zu unterbreiten. Der edle Lord hatte die diplomatischen Kundgebungen des Herrn Hall nicht wohl anders verstehen können; wenn er später seine Aeußerung anders interpretirt hat, so war das eine persönliche Gefälligkeit gegen den dänischen Minister.

Als der Vorgang in Kopenhagen bekannt wurde, mag Herr Hall wohl eben keine Segenswünsche auf das Haupt seiner edlen Freunde herabgefleht

*) Heute, also am 18. März. War das die Circulardepesche vom 10. März? Wahrscheinlicher ist, daß eine noch spätere Mittheilung gemeint ist; doch wissen wir darüber nichts Genaueres. Die erbetene Einsicht in den Schriftwechsel mit dem Auslande ward der Ständeversammlung, als außer ihrer Competenz, verweigert.

haben; aber das Unglück war einmal geschehen, und man mußte retten was zu retten war. Die fremden Gesandten forderten Erläuterung. Desavouiren durfte und konnte Hall das Gesagte nicht; aber verdrehen. Und das thut die französisch geschriebene Circulardepesche vom 22. März. Darin heißt es: „das gemeinsame Budget für 1861 — 62, *insofern es Holstein betrifft*, wird den Ständen nicht vorgelegt werden, denn *dies ist schon geschehen* durch §. 13, welcher das Patent vom 25. September 1859 ihrer *Deliberation* unterwirft. Die Deliberation über das Patent ist ebenso vollständig, wie die über die anderen Theile der königlichen Proposition." — Hierüber einige Worte. Raaslöff nennt diese Aeußerung „auffällig" und „nicht correct," d. h. unwahr; „denn Herr Hall wisse, daß das Provisorium überhaupt officiell *nicht zur Beschlußfassung* vorgelegt sei, und er wisse *warum nicht*." Da übersieht Herr Raaslöff, wie mir scheint, gerade die Feinheit des Pfiffs, wodurch die Unwahrheit zugleich Wahrheit wird: die Deliberation über das Patent soll *ebenso vollständig* sein wie über den Rest des Provisoriums, über letzteres wollte man *gar keine* Deliberation zugestehen, also über ersteres (das Budget) *auch nicht*! Noch eine andere Bemerkung. Hall sagt in derselben Depesche vom 22. März: „Die Stände können also nach ihrem Befinden das Patent annehmen oder amendiren, und *obwohl in dieser Hinsicht nichts Positives* festgesetzt ist, glaube ich Ihnen doch confidentiell sagen zu können, daß nach meiner persönlichen Meinung die Regierung des Königs auf Holsteins Antheil an einer gemeinsamen Ausgabe lieber verzichten würde ꝛc., als sich wegen eines verhältnißmäßig so geringen Interesses einer Bundesexecution aussetzen." Das klingt sonderbar. Ein Budget soll vorgelegt sein zur Deliberation, d. h. zur Bewilligung event. Verweigerung, und die Regierung hat dabei noch gar keinen positiven Entschluß gefaßt?! Man sollte doch meinen, wenn einmal die Deliberation zugestanden sei, so liege darin Alles. Oder hat Herr Hall vielleicht die französisch-diplomatische Bedeutung des Wortes „Deliberation" nicht gekannt? Schon längst geht die Sage, daß der jetzige Minister für das Auswärtige und für Holstein des Französischen nicht viel mächtiger sei als des Deutschen; hier, scheint es, findet sich dafür eine Bestätigung.

Aber nicht allein für das Ausland, auch nach Itzehoe mußte Herr Hall jetzt sein Licht leuchten lassen. Raaslöff erfuhr von den Londoner Verhandlungen aus den Zeitungen; dann erhielt er von Hall am 22. März ein Telegramm, des Inhalts: „Ich verlasse mich darauf, daß Sie in Uebereinstimmung mit meinem frühern Schreiben dafür sorgen, daß es bei den Verhandlungen ganz klar werde, wie durch §. 13 den Ständen volle Freiheit gegeben ist, das Budget von 1861 — 62 zu *behandeln*."

Eine schöne Uebereinstimmung! Tags darauf folgte ein Brief vom 22., welcher folgende Erläuterung gab: „Die Sache ist die: Rußlands, Frankreichs und Englands hiesige Repräsentanten sind in einer ganz außerordentlichen Bewegung in Betreff dieses Punktes, und die Wirkung davon bekam ich natürlich in vollem Maaße gestern (Donnerstag, 21.) zu fühlen. Man hat nämlich nicht richtig verstanden und in Itzehoe, scheint es, hat man nicht verstehen wollen die Freiheit zur Behandlung*) dieses Budgets, welche durch §. 13 gegeben ist, wodurch ja in Wirklichkeit demjenigen volle Genüge geschieht, was von Seiten des Bundes in Betreff dieses Punktes gefordert ist.... Das solle er (R.) der Welt klar machen."

Natürlich ward Herr Raaslöff dadurch auf's Höchste überrascht. In drei Wochen war der Sinn der Vorlagen ganz umgedreht; als dieselben am 2. März festgestellt wurden, war die Absicht dabei, die Forderung des Bundes nicht zu erfüllen; und jetzt am 23. erfuhr er, daß eben diese Vorlagen als eine Erfüllung jener Forderungen gedeutet werden sollten. „Ich wurde jetzt erst aufmerksam auf das doppelte Spiel," sagt er. Aber er besaß zuviel ungelenke Ehrlichkeit und zuviel Selbstbewußtsein, als daß er sofort in die angedeutete Richtung hätte eintreten mögen. Eine solche Schwenkung sollte hinter seinem Rücken stattgefunden haben, während er als holsteinischer Minister doch von Rechtswegen ein gewichtiges Wort mitzureden hatte?! Die Mittheilungen des Conseilpräsidenten brauchte er nicht als Befehle zu betrachten, und einen vernünftigen Grund, um seine bisherige Auffassung der Vorlage aufzugeben, meinte er nicht zu haben. So antwortete er sofort, 23. März: „er wolle die Sache bei der Schlußberathung gern noch einmal zur Sprache bringen; ob aber die den Ständen angebotene Gelegenheit sich auszusprechen die Forderung des Bundes erfülle, stelle er Herrn Hall zur Entscheidung anheim. Eine solche Erklärung werde hier aufgefaßt werden als eine simple Perfidie, ohne im Uebrigen den geringsten Eindruck zu machen ꝛc." — Darauf schrieb Hall am 24. März abermals in demselben Sinne wie der Brief vom 22., fügte jedoch hinzu: „er meine nicht, daß eine solche Erklärung just geradezu sollte ausgesprochen oder zum Gegenstand einer Kritik der Versammlung gemacht werden; der Vorwurf der Perfidie werde ziemlich ridicül sein ꝛc." Und mit diesem Brief zugleich folgte, zu weiterer Erläuterung, eine Abschrift der schon besprochenen Circulardepesche vom 22. März.

Der Eindruck, welchen die letztere Depesche auf Herrn Raaslöff machte, war ein höchst zweideutiger; „danach war das Budget," sagt er, „zugleich

*) Behandeln, Behandlung ist der dänische parlamentarische Ausdruck.

vorgelegt und nicht vorgelegt, zur Beschlußnahme vorgelegt und nicht zur Beschlußnahme vorgelegt, wie man es nehmen wollte." Auch der Brief vom 24. brachte keinen bestimmten Aufschluß; hier war allerdings der frühere Ausdruck „behandeln" genauer interpretirt: „die Versammlung könne annehmen, verwerfen, amendiren;" aber wenn man das zusammenhielt mit dem Ausdruck der Circulardepesche, „daß in dieser Hinsicht nichts Positives festgesetzt sei," so blieb es noch immer zweifelhaft, ob wirklich eine constitutionelle Deliberation gemeint sei, d. h. ob die Beschlüsse und Amendements des Landtags eine bindende Kraft haben sollten, oder ob eventuell trotz alledem doch die Resolution vom 23. September 1859 gültig in Gesetzeskraft fortbestehen werde. Und der Zweifel war um so größer, da Raaslöff mit Hall's Anweisung ja keineswegs geradezu aussprechen sollte, daß die Regierung jetzt auf diesem Wege den Bundesbeschluß erfüllen wolle.

Es war am 25. März des Morgens, daß Raaslöff diese Mittheilungen empfing; kurz darauf begann die Sitzung des Landtags. Auch hier war man inzwischen auf das doppelte Spiel der dänischen Regierung aufmerksam geworden. Der Berichterstatter Versmann verlas eine Erklärung des Ausschusses, worin unter Hinweisung auf die unklare Aeußerung des Commissars am 21. und auf die Vorgänge im englischen Parlament nochmals die finanzielle Seite der Vorlagen charakterisirt und constatirt wurde, daß eine wirkliche Budgetvorlage zur Beschlußnahme nicht geschehen sei; zum Schluß ward darin der Commissar um die positive und unzweideutige Erklärung gebeten. — Herr Raaslöff ward durch diese bestimmte Frage ganz aus der Fassung gebracht. „Wenn ich," sagt er in seiner Rechtfertigungsschrift, „die ursprüngliche Sachlage, wie ich sie einzig und allein auffassen konnte und mußte, in Betracht zog, so hätte ich mit einem unbedingten Nein! antworten müssen, also unbedingt verneinen müssen, daß von einer Budgetvorlage zur Beschlußnahme die Rede sei oder sein könne. Wenn ich aber auf der andern Seite auf die Mittheilungen des Conseilpräsidenten und die Unklarheiten darin hinsah, so mußte eine so bestimmte Erklärung mir sehr gefährlich vorkommen, denn ich konnte nicht anders als einsehen, daß ich damit Gefahr lief, ihn vor dem Auslande zu desavouiren." So wählte er einen wenig rühmlichen Mittelweg; in längerer Rede sprach er von der gegebenen Gelegenheit zu „erörtern" und „sich auszusprechen;" „jedoch könne er weder der Regierung noch der Versammlung gegenüber die Verantwortung übernehmen, auf so wichtige, eingreifende und bestimmte Fragen augenblicklich eine ebenso bestimmte Antwort zu ertheilen, und er müsse sich darum eine nähere Erklärung vorbehalten." Der Berichterstatter replicirte kurz; Baron Blome fragte nochmals, ohne

Antwort zu bekommen; dann wurde die Versammlung unter großer Aufregung vertagt.

Tags darauf, am 25. März, war abermals Sitzung, und man sah mit Spannung der näheren Erklärung des Commissars entgegen. Dieser aber fand sich außer Stande, eine solche zu geben. Anstatt weiterer Nachrichten hatte er inzwischen nur ein Telegramm von Hall erhalten; aber darin war, wie im Brief vom 24., nur die Rede von einem Recht, „den §. 13 anzunehmen, zu verwerfen, zu amendiren, ebenso als ob das Budget selbst und besonders vorgelegt wäre." — „Jedoch die Versammlung," sagt Raaslöff mit Recht, „fragte nicht mehr, was sie mit dem Budget auf dem Papier vornehmen könne, sondern sie wollte wissen, welche Wirkung ihren Beschlüssen beigelegt werden würde, und darüber enthielten weder Briefe noch Depeschen ein einziges Wort... Zu einer directen telegraphischen Anfrage in Kopenhagen war inzwischen keine Zeit gewesen, und wie die Sache einmal stand, hätte es mir nichts mehr nützen können, ein paar Worte durch den Telegraphen vom Conseilpräsidenten zu bekommen. Es waren Umstände eingetreten, woran ich keinen Antheil gehabt hatte, welche es nach meiner Ueberzeugung für mich als holsteinischen Minister nothwendig machten, mit dem versammelten Ministerium zu conferiren und eventuell des Königs nähere Befehle einzuholen. Daß ich hierin meiner persönlichen Anschauung über das, was Pflicht und Verantwortlichkeit mir geboten, folgte, war mein einfaches Recht."

So trat Herr Raaslöff am 26. vor den Landtag und erklärte in sehr gewundener Ausdrucksweise: „er hätte wohl sofort eine bestimmte Antwort geben können; aber es kämen Umstände in Betracht, welche ihn daran verhinderten; darum müsse er vor Weiterführung dieser Verhandlungen eine Vertagung wünschen, und er mache demgemäß von der königlichen Erlaubniß Gebrauch, die Session zu verlängern." Der Berichterstatter Versmann resumirte dann in einem kurzen, schlagenden Vortrag die Lage der Dinge, worauf der Commissar sehr gereizt antwortete. Nochmals sprach Baron Blome und rügte in kräftigen Worten das doppelte Spiel, welches die Regierung mit der Versammlung und mit dem Auslande habe treiben wollen; auch hierauf erwiderte der Commissar nichts als eine leise, unbestimmte Hindeutung auf etwaige weitere Zugeständnisse. Dann ward die Versammlung bis nach Ostern vertagt.

Unmittelbar darauf reiste Herr Raaslöff nach Kopenhagen zurück. Sein Bruder, der dänische Geschäftsträger in Nordamerica, welcher in Itzehoe anwesend war, sagte damals zu mehreren Abgeordneten: „er bitte die Herren, sie möchten seinen Bruder nur noch acht Tage lang für einen ehrlichen Mann halten; dann würden sie überzeugt werden." — Wir wol-

len jetzt, nach den allseitigen Aufklärungen, gern dem Herrn Raaslöff die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in dieser Budgetfrage unwissentlich als Werkzeug des Betruges dienen sollte und bei erster Ahnung davon sich gegen eine solche Rolle sträubte. Wenn er trotzdem in einem zweideutigen Licht erschien, so war Schuld daran das, was er selbst als „simple Conduite und collegialische Rücksichtnahme gegen Hall" bezeichnet, worin er jedenfalls zu weit ging. Nur der andere Vorwurf bleibt auf Herrn Raaslöff haften, daß er eingestandener Maaßen den Landtag über die Bedeutung der Vorlage des Provisoriums hat täuschen helfen, wie schon früher erwähnt.

Die Vorgänge in Kopenhagen sind bekannt; am 30. März wurde Raaslöff entlassen, und Hall schleuderte demselben die bittersten Vorwürfe nach, zum Dank dafür daß jener ihn nicht vor den Ständen und dem Auslande offen hatte desavouiren wollen. Der allerunterthänigste Bericht des Conseilpräsidenten an den König vom 3. April setzt dem ganzen Truggewebe, welches Hall gesponnen, die Krone auf; gerade die wichtigsten und entscheidendsten Stellen aus der Correspondenz mit Hall sind ausgelassen. Bisher hatte Hall seinen Collegen, den Itzehoer Landtag, die fremde Diplomatie hintergangen; jetzt hinterging er auch seinen Souverain. Freilich ist Hall in diplomatischer Geschicklichkeit kein Talleyrand;*) aber in der Unverschämtheit der Lüge darf er sich mit einem Jeden messen. —

Die letzten Verhandlungen über die Budgetfrage bieten weniger Interesse. Am 6. April nach Wiedereröffnung des Landtags verlas der neuernannte Commissar Schultze eine sehr gewundene Erklärung, über welche er in der folgenden Debatte jede weitere Erläuterung zu geben verweigerte, weil dieselbe schon in seinem Commissorium von Seiten der Regierung als „abschließend" bezeichnet sei. Die Erklärung konnte aber keineswegs eine bestimmte und unzweideutige genannt werden.

Zuerst hieß es darin mit Rücksicht auf die finanzielle Vorlage (§. 13, Resolution, Patent, Budget): „es sei von Anfang an den Ständen Gelegenheit gegeben darüber zu votiren, dieselbe sei vorgelegt als Gegenstand der Verhandlung und Beschlußnahme, es sei Gelegenheit gegeben, dieselbe zum Gegenstand der Verhandlung zu machen, sie könnten die darin angeführten Beträge einer Prüfung unterziehen, Aufschlüsse darüber verlangen ꝛc., sie könnten danach die finanziellen Bedürfnisse erschöpfend beurtheilen, dieselben discutiren und die Summen ab-

*) Eine Anekdote erzählt, daß bei einer Meinungsdifferenz zwischen König Friedrich VII. und Herrn Hall letzterer gesagt habe, „es sei in constitutionellen Staaten der Brauch, daß die Könige den Ministern nachgäben: so habe auch neulich Königin Victoria dem Lord Palmerston nachgegeben." „Ja, mein guter Hall," antwortete der König, „Sie sind aber noch lange kein Palmerston."

ändern oder annehmen, das Resultat ihrer Abstimmungen werde dann als Ganzes zusammengefaßt die Vorschläge der Versammlung bilden und dem König vorzulegen sein." (Wieviel verschiedene Worte für Eine Sache!) — Weiter war hinzugefügt: „die Stände hätten eigentlich gar keine finanzielle Competenz und dürften aus der Differenz zwischen Regierung und Bund keine solche ableiten; es dürfe daher nicht angenommen werden, daß ihre Vorschläge als unannehmbar ausfallen würden; sei das jedoch der Fall, so werde es eine Selbstfolge sein, daß der König die unerläßlichen Beschlußnahmen werde treffen müssen." — Nach dieser langwierigen Einleitung folgte endlich der entscheidende Satz: „ein Budget für die ganze Monarchie, welches also auch den Antheil des Königreichs und Schleswigs umfasse, sei nicht vorgelegt. Dagegen sei den Ständen ein Budget für den Antheil des Herzogthums Holstein an den gemeinschaftlichen Ausgaben und Einnahmen mitgetheilt und ihnen vorgeschlagen, darüber einen Beschluß, soweit es das Finanzjahr 1861—62 betrifft, zu fassen, der dann eventuell an die Stelle der Resolution vom 23. September 1859 treten könnte."

Nach kurzer Discussion ward die Sitzung aufgehoben, und der Ausschuß trat zusammen, um über die Sache zu berichten. Demselben wurden Tags darauf, 5. April, vom Commissar als „mit der heutigen Post eingegangen" die in der Sitzung versprochenen finanziellen Mittheilungen zugestellt, aber nur — der Umstand ist charakteristisch — in Einem einzigen geschriebenen Exemplar. Dieselben enthielten übrigens außer den in der Resolution selbst aufgeführten Summen nichts Anderes als eine Uebersicht darüber, wie viel von diesen Summen auf den einzelnen Conti für 1861 bis 62 außerhalb des Normalbudgets vom 28. Februar 1856 liegt. — Jedenfalls hat die Regierung durch diese Erklärung und diese Thatsache bewiesen, daß sie überhaupt nicht und am allerwenigsten von Anfang an daran gedacht hat, dem Bundesbeschluß zu genügen.

In der nächsten Sitzung, am 8. April, erstattete der Ausschuß Bericht. Der Inhalt desselben ist kurz folgender. Zuerst heißt es: „Von dieser (am 4. ertheilten) Antwort ist nur der erste, der negative Satz, völlig in der Wahrheit begründet. Es ist wahr, ein Budget für die Monarchie ist den Ständen nicht vorgelegt. Der positive Theil der Antwort dagegen ist nicht der Wahrheit gemäß; den Ständen ist überall kein Budget vorgelegt. Denn unter einer Budgetvorlage könne nie etwas Anderes verstanden werden, als ein Voranschlag behufs annoch festzustellender Einnahmen und Ausgaben. Diesem Begriff aber entsprächen die vorgelegten Actenstücke nicht. — Der Ausschuß habe ferner in Betracht gezogen, ob die Regierung bei der Sache nicht vielleicht aus-

nahmsweise ein ungewöhnliches Verfahren eingehalten habe, welches nichtsdestoweniger eine Deliberation mit gleicher Aussicht auf Erfolg ermögliche wie eine ordentliche Budgetvorlage; aber auch das könne man nicht annehmen. Denn die Resolution vom 23. September 1859 und die entsprechenden Finanzgesetze für die übrige Monarchie beständen nach wie vor in voller Kraft, und wenn die Anträge des Landtags aus irgend welchem Grunde nicht die königliche Sanction erhielten, so würde es einfach bei der Resolution sein Bewenden behalten. Uebrigens sei es auch ausdrücklich ausgesprochen, daß die betreffenden Beschlüsse des Landstags nur als Vorschläge gelten sollten; den Ständen sei mithin auch in diesem Augenblick in Wirklichkeit nichts Anderes eingeräumt, als das Recht einer nachträglichen gutachtlichen Berathung über den Antheil Holsteins an den das Normalbudget überschreitenden Ausgaben für 1861—62, und dies Recht sei ihnen nur für dies Eine Mal ausnahmsweise zugestanden.

„Dies so mannigfach beschränkte Recht werde aber vollkommen illusorisch, aus folgendem Grunde: Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie und die Postirungen dafür im Budget ließen sich thatsächlich in ihren Einzelheiten nicht nach Antheilen der einzelnen Lande trennen. Der Rumpf-Reichsrath habe denn auch die Quote für Dänemark-Schleswig erst bewilligt, nachdem er vom Finanzminister 1859 die ausdrückliche Zusage erhalten, daß die Verwendung der bewilligten Quote deren Ergänzung durch die entsprechende holsteinische Quote zur nothwendigen Voraussetzung habe. In Folge davon behalte der Reichsrath immer die entscheidende Stimme über das bestehende Budget, selbst wenn die Regierung dem holsteinischen Landtag dasselbe ganz und nicht blos den Antheil Holsteins vorgelegt hätte. Denn wenn der Landtag irgend welche Veränderung beschließe, so müsse die Regierung dazu erst die Zustimmung des Reichsraths erbitten, und dieser habe es ganz in seiner Hand, ob er in eine Aufhebung der bestehenden Ansätze, ohne welche die Beschlüsse des Landtags wirkungslos bleiben müßten, einwilligen wolle. — Denkbar sei allerdings der Fall, daß die Regierung im Widerspruch mit der dem Reichsrath gegebenen Zusage nunmehr vielleicht die eine Quote auch ohne deren Ergänzung durch die entsprechende andere Quote verwenden wolle; das würde aber nicht nur zu den größten Unzuträglichkeiten und unabsehbaren Verwicklungen führen, sondern es würde dadurch auch das Princip der Gemeinschaft untergraben. Und jeden derartigen Versuch werde die Versammlung mit Entschiedenheit zurückweisen müssen, weil sie in den gegenwärtigen Verhältnissen alle Ursache habe, an der Gemeinschaft mit Schleswig und Dänemark streuge festzuhalten."

Der Schlußsatz des Berichts geht aus von den Worten der Erklärung vom 4., „daß der Landtag gar keine finanzielle Competenz habe, weder für die besondern Angelegenheiten Holsteins noch für die gemeinschaftlichen." Es wird darauf hingewiesen, wie ungerecht und unbillig ein solcher Zustand für Holstein sei, während das Königreich die ausgedehnteste finanzielle Befugniß in beiden Stücken habe; es wird darauf hingewiesen, wie dies Mißverhältniß ebensowohl wie der Fortbestand des auf keiner gesetzlichen Grundlage beruhenden dänisch-schleswigschen Rumpf-Reichsraths der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 widerspreche. Das habe auch der Bund anerkannt und sei demgemäß eingeschritten, um Holstein zu einer jener Bekanntmachung und den vorangegangenen Vereinbarungen entsprechenden Stellung in der Gesammtmonarchie zu verhelfen. Die Regierung bezeichne diese Maaßnahmen als Differenzen mit dem Bund — ein Ausdruck, dessen Richtigkeit rechtlich nicht zugegeben werden kann! — und erkläre, daß der Landtag daraus keineswegs eine Competenz für sich herleiten dürfe. Das werde die Versammlung auch nicht wollen; aber um desto nothwendiger sei es, daß die Versammlung ihrerseits, so lange nicht eine vollständig befriedigende Ordnung in Aussicht stehe, sich jedes Schrittes enthalte, durch welchen der landesrechtlichen und vertragsmäßigen Erledigung der Differenzen irgendwie vorgegriffen werden könne. Ein solcher Schritt aber würde es sein, wenn der Landtag auf die vorgeschlagene gutachtliche Berathung eingehen und dadurch auf das von Bundes wegen für ihn geforderte Recht der finanziellen Beschlußfassung verzichten wollte. — Der Ausschuß beantragte daher: „daß die Versammlung auf die Behandlung der als Budget für den Antheil Holsteins an den gemeinschaftlichen Ausgaben und Einnahmen für 1861—62 bezeichneten Vorlagen in der von der Regierung vorgeschlagenen Weise nicht eingehe."

Auf die Discussion, welche diesem Antrag folgte, ist es unnöthig des Weiteren einzugehen, da nur der Commissar die Regierung zu vertheidigen suchte. Es genügt zu erwähnen, daß Tags darauf, am 9. April, mit den übrigen auch dieser Antrag des Ausschusses von der Versammlung einstimmig angenommen wurde. Und damit erreichten die Verhandlungen über die Budgetfrage ihr Ende. —

Am Schluß der Diät sprach der königliche Commissar die Hoffnung aus, daß es noch gelingen möge einen Weg zur Lösung der obschwebenden Fragen zu finden. Die Versammlung, das Land theilt diese Hoffnung nicht. Der Landtagspräsident Baron Scheel-Plessen hat in seiner Schlußrede ausgesprochen, wie in Kopenhagen seit Jahren das Programm gilt: „constitutionelle Vereinigung aller Theile der Monarchie zu einem Gesammtstaat mit absoluter Unterordnung der deutschen Nationalität unter

die dänische, oder wenn das nicht zu erreichen sein sollte, Aussonderung Holsteins;" und es ist bei der dortigen Stimmung gar keine Aussicht, daß ein Ministerium davon abgehe. So lange aber ist ein Entgegenkommen, eine gerechte und billige Politik in Dänemark unmöglich; immer von Neuem wird nach Außen und nach Innen die allbekannte „fides Danica" sich bewähren. Um so dringlicher wird die Pflicht des deutschen Bundes, auf dem betretenen Wege vorwärts zu gehen und die Rechte der Herzogthümer durch die That zu wahren. Die Verhandlungen des Landtags haben bewiesen, daß Holstein im Hinblick auf Schleswig kein Opfer scheut.

Die europäische Weltlage.

Die Gewitterschwüle der Atmosphäre, in der wir leben, wird mit jedem Tage fühlbarer — und als das Eigenthümliche der Krisis, die wir mit raschen Schritten nahen sehen, möchte wohl ihr universeller Charakter zu bezeichnen sein; denn sie umfaßt in der That, in einer Weise, wie gewiß im Lauf der Jahrhunderte nur selten vorgekommen ist, so ziemlich ohne Ausnahme alle europäischen Interessen; ja, über die Grenzen des Welttheils hinaus, die Interessen der europäisch gebildeten Menschheit. Sehen wir doch selbst in America — wenn auch unabhängig von Allem was Europa bewegt, doch gleichzeitig — den gewaltigen Republikenbund des Nordens sich spalten und auch dort neue Verhältnisse sich entwickeln, deren unmittelbarer und entfernterer Einfluß auf die Politik im Großen, auf die Industrie der alten Welt und auf den Gang des Welthandels gar nicht zu berechnen ist.

Wo wir hinblicken, im Osten wie im Westen und Süden, sehen wir eine namhafte Veränderung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse — der Beziehungen von Staat zu Staat — entweder schon im Werden, ohne daß der Erfolg irgend mit Sicherheit zu beurtheilen wäre, oder in großer Nähe drohend.

Im Osten Europas, im russischen Kaiserstaat, ist nun endlich die große Maaßregel entschieden, die der unverständige Widerstand des grundbesitzenden Adels so lange bemüht gewesen ist zu hintertreiben; die sogenannte Emancipation der Bauern ist verfügt. Wie wenig auf diesem Gebiet den Bestrebungen der Regierung ein guter Wille entgegengekommen ist, läßt sich unter Anderem auch aus einem kleinen Umstand entnehmen,

der uns in durchaus zuverlässiger Weise bekannt geworden ist. Der Kaiser Alexander II. hat eine goldene Medaille prägen lassen, deren Inschrift seinen „Dank" ausspricht, und die zur Vertheilung an diejenigen Herren bestimmt war, die sich um die Aufhebung der Leibeigenschaft verdient machen und bemüht zeigen würden die Sache zu fördern. Natürlich hätte man sehr gern eine recht große Anzahl dieser Medaillen vergeben —: aber mit dem besten Willen hat man ihrer nicht mehr als sechszig vertheilen können. In dem ganzen, weiten russischen Reiche haben sich unter dem gesammten, überaus zahlreichen Adel nur sechszig Individuen gefunden, die der in so mancher Beziehung nothwendigen Maaßregel nicht geradezu widerstrebten.

Charakteristisch aber ist es für unsere Zeit, wie wenig Aufsehen dieser jedenfalls sehr bedeutungsvolle Act der russischen Gesetzgebung außerhalb Rußlands gemacht hat, als er nun endlich erfolgte. Allerdings mag die Erscheinung zum Theil darin ihre Erklärung finden, daß die Aufmerksamkeit, mehrere Jahre hingehalten, Zeit gehabt hatte zu ermüden. Man hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß die Leibeigenschaft in Rußland aufgehoben werden solle, und sah dem Augenblick, wo es wirklich geschehen werde, nicht mehr mit Spannung entgegen. Am meisten aber hat wohl der Umstand, daß seitdem schon wieder Ereignisse von spannendem Interesse, die uns näher zu berühren scheinen, sich massenhaft herangewälzt haben, dazu beigetragen, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft in dem weiten Slavenreich kaum anders als mit einer Art von zerstreuter Gleichgültigkeit aufgenommen worden ist.

Dennoch lohnt es wohl der Mühe, das Ereigniß näher in das Auge zu fassen. Daß Alexander Hertzen und einige gleichgesinnte jüngere Männer die Erlasse der russischen Regierung mit lautem Jubel begrüßen, dürfte wohl wenig mehr beweisen, als daß diese Vertreter des „jungen Rußlands" auf dem Gebiet der politischen Wissenschaften Naturalisten sind, wie Jedermann sein muß, der seine Bildung russischen Unterrichtsanstalten verdankt; daß sie nur unvollkommen wissen, wie die Sachen bei ihnen daheim eigentlich standen, und noch weniger darüber in das Klare gekommen sind, was ihrem Vaterlande eigentlich Noth that. Wir unseres Orts müssen gestehen, daß die allerdings sehr schwierige Aufgabe durch die verfügten Maaßregeln nur unvollständig gelöst scheint, und daß uns mancher bange Zweifel bleibt. Epoche muß die neue Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse in der Geschichte Rußlands ohne Zweifel machen — aber ob eine so durchaus glückliche, wie man sich verspricht, das scheint uns keineswegs ebenso ausgemacht.

Rußland krankte an einem doppelten Uebel: die Leibeigenschaft als

solche war vielleicht das geringere; es wäre Täuschung, wenn man den elenden Zustand des Landbaus, die in manchen Gegenden des Reichs bereits sehr fühlbar zunehmende Verarmung des Bodens, durch eine höchst verkehrte Behandlung desselben herbeigeführt, alle diese unheilvollen Erscheinungen, die gebieterisch zu Reformen auffordern, ausschließlich für Folgen der Leibeigenschaftsverhältnisse halten wollte. Sie haben ihren Grund zum großen Theil, ja überwiegend, in der communistischen Benutzung der Feldfluren; und diesem zweiten, dem, wie uns scheint, größeren Uebel ist durch die neuen Verfügungen in keiner Weise abgeholfen.

Nur zu bestimmt ergiebt sich dies, sobald man sich im Einzelnen Rechenschaft davon zu geben sucht, wie sich die Sache, unter den gegebenen Bedingungen, in der Ausführung gestalten muß — wobei wir freilich auf Verhältnisse zurückgehen müssen, die wir schon in einem früheren Aufsatz zu schildern bemüht gewesen sind. *)

Wir erinnern zunächst daran, daß die Gesammtmasse der als leibeigen bezeichneten Bevölkerung eigentlich zwei ihren Rechtsverhältnissen nach sehr verschiedene Klassen von Hörigen umfaßt: Bauern und Hofgesinde. Die sehr zahlreichen Individuen, welche dieser letzteren Kategorie angehören, sind seit den ältesten Zeiten, von denen die russische Geschichte meldet, unbedingt Eigenthum ihrer Herren; sie sind Sklaven, und zwar — insofern Sklaverei überhaupt zu Recht bestehen kann — „von Rechts wegen." Sie sind die Nachkommen Kriegsgefangener, die dafür, daß man ihres Lebens schonte, der Knechtschaft verfallen waren. Sie waren persönliche Diener ihres Herrn, der, dem Recht nach, nicht befugt war, sie dem Bauernstande, der Dorfgemeinde einzufügen und ihnen einen Antheil an der Feldflur dieser Gemeinde zu gewähren. Diese ganze Klasse ist persönlich frei geworden, ohne daß man ihren Herren irgend eine Entschädigung zugebilligt hätte: eine Maaßregel, deren hohe Wichtigkeit sich ergiebt, wenn man erwägt, daß es im europäischen Rußland mehr als vier Millionen solcher Hofsleute gab. Die Folgen müssen sich im Allgemeinen sehr wohlthätig erweisen, denn zum sehr großen Theil verbrachte dieses überaus zahlreiche Gesinde sein Leben bisher in einer sehr unnützen Scheinthätigkeit, in einer Art geschäftigen Müßiggangs. Denn wie soll man es anders nennen, wenn z. B. im Hause eines mäßig begüterten Edelmanns achtzig Individuen, und mehr, zur persönlichen Bedienung des Herrn und seiner Familie verwendet werden, wie man das im Innern Rußlands überall sah. Im Hause eines großen Herrn vollends

*) S. den Jahrgang 1859 dieser Jahrbücher S. 247 ff.: „Leibeigenschaft und Freilassung der Bauern in Rußland."

fand man nicht selten, die Frauen, die blos ihren Männern Gesellschaft leisten, und die sehr zahlreichen Kinder mitgerechnet, mehrere Hundert solcher Individuen, und wer sich erkundigen wollte, konnte erfahren, daß der Herr noch einige Tausend solcher Dienstboten hatte, die auf seinen verschiedenen Landhäusern und Gütern eigentlich gar nichts thaten, als auf seine zufällige und jedesmal nur vorübergehende Anwesenheit warten.

Der großen Mehrzahl nach waren diese Millionen Hofsleute demnach bisher ein nichts producirender Theil der Bevölkerung, der gleich dem Grundherrn selbst, und mit diesem zusammen, durch den arbeitenden, producirenden Theil des Landvolks ernährt werden mußte —: eine Last, an der ein im Ganzen so armes Land natürlich sehr schwer zu tragen hatte. Es bedarf keiner Erörterung, wie sehr jede Steigerung des Nationalreichthums durch eine so verkehrte Oekonomie der Kräfte erschwert wurde. Das, ohne Zweifel, wird von jetzt ab anders werden. Gewiß wird Niemand mehr solche Dienerschwärme halten, sobald er nicht gezwungen ist, sie sich als ein unvermeidliches Uebel gefallen zu lassen, vielmehr die Leute aufsuchen und wirklich bezahlen müßte, wenn er sie haben wollte. Im Preis der Arbeit wird man ihren Werth schätzen lernen, und aufhören eine solche an Wahnsinn grenzende Verschwendung mit Arbeitskräften zu treiben. Die bisherigen Hofsleute aber werden sich genöthigt sehen, ihren Lebensunterhalt fortan durch wirkliche Arbeit zu gewinnen, d. h. productiv zu werden.

Fragt man dann, in welcher Weise die Freilassung dieses zahlreichen Gesindes das Vermögen seiner bisherigen Herren im Einzelnen berührt, so muß man freilich gestehen, daß die Ergebnisse, je nach den Verhältnissen, in welchen sich der Leib- und Grundherr überhaupt bewegt, sehr verschiedene, ja in manchen Fällen gerade entgegengesetzte sein werden. Der reiche, vornehme Herr gewinnt, und zwar sehr viel, durch die Maaßregel; der kleine, wenig begüterte Edelmann dagegen, der die bisherigen Verhältnisse benutzt hat, verliert. Unter den Bojaren wird sich mehr als einer von einer recht drückenden Last befreit sehen; mancher wird gewahr werden, welch' ein bedeutender Theil seiner Einkünfte ihm bisher, durch sein Gesinde verzehrt, ohne allen wirklichen Vortheil für ihn selbst, entging. In demselben Fall befinden sich meist auch die mittelmäßig begüterten Gutsbesitzer, deren unnützes Hausgesinde ganz unverhältnißmäßig zahlreich war. Viele ärmere Edelleute dagegen, die sich seit lange gewöhnt hatten ihre Hofsleute in Fabriken zu vermiethen, oder ihnen gegen einen sehr hohen Zins gestatteten in den Städten dem Gewerbe nachzugehen, diese werden den Verlust wohl recht schmerzlich empfinden. Es ist uns der Fall vorgekommen, daß solche „Hofsleute," die z. B. als Kellner in den Hotels

der Hauptstadt dienten, ihrem Leibherrn einen Zins von ungefähr 12 Thalern monatlich entrichten mußten. Sie verdienten auf diese Weise sehr viel Geld für ihren Herrn, während ihnen selbst immer nur ein sehr kärglicher Lohn übrig blieb, und wer fünf oder sechs Leibeigene in solcher Weise nutzen konnte, hatte eine Art von Existenz, wenn er auch auf der Welt nichts weiter besaß.

Um einen Begriff davon zu geben, wie solche Verhältnisse nach allen Seiten hin entsittlichend wirken, müssen wir hinzufügen, daß die leibeigenen Hofsleute doch auch nicht selten Mittel fanden, ihren Herrn um den Zins zu betrügen. Sie liefen ihm einfach davon, um sich, ohne seine Erlaubniß, ohne einen sogenannten „Paß," d. h. ohne einen von dem Herrn ausgestellten Wanderschein, in den Städten als Dienstboten oder bei Handwerkern als Gesellen zu verdingen. Den strengen kaiserlichen Befehlen und ausführlichen polizeilichen Verordnungen zum Trotz, fanden sie Mittel Jahre lang unentdeckt zu bleiben, da die Polizei, die in Rußland eine so furchtbare Strenge zu entfalten weiß, gelegentlich doch auch wieder sehr human und nachsichtig verfährt. Die Durchschnittszahl solcher „Läuflinge," die in Petersburg allein verweilten, wurde von Leuten, welche die Verhältnisse kannten und einigermaaßen übersehen konnten, auf mehr als zwölftausend geschätzt. Aus dieser viel versprechenden Klasse gingen denn auch vorzugsweise die Diebsbanden hervor, die namentlich im Frühjahr und Herbst, zur Zeit der dunklen Nächte, die Hauptstadt und ihre Umgegend unsicher machten. Verfiel ein solcher Mensch wegen eines Verbrechens einer Untersuchung und der Gefahr zum Soldaten gemacht oder nach Sibirien befördert zu werden, dann rief er seinen Herrn zu Hülfe, wenn dieser irgend erreichbar war. Er durfte allerdings darauf rechnen, daß sein Herr Alles aufbieten werde ihm durchzuhelfen; natürlich um für sich selbst den Theil seines Vermögens zu retten, der in dem Individuum steckte.

Aber mag nun auch manche ärmere Familie das Opfer, das ihr zugemuthet wird, drückend empfinden —: es ist gewiß nur zu billigen, daß diese im Ganzen sehr schädlichen und vielfach höchst unwürdigen Verhältnisse einfach aufgehoben sind. Mehr wäre, zweitens, in Beziehung auf die Bauerschaften zu sagen. Wir müssen hier zunächst daran erinnern, daß die Landeigenthumsverhältnisse sich in Rußland unglücklicher Weise nie über das allererste Stadium hinaus entwickelt haben, so daß wir namentlich in den Centralprovinzen des Reichs noch heute — aber mit der Leibeigenschaft verbunden — Zustände antreffen, wie Tacitus sie bei dem freiesten der Völker, in den Urwäldern Germaniens, kennen lernte. Die slavische Landgemeinde, in einem Dorf beisammen angesiedelt, besaß zur

Zeit, als die Anfänge des heutigen russischen Staats sich bildeten, ihre Feldflur als Gemeindegut; diese wurde als Ein Ganzes behandelt und bestellt, und stets von Neuem, wie das augenblickliche Bedürfniß gebot, zur Benutzung für das laufende Jahr unter die Familienhäupter der Gemeinde vertheilt. Die Großfürsten Rußlands verliehen einzelne Dörfer — d. h. die obrigkeitliche Autorität in denselben und die Einkünfte aus denselben — an die Krieger ihres Gefolges, aus dem hier wie im westlichen Europa der Adel des Landes hervorgegangen ist; dadurch geriethen die Bauern in ein Unterthänigkeitsverhältniß, das von der alten Freiheit nur das Recht der Freizügigkeit übrig lassen konnte, da es ein Sondereigenthum des einzelnen Gemeindegliedes in der Feldflur nie gegeben hatte. Endlich wurde dem Bauer auch das Recht, aus seinem heimatlichen Dorf auszuscheiden, durch ein zuletzt unter Peter dem Großen erneuertes Gebot, untersagt; damit war er an die Scholle gebunden, die Leibeigenschaft vollendet.

Bei diesen formlosen Verhältnissen ist es nun bis auf die neueste Gegenwart herab geblieben. Die Verwirrung, die in allen Beziehungen des Grundbesitzes herrscht, hat sich sogar dadurch fortwährend gesteigert, daß sehr viele Dörfer in Folge von Theilungen u. s. w. mehrherrig geworden sind. Mit jener slavischen Fahrlässigkeit aber, die nie weiter sorgt als für das allernächste Bedürfniß, ist in solchen Fällen nie etwas weiter getheilt worden als die Kopfzahl der Dorfbewohner. Diese haben verschiedene Herren; die Gemeinde ist dem ungeachtet Ein Ganzes geblieben; die Feldflur desgleichen; sie wird in alter Weise von der Gesammtheit ohne Unterschied benutzt, ohne daß einer der verschiedenen Erb- und Leibherren in ihr ein besonderes Gebiet für seine Unterfassen besäße. — Natürlich auch da nicht, wo neben dem Dorf ein Edelhof eingerichtet ist, oder selbst mehrere Oekonomiehöfe der verschiedenen Herren durch Frohnarbeit der Bauern bestellt werden.

Die persönliche Freiheit, die dem Bauer nun verliehen werden soll, konnte ihm, nach dem ursprünglichen Plan, wenig mehr gewähren als das alte, wiederhergestellte Recht der Freizügigkeit, da man nicht entfernt daran dachte ihm zu einem Eigenthum zu verhelfen, oder auch nur den mittelalterlichen Begriff des getheilten Eigenthums in das russische Recht einzuführen. Aller nutzbare Grund und Boden sollte einfach Eigenthum des Grundherrn sein und bleiben, ein Theil davon aber dem Bauer pachtweise zur Benutzung überlassen werden. Der Entwurf sagte nicht bestimmt genug, ob es einem Gesetz vorbehalten, oder dem Belieben des Grundherrn überlassen bleiben sollte, Umfang und Grenzen dieses Theils zu bestimmen. Nur seine Hütte und sein Gärtchen wollte man dem Bauer als Eigenthum überlassen: augenscheinlich aus Besorgniß, die Leute könn-

ten sonst in die Städte ziehen, das flache Land verlassen, der Ackerbau vernachlässigt werden. Die sehr erkennbare Absicht war, den eben freigelassenen Hörigen wieder auf eine andere Weise an die Scholle zu binden und ihn durch einen an sich werthlosen Besitz so zu fesseln, daß er nicht darauf verfalle das neu erworbene Recht auch wirklich zu üben.

Daß durch eine solche Schenkung dem Grundherrn irgend ein Opfer zugemuthet würde, kann man eigentlich nicht sagen, da ihm ganz unbenommen blieb, sich fortan für den Acker allein so viel bezahlen zu lassen, als ihm die Bauern bisher für das Ganze entrichtet hatten.

Dennoch war auch das dem Adel zu viel: man protestirte laut und von allen Seiten. Der kleine Kohlgarten, die Hütte, die er mit eigenen Händen gebaut hat, sollten zwar allerdings Eigenthum des Bauern werden, um ihn auch als freien Mann zu binden — das erschien ganz gut und zweckmäßig — aber der Bauer, so verlangte man, sollte dafür bezahlen; er sollte sie kaufen!

Der Entwurf, dessen bedenkliche Seiten wir schon in dem oben angeführten Aufsatze dieser Blätter besprochen haben, ist nun zum Gesetz erhoben. Allerdings mit einigen Veränderungen, die zu Gunsten des Bauerstandes hineingebracht sind, — aber es frägt sich, in wieweit auch diese Modificationen dem Zweck entsprechen werden?

Hütte und Garten zunächst werden nunmehr unentgeltlich Eigenthum des Bauern; man hat also die Forderung fallen lassen, daß er für einen Gegenstand, der in Rußland in der That, gesondert für sich, noch keinen Werth hat, einen Preis zahlen soll. — Nicht dem Grundherrn sodann bleibt es anheim gegeben, welche Ausdehnung von Grund und Boden er für Rusticalländereien erklären, und den Bauern pachtweise überlassen will, sondern dieses Bodenquantum soll in jedem Distrikt je nach dem bisher geltenden Herkommen, nach der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Verhältniß gemäß, in welchem die Bevölkerung zu dem Flächenraum steht, durch eine eigens ernannte Commission bestimmt werden. Ebenso drittens, wird es nicht dem Gutdünken des Grundherrn überlassen, welches Pachtquantum er, sei es in Geld, sei es in Frohnarbeit, für das den Bauern überlassene Land fordern will. Vielmehr soll dieselbe Commission die Leistungen der Bauern in jedem einzelnen Fall, den Verhältnissen gemäß, normiren.

Diese Bestimmungen nun müßten gewiß recht beruhigend genannt werden, — wenn man nur zu sagen wüßte, in welcher Weise jene Commissionen aus zuverlässigen Elementen gebildet werden könnten. Wie die gesellschaftlichen Verhältnisse in Rußland nun einmal sind, können sie nur aus den Grundherren selbst, oder aus käuflichen Beamten bestehen,

und man muß darauf gefaßt sein, daß sie nicht gerade zu Gunsten der Bauern normiren werden.

Zwar sagt man, unter der jetzigen Regierung, wo die Tagespresse sich freier bewegen darf als sonst, und die öffentliche Meinung gelegentlich auch noch russische Journale zu Hülfe nehmen kann, die im Auslande erscheinen, wo jeder Unfug sofort schonungslos an das Licht gezogen wird, werden auch diese Commissionen unter der scharfen Controle eben der öffentlichen Meinung stehen; aber das scheint uns eine sehr unsichere Hoffnung. — Es ist wahr, die laut gewordene Stimme des Publicums hat sich in einzelnen Fällen, wo der Unfug, den einzelne Beamte trieben, oder Mißverhältnisse, welche die höheren Stände drückend empfanden, zum Gegenstand einer Anklage machte, allerdings wirksam erwiesen. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß diese Art von öffentlicher Meinung dem gesammten Adel Rußlands gegenüber eine Stimme finden, oder daß ihre Stimme, wenn sie gefunden ist, sich als eine hinreichend mächtige erweisen werde.

Besonders aber ist schwer abzusehen, wie sich die neuen Verhältnisse in ersprießlicher Weise weiter entwickeln sollen, denn alle getroffenen Verfügungen führen nicht aus der bisherigen gemeinschaftlichen Benutzung der Feldfluren hinaus. Von der Ausscheidung und Einrichtung wirklicher Bauerhöfe ist nirgends die Rede; alle Bauern eines Dorfes erhalten für vollkommen gleich normirte Leistungen natürlich ebenfalls vollkommen gleiche Ansprüche auf die Mitbenutzung der Feldflur. Entrichtet nun auch jeder für sich dem Grundherrn seinen Zins, wie ja auch bisher geschah, so ist doch nicht der Einzelne Pächter eines bestimmten Ackers; die gesammte Bauerschaft des Dorfs ist eigentlich Pächter der Feldflur im Ganzen. Eine andere Benutzungsweise als die bisherige, verderbliche, kann sich auf diesem Wege nicht bilden.

Nun verkündet zwar das Gesetz, es solle dem Bauer freistehen, Landeigenthum zu erwerben, aber diese Aussicht scheint uns illusorisch. Wenigstens kann der Einzelne, Betriebsame und wohlhabend Gewordene das Recht für sich allein und insbesondere gar nicht ausüben, da kein irgendwie begrenzter Bauerhof, kein aus dem Gemeingut ausgesonderter Acker, mit einem Wort, gar kein Object da ist, das er kaufen könnte. Es kann sich nur eine ganze Dorfschaft in ihrer Gesammtheit zusammen von ihren grundherrlichen Lasten frei kaufen, und dadurch Eigenthümerin ihrer Feldflur werden. Dieser Fall wird allerdings nicht so selten vorkommen als der glauben könnte, der Rußland nicht kennt, aber das Wesentlichste, eine günstigere Gestaltung der Eigenthumsverhältnisse und der Auftheilung des Bodens, wäre auch damit nicht erreicht. Die Dorfschaft wäre nun in ihrer Gesammtheit Eigenthümer, wie früher Pächter; ein Sondereigenthum

der einzelnen Familie wäre auch so nicht entstanden. Wollte man ferner auch sagen, daß der einzelne wohlhabende Bauer sich außerhalb der Feldflur des Dorfs einen wirklichen Bauerhof zu gründen vermöge, wenn er von dem Grundherrn einen angemessenen Theil der Domialländereien kaufe, welche dieser sich zu eigener Benutzung vorbehalten hat, so bleibt doch einleuchtend, daß durch die Gründung von Bauerhöfen, wenn sie in solcher Weise erfolgte, die weiten Feldfluren der Dörfer der gemeinsamen Benutzung nicht entzogen würden.

Weiter jedoch. Jedem, der etwas genauer mit den Verhältnissen bekannt ist, muß ferner sehr auffallend sein, daß die Erlasse der Regierung gar keine besonderen Verfügungen über die den Bergwerken zugeschriebenen Bauern enthalten.

Natürlich ist dabei nicht an die Silberbergwerke zu denken, die in Sibirien für Rechnung der Regierung bearbeitet werden, denn die in ihnen verwendeten Bergleute sind Sträflinge. Ebenso wenig waren hier die Goldwäschen zu bedenken, deren Ausbeutung Gegenstand der Privatindustrie ist. Sie wird durch freigemiethete Arbeiter betrieben, deren Lohn mitunter an das Unglaubliche grenzt. Aber es giebt im Ural auch noch manches ältere Bergwerk, dessen Bearbeitung so wichtig schien, daß man stillschweigend alle bestehenden Gesetze zu brechen erlaubte, um ihren Betrieb möglich zu machen oder zu erleichtern. Namentlich wurde das Gesetz, dem zufolge leibeigene Bauern nicht nach dem Belieben des Erbherrn aus ihrer Heimath zur Ansiedelung in andere Provinzen versetzt werden dürfen, durchaus ignorirt, wo es mit den Interessen des Bergbaus collidirte. So hatte unter Anderen Demidow 3000 Bauern aus seinen Gütern im Innern Rußlands in die Wüsteneien des Uralgebirges versetzt, um die Bearbeitung der wichtigen Bergwerke von Nischny-Tagilsk möglich zu machen. Die Leute waren in der neuen, ihnen octroyirten Heimath nicht eben sehr glücklich; die Sterblichkeit, die stets unter ihnen herrschte, war zum Entsetzen. — Ist nun auch diesen Leuten das Recht der Freizügigkeit ohne Einschränkung gewährt? Oder bleiben die Bergwerksbezirke nach wie vor außerhalb der Grenzen der Civilisation und des gemeinen Rechts?

Im ersteren Fall könnten die Bergwerke leicht verlassen werden. Sollten sie vermöge freier, bezahlter Arbeit in Gang erhalten werden, so möchte wohl manche Grube genöthigt sein, den Betrieb einzustellen; jedenfalls müßte, um Arbeiter in diese öden Gegenden zu locken, der Lohn so hoch gestellt werden, daß der Gewinn für den Besitzer nicht mehr ein Vermögen bildete, wie es Demidow hat.

Die bäuerlichen Verhältnisse sind die Grundlage des gesammten gesellschaftlichen Baues; mehr noch — unbedingter — als in jedem anderen

Lande, hängt in Rußland das Wohl und Weh des Ganzen davon ab, inwiefern es gelingt, sie zweckmäßig und glücklich zu ordnen. Es ist von weitreichender Bedeutung, die kaum überschätzt werden kann, daß auf diesem Gebiet so manches unsicher begründet und zweifelhaft geblieben ist. Aber auch sonst regt sich in dem weiten Reich noch gar Manches, das wenigstens nicht auf ein ganz ruhiges Gedeihen Rußlands zu deuten scheint.

Wenn das selbstthätige Leben eines Volkes beginnt, so pflegt es sich — wir haben auch hierauf schon früher aufmerksam gemacht — zuerst auf dem Gebiet der Religion, der Kirche zu regen. Das Sectenwesen, das trotz alles Drucks unter dem Kaiser Nicolaus stets zunahm, immer leidenschaftlicher, fanatischer wurde, mußte schon allein jedem unbefangenen Beobachter ein Zeichen sein, daß die Periode einfachen Befehlens und unbedingten Gehorchens, die Zeit, wo das Gebot die Stelle des Rechts vertritt, auch dort mit raschen Schritten ihrem Ende entgegengehe.

In den letzten zehn Jahren ist nun noch allerlei sonst hinzugekommen, das wohl geeignet war, ein schnelleres Erwachen des politischen Lebens herbeizuführen. Mit welcher allgemeinen Begeisterung rüstete sich ganz Rußland zu dem Krieg an der Donau und in der Krimm! Sie ging so weit, daß dem Kaiser Nicolaus, wie man aus manchem Zeichen schließen könnte, ein wenig unheimlich dabei zu Muthe wurde. Der Krieg wurde in einer Weise, die zu der ideellen Weltordnung des Kaisers nicht stimmte, zur Nationalsache gemacht; man ging allgemein in den Erfolgen, die man erwartete, ja forderte, in Hoffnungen und Plänen, die an diesen Krieg geknüpft wurden, weit über die Absichten der Regierung hinaus. Der Kaiser Nicolaus mußte sich sagen, daß es gar nicht mehr in seiner Macht lag den Krieg zu vermeiden, auch wenn er es seinerseits ganz entschieden gewollt hätte: er leitete nicht mehr, er ward getrieben. Die Begeisterung stützte sich auf falsche Vorstellungen, welche die Regierung selbst sehr geflissentlich genährt hatte; auf geradezu abenteuerliche Vorstellungen von der Riesenmacht Rußlands. Mehr als je sah man in dem Augenblick mit dem stolzen Gefühl unzweifelhafter Ueberlegenheit auf die, wie man meinte, altersschwache und verkommene westliche Welt herab. — Besonders war man davon überzeugt, daß keine bewaffnete Macht der Erde der russischen Armee gegenüber auch nur in Betracht kommen könne.

Die Enttäuschung war eine sehr bittere! — Und wie das im slavischen Charakter liegt: so lebhaft die Flamme der Begeisterung anfangs geflackert hatte, sie erwies sich nicht als nachhaltig. Da sich zeigte, daß die russische Armee den Heeren der Verbündeten in keiner Weise gewachsen sei und das Feld gegen sie nicht zu behaupten vermöge, war man über-

raſchend bald vollkommen ernüchtert. Der Opfer wurde man in ganz kurzer Zeit von Herzen überdrüſſig, und als erſt einige junge Leute aus den erſten Familien der Hauptſtadt geblieben waren, kam man von den ſtolzeſten Forderungen und Hoffnungen, ziemlich ohne Umwege, auf das Verlangen nach gleichviel welchem Frieden herunter. Das bittere Gefühl der Demüthigung vermochte man aber nicht dadurch ganz zu beſchwichtigen, daß man die heldenhafte Vertheidigung von Sewaſtopol als etwas ganz Unerhörtes verherrlichte; vielmehr entwickelte ſich aus dieſem Gefühl, ungeachtet alles heroiſchen Troſtes, eine ſehr entſchieden gegen den Kaiſer Nicolaus und ſeine Regierung gerichtete Erbitterung. Er, der Kaiſer ganz allein, hatte dieſe arge Demüthigung herbeigeführt und verſchuldet. Er hatte durch eine zweck- und planloſe Verſchwendung die Hülfsquellen Rußlands mitten im Frieden erſchöpft; er hatte durch ein thörichtes Paradeweſen die Armee untüchtig für den ernſten Krieg gemacht und ihr Niederlagen zugezogen, die ihre Tapferkeit ſo wenig abzuwenden vermochte als verdient hatte. Der Tadel ſprach ſich mit einer Entſchiedenheit aus, an die man in Rußland ſeit Jahrhunderten nicht gewöhnt war, und ſo allgemein, daß es gar keine Möglichkeit gab, dagegen einzuſchreiten.

Nun iſt noch die Emancipation der Bauern, durch welche die Intereſſen des ganzen, ungemein zahlreichen Adels ſehr unmittelbar berührt wurden, als aufregendes Element hinzugekommen. Der Adel wurde ausdrücklich aufgefordert ſeine Meinung zu ſagen, und es konnte nicht fehlen, daß die Discuſſion eine leidenſchaftliche wurde, daß ſie bald mehr bald weniger das geſammte Syſtem der Regierung der Kritik unterwarf und ſich oft zu einem Urtheil über das Ganze der bisherigen Organiſation des Staats und der bürgerlichen Geſellſchaft in Rußland gipfelte. Die geiſtige Bewegung, die dadurch in den Provinzen wie in der Hauptſtadt hervorgerufen wurde, mußte um ſo mehr zu einer nachhaltigen werden, da die wichtige Frage, um die es ſich handelte, mehrere Jahre in der Schwebe geblieben iſt.

So hat man ſich an den Gedanken gewöhnt, daß man berufen ſowohl als berechtigt ſei, eine Meinung über die Angelegenheiten des Landes und den Gang der Regierung abzugeben; man achtet die Regierung verpflichtet, auf die Stimme des Landes Rückſicht zu nehmen. Es möchte kaum möglich ſein, dieſen neuernden Sinn wieder ganz zurückzudämmen; wenigſtens hätte die Regierung, wenn ſie das wollte, ſich viel entſchiedener als geſchehen iſt, zum Hort und Wohlthäter der bisher Unterdrückten, der Leibeigenen machen müſſen. Es iſt nicht unmöglich, daß in den Kreiſen des ruſſiſchen Adels in einer nicht allzu entfernten Zukunft das Verlangen

nach bestimmten Formen laut wird, in denen die Stimme des Landes sich aussprechen könne, und nach einer anerkannten Competenz der öffentlichen Meinung. Um so mehr, da das Verlangen nach dem alten Bojarenrath in Rußland eigentlich nie, oder doch nur zeitweise ganz geschwiegen hat.

Freilich ist es seltsam genug, wie man sich von dem alten Bojarenrath, von dem Zustand Rußlands vor Peter dem Großen, ganz willkürlich die irrigsten Vorstellungen macht; wie das Verlangen nach einer veränderten Verfassung des Reichs, zu verschiedenen Zeiten, und je nach den Kreisen, aus denen es hervorgeht, sehr verschiedenen Zielen zustrebt. Der reiche Adel hätte mehr als einmal gern einen „Reichsrath" nach dem Muster des schwedischen im vorigen Jahrhundert eingeführt, d. h. eine Adels-Oligarchie. In anderen Kreisen hätte man gern etwas wie den alten, verrufenen polnischen Reichstag gehabt. Nur die flach gebildete Jugend der neuesten Zeit denkt dabei, insofern sie für diese Ideen gewonnen ist, an eine parlamentarische Verfassung, die nach dem allgemein gültigen, doctrinären Muster zugeschnitten wäre, und glaubt gern, so sei im Wesentlichen auch die alte, nationale Verfassung des russischen Reichs gewesen.

Wie wir Rußland kennen, müssen wir glauben, daß alle diese Bestrebungen, wenn sie ihr Ziel erreichten, nur zu sehr großem Unheil führen könnten. Daß eine reine Adelsherrschaft weder die Civilisation, noch das Wohl der Menschheit, noch die Blüthe des russischen Reichs fördern würde, darüber kann wohl unter allen Verständigen nur Eine Stimme sein. Es frägt sich nur, was schlimmer wäre, eine Adels-Oligarchie nach alt-schwedischem Vorbild, oder ein wilder, slavischer Reichstag mit seinem unbezähmbaren und doch auch wieder gelegentlich knechtisch gesinnten, adeligen Proletariat, das ungemessene Ansprüche mitbringt, aber nicht das mindeste Gefühl für Pflicht und Recht. Zu einer parlamentarischen Verfassung aber fehlt es in Rußland durchaus an dem Wesentlichsten, das bei einer solchen Gestaltung des Staats nothwendig vorausgesetzt wird. Es fehlt ein tüchtiger, gebildeter Mittelstand, dessen Wohlhabenheit ein Werk der Intelligenz und des Fleißes, dessen Bildung aus ernsten Studien hervorgegangen wäre. Es fehlt für jedes Gebiet der politischen Oekonomie an wirklichen Fachmännern, wie sie eben nur aus einem solchen Mittelstand hervorgehen können. Dem Adel, der zunächst allein der herrschende Stand sein würde, welche Formen der Landesvertretung man auch wählen möge, fehlt es, bei seiner flachen oder mangelhaften Bildung, an Selbständigkeit des Charakters, an sittlicher Haltung und Würde; es fehlt ihm der Begriff von der moralischen Würde des Menschen. Mit einem Wort: bis

auf wenige Ausnahmen fehlen ihm alle die Eigenschaften, die sich weder in einem Hofleben von byzantinischem Anstrich, noch in den Beziehungen zu einem sehr verderblichen Beamtenschwarm, noch in dem Verkehr mit Leibeigenen entwickeln.

Der Russe, der es redlich meint mit seinem Vaterlande, ist für jetzt, und wohl noch für lange, auf eine bescheidene, geräuschlose Thätigkeit angewiesen, darauf, der Regierung seine Kräfte zu leihen, um ihre Wirksamkeit, so viel an ihm ist, in das Verständige zu lenken, und er ist glücklich, wenn es ihm gelingt zu den höheren Stellen emporzukommen, und von solchem Standpunkt aus die bessernde Hand an die bestehenden Einrichtungen zu legen, besonders in den hohen und niederen Schulen des Landes einen besseren Geist anzufachen, und in ihnen die Mittel zu einer gründlicheren Bildung vorzubereiten.

Aber es frägt sich, ob die Russen geneigt sein werden, diese bescheidenen Wege einer mühsamen Selbsterziehung zu wandeln. Ein leidenschaftliches Verlangen nach unmittelbarem, müheloſem Genuß ist tief im Charakter des Slaven begründet, und er ist sehr geneigt sich selbst und sein geistiges Vermögen in einem kaum glaublichen Grade zu überschätzen.

Die besonders dem großen Publicum in so mancher Beziehung unerwarteten Februarereignisse zu Warschau waren es zunächst, welche die allgemeine Aufmerksamkeit von der russischen Bauernemancipation ablenkten —: auf Scenen von einem größeren dramatischen oder theatralischen Interesse.

Daß in Polen besonders die Damen sich nicht beruhigen würden bei den Zuständen, welche die Nation selbst ihrem Vaterlande bereitet hat —: das konnte jeder wissen, der je mit Polen in Berührung gekommen ist. Daß der polnische Adel schon seit einigen Jahren in Warschau und anderswo unter der Form „landwirthschaftlicher Vereine“ conspirirte, das war für keinen nur halbwegs Unterrichteten ein Geheimniß. — In neuester Zeit haben die Erfolge der nationalen Bestrebungen in Italien natürlich die Hoffnungen wie die Ungeduld der polnischen Edelleute gesteigert. Mit einer gewissen Partei in Ungarn stand man in den engsten Beziehungen. Wühlereien, die von Paris aus geleitet wurden, kamen hinzu, und was den Ausbruch unmittelbar herbeigeführt hat, scheint der Umstand gewesen zu sein, daß die Regierung ernstlich daran dachte, den Bauernstand auch in Polen zu emancipiren. Der verhaßte Muchanow war mit den Vorbereitungen dazu beauftragt. Solchem Unheil mußte vorgebeugt werden; oder, mußte ja dem Bauernstande etwas gewährt werden, so wollte man

nicht allein dafür sorgen, daß die Concessionen nicht zu weit gingen, sondern auch dem Bauer das, was er etwa erlangte, als ein großmüthiges Geschenk des Adels, nicht als die Gabe einer schützenden Regierung zukommen zu lassen.

Man verrieth bei dieser Gelegenheit, daß man eigentlich sehr wohl weiß, welche moralische Macht die russische Regierung im Lande gewinnen könnte, wenn sie dem Wahn entsagen wollte, daß der polnische Adel versöhnt werden könne; wenn sie es aufgeben wollte, dessen Interessen zu schonen und selbst zu pflegen, so weit es unter den gegebenen Bedingungen möglich ist; wenn sie anstatt dessen rücksichtslos als Beschützer des Bauernstandes auftreten und in ihm ihre Stütze suchen wollte.

Daß ein Volk, welches seine selbständige Nationalexistenz verloren hat, sich wieder zu erheben sucht, so lange es sich selbst noch Lebensfähigkeit zutraut; daß die Trümmer eines zerschlagenen Volkes sich wieder zu vereinigen streben, ist sehr natürlich, und kann, gleich einer nothwendigen Naturerscheinung, an sich, und abgesehen von der Art und Weise, in der dies Verlangen zu Tage kommt, eigentlich kein Gegenstand für Lob oder Tadel sein.

Anders verhält sich die Sache, wenn es zu entscheiden gilt, inwiefern die Bestrebungen eines gesunkenen Volks, sein Nationaldasein wieder zu erringen, die Sympathien anderer Nationen verdienen oder nicht.

Und hier müssen wir wohl vor allen Dingen fragen, was denn die Nationalität, die sich von Neuem geltend machen will, ganz objectiv betrachtet, an sich werth war, als sie in selbständiger Blüthe dastand? — Welcher Charakter, welcher Grad sittlicher Würde und freier Bildung sich in ihrer Geschichte kund giebt? — Was sie der Menschheit im Allgemeinen war? — Welchen Einfluß sie durch ihr Dasein und ihre Thaten, wie durch die Werke ihres Geistes, auf den Gang der allgemeinen Gesittung geübt hat? — Wir müssen ferner fragen, inwiefern das Volk, um das es sich handelt, seinen Untergang etwa selbst verschuldet hat, und zumal ob sein Vertrauen auf die eigene Lebensfähigkeit ein berechtigtes ist oder auf Täuschung und Selbstüberschätzung beruht. Wir haben endlich wohl ein Recht zu fragen, welche Stellung sich ein solches Volk als Freund oder Feind zu uns selbst zu geben gedenkt.

Nach diesem Maaß gemessen haben die Polen gewiß nur sehr geringe Ansprüche auf die Sympathien der europäischen Menschheit — nämlich auf wahre Theilnahme, abgesehen von der scheinbaren des rechnenden Staatsmanns, dem, wie dem ersten Napoleon nach seinem eigenen Geständniß, die Polen nicht Zweck sondern Mittel sind. An der wüsten, einförmigen Ruchlosigkeit, die ganz allein und ausschließlich, ohne irgend ein

anderes Element, den Inhalt der polnischen Geschichte bildet, kann sich wahrlich Niemand erfreuen. Die Bedeutung des Volks in der Culturgeschichte ist vollkommen Null. Es erregt ein trostloses Gefühl, wenn man das weite Polen durchreist und nirgends einen Bau, nirgends ein Denkmal irgend einer Art findet, vor dem auch nur Minuten zu verweilen der Mühe lohnte. Immer dem leichtsinnigen — sehr oft leichtfertigen — und nicht selten rohen Genuß des Augenblicks hingegeben, hat dieses Volk sich durchaus unfähig gezeigt, etwas Bleibendes zu schaffen.

Wir möchten hier im Vorbeigehen eine irrige Ansicht berichtigen, die im westlichen Europa auch jetzt noch nicht ganz selten vorkommt. In Frankreich namentlich — aber auch in England — gefällt man sich noch immer darin die Polen, die doch in ihrer Geschichte wirklicher Bildung unzugänglich erscheinen, als die vorzugsweise gebildeten unter den Slaven zu betrachten; man glaubt, sie ständen nicht allein höher als die Russen, sondern diese Ueberlegenheit werde auch von den Letzteren empfunden und anerkannt.

Das Eine ist so irrig wie das Andere; davon überzeugt man sich, sowie man aus den Salons der großen Welt, die sich in den slavischen Ländern, wie anderswo, meist in conventionellen Vorstellungen bewegt, in die Kreise des wirklichen Volkslebens hinabsteigt. Die Leibeigenschaft hat in Polen bei Weitem mehr herabwürdigend auf das Volk gewirkt als in Rußland; die Verderbtheit ist in dem alten Reich der Piasten viel tiefer hinunter bis in die unteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen, und manches gute Element, das in Rußland für die Zukunft etwas verspricht, fehlt durchaus in Polen. So findet man in gewissen anspruchslosen Kreisen des russischen Provinzialadels nicht selten ein bescheidenes Bewußtsein dessen, was der eigenen Nation und dem Hause fehlt, und die größte Ehrfurcht vor wirklicher Bildung, wo sie ihnen begegnet. Der Theil der russischen Kaufmannschaft, der dem Bart und der Nationaltracht treu geblieben ist, bildet, insofern er der Secte der Altgläubigen angehört, eine, trotz aller Beschränktheit ihrer intellectuellen Bildung, in mancher Beziehung sehr achtungswerthe Klasse der Bevölkerung. In dem Bauer lernt man, namentlich in den Domänendörfern oder auf den Gütern großer Herren, wo er innerhalb der gegebenen Grenzen in einer gewissen Selbständigkeit lebt, einen zwar rohen, aber gutmüthigen und tüchtigen Gesellen kennen, an dem man gelegentlich glückliche Anlagen wahr zu nehmen glaubt. Der polnische Bauer dagegen ist in der Regel um nichts besser als sein Herr.

Auch hat der Russe dem Polen gegenüber das volle Bewußtsein der eigenen Ueberlegenheit. Denjenigen, der in den allgemein vorherrschenden Ansichten befangen aus dem Westen in die slavischen Länder kommt, wird

wohl kaum etwas anderes in demselben Grade überraschen, als die Geringschätzung, mit welcher der Russe — und zwar gerade der Russe aus dem Volk, der Soldat und Bauer — auf den Polen herabsieht.

Ein Irrthum ferner ist es, wenn man sich die Polen, wie das in Frankreich und England aus Unkenntniß noch immer geschieht, als ein großes, zahlreiches Volk denkt, das allein die Bevölkerung eines weiten Landes bildet. Ist doch in Wahrheit nur der ehemals souverain herrschende Stand, der Adel, in dem ganzen Ländergebiet der ehemaligen Republik, polnischer Nationalität; die eigentliche Bevölkerung, mit anderen Worten, die Masse der Unterdrückten, besteht nur in dem kleineren Theil dieses Gebiets aus Polen. In dem großen nordöstlichen Landstrich ist sie nicht einmal slavischen, sondern lettischen Stammes. Die weiten, fruchtbaren Provinzen im Südosten sind von Russen bewohnt — die man jetzt in Galizien „Ruthenen" zu nennen beliebt — vielleicht weil diese Benennung noch um etwas weiter von „Russen" ab zu liegen scheint, als das bis vor Kurzem übliche „Rußniat."

Doch, auf das zurück zu kommen, was uns hier zunächst beschäftigen muß: die Polen hätten jedenfalls nur dann ein Recht, Sympathien für ihre nationale Bewegung zu erwarten, wenn eine sittliche Regeneration dem Streben nach politischer vorangegangen wäre. Aber so lange wir in dem Treiben der polnischen Patrioten immer nur dieselbe leichtsinnige und ruchlose Unvernunft sehen, die Polens Untergang schon einmal herbeigeführt hat; dieselbe hadernde, treulose Unzuverlässigkeit, denselben Mangel an sittlicher Haltung und Würde; dieselbe leidenschaftliche Maaßlosigkeit selbstsüchtiger Ansprüche bei derselben Unfähigkeit sich zu bescheiden, Rechte eines Anderen, oder eigene Pflichten anzuerkennen —: so lange kann uns dies Treiben nimmermehr auch nur die mindeste Theilnahme abgewinnen.

Klingt es nicht wie die beißendste Satyre, daß die Bauern, denen der Adel angeblich schon 1808 in ritterlicher Hochherzigkeit die Freiheit geschenkt hat, jetzt, nach dem eigenen, wenn auch sehr unwilligen Geständniß desselben patriotischen Adels, noch einmal, aus der damals gewährten Freiheit emancipirt werden müssen? — Im Jahre 1831, als die Patrioten Herren waren im Lande, haben sie sich jeder Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse mit der größten Energie widersetzt — und auch jetzt wieder ist es der unmittelbare Gegenstand ihres patriotischen Zorns, daß die Regierung so etwas in Anregung gebracht hat.

Aber es mag wohl nicht nöthig sein darüber noch mehr zu sagen; die sehr unstaatsmännischen, mehr noch sentimentalen als doctrinären Verkehrtheiten, die im Jahre 1831 und selbst noch viel später zum Vorschein kamen, haben wir wohl nun endlich abgeschüttelt. Es mag wohl kaum noch

einen Deutschen geben, der in dem Wahn fortlebt, daß es die Pflicht der Deutschen sein könnte, Opfer für die Sache der Polen zu bringen. Auch täuscht sich gewiß Niemand mehr darüber, daß den scheinbaren Sympathien, die anderwärts zu Tage kommen, die Polen wieder nur Mittel sind, für Zwecke die in Belgien liegen und am Rhein.

Wurde der Bewegung in Warschau demgemäß nur wenig Theilnahme gezollt, so war dagegen die Verwunderung desto größer und allgemeiner, als man sah, daß die russische Regierung sich in der Hauptstadt ihres Polens vollständig überfallen ließ, und zwar mit augenblicklichem Erfolg; daß es gelingen konnte, ihr im Umsehen das Heft aus der Hand zu winden — sie gewissermaaßen abzusetzen — und die Autorität im Lande auf allerhand improvisirte polnische Behörden zu übertragen.

Die Verwunderung mußte wachsen, je näher man diese seltsamen Ereignisse in das Auge faßte. Wußte man doch, daß der Kaiser Alexander II. selbst in dem Kreise, der ihn im vergangenen October zu Warschau umgab, von den Umtrieben der Polen, von der wahren Bedeutung des landwirthschaftlichen Vereins, von dem, was vorbereitet werde, von den Gegenmaaßregeln, die ihm dadurch auferlegt seien, gesprochen, und sich von Allem unterrichtet gezeigt hatte. Und dennoch war man nicht vorbereitet, als Tag und Stunde kamen!

Solche Rathlosigkeit und Schwäche hatte man nicht vermuthet, und da es kaum eine Seltsamkeit geben kann, auf die nicht irgend Jemand im vollen Ernst verfiele, so war in Folge dessen vielfach der Glaube verbreitet, daß die Bewegung in Warschau von der russischen Regierung selbst begünstigt werde; daß der unerwarteten Erscheinung ein tief und fein angelegter, geheimnißvoll mit Frankreich verabredeter Plan zum Grunde liege. Die russische Regierung könne möglicher Weise geneigt sein Polen, dem deutschen Nachbarlande zum Schaden, frei zu geben, und denke vielleicht seine Entschädigung mit Frankreichs Zustimmung im Orient zu finden.

Daß man sich solche Dinge als möglich denken kann, läßt sich gewiß nur durch den fest gegründeten Glauben an eine beinahe übermenschliche Klugheit und zähe, nie wankende Consequenz der russischen Politik erklären, der in weiten Kreisen mit einer Art von banger Ehrfurcht gehegt wird. Man glaubt an unergründliche Pläne, die seit den Tagen Peter's des Großen unverrückt, mit einer nie wankenden Folgerichtigkeit Schritt vor Schritt ausgeführt werden, wähnt durch jedes neue Ereigniß den Schleier, der das große Geheimniß verhüllt, um etwas mehr gelüftet — und sucht selbst das Allerwiderstrebendste mit Hülfe der wunderlichsten Combinationen als Theile dieser riesenhaften Projecte zu deuten, damit man nur nicht an Rathlosigkeit und Schwäche zu denken brauche.

Wer den Gang der russischen Politik nur etwas näher beobachten kennte, weiß freilich, daß von einer solchen Consequenz in ihren mitunter sehr seltsamen Schwenkungen nicht entfernt die Rede ist; daß sie nicht selten von einem Extrem zum andern schwankt, und sich mitunter in vollkommener Planlosigkeit bewegt. Wer den sentimentalen Liberalismus Alexander's I. erwägt, die Entrüstung, mit der dieser Kaiser, nach der Ermordung des Herzogs von Enghien, als Rächer der öffentlichen Moral gegen Frankreich in die Schranken trat — dann den Uebergang zu einer schwärmenden Freundschaft für Napoleon I. — die freilich etwas theatralisch war und an einem gewissen Mangel an Wahrheit litt — die Pläne, sich mit Frankreich in die Herrschaft Europas zu theilen, die etwas mehr Realität hatten; dann die Verbindung mit den Völkern, mit allen Freisinnigen in Europa zum Kampf gegen Napoleon, und das Manifest von Kalisch; die kaiserlichen Schwärmereien für parlamentarische Verfassungen, die Verbindungen mit den Griechen — dieses ganze Treiben, und daß dann derselbe Alexander sich zuletzt dennoch den Ansichten Metternich's anschloß und durch sie leiten ließ —: wer sich dieser Thatsachen erinnert, der möchte wohl Mühe haben, in ihnen einen consequent verfolgten Plan nachzuweisen. — Der Kaiser Nicolaus war freilich consequent in der nie besiegten Furcht vor der Revolution, die ihm der Tag seiner Thronbesteigung eingeflößt hatte, und in seiner feindseligen Stimmung gegen das geistige Element, in welchem er die Quelle der gefürchteten Revolution zu erkennen glaubte: wahre Bildung des Geistes und Gemüths nämlich; er war consequent in der Sorge um die Sicherheit seiner Krone und deren Machtvollkommenheit —: im Uebrigen wechselten seine Pläne oft genug und wurden sehr leicht wieder aufgegeben, wenn die Ausführung auf irgend namhafte Schwierigkeiten stieß. Wenn die Geschichte seiner Regierung dereinst der Wahrheit gemäß geschrieben werden kann, wird die Welt darüber erstaunen, wie dieser, seiner Charakterfestigkeit wegen gefeierte Kaiser, selbst durch verhältnißmäßig geringfügige Unfälle, aus der hochfahrendsten Stimmung vollkommen haltungslos in eine unbedingte moralische Prostration hinabgestürzt werden konnte.

Diesmal war es in Warschau ganz einfach — die Altersschwäche, die sich plötzlichen Ereignissen gegenüber nicht zu fassen wußte. In unterrichteten Kreisen will außerdem verlauten, daß — wie immer in Polen — die Damen auch diesmal in mehr als einer Weise die Hand im Spiel gehabt haben bei Allem was geschehen ist, und daß manche augenblickliche Concession nicht sowohl ertrotzt und erdemonstrirt, als durch anmuthige Lippen erschmeichelt worden sei. Denn — ist auch Penelope unter den schönen Polinnen eine sehr seltene Gestalt, so kommt Judith dafür desto öfter

zur Erscheinung. Eine moderne, gemilderte Judith nämlich, die nicht den Kopf ihres Holofernes verlangt, sondern nur sein Herz, um vermöge dessen über seinen Einfluß zu gebieten, und außer manchen anderen, die mehr persönlicher Natur sind, auch patriotische Zwecke zu fördern.

Schwerer ist die rathlose Nachgiebigkeit zu erklären, die sich von Petersburg aus kund gab; durch das eigenthümliche Benehmen mancher russischen Diplomaten bekam sie allerdings wohl einen etwas verdächtigen Anschein. In den Salons mehr als einer Hauptstadt erzählten die Herren geheimnißvoll und mit wichtigen Mienen: die Ereignisse in Warschau seien die Folge — österreichischer Wühlereien! — Es sei sogar gelungen, österreichische Agenten zu entdecken und festzunehmen.

Solche Andeutungen ließen sich nun allerdings in einem gewissen Zusammenhang mit den bekannten Plänen und Ansichten der Slavänophilen denken — und um so mehr, wenn man der Erzählung selbst, wie ziemlich allgemein geschah, wenig Glauben beimaß. Es schien, als wolle sich diese Partei in ihrem Verlangen nach einem solchen Bündniß, wie es schon einmal, 1807 zu Tilsit, angebahnt war, jedenfalls nicht irre machen lassen. — Daß diese Partei in den Regierungskreisen zu Petersburg ihre mächtigen Vertreter hat, das ist gewiß —: aber sie ist bei alledem keineswegs identisch mit der Regierung, und es fehlt sogar sehr viel daran, daß ihre Wünsche und Rathschläge dort folgerichtig und unbedingt maaßgebend wären. Auch hat man wohl nicht so ausgemacht Recht, den Inhalt der erwähnten Mittheilungen mit solchem entschiedenen Unglauben aufzunehmen. „Oesterreichische Agenten" sind nicht nothwendiger Weise Agenten der österreichischen Regierung und es liegen gute Gründe vor, nicht daran zu zweifeln, daß die Verbindungen der „landwirthschaftlichen Vereine" in Polen, mit anderen, die ähnliche Zwecke verfolgen, weit hinabreichen in die Donauländer.

Seit Kurzem ist nun die polnische Bewegung in doppelter Weise gehemmt worden. Zunächst dadurch, daß das so vielfach angerufene „Volk," in dessen Namen der patriotische Adel sprach, sich am Ende wirklich zu regen begann — zum Entsetzen der Patrioten! — Denn es erhob sich nicht gegen die russische Regierung — sondern, wie jeder Verständige erwarten mußte, gegen eben die Grundherren, die mit so vieler Salbung von der Unterdrückung der polnischen Nation gesprochen hatten — und es ergab sich, daß gerade die schwunghaftesten Redner für Freiheit bei ihren eigenen Bauern als sehr gestrenge Herren am aller übelsten angesehen waren. Die Letzteren wissen das auch recht gut; denn sowie im Jahre 1846 die allererste Kunde von den blutigen Ereignissen in Galizien nach dem russischen Polen, nach Litthauen gelangte, floh der ganze polnische Adel in

bleichem Schrecken von seinen Gütern nach den Städten, unter den Schutz der russischen Bayonette, den er auch jetzt wieder anrufen muß. Die Regierung, eben die Regierung, die sie hassen, gegen die sie conspiriren, ist es, von der sie nun in dieser Krisis ihre Rettung erwarten müssen.

Wenn die Regierung es nicht für ihre Aufgabe hielte, Scenen, wie sie Galizien vor funfzehn Jahren gesehen hat, unter allen Bedingungen zu verhüten, brauchte sie nur ihre Truppen aus den Provinzen zurückzuziehn, und die angeblichen Vertreter des Volks dem Volk allein gegenüber zu lassen. Jedenfalls hat sie sich ermannt; den Wahn, daß sie selbst die polnische Bewegung begünstige, um dadurch andere, weitgreifende Pläne zu fördern, wird nun wohl Niemand mehr hegen, aber der Eindruck freilich, den ihre verlängerte Rathlosigkeit in ganz Europa gemacht hat, ist darum nicht verwischt. Die seltsame Erscheinung wird nur in anderer Weise gedeutet — richtiger vielleicht, aber nicht zu Rußlands Gunsten —: man glaubt gesehen zu haben, daß Rußland sich selbst nicht sehr viel zutraut. Rußlands Ansehen und Bedeutung in der europäischen Politik, ohnehin seit dem Krimmkrieg gar sehr gesunken, hat durch diese Begebenheiten unstreitig einen neuen Stoß erhalten.

Seltsam nimmt es sich dabei aus, in welchem Grade die Verblendung der Beschränktheit mitunter unheilbar ist. In Rußland selbst ist das Urtheil über den Kaiser Nicolaus und seine Regierung nachgerade ein sehr unbefangenes geworden —: nicht so unter seinen ehemaligen Schützlingen außerhalb des Landes. In diesen Kreisen sagt wohl noch Mancher: da sieht man es, wohin Rußland gekommen ist, wie sehr gesunken, seit der große Mann fehlt, der mit starker Hand Alles zusammenhielt, und zumal die Bauern in musterhafter, patriarchalischer Unterthänigkeit!

Aber wahrlich, es gehört eine große Befangenheit dazu, nicht zu sehen, daß es nicht der Krimmkrieg ist, der dem Reiche so tiefe Wunden geschlagen hat. Weder die Anstrengungen, die ein so kurzer Kampf forderte, noch die erlittenen Unfälle waren an sich von solcher Bedeutung, daß sie die Kräfte eines halben Welttheils erschöpfen konnten. Die gedrückte Lage, in der wir Rußland, zur Zeit etwas ohnmächtig, mit mannichfachen Schwierigkeiten ringen sehen, ist das Werk des Kaisers Nicolaus; nicht eines Augenblicks, sondern einer Regierung, die sich dreißig Jahre lang in sehr übel berechneten Maaßregeln bewegte.

Die finanziellen Bedrängnisse der Gegenwart sind in der That, wie die öffentliche Meinung mit Recht klagt, zunächst dadurch herbeigeführt worden, daß die soldatischen Liebhabereien des Kaisers selbst im Frieden ein jährliches Deficit von ungefähr 30 Millionen Thalern veranlaßten, und daß dieses stets ohne förmliche Anleihen, durch sehr plumpe Finanz-

künfte gedeckt werden mußte. Die in den Provinzialbanken niedergelegten Capitalien wurden ganz einfach in den Reichsschatz übergeführt und ausgegeben. Der Bericht über das Schuldenwesen des Reichs, der jedes Jahr veröffentlicht wurde, suchte dann diese Manipulation durch eine „Gruppirung der Zahlen" zu verbergen, die nur ein so naives Publicum wie das russische täuschen konnte. Der mittelbare Schaden, der daraus entstand, daß das gewerblich genutzte Capital im Lande sich nicht mehrte, und daß in Folge dessen die landwirthschaftliche wie die gewerbliche Betriebsamkeit nicht erstarken, keine besseren Ergebnisse liefern konnte, war natürlich noch viel größer als der unmittelbare. Sollte man es glauben, daß alle Maaßregeln, die den Privatcredit heben konnten, immer und immer wieder verworfen wurden, weil man besorgte, die neugesammelten Capitalien möchten dann in anderer Weise angelegt werden, und so den Provinzialbanken und dem Finanzministerium entgehen? So widersetzte sich Graf Cancrin stets der Einführung einer Hypothekenordnung; seine Gründe pflegte er sehr unbefangen in den Worten auszusprechen: „Wo soll denn der Finanzminister das Geld hernehmen, das verlangt wird, wenn erst eine vernünftige Hypothekenordnung eingeführt ist?"

Dann aber hat der Kaiser Nicolaus die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage auch noch in anderer Weise, noch viel unheilvoller herbeigeführt — und zwar dadurch, daß er, aus Besorgniß vor der Revolution, mit der consequentesten Energie bemüht gewesen ist, die Entwickelung der Intelligenz zu hemmen und zu lähmen. Er war namentlich den Universitäten — wir meinen denen des eigenen Reichs — Feind, stellte sie unter militärische Aufsicht, beschränkte von Jahr zu Jahr den Lehrplan und verfügte zuletzt, daß im ganzen weiten russischen Reich nur 1800 junge Leute die Hörsäle der Universitäten besuchen dürften. Die Cadettencorps waren die allein begünstigten Erziehungs-Anstalten, in denen er eigentlich die gesammte Jugend des Landes zur „Ordnung" und zu „strengem Gehorsam" gebildet zu sehen wünschte, und da wurde in Wahrheit kaum irgend etwas Anderes ernstlich gelehrt als der Parademarsch!

So hat er seinem Sohn die schwierigsten Probleme hinterlassen, und als Gehülfen, um sie zu lösen, ein im Allgemeinen zur Unbrauchbarkeit erzogenes Geschlecht.

Wie groß aber auch die Schwierigkeiten sein mögen, mit denen die russische Regierung zu kämpfen hat, sie sind an sich gewiß nicht unbesiegbar. Viel ernster haben sich seit Jahren die Dinge in dem österreichischen Kaiserstaat gestaltet. Daß die Schwierigkeiten, die sich nach und

nach der Regierung in den Weg aufgethürmt haben, ganz anderer Natur sind und mit viel näheren, unheilvollen Folgen drohen; daß ihre siegreiche Beseitigung durch das Einlenken in die Bahnen einer mehr oder weniger parlamentarischen Regierung noch keineswegs als gesichert betrachtet werden darf —: darüber dürften wohl alle Stimmen, bis auf sehr wenige, einig sein.

Ist doch das Vertrauen auf den Bestand der neugewonnenen Zustände in Oesterreich selbst noch keineswegs ein allgemeines oder unbedingtes; darüber dürfen uns Straßenjubel und Illuminationen nicht täuschen. Ja, diese Manifestationen sind nicht ganz spontane Ausbrüche der Volksfreude und einer zuversichtlichen Stimmung. Es liegt dabei theilweise Berechnung zum Grunde; man will den höchsten Gewalten Muth machen, weiter fortzuschreiten auf dieser spät und nicht unbedingt aus freier Wahl beschrittenen Bahn; man will zugleich andeuten, daß die öffentliche Meinung diese Wege, und zwar diese allein, für die richtigen hält; daß nur auf ihnen die Sympathien der Bevölkerung zu gewinnen sind. Im Uebrigen traut man den einflußreichsten Häuptern der herrschenden Dynastie keine besondere Vorliebe für parlamentarische Formen zu, und vielfach regt sich die Besorgniß, man habe nur in der dringendsten Noth seine Zuflucht zu solchen Institutionen genommen, nicht mit unbedingter Hingebung, sondern mit dem stillen Vorbehalt, sie möglicher Weise dereinst wieder zu beseitigen, im Fall sie gar zu unbequem, und die Zeiten wieder besser werden sollten.

Sehr schlimm ist es dann gewiß, daß den neuen Institutionen schon an sich in gewissem Sinn der Charakter des Unzusammenhängenden anklebt, und daß die Frage, ob sie auch nur überhaupt so werden durchzuführen sein, wie die Regierung sie entworfen hat, nicht ohne Weiteres und ohne Schwanken mit ja! zu beantworten ist.

Daß sie in solcher Art, auf einer nicht durchaus zuverlässigen Grundlage ruhen, ist großentheils das nothwendige Ergebniß ihrer Entstehungsweise. Ist doch die gegenwärtige Verfassung des Kaiserstaats nicht zusammenhängend und in sich abgerundet in Einem Guß entstanden, sondern in gerade entgegengesetzter Weise durch nachträgliches Bessern an früheren, in einem anderen Geist entworfenen Schöpfungen, welche die Regierung nun selbst als ungenügend und verfehlt ansehen mußte.

Im vergangenen Herbst war die Lage viel einfacher. Es galt vor allen Dingen Ungarn zu versöhnen, und dies war möglich, wenn man den Ungarn ihre alte, geschichtliche Verfassung unverkümmert wiedergab, und versuchte, ob man jetzt wie in den Tagen Maria Thresia's, von den vereinigten Ständen des ungarischen Reichs, Geld und Krieger zur Ver-

theidigung des Gesammtstaats erhalten könne. Auf diesem Wege erhielt man beides gewiß noch am ersten, während man auf jedem anderen sehr leicht dahin kommen konnte, gelegentlich Geld und Soldaten auch noch gegen Ungarn zu bedürfen. In der alten Verfassung hätten Oesterreichs Freunde unter den Magnaten Ungarns die Mittel gefunden, die dem Gesammtstaat und der Monarchie feindlichen demokratischen Mächte zu hemmen und abzulenken. Ein gemeinsamer Reichstag der deutsch-österreichischen Lande konnte dann ein dem Magyarenthum mindestens ebenbürtiges Gegengewicht werden.

Die Wege, die durch die im Spätsommer vergangenen Jahres erlassenen Patente eingeschlagen wurden, führten leider weit ab von solchem Ziel. Daß ein seiner wichtigsten Rechte beraubter Reichstag, der weder über das Vermögen noch über die streitbare Mannschaft des Landes zu verfügen hätte, den Ungarn nicht genügen werde: darüber ist kein Unbefangener auch nur einen Augenblick im Zweifel gewesen. Damit war nicht die Versöhnung gegeben, sondern nur ein Tummelplatz für neuen Hader. Und welch' eine Stütze hätte die Regierung wohl in den ohnmächtigen kleinen Landtagen der deutschen Provinzen finden können? in kümmerlichen Institutionen, die auch diesseits der Leitha nur eine sehr kleine Minorität befriedigten?

Es war bekannt, daß diesmal polnische Einflüsse die in den höchsten Kreisen herrschende Abneigung gegen eine parlamentarische Regierung mit großer Gewandtheit benutzt hatten, um diesen Ausweg als den glücklichsten geltend zu machen. Dadurch wurde das Vertrauen zur Sache nicht gesteigert. Mehr als ein hochgestellter österreichischer Staatsmann äußerte die Besorgniß, die Rathschläge, welche die Regierung befolgte, möchten nicht einmal redlich gemeint sein; es komme den Urhebern des Plans vor Allem darauf an, daß der galizische Adel, anstatt auf einem deutschen Reichstag erscheinen zu müssen, wo er ohne Zweifel unbedeutend in der Masse verschwand, sich auf einem galizischen Landtage in seiner Nationalität, wie in weitreichenden Hoffnungen befestigen könne, darauf, diesen Landtag zur Vorschule wie zum Kern eines zukünftigen polnischen Reichstags zu machen. Man beschuldigte die polnischen Rathgeber der Krone, nicht an der Erhaltung des österreichischen, sondern an der Wiederherstellung des polnischen Reichs zu arbeiten.

Die in mehr als einem Sinn warnenden Stimmen fanden in verhältnißmäßig kurzer Zeit Eingang; es erfolgte ein abermaliger Minister- und Systemwechsel, ein neuer Versuch in der langen Reihe mißglückter Experimente, ohne daß man dadurch viel weiter gekommen wäre, als zu Adressen und Illuminationen, mit denen nicht viel gewonnen ist. Nach

wie vor ist selbst die Vorfrage noch in der Schwebe, durch welches Organ denn eigentlich die Reform des Reichs bewirkt werden soll?

Wie hat man je glauben können, daß Abgeordnete der Ungarn in dem Centralreichsrath zu Wien erscheinen würden? — Und was denkt man nun weiter zu thun? — Will man die fehlenden Magyaren etwa mit Gewalt zwingen zu erscheinen? — Welcher Art könnte diese Gewalt sein? — In welcher denkbaren Form könnte sie auftreten? Oder andererseits: will man zu Wien die Abwesenheit der Ungarn einfach ignoriren, rüstig vorwärts schreiten, und ohne sie auch für ihr Heimatland verfügen? — So lange ein protestirender Reichstag in Pesth und der Nationalwille der Ungarn ungebrochen dastehn, möchte auch das kaum ausführbar sein. — Man könnte auf dem gewählten Wege leicht dahin kommen, sich einen Bürgerkrieg als einzig mögliche Lösung wünschen zu müssen.

In unterrichteten wiener Kreisen will man wissen, selbst die ungarischen Minister der Krone hätten dafür gestimmt, im Nothfall den ungarischen Reichstag aufzulösen, und ohne Rücksicht auf die Verfassung in diesem Kronlande absolutistisch zu regieren, Recruten auszuheben und Steuern einzutreiben, wie das Haus Oesterreich das Alles schon öfter versucht hat. Allerdings glaubt man dergleichen nicht ohne mächtige Hülfe von Außen her durchführen zu können, aber man meint eine solche gewinnen zu können, wenn man sich verpflichtet, die Pläne Frankreichs im Orient unbedingt mit aller Macht zu fördern. Dafür könnte man vielleicht sogar von Paris aus im Besitz des Venetianischen geschützt werden. Diese eventuellen Rathschläge der magyarischen Staatsmänner Oesterreichs fallen in gewissem Sinn mit den Ansichten eines bekannten Diplomaten des Kaiserreichs zusammen, dessen Name in bedeutsamer Weise an die Zeit vor 1848 erinnert. So viel man weiß, ist dieser Diplomat der Meinung, man müsse nöthigenfalls selbst das Venetianische gegen Entschädigungen im Osten aufgeben, um zu einem Bündniß mit den „Napoleons" zu gelangen.

Das sind Träume, an deren Ausführbarkeit man wohl in den maaßgebenden Kreisen zu Wien so wenig allgemein glauben wird als anderswo. Aber es ist immerhin nur allzu charakteristisch, daß auch dergleichen wenigstens von einzelnen Stimmen in Anregung gebracht werden kann; denn was sind diese Abenteuerlichkeiten anders als der Ausbruch einer nahezu *desperaten Rathlosigkeit*? — So lange man noch innerhalb der Grenzen des Möglichen einen Ausweg zu sehen glaubt, verfällt man nicht auf solche Extravaganzen. Und ist es nicht ebenso merkwürdig, daß man in Wien gelegentlich sogar an dergleichen extreme Dinge denkt, nicht aber *daran*, durch redliches Entgegenkommen die *Sympathien Preußens zu gewinnen*, oder auch nur manches feindlich gegen Preußen gerichtete

Treiben im Innern Deutschlands fallen zu lassen? Auch wenn der Boden unter den Füßen schwankt, scheint man sich in Wien nicht von den Traditionen lossagen zu können, denen zu Folge nicht Oesterreich als ein Theil Deutschlands betrachtet wird, sondern umgekehrt das „Reich" als ein Anhängsel zu den „Erbstaaten," das zu Nutzen und Frommen der „Hausmacht" ausgebeutet werden muß!

Was aus diesem chaotischen Gewirr widerstrebender Elemente für die Zukunft hervorgehen soll, vermag wohl Niemand vorherzusagen. Daß die Ereignisse, die sich hier vorbereiten, uns europäischen Kämpfen entgegenführen, daran möchte wohl kaum irgend jemand zweifeln —: aber, in welcher Nähe drohen uns diese Stürme? — Wird das laufende Jahr noch verhältnißmäßig ruhig vergehen, ohne daß sie hereinbrechen?

Fast gewinnt es den Anschein, — aber er könnte täuschen! — Es ist wahr, die Landung in Dalmatien, die man noch vor Kurzem mit ziemlicher Bestimmtheit im Frühjahr erwarten mußte, scheint auf unbestimmte Zeit verschoben — und bleibt Graf Cavour Herr der Situation, so kann man einigermaaßen darauf rechnen, daß die Kämpfe um den Rest österreichischer Besitzungen in Italien, und damit überhaupt die Entscheidung aller unheimlich schwebenden Fragen, aufgeschoben bleiben, bis die Organisation der italienischen Armee einigermaaßen vollendet ist; bis Italien nicht mehr in der Lage ist, nur als ein an sich unbedeutendes Mittelding von Bundesgenossen und Vasallen Frankreichs darin aufzutreten.

Aber bei aller staatsmännischen Begabung des Grafen Cavour ist er doch nicht in der Lage, den Ereignissen unbedingt gebieten zu können — und entscheidend wird am Ende doch sein, inwiefern man in Frankreich die Nothwendigkeit das Schwert wieder einmal „für eine Idee" (und Dalmatien) zu ziehen, mehr oder weniger dringend empfindet.

Die „Napoleons," wie die Buonapartes sich in neuester Zeit zu nennen belieben — vielleicht weil der Familienname den Gründer der Dynastie etwas gar zu entschieden als einen Italiener bezeichnet — „die Napoleons" sehen sich in Frankreich von so vielerlei wachsenden Schwierigkeiten umstellt, daß sie wohl das Bedürfniß fühlen könnten, durch geräuschvolle Unternehmungen nach Außen alles zu übertäuben, was im Lande laut werden möchte.

Der Brief des Herzogs von Aumale war ein schwerer Schlag! Er hat sehr sicher getroffen, und mit um so größerem Gewicht, weil er mit seltenem Glück in einem der beabsichtigten Wirkung ungemein günstigen Augenblick erschienen ist. Zunächst ist allerdings der Prinz Napo-

leon davon zu Boden geschlagen. In ganz Frankreich wurde einstimmig erklärt und wiederholt: dem Prinzen bleibt nur ein Ausweg! er muß nach England gehen und sich mit dem Herzog von Aumale schlagen. — Aber freilich fügte man in den pariser Salons beider Seineufer und aller Parteien lächelnd hinzu: „il n'en sera rien! — on le connaît!“ sogar mit dem boshaften Nachsatz: „il a fait ses preuves!“ — Worte, die herkömmlich einen gerade entgegengesetzten Sinn haben.

Besonders bedenklich erscheint es dabei, daß vor Allen die Armee eine ritterliche That von dem Prinzen verlangt. Den verhängnißvollen Brief durch immer neue giftige Brochüren beantworten zu lassen, die sämmtlich vom Palais-Royal ausgehen, wie Niemand bezweifelt —: das hilft zu gar nichts! — Selbst wenn die Sache der Napoleons weniger Blößen gäbe, und die Brochüren sehr viel besser wären, würden sie doch nur dann Eindruck machen, wenn der Prinz sich vor allen Dingen mit seinen Gegnern geschlagen hätte. Die etwas dürftig gebildeten Offiziere des französischen Heers sind nichts weniger als Dialektiker; ihre Standesphilosophie beschränkt sich auf eine geringe Anzahl sehr einfacher Sätze, deren logischer Zusammenhang mitunter schwer nachzuweisen ist. Wer mit einer Brochüre antworten wollte, wenn er z. B. eine Ohrfeige erhalten hätte, würde in diesen Kreisen wenig Anklang finden. Da macht wiederholtes Brochürenschreiben das Uebel nur immer ärger.

Dann kommt bei dieser Gelegenheit auch, in den Wachstuben sogut wie in eleganteren Räumen, manche Thatsache zur Sprache, die bis jetzt mehr in den Schatten gestellt war. So namentlich die, daß Jerome Buonaparte — von jeher ein schlechter Wirth — ein Jahrgehalt von 100,000 Franken aus Ludwig Philipp's Chatulle bezog; und daß er kurz vor der Februar-Revolution, in ziemlich kriechender Weise, eine Zulage von 50,000 Franken für seinen hoffnungsvollen Sohn sollicitirte.

Aber auch höher hinauf wird es empfunden, daß man alle Ursache hat, den Brief und den Eindruck, den er gemacht hat, als ein sehr ernsthaftes Ereigniß zu betrachten. So lange man das Wort allein zu haben und vor Antworten sicher zu sein glaubte, war man in den Tuilerien entzückt über die berühmte Rede des Prinzen, für die man dem „großen Redner“ nicht dankbar genug die Hände zu drücken wußte. Jetzt hat sich das Blatt gewendet; man ist verstimmt — und da man sonst nichts zweckmäßiges zu thun weiß, zürnt man dem indiscreten Gesellen, der ganz ohne Noth diese verdrießlichen Händel herbeigeführt hat. Er soll nun auch die Sache wieder in das Gleiche bringen! — Man erzählt in den pariser Salons, eine vor Allen hochgestellte Dame Frankreichs — als etwas exaltirt bekannt — habe vor Kurzem den Prinzen, als er zum Dejeuner eintrat,

mit den Worten empfangen: „Quoi! vous ici!“ — Mais, où voulez-vous donc que je soie? — „Mais en Angleterre, où tout homme de coeur serait à votre place!“

Diese Verlegenheit steht aber nicht allein. Eine ziemlich allgemeine Verstimmung wird hin und wieder so laut wie neulich in dem Theater zu Bordeaux — und deutet in unzweideutiger Weise auf manche ernsthafte Verlegenheit, die im Herbst aus den neuen Wahlen für das corps législatif hervorgehen könnte. Man weiß nämlich, daß die Häupter der „alten Parteien,“ die Größen der parlamentarischen Zeit Frankreichs, die sich zehn Jahre lang auf vertrauliche Gespräche in dem Club de la rue Poitiers beschränkt haben, jetzt ihre Zeit gekommen glauben, und als Wahlcandidaten auftreten wollen; daß sie sogar — was schlimmer ist — Aussicht haben, in den großen Städten, trotz aller Präfectenmanoeuvres, wirklich gewählt zu werden!

Ueberhaupt könnten diese Neuwahlen sehr bedenklich ausfallen, wenn der Clerus nicht durch die Art und Weise, wie er leidenschaftlich für die weltliche Macht des Pabstes in die Schranken getreten ist, sich selbst um allen Einfluß auch auf dem flachen Lande gebracht, und großes Mißtrauen erregt hätte. Denn weltliche Macht der Geistlichkeit ist vorzugsweise das, wogegen die große Masse der Bevölkerung in Frankreich sich stets mit unvertilgbarem Haß erheben wird. Weltliche Macht der Geistlichkeit schließt in den Augen der Landbewohner das ganze ancien régime in sich. —

So werden die Wahlen auf dem flachen Lande unter der energischen Leitung der kaiserlichen Beamten ohne Zweifel buonapartistisch ausfallen, und eine große Majorität bleibt dem imperialistischen Regiment gesichert; aber welchem „scandale“ muß man entgegensehen, wenn jene gefürchteten Redner die kaiserliche Verwaltung der Finanzen, den Zustand der Rechtspflege u. s. w. besprechen dürfen, und ganz Frankreich sie mit lautem Beifall hört! — Auf solche Redner hatte Napoleon III. nicht gerechnet, als er etwas übereilt eine freiere Discussion gestattete.

Die Mißhelligkeiten der kaiserlichen Minister untereinander, die ohnehin von der Art sind, daß jeder der Herren seinen Collegen ganz unverholen die ärgerlichsten Dinge nachsagt, würden dann ohne Zweifel noch entschiedener hervortreten, und überhaupt vieles sich anders gestalten, als man erwartete. Man müßte vielleicht eingestehen, daß der englische Gesandte Recht hatte, gleich Anfangs zu warnen. Lord Cowley hatte sich nämlich in eigenthümlicher Dienstbeflissenheit angelegen sein lassen anzudeuten, die freiere Discussion könne das gouvernement personnel unmöglich machen. Der Kaiser aber antwortete damals ganz unbefangen: das habe keine Noth; die Discussion werde ihn über die Bedürfnisse und

Wünsche des Landes aufklären, er aber nach wie vor thun, was ihm gut dünke.

Die kaiserliche Regierung hat im Lande, von der inerten Masse abgesehen, nur Werkzeuge, keine Partei; darin liegt ihre Schwäche. Darauf angewiesen für sich selbst, für ihre eigene Erhaltung zu sorgen, ist sie ihr eigener Zweck und durchaus unfähig, etwas Bleibendes, zuverlässige Zustände im Innern Frankreichs zu gründen. Es bleibt ihr also nur eine nach Außen gewendete Thätigkeit als einziges Mittel aus allen Verlegenheiten und Schwierigkeiten — die wohl zu Gefahren heranwachsen könnten — für den Augenblick siegreich heraus zu kommen; nur der Krieg, der Glanz neuer Siege und Eroberungen können ihr weiter helfen: die Gemüther beschäftigen, das allgemeine Interesse von den innern Fragen ablenken, jede Opposition übertäuben und, wie man meint, die Macht der Regierung befestigen.

Freilich ist das Alles an die bedenkliche Bedingung geknüpft, daß der Krieg ein glücklicher sei — und selbst im besten Falle ist er nur ein Palliativ —: aber auf ein gewagtes Spiel und Palliative ist eine Abenteurer-Regierung nun einmal angewiesen.

Während auf diese Weise im Innern Frankreichs so Vieles auf einen auswärtigen Krieg hindrängt, ladet die Zerfahrenheit aller Verhältnisse in Oesterreich unverkennbar zu einem Angriff ein, dem England nichts in den Weg legen wird, so lange Lord Palmerston an der Spitze seines Ministeriums steht. Ohne Zweifel sagt man sich in den Tuilerien, daß eine solche Gunst der Umstände kaum wiederkehren dürfte; man ist da schwerlich gewillt, den schönen Eifer der ungarischen Nation und des polnischen Adels ungenutzt verrauchen zu lassen; und wünscht Graf Cavour, wie gesagt, die neuen Kämpfe aufzuschieben, so möchte es gerade umgekehrt im Interesse des Imperialismus liegen, den Conflict herbeizuführen, ehe Italien zu einer Militärmacht gelangt, welche Ansprüche auf Selbständigkeit geben könnte. Man ist dann, wie zu Villafranca, allein Herr der Friedensbedingungen.

Und was thut Albions großer Staatsmann inmitten dieser wogenden Bewegung? — Er verfolgt zum Theil durch die Armseligkeiten einer leidenschaftlichen Stimmung beherrscht — mit der beschränkten Starrköpfigkeit eines Celten — eines Irländers, seine Wahngebilde: das Bündniß mit Frankreich soll England zu einem gebietenden Einfluß in Italien verhelfen — weiter sieht und hört der Mann in der Welt nichts.

Damit die Politik Englands nicht in andere Bahnen geleitet werden könne, bemüht er sich die Bevölkerung des Landes davon zu überzeugen,

daß es für das britische Reich gar keinen anderen möglichen Verbündeten giebt als das kaiserliche Frankreich. Namentlich ist es dem edlen Lord darum zu thun, in England eine feindselige Stimmung gegen Preußen hervor zu rufen, die jedes Bündniß mit dem deutschen Staat unmöglich machen soll.

Dazu muß ihm namentlich auch die Macdonald'sche Geschichte dienen, eine Begebenheit, die ihm natürlich an sich sehr gleichgültig ist, und deren eigentlichen Verlauf er sehr gut kennt. — In Deutschland hört man wohl hin und wieder bedauern, daß dieses Ereigniß statt gefunden habe, da es so zur unrechten Zeit solche Reibungen hervorrufe. Ein so naives Urtheil ist natürlich nur ein Beweis von großer politischer Unschuld. Auch wenn Macdonald nie existirt hätte, würde Lord Palmerston unter irgend einem anderen Vorwand auf Preußen schimpfen. Wirkliche Beleidigungen, ja Rechtsverletzungen, die Engländern in Frankreich widerfahren, weiß Seine Lordschaft mit der musterhaftesten Resignation hinzunehmen.

Wie dem indeß sei: es fehlt nicht an manchen Zeichen der Zeit, die wohl geeignet wären, den englischen „Premier" darauf aufmerksam zu machen, daß Englands Bündniß mit Frankreich in einer nicht allzu fernen Zukunft, allen Bemühungen zum Trotz, durchaus unhaltbar werden könnte.

Sind doch Napoleon's III. Absichten im Orient sogar ihm verdächtig. Auf die Forderung, seine Truppen aus Syrien zurückzuziehen, hat der französische Imperator durch den Banquerot Mirès geantwortet, der sehr sichtbar künstlich mit Absicht herbeigeführt ist, und der die Pforte in einen Abgrund finanzieller Schwierigkeiten stürzt. Auch weiß man so ziemlich, daß die Lazaristen im Libanon sehr thätig sind, um die Maroniten zu neuen Angriffen auf die Druſen zu bestimmen, die erfolgen sollen, sobald die französischen Truppen Syrien verlassen haben — wenn das ja geschehen sollte. Natürlich würde die gewaltthätigste Reaction von Seiten der Mahomedaner nicht ausbleiben, und der Vorwand, dessen man bedürfte, um sofort wieder umzukehren und Syrien von Neuem zu besetzen, wäre gegeben. Ebenso weiß Lord Palmerston sehr wohl, daß französische Agenten dem Aufstand in Bosnien nicht fremd sind — und daß alle diese Wühlereien mit tiefer liegenden, weiter gehenden Plänen in Verbindung stehen, das sollte eigentlich wohl selbst ein Irländer begreifen.

Wie wenig sein Gepolter in Beziehung auf Schleswig-Holstein zu bedeuten hat, ist mehrfach in diesen Blättern zur Sprache gekommen. Das darf uns am allerwenigsten abhalten zu thun, was durch staatsmännische Klugheit nicht weniger geboten ist als durch Pflicht, Recht und Ehre. Wie verwirrt auch die Lage Europas im Ganzen sein mag —: Deutschlands und Preußens nächste Aufgabe liegt klar vor uns.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, 20. Mai.

Die Wolken, welche den Frieden Europas bedrohten, haben ſich zwar nicht zerſtreut, aber ſie ſind auch nicht näher gekommen.

Die polniſche Bewegung, welche ſo vielverſprechend auftrat, hat den Schlag vom 8. April nicht verwinden können. Noch ſchmerzlicher als dieſer Tag war für die Intereſſen der Wiedergeburt Polens, daß die Bauern in manchen Bezirken die von den Edelleuten proclamirte Freiheit dahin verſtanden, den Herren die Frohnen zu weigern, ſo daß man die Hülfe des Gouvernements in Anſpruch nehmen mußte. Dieſes Mißlingen hat über die Grenzen Polens hinaus gewirkt. Es hat eine Entmuthigung in Ungarn und eine Herabſtimmung der Radicalen Italiens herbeigeführt. Vielleicht wäre es ohne das Warſchauer Ereigniß dem Grafen Cavour nicht gelungen, jene Verſöhnung mit Garibaldi und ſeinen Generalen zu Stande zu bringen, und den Patrioten von Caprera die Rückreiſe nach ſeiner Inſel antreten zu laſſen.

Nicht etwa, daß Graf Cavour und ſeine Partei nicht andere, ſehr zureichende Gründe hatten, den Angriff auf Venetien zu vertagen. Jeder beſonnene Italiener muß darüber klar ſein, daß die italieniſche Armee in ihrer gegenwärtigen Organiſation, ſelbſt wenn dieſelbe bereits 180000 Mann zählte, der öſterreichiſchen bei Weitem nicht gewachſen iſt; er muß darüber klar ſein, was für Italien ein neuer Krieg an der Seite oder vielmehr unter der Führung Frankreichs zu bedeuten hätte. *) Ein Blick auf die Lage der Finanzen genügt, um zu zeigen, daß das Budget des neuen Reichs auch bei Fortdauer des Friedens die erheblichſten Schwierigkeiten darbietet. Der Staatshaushalt des Jahres 1860 weiſt ein Deficit von 314 Millionen Franken auf; um daſſelbe zu decken, iſt ein Anlehen von 500 Millionen erforderlich, da daſſelbe im günſtigſten Falle zu höchſtens 70 Procent realiſirt werden kann. Verbunden mit der bereits beſtehenden Schuldenlaſt Sardiniens von mehr als 1200 Millionen Franken bedingt dieſes neue Anlehen für die Verzinſung allein eine ſehr erhebliche Erhöhung der Steuerlaſt für das geſammte Königreich. Dazu kommen die Zuſtände Neapels, welche ſich nicht verbeſſert, ſondern verſchlimmert haben und ſehr erhebliche Truppenſendungen aus dem Norden ſowohl nach Calabrien als nach Sicilien nöthig gemacht haben. Nicht ohne Grund ſpricht Graf Rechberg in der Note vom 27. April ſeine Verwunderung darüber aus, wie das ſardiniſche Cabinet dem öſterreichiſchen den Vorwurf militäriſcher Aufrechthaltung ſeiner Herrſchaft in Venetien in einem Augenblick machen könne, in welchem es genöthigt ſei, den Belagerungszuſtand und das Standrecht in Neapel und Sicilien in ganz anderem Maaßſtabe in Anwendung zu bringen. Gewiß, die letzten Wochen haben dem Grafen Cavour keine Er-

*) Wir verweiſen für dieſen und einige andere Punkte unſerer Correſpondenz auf die Ausführungen des obigen Aufſatzes über die europäiſche Weltlage zurück.
A. d. R.

folge gebracht. Er hat weder die Räumung Roms noch die Beruhigung Neapels zu bewerkstelligen vermocht. Die Anzeichen ernster Verlegenheiten, in denen sich das Turiner Cabinet befindet, sind im Zunehmen.

Die Truppen Frankreichs werden vorläufig in Rom bleiben. Der Kaiser der Franzosen soll seinen Antheil an dem Gedeihen des neuen Königreichs Italien vorläufig darauf beschränkt haben, den Pabst um die Entfernung König Franz' II. aus den Mauern Roms zu ersuchen. Auf dieses Ersuchen ist Se. Heiligkeit nicht eingegangen. Offenbar wartet man in Paris zunächst den Gang der Ereignisse ab. Der Aufstand in Bosnien dauert fort, die Intriguen mit den Serben, den österreichischen wie den osmanischen, werden weitergesponnen. Der Suezcanal taucht wieder auf. Man wird Syrien räumen, aber man wirft die Verantwortung für alle Folgen dieser Räumung laut und drohend auf England und Europa. Man erklärt sehr positiv, daß man stärker zurückkehren werde, wenn die Nothwendigkeit es erfordere. Indem man für den Augenblick weicht, wirft man Europa den Handschuh hin in einer Sprache, welche an den Ton des vierzehnten Ludwig erinnert. Ist diese Sprache die Deckung des Rückzuges, oder sollte jene Nothwendigkeit vielleicht schon jetzt in aller Stille vorbereitet sein? —

Daß Oesterreich seiner inneren Wirren bereits Herr geworden wäre, wird Niemand behaupten wollen: aber es ist unverkennbar, daß die Regierung in den letzten Wochen große Fortschritte gemacht hat. Die in großem und freiem Stil gehaltene Thronrede des Kaisers, der bestimmte Ausdruck der friedlichen Absichten Oesterreichs haben ihren Eindruck nicht verfehlt. Den Loyalitätsadressen der Landtage sind die Adressen des Herrenhauses, des Abgeordnetenhauses gefolgt. Sie betonen entschieden den Dank gegen den Kaiser, die Begründung der Einheit des Reichs auf freiheitlichen Grundlagen, wie die Hoffnung auf Lösung der noch vorhandenen Differenzen. Welche Vorstellungen man auch in den Kreisen der Abgeordneten über die Zuverlässigkeit und die letzten Absichten des Hofes hegen mag: es ist klar, daß die Deutschen Oesterreichs von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß es ihre nächste und höchste Aufgabe ist, die Einheit des Reiches aufrecht zu erhalten. Während sich die liberalen deutschen Elemente der Vertretung eifrig von diesem Bewußtsein erfüllt zeigen, suchen die reactionären die Bundesgenossenschaft der slavischen Nationalitäten, um mit diesen vereint die Autonomie der einzelnen Kronländer festzuhalten. Das Gouvernement hat zunächst keine andere Wahl, als die offene und ehrliche Verbindung mit den liberalen deutschen Elementen des Reichstags.

Auch in Beziehung auf Ungarn ist die Aussicht auf eine Verständigung wenigstens nicht ferner gerückt. Die Eintreibung der Steuerrückstände in den Comitaten geht ohne Widerstand vor sich, die Auflehnung der Masse in Raab konnte energisch unterdrückt werden. Es zeigte sich, daß die Regierung die Autorität im Großen und Ganzen wieder in ihrer Hand habe, und damit schien der so oft verkündete Conflict auf die Dimensionen eines parlamentarischen Kampfes sich zu beschränken. Auch für dessen Ausgang stiegen die Chancen, als sich der Führer der radicalen Partei des ungarischen Unterhauses am Vorabende der entscheidenden Schlacht mit eigner Hand den Tod gab. Es ist der Mann, der

in der Emigration weitaus die größten Verbindungen besaß, der in Ungarn selbst nächst Kossuth des größten Einflusses sich rühmen konnte. Er hatte sich in Widerspruch zu dem Versprechen gestellt, welches er dem Kaiser von Oesterreich gegeben. Die Gewißheit kam, wie es scheint, über ihn, daß er diesen Wortbruch zu Gunsten der Emigration vergeblich begangen haben, daß er im Parlamente der Gegenpartei unterliegen werde. Sein Tod hat den Sieg der sogenannten Gemäßigten vollends unzweifelhaft gemacht, und das Unterhaus wird den Anträgen Deak's Folge geben. Auch diese freilich gehen nach der radicalen Seite hinüber und können weder dem Gouvernement noch dem Reichsrath in Wien annehmbar erscheinen. Aber wenigstens ist der legitime König Ferdinand, der Apell an Europa, die Gemeinschaft mit Italien und den unterdrückten Nationalitäten nicht der Ausgangs- und Angelpunkt. Deak fußt vielmehr, wie weit er auch gehe, auf dem historischen positiven Recht und überläßt den Erbländern, der kaiserlichen Regierung die Aufgabe, diesem historischen Standpunkt gegenüber das Recht der Entwickelung geltend zu machen. Er verlangt als Vorbedingung jeder Verständigung die ganze Verfassung sammt einer vollständigen Herstellung der absoluten Personalunion, die Gesetze von 1848 und das verantwortliche ungarische Ministerium; auch den selbständigen auswärtigen Minister Ungarns. Die Blößen, welche dieser Standpunkt hiermit der Ansicht diesseits der Leitha bietet, liegen auf der Hand. Man dürfte in der Hofburg unter Umständen geneigter sein oder gewesen sein, die alte Stellung Ungarns, den status quo von 1847 anzunehmen. Indeß wird man dem Ministerium sowie der Vertretung der Erblande gegenüber nicht anders können, als zwar die Selbständigkeit des ungarischen Landtages in weitem Umfange anzuerkennen, andererseits aber darauf zu bestehen, daß die auswärtige Politik, der Krieg und die Finanzen, d. h. der Antheil Ungarns an den Gesammtausgaben des Staats vom Reichsrath abhängen müssen. Ungarn mag seinen Antheil an den Gesammtausgaben aufbringen, wie es ihm beliebt, wenn es sich nur dabei der Aufrichtung neuer Zollschranken enthält; es mag seine Recruten ausheben lassen nach den Festsetzungen, welche der ungarische Landtag beliebt; dieser Landtag mag sich auch über die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs von seinem, für die Sonder-Angelegenheiten Ungarns immerhin verantwortlichen Ministerium Auskunft ertheilen lassen —: man wird sich in Ungarn auf die Dauer der Einsicht nicht verschließen können, daß man auch auf dem gemeinsamen Reichstage im Stande sein wird, durch 125 Abgeordnete von 343 die Sonderinteressen Ungarns in Hinsicht auf das finanzielle Gesammtbedürfniß des Reichs, auf die Armee und die auswärtigen Dinge ausreichend wahrzunehmen. Die Partei der Magnaten, welche der Anlehnung an Oesterreich so dringend bedarf, wird voraussichtlich in Kurzem so weit ermuthigt sein, die Vortheile dieses Weges hervorzuheben.

Es liegt zu Tage, von welcher Bedeutung für den Gang der Verständigung mit Ungarn die Stellung sein wird, welche die Croaten und Slavonier einzunehmen gedenken. Gewiß sind die Croaten sehr geneigt, das ungarische Parlament zu beschicken. Sie wollen auf demselben nicht gern als die Schwächeren erscheinen; sie wollen mit der Militärgrenze und Dalmatien erscheinen und den herrschbegierigen Magyaren, deren Gleichberechtigungsversprechungen sie mit vol-

lem Grunde nicht ganz zu trauen scheinen, eine compacte slavische Masse entgegenstellen. An diesem Faden dürfte das österreichische Gouvernement die Croaten und Slavonier führen können. Auch ohne den Banus Jellachich fehlen der Regierung die Mittel nicht, eine erhebliche Einwirkung auf die Entschlüsse der Ungarn wie der Croaten und Slavonier zu üben. Möchte sie offnere und loyalere Wege gehen als die, welche 1848 eingeschlagen wurden; möchte sie sich weder durch den eigenen, noch durch den ungestümen Eifer der deutschen Abgeordneten zur Ergreifung starker Maaßregeln, zum Bruche verleiten lassen, bevor alle Mittel der Verständigung erschöpft sind; denn offenbar, man wartet in Paris, in Caprera und in den Kreisen der Polen auf Fehler dieser Art.

Alles zu Allem genommen: noch immer steht man in Oesterreich am Anfange, nicht am Ende der Lösung. Die Mischung der Nationalitäten auf seinem Reichstage — daß die Venetianer nicht erscheinen, wird für den Fortgang der Dinge auf demselben kein Schaden sein — die centrifugale Kraft der Landesinteressen, die Kreuzung und Fälschung der politischen Opposition durch die nationalen Tendenzen, die Unklarheit ihrer Ziele — das werden immer Aufgaben für eine parlamentarische Regierung Oesterreichs bleiben, wie sie der bisherige Verlauf der Geschichte noch nirgend aufgeworfen hat. Gelingt es, über die Schwierigkeiten der Constituirung hinüberzukommen, so wird doch auch der Fortgang dieser Entwickelung Gesammtösterreichs stets von mächtigen inneren Hemmungen begleitet sein. Aber man wird in deutschem Interesse dem eingeschlagenen Wege nur aufrichtig Erfolg wünschen können. Es ist nicht Deutschlands Interesse, an der unteren Donau selbständige Reiche von Magyaren, Slaven und Rumänen entstehen zu sehen, denen sich dann alsbald die Unabhängigkeitstendenzen Polens und ohne Zweifel auch die der Czechen und Mähren anschließen würden. Alle diese Bildungen entbehren der Grundlage eigengewachsener nationaler Cultur und der Mittel selbständiger politischer Haltung und Stellung: sie würden ohne Ausnahme Bundesgenossen Frankreichs oder Vasallenstaaten Rußlands sein.

Das System des Fürsten Schwarzenberg: Gesammtösterreich unter der Herrschaft des aufgeklärten Absolutismus, ist durch die Februar-Verfassung zurückgeführt auf das Programm von Kremsier, d. h. auf die parlamentarische Einheit des Gesammtstaats. Diese Umbildung Oesterreichs weist auch Deutschland auf die Stellung zurück, welche es dem Programm von Kremsier gegenüber einnahm: es hat dem sich verjüngenden Oesterreich ein sich verjüngendes Deutschland an die Seite zu stellen.

Der natürliche Führer des außerösterreichischen Deutschlands, Preußen, hat die Zeit der Gebundenheit Oesterreichs seit 1859 nicht in dem Maaße und mit der Kraft zu benutzen verstanden, welche diese Lage erlaubten und vorschrieben. Wir wollen den schweren Fehler nicht wieder betonen, daß das preußische Gouvernement sich im Juni und Juli 1859 durch die kurzsichtige Haltung der Bevölkerung zu einem zögernden Auftreten bestimmen ließ, daß es damit den unwiederbringlichen Augenblick versäumte, die deutschen Staaten zu einer entschlossenen Action um sich zu scharen und dauernd mit sich zu verbinden. Seine Politik hat auch nachher in den deutschen Dingen geringe Erfolge errungen.

Wir verkennen nicht, welchen Bedenken ein kräftigeres Auftreten in dieser Richtung einem Nachbar wie Frankreich gegenüber unterlag. Aber man mußte sich sagen, daß man die freiwillige Mitwirkung der Mittelstaaten nur für den Fall zu erwarten habe, daß man sich entschlösse, *ihre* Politik zu machen; daß man Deutschland im *anderen* Falle nur zusammenhalten könne, entweder durch die Verständigung mit Oesterreich, oder durch eine entschieden populäre Politik, oder endlich durch ein bestimmt formulirtes nationales Programm und eine diesem gemäße ebenso bestimmte Haltung nach Außen in national deutschem Sinne. Die Verständigung mit Oesterreich ist mißlungen, der Ansatz zur populären Politik in der hessischen Frage ist bis zur Stunde nicht durchgeführt, der Ansatz zur Vertretung der nationalen Interessen im Norden der Elbe macht sehr langsame Fortschritte. Das Programm von Baden forderte zum Behufe des unbedingten Schutzes des deutschen Bodens die Verfügung Preußens über die militärischen Kräfte Deutschlands. Preußen begnügte sich in seinen Vorschlägen zur Reform der Bundeskriegsverfassung mit dem Anschluß der norddeutschen Bundescorps an die preußischen Streitkräfte, während die süddeutschen der Führung Oesterreichs überlassen bleiben sollten. Den Widerstand, welchen die Mittelstaaten diesem Vorschlage entgegenstellten, suchte man zu überwinden, indem man eine directe Verständigung mit Oesterreich anbahnte. Als diese fehlschlug, wendete man sich wieder an die Mittelstaaten. Nachdem man damit angefangen hatte, die Reform der Bundeskriegsverfassung in dem oben angedeuteten Sinne zu verlangen, zog man sich auf die Verständigung für eine bestimmte Eventualität zurück, und nachdem man auch diese nicht erreicht hatte, — stellt man am Bundestage den Antrag, für den Fall, daß Oesterreich und Preußen sich für einen concreten Fall verständigt *hätten*, die Artikel 12. bis 16. der Bundeskriegsverfassung außer Kraft treten zu lassen — wobei noch überdies die betreffenden Vereinbarungen zwischen Oesterreich und Preußen, soweit sie Theile des Bundesheeres beträfen, dem Bundestag zur Genehmigung vorgelegt werden sollen. Soweit ist die Reform der Bundeskriegsverfassung zusammengeschwunden! Man begnügt sich, Raum für eine eventuelle Verständigung mit Oesterreich zu gewinnen. Es mag richtig sein, alle Phasen zu durchmessen, um sagen zu können, daß Preußen alle Mittel erschöpft habe, um den Beweis zu führen, daß auf diesem Wege eben *kein* Resultat zu erzielen ist. Damit wäre aber dann die Nothwendigkeit eines *anderen* Weges auf das Eindringlichste dargethan. Der Vorschlag der Theilung des Bundesheeres unter die österreichische und preußische Führung, wiewohl den natürlichen Machtverhältnissen angemessen, hatte neben dem Dualismus auch darin eine Gefahr, daß Oesterreichs gesammte Macht, wie dies schon 1859 der Fall gewesen war, in seinen eigenen Reichsgrenzen festgehalten sein konnte. Für diesen Fall war der Oberbefehl Bayerns über die süddeutschen Kräfte vorgesehen. So naturgemäß dies sein mag, so läßt sich doch nicht verkennen, daß man damit einem eifrigen Wunsche der Mittelstaaten entgegenkam, ihre Truppen zu einem selbständigen Körper zusammenzunehmen, daß man sich der Gefahr aussetzte, mit diesem dritten selbständigen militärischen Körper auch eine dritte selbständige *Macht* in Deutschland nicht blos sich bilden zu lassen, sondern bilden zu helfen.

Es darf niemals außer Acht bleiben, daß eine Trennung der Interessen des nördlichen und des südwestlichen Deutschlands eintreten oder von Westen aus herbeigeführt werden kann. Von einer imposanten Truppenmacht umgeben wären die süddeutschen Regierungen dann im Stande eine selbständige Politik, im Nothfalle auch die der Neutralität zu ergreifen und die zum Schutze der deutschen Grenzen versammelte Armee im Sinne solcher Politik verwenden zu können. Mit einer solchen Armee am Oberrhein wäre man sogar in der Lage, den Unwillen der Bevölkerungen, welche die eingeschlagene Richtung etwa mißbilligen könnten, niederzuhalten. Bedenken dieser Art mußten sich jedem schärferen Auge aufdrängen, als man von Zusammenkünften in Darmstadt und Bieberich, von der Reise des Herrn v. Dalwigk hörte. Nicht als ob die Zeiten des Rheinbundes bereits wiedergekehrt wären. Aber es konnten immerhin Vorbereitungen für gewisse Eventualitäten sein. Gewiß denkt auch im Würzburger Lager Niemand daran, nach Paris zu gehen, so lange man sicher ist, an Oesterreich eine zuverlässige Stütze zu haben. Aber wie, wenn Zeiten kommen sollten, wo man keine andere Wahl hätte, als die zwischen Berlin und Paris?

Sollte es dahin kommen, daß bei irgend einer Vereinbarung über die Verwendung der deutschen Streitkräfte, bei irgend einer Aufstellung am Rhein preußische Truppen keinen Theil an der deutschen oberrheinischen Armee ausmachten, so würde Deutschland keine andere Garantien gegen Möglichkeiten der angedeuteten Art besitzen, als die Gesinnung seiner Bevölkerungen und die Gesinnung von Fürsten wie der Großherzog von Baden und der König von Bayern. Bis zu dieser Stunde haben indeß alle Vorschläge, alle Berathungen und Verständigungsversuche zu keinem Ergebniß geführt; weder für die Westgrenze noch für die Nordseeküste ist irgend ein positives Resultat erzielt. Wie lange und wie scharf man den Blick auf das Gewirr dieser Verhandlungen richtet: es ist nichts zu gewahren als eine erhöhte Thätigkeit, als eine erhöhte Zuversicht der Mittelstaaten. Im Besitze der größten und zahlreichsten militärischen Kräfte der Welt, kann man in Deutschland nicht zu einem Plane gelangen, wie diese Kräfte für unsere Vertheidigung zu verwenden seien! Noch heute genügt die Rüstung, die bloße Drohung Dänemarks, der Execution mit Krieg zu antworten, um den Executionsbeschluß am Bunde stocken zu machen! Wir würden diese Zögerung begreifen, wenn sich andererseits entdecken ließe, daß man für den Schutz unserer Küsten, für die Verstärkung unserer Flotte thätig wäre. Es geht der letzteren nicht eben allzuviel ab, um den maritimen Mitteln Dänemarks gewachsen zu sein: aber stehen die Anstrengungen, die man in dieser Richtung macht, in irgend einem Verhältniß zu dem Bedürfniß? — —

Die erste der Entscheidungen, welche für die innern Verhältnisse Preußens bevorstanden, ist gefallen. Das Herrenhaus hat eine Majorität für die Annahme der Grundsteuer zu bilden vermocht. Der hohe Adel hat einmüthig für dieselbe gestimmt: die Ritterschaft im Herrenhause hat ihren negativen Standpunkt eigensinnig festgehalten. Unterstützt wurde letztere durch die DD. Stahl und Pernice, durch die Herren Götze und Uhden. Die Vertreter der Ritter-

schaft scheuten es nicht, an ihren Principien festzuhalten, obwohl man sich bei der Stellung, welche die Frage angenommen hatte, mehr als je dem Verdachte aussetzte, ausschließlich an dem eigenen Beutel zu halten. Wenn man uns nun wiederholt auch in diesen letzten Debatten den ökonomischen Ruin, den Untergang des ersten Standes im Staate durch diese neue, unerhörte Confiscation des Eigenthums verkündete, so konnten diese bereits verbrauchten finsteren Weissagungen keinen Eindruck mehr machen. Wie oft ist von derselben Seite her, als es sich um die Gemeinheitstheilungen, dann um die Ablösungen der Dienste und Zinsen handelte, dasselbe Unheil verkündet worden! Nachdem das Ablösungsgesetz vom Jahre 1850 etwa drei Jahre in Wirksamkeit gewesen war, mußten auch die, welche den Untergang des größeren Grundbesitzes so beredt in Aussicht gestellt hatten, anerkennen, daß diesem Besitze keine größere Wohlthat hätte widerfahren können. Es ist keine Frage: mit der Ausgleichung und der mäßigen Erhöhung der Grundsteuer, welche nun eintreten werden, wird dieselbe Erfahrung gemacht werden.

Wir haben nie zu denen gehört, welche die Verwerfung der Grundsteuer wünschten, um so die Regierung in die Lage gesetzt zu sehen, entschiedenere Maaßnahmen gegen das Herrenhaus ergreifen zu müssen. Wir sind nicht Pessimisten, und uns lag, wie überall so auch hier, am Herzen, das Ziel auf dem kürzesten Wege erreicht zu sehen, auf einem Wege, welcher der neuen Maaßnahme zugleich die wenigsten Gegner erweckte. Dem Besonnenen ist der Erfolg, selbst der bescheidenste, — und hier handelt es sich um einen bedeutenden, willkommener, als die vielversprechendste Anweisung auf die Zukunft. Wer vermag die Zwischenfälle, wer vermag die Verwickelungen zu übersehen, welche auch im Laufe nur Eines Jahres eintreten können? Und hatte das Land nicht lange genug auf diese Ausgleichung gewartet, ist nicht mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem dieselbe zuerst angeordnet wurde? Ein großer und werthvoller Fortschritt ist mit diesen Abstimmungen des Herrenhauses endlich eine Wahrheit und ein Besitz des Landes geworden; der alte Hader, welcher die Provinzen und Stände unseres Staats so lange trennte, ist beseitigt. Und wenn die gegenwärtige Session des Landtags kein anderes Resultat herbeiführen sollte als dieses, sie würde dennoch zu den bedeutendsten Momenten unserer parlamentarischen Entwickelung zählen.

Wir bekennen uns zu der Meinung, daß Preußen eine Grundaristokratie besitzt und einer Grundaristokratie *bedarf*. Wir glauben nicht, daß die Interessen und Kräfte des Bürgerthums und des kleineren Grundbesitzes ausreichen, um ein gesundes und volles politisches Leben in unserm Lande nicht blos aufzurichten, sondern regelmäßig und allseitig zu ernähren. Wir müssen die Elemente, welche wir zu einer Aristokratie besitzen, benutzen, wir müssen dieselbe selbst wider ihren Willen zu einer *politischen* machen. Auch in diesem Sinne ist uns die Annahme der Grundsteuer, als die erste und unerläßliche Vorbedingung erwünscht. Aus demselben Gesichtspunkte jedoch halten wir eine *Veränderung in der Zusammensetzung des Herrenhauses* für unerläßlich: nur daß sich diese bei anderem Anlaß besser und milder erreichen lassen wird. Jede künftige Umbildung wird wenigstens nicht an dem schweren und nicht wie-

der zu heilenden Unheil kranken, durch den Kampf der Stände geboten und aus demselben hervorgegangen zu sein. —

Mit der Durchführung der Grundsteuerreform hat sich die gegenwärtige Staatsverwaltung ein bleibendes Denkmal errichtet und Anspruch auf den Dank des Landes erworben. Die Maaßregel ist unermüdlich und umsichtig erwogen und mit fester Hand durchgeführt worden. König Wilhelm hat in dieser Frage gezeigt, daß er des Wahlspruchs Suum cuique und der wahren Tradition des Hauses Hohenzollern eingedenk ist. Die Krone tritt nicht für Einen Stand ein, sie wahrt das Recht und die Interessen aller Stände, sie mißt ihnen mit gleichem Maaße. Wie König Friedrich Wilhelm I. der magdeburgischen, so ist König Wilhelm der Ritterschaft des gesammten Landes mit Ernst und Nachdruck begegnet. Möchte das Ministerium aus diesem großen und schönen Erfolge Kraft und Muth, ein größeres Vertrauen zu sich selbst und den Impuls zu neuen Thaten schöpfen, welche die Lage Preußens und Deutschlands so dringend fordert!

Es ist ein schmerzlicher Anblick, in Zeiten voll der größten und dringendsten Aufgaben, die Thätigkeit eines Mannes, wie des Grafen Schwerin, von Vorgängen in Anspruch genommen zu sehen, welche tief unter seiner sittlichen Sphäre liegen, deren Ursachen längst beseitigt sein sollten. Eben dieser Verzögerung wegen wurden sie von der preußischen Presse zu übertriebenem Umfange angeschwellt, und von dem Preußen feindlich gesinnten Theil der deutschen Presse, von der Presse Englands, mit schlecht verhehlter Genugthuung zum Schaden Preußens ausgebeutet. Man beeifert sich hier, Mißbräuche, welche überall vorkommen, und nicht zum wenigsten gerade in England, in der gehässigsten Weise als den endlich enthüllten eigentlichen Kern preußischen Staatswesens und preußischer Staatsverwaltung in das grellste Licht zu stellen. In der That, es liegt ein tragischer Zug in der Verkettung, in welche diese Dinge durch das πρῶτον ψεῦδος des Ministers des Innern gerathen sind, daß ein Mann von so edler und reiner Gesinnung, wie Graf Schwerin, eine Zeit lang als Vertreter, als Anwalt der Unlauterkeit und des Mißbrauchs erscheinen konnte. Man war gewandt und klug — und der Minister des Innern war arglos und guten Glaubens. So gerieth er in die unhaltbare Position, zwar dem Gerichte seine Beamten von vorn herein zur Verfügung zu stellen, auf dem Wege der Aufsicht und Disciplin von sich aus aber nicht einzuschreiten. Keine Dienstpragmatik wird sich zu dem Grundsatze bekennen, daß die Anklage des Staatsanwalts und das Urtheil der Gerichte die vorgesetzte Instanz der Verwaltung zu ersetzen geeignet seien. Und wenn dieser Grundsatz in keiner Verwaltung, nicht einmal in einem System durchweg gewählter Beamten Anwendung finden kann, so am allerwenigsten in den Fällen, wo es sich weniger um Verletzungen des öffentlichen Rechts, als um Verletzungen der öffentlichen Moral handelt.

Die Irregularitäten der Berliner Polizeiverwaltung waren beim Amtsantritt des Grafen Schwerin kein Geheimniß, die Commune hatte wiederholt beim Ministerium wie bei den Gerichten Schutz gegen Ueberbürdung und Benachtheiligung durch die Polizeibehörde gesucht. Freunde und Parteigenossen machten den Minister des Innern schon im Herbst 1859 auf die Nothwendig-

keit einer ernstlichen Remedur, auf wünschenswerthe Personalveränderungen aufmerksam. Graf Schwerin stellte sich mit jenem Grundsatz hinter die Ereignisse, er gab die ihm zustehende, die ihm obliegende Initiative auf, um sich von den Enthüllungen in's Schlepptau nehmen zu lassen. Den Schriften Eichhoff's folgte der Prozeß Stieber, der Prozeß Stieber rief die Anklagen des Oberstaatsanwalt Schwarck hervor; die Erhebungen über den Stand der Pensionskasse der Schutzmannschaft, über das Verfahren der Criminalpolizei wurden angeordnet. Endlich wurden die Zeugenvernehmungen der städtischen Behörden und deren darauf begründete Anträge die Grundlage für den Prozeß Patzke.

Man sieht, der Minister war genöthigt, Schritt vor Schritt der Anklage zu weichen, statt derselben von Amtswegen zuvorzukommen. Das folgende Aergerniß überbot jedes Mal das vorhergehende, — bis endlich der Chef der Polizeimannschaft im Auslande auf der Flucht ergriffen und zurückgeführt wird!

Es ist, wie wir bereits hervorgehoben haben, die moralische Seite dieser beklagenswerthen Vorgänge, welche das Gewicht derselben ausmacht, welche der öffentlichen Meinung das Recht giebt, strenge zu rügen und energische Abhülfe, volle Genugthuung für das verletzte öffentliche Gewissen zu verlangen, welche die Uebertreibungen der Presse erklärt. Die sittliche Bedeutung dieser Fragen für das Land und den alten Ruf des preußischen Beamtenstandes fordert in der That die unnachsichtigste Sühne.

Der Minister des Innern kann nicht mehr zweifelhaft sein, er kann das Disciplinarverfahren gegen den Polizeipräsidenten von Zedlitz unmöglich auch nur noch einen Tag länger verzögern. Und Graf Schwerin wird — deß' sind wir gewiß — mit derselben Festigkeit, mit welcher er seiner Meinung nach mit Unrecht Angegriffene geschützt hat, die überführte Pflichtvergessenheit zu strafen wissen.

Die juridische Seite der Sache andrerseits möchte kaum von sehr nachhaltigem Belang erscheinen. So weit bis jetzt zu sehen gestattet ist, treffen den Patzke wesentlich zwei Vorwürfe: der Verkauf oder die Vertauschung von Pferden der berittenen Schutzmannschaft, die Attestirung einer falschen Rechnung, endlich, nachdem die Anklage gegen ihn bereits erhoben war, die Ausstellung eines falschen Zeugnisses behufs Erlangung eines Passes in das Ausland. In Bezug auf Vertauschung von öffentlichem Eigenthum hat die neuerdings auf Befehl der Staatsanwaltschaft angestellte Taxirung das Ergebniß geliefert, daß die Werthe im Wesentlichen dieselben seien. In Bezug auf jene Rechnung ist noch nicht ersichtlich, in welchem Maaße das Vergehen der Untergebenen dem Vorgesetzten zur Last fällt. Was die Pensionskasse der Schutzmannschaft betrifft, so hat der Patzke ohne Zweifel von dem Mißbrauche derselben Vortheile gezogen und so viel an ihm war, dazu beigetragen, den wahren Stand der Dinge zu verhüllen. Die bei Weitem schwerere Verantwortung für diese Art von Kassenverwaltung zum Besten von Untergebenen, für diese Art von Fürsorge für deren Wohl, fällt auf den Präsidenten v. Zedlitz. Und wenn Herr Patzke Pferde der Schutzmannschaft vertauscht hat, so hat sich der Polizeipräsident nicht gescheut, an diesem Tauschhandel Theil zu nehmen, d. h. Pferde der Schutzmannschaft zu seinem Gebrauche einzutauschen, statt solches Verfahren eines Untergebenen

zu strafen. Ist die Stadt Berlin in Bezug auf die Remontirung und Uniformirung der Schutzmannschaft wirklich benachtheiligt, so würde der schwerere Theil der Schuld auch in dieser Beziehung auf Herrn v. Zedlitz fallen. In keinem Falle ferner ist der Patzke für die unleugbaren Ausschreitungen der Criminalcommissarien haftbar, welche der Polizeipräsident in weitem Umfange entweder zugelassen, oder abzustellen entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft gehabt hat. Endlich hat der Polizeipräsident sich berechtigt gehalten, die Suspendirung des Patzke, welche ihm aufgetragen war, um zwei Tage hinauszuschieben und demselben, mit dem er während der Suspension dienstlich in keiner Weise zu verkehren hatte, einen Urlaub zu ertheilen, welchen nur das Gericht zu ertheilen befugt war. Der Zweck, zu welchem der Urlaub verlangt wurde, hätte dem Polizeipräsidenten die Augen öffnen müssen, wenn er auch sonst über die Vorschriften des Dienstes und die Befugnisse des Gerichts sich hinwegzusetzen keinen Anstand nehmen wollte. Herr v. Zedlitz hat nach alledem wenigstens kein Recht, sich über den gegen ihn erhobenen Sturm der öffentlichen Meinung zu beschweren, daß er die Justiz offen verhöhnt und an der Flucht des Patzke nicht blos passiv schuldig sei, daß dieselbe offenbar in seinem Interesse gelegen habe u. s. w. — —

Wenden wir uns indeß zurück zu den lichten Punkten in diesen letzten Wochen preußischer Geschichte. Wir haben der Grundsteuer bereits erwähnt: wir fügen die Antwort hinzu, welche die gegen Preußen gerichteten Insolenzen des ersten Ministers Englands in dem Parlamente Preußens, welches doch auch heute noch immer als die vorläufige Vertretung der deutschen Nation gelten muß, erhalten haben. Der edle Lord hatte lange keinen parlamentarischen Erfolg gehabt. Darum war es erforderlich, daß Lord Russel bei bester Gesundheit unpäßlich wurde; der erste Staatssecretär nämlich mußte im Nothfall durch den auswärtigen Minister dem preußischen Cabinet gegenüber desavouirt werden können. Nachdem diese Vorsichtsmaaßregel getroffen war, durfte jener seiner Beredtsamkeit unbesorgt die Zügel schießen lassen. John Bull war glücklich, sich in seinem ausgestoßenen ehemaligen Gardecapitän beleidigt fühlen zu dürfen. Hatte man es doch auch nicht mit Frankreich, sondern nur mit Preußen zu thun, und es war doch von zu großem Vortheil, dem mächtigen Alliirten jenseits des Canals den Beweis führen zu können, daß, wenn man auch genöthigt sei, in der syrischen Frage ihm entgegenzutreten, man doch entfernt nicht daran denke, ihn mit Coalitionen zu bedrohen! Man sei vielmehr darauf bedacht, sich so schlecht wie möglich mit Preußen zu stellen. Dies widerwärtige und niedrige Gebahren wird erst in Zukunft in seinem wahren Lichte und seinem ganzen Umfange erhellen, wenn gewisse Documente, welche mit der Bravour Lord Palmerston's parallel gehen, einmal an's Licht treten sollten.

Herr v. Vincke hat die Ehre Preußens in würdigster Weise gewahrt. Er hat die Engländer von der Verkennung unserer an die Barbarei ihrer eigenen Gesetze gewiesen. Er hat sie an die Geschichte erinnert, wie sie zu Wilhelm von Oranien kamen und die erste Seemacht der Welt wurden. Freilich kennen die Engländer diese Geschichte nicht, weil sie dieselbe nicht kennen wollen. Man hat in England ein kurzes Gedächtniß und ein kurzes Gesicht. Aber Preußen

kann wenigſtens von ſich die Schuld ablehnen, wenn eine wachſende Entzweiung zwiſchen ihm und England Platz greift. Wir ſind im Stande, uns ohne die Flotte Englands zu vertheidigen; England beſitzt keine Armee zur Vertheidigung Londons, außer der preußiſchen, es müßte denn die der Freiwilligen ſein; ſeine reguläre Armee wird durch die Beſetzung der neuen Küſtenbefeſtigungen vollſtändig abſorbirt. Es wäre in der That zu wünſchen, daß John Bull anfinge, ſich größerer Beſcheidenheit zu befleißigen. Wenn der Gipfel der Staatsweisheit darin beſteht, Allianzen mit Frankreich zu ſchließen und dieſelben trotz Allem zu erhalten, ſo ſind auch andere Staaten in der Lage, dieſe Palme zu erringen. Der erſte Staatsſecretär irrt gewaltig, wenn er glaubt, daß Preußen ein für alle Mal zu Englands Verfügung ſtehe. Bleibt England bei ſeiner Haltung in den holſteiniſchen Dingen, ſo ſtehen für Preußen andere Wege offen.

Notizen.

Es geſchieht gegenwärtig in Deutſchland zum erſten Male, daß durch die Betheiligung des ganzen Vaterlandes ein Unternehmen möglich wird, welches der Wiſſenſchaft ebenſo zu Gute kommt wie der Förderung materieller und realer Beziehungen. Wir meinen die Expedition des Herrn von Heuglin nach Centralafrica. Noch vor zehn Jahren wäre die Ausführung nicht denkbar geweſen; erſt jetzt, nachdem auf anderen Gebieten die freie Aſſociation ſich bewährt hat, kann ſie auch benutzt werden als Hebel und Hülfe für die wiſſenſchaftlichen Intereſſen. So ſcheint ſich denn allmählich das zu geſtalten, was uns lange gefehlt hat, eine Vereinigung ſocialer Beſtrebungen mit der eigentlichen Wiſſenſchaft; es hat den Anſchein, als ob ſich an beſtimmten Reſultaten, unleugbar ſelbſt für die, die ſich principiell gegen ſolche Erkenntniß ſperren, der Beweis werde führen laſſen, daß die Freiheit der Geſellſchaft auch dem ſtillen, geiſtigen Wirken, das der Deutſche nun einmal ſein altes, beſtes Erbtheil nennt, vortheilhaft ſein könne. Charakteriſtiſch genug übrigens, daß es gerade die Geographie iſt, der ſich in dieſer Weiſe die praktiſch-populäre Theilnahme zuwendet. Sie iſt in der That eine Weltwiſſenſchaft und eine politiſche Wiſſenſchaft. Nicht nur, daß es uns von Wichtigkeit iſt, die politiſchen und ſocialen Zuſtände Japans zu kennen, über die Fruchtbarkeit der einzelnen Regionen Auſtraliens unterrichtet zu ſein, über Californien ein Urtheil zu haben; ebenſo lohnt es zu wiſſen, wie weit Rußland ſeine Koſackenpickets im Kaukaſus vorſchiebt, oder ob der Suezcanal ausführbar iſt. Die Geographie als Wiſſenſchaft freilich hat es mit noch andern Dingen zu thun. Nicht immer werden dieſelben Leute, welche an den genannten Gegenſtänden regen Antheil nehmen, Reſignation genug haben, über das Intereſſante hinaus auch die Ausbeute der großen, Bahn brechenden Unterſuchungen eines Humboldt und Ritter, die nicht ohne eine gewiſſe Strenge und Energie der Abſtraction zu faſſen ſind, zugleich aufzunehmen. Und wiederum, wer ſich auf dem letzteren Gebiete gern und raſch

zurecht fände, würde er nicht an der Menge statistischer Notizen, die doch unerläßlich sind, Anstoß nehmen? Die Geographie ist als Wissenschaft noch jung; eben deshalb liegen die beiden Seiten ihres Wesens, der constructive Aufbau der inneren Gesetzlichkeit und das zufällige Detail, das fortwährend wechselt, noch ziemlich unvermittelt nebeneinander. Dazu kommt, daß das wissenschaftliche Material unter der Hand der Reisenden und Handeltreibenden, der Exulanten und Missionare fast täglich in unübersehbarer Masse wächst. Es versteckt sich oft unter fremden, uns Deutschen nicht immer zugänglichen Sprachen, z. B. den reichen Arbeiten russischer Gelehrten; es muß in Schriften gesucht werden, die oft nur zufällig dem Geographen in die Hand kommen, wie in Missionsberichten; — der unaufhörlich von allen Seiten zuströmende Stoff wird immer schwerer zu beherrschen. Wer es nichts desto weniger unter solchen Umständen verstünde, die Geographie auch nach ihren unpopulären Seiten populär zu machen, wer es verstünde, die Resultate der heutigen geographischen Forschung dem ganzen gebildeten Theil der Nation zugänglicher zu machen! Es ist das Handbuch der Geographie von Daniel, welches die Aufgabe in ausgezeichneter Weise gelöst hat. Der Stoff ist hier so vertheilt, daß im ersten Bande die außereuropäischen Erdtheile, im zweiten Europa, im dritten Deutschland behandelt wird; das letztere ist also der Mittel- und Höhepunkt der ganzen Darstellung. Die beiden ersten Bände zeigen überall einen feinen Sinn für das Charakteristische, sei es der physischen Natur des Landes, sei es des Culturgrades der Bewohner, eine kundige Hand für lebendige, fast künstlerische Gruppirung und ein wahrhaft beneidenswerthes Talent für den treffenden, plastischen Ausdruck. Von dem letzten Bande sind erst zwei Lieferungen ausgegeben. Bei diesem tritt zu jenen Vorzügen noch ein höherer — warme Liebe für alles Vaterländische, ein reines patriotisches Pathos. Wir hoffen, daß die äußeren Rücksichten, welche für jedes Buch bedeutsam sind, dem Herrn Daniel gestatten werden hier seinen Stoff vollständig zu erschöpfen. Denn wenn schon sonst in seinem Buche überall mit einer kurzen Zeichnung des Volkscharakters eine Uebersicht der historischen Entwickelung des Landes Hand in Hand geht, so steht dies auf vaterländischem Boden ganz besonders zu wünschen. Wir erwarten hier eine runde und lichtvolle Zusammenstellung von dem zu finden, was so vielfach zerstreut über deutsches Wesen, deutsche Sitte und deutsches Streben geschrieben ist. Gar oft trübt sich zwar der Blick für die Gegenstände der nächsten Nähe, der das Entlegene völlig scharf zu erkennen und zu sichten weiß; wo aber, wie bei dem Verfasser, ein lauteres Pathos das Erkennen regelt, da steht nicht zu besorgen, daß einseitige Parteilichkeit der Objectivität Eintrag thun werde.

Wir bezeichneten soeben die statistischen Notizen als ein unvermeidliches Uebel. Allein auch die Statistik in Ehren, wenn sie nicht sowohl mit statistischem als mit historischem Geiste betrieben wird! In diesem Sinn möchten wir recht warm ein Buch empfehlen, das fast durchweg den Charakter einer großen Registrande hat, eines von den Büchern, die um so bequemer für die Benutzer sind, je mehr Mühe sie dem Verfasser gemacht haben: Schultheß, Europäischer

Geschichtskalender. Erster Jahrgang, 1860. Das Werk bietet eine Uebersicht nicht nur sondern eine bis auf den Tag genaue Angabe der Ereignisse des letztverflossenen Jahres und eignet sich zwar für Jeden, der sich für die zeitgenössische Geschichte interessirt, für Niemand aber mehr als für die Abgeordneten der verschiedenen Landesvertretungen. Herr v. Sybel hat auf Wunsch des Verlegers dem Buche eine Vorrede beigegeben, in welcher mit Recht hervorgehoben wird, daß die Sammlung mit großer Sorgfalt angelegt, daß kaum etwas Wesentliches übersehen und daß die Auswahl des Gebotenen mit großer Umsicht getroffen ist. Das Buch hat Aehnlichkeit mit dem Annual register sowie dem Annuaire der Revue des deux mondes, tritt aber in bescheidenerer Form und beschränkterem Umfange auf. Der Inhalt gliedert sich nach sieben Abschnitten: 1) Chronik der Ereignisse im europäischen Staatensystem 1860; 2) Chronik der Ereignisse in Deutschland im Jahre 1860; 3) Chronik der Ereignisse in Oesterreich i. J. 1860; 4) Uebersicht der Börsencourse in London, Paris und Wien; 5) Rückblick auf die Ereignisse des Jahres 1859; 6) Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1860 in ihrem Zusammenhange; 7) Garibaldi, eine psychologisch-biographische Studie von Hermann Reuchlin. Was die ersteren Abschnitte anbelangt, so sagt die Vorrede nicht zuviel, wenn sie anerkennt, daß kaum eine größere Anzahl von wichtigen Actenstücken, diplomatischen Depeschen und parlamentarischen Vorlagen auf engerem Raume und mit richtigerer Einsicht zur Anschauung gebracht werden konnte. Von ebenso entscheidendem Werthe für die Brauchbarkeit der Arbeit ist aber die volle Unparteilichkeit, deren sich der Verfasser befleißigt hat. Wir loben hier, was wir an einem wirklichen Geschichtswerke nicht loben würden; denn nur so kann ein derartiges Unternehmen die weiteste Verbreitung finden und Männern von allen Parteinüancen zum Wegweiser und Führer werden. Die biographische Studie über Garibaldi von dem Geschichtschreiber Italiens — im Grunde nicht zu der Aufgabe des Unternehmens gehörend — ist nichts desto weniger eine dankenswerthe Zugabe. Der Rückblick auf die letztvergangenen Jahre kann im nächsten Jahrgange wegfallen, womit für ähnliche Skizzen sowie für eine speciellere Darstellung der einzelnen Landesgeschichten, für statistische und finanzielle Uebersichten Raum gewonnen wird. Denn freilich, viel stärker möchten wir das bevorstehende Heft schon der Handlichkeit wegen nicht wünschen. Ueberhaupt wird erst ein wiederholtes Erscheinen dem Buche die rechte Form und Regel geben. Wir enthalten uns also weiterer Rathschläge und fügen nur noch das Eine hinzu, daß, wenn auch Angaben genealogischen Inhaltes oder über Budgets und den Bestand der Heere und Flotten in Aussicht gestellt werden, die letzteren etwas anderes als die des genealogischen Kalenders redigirt werden mögen, bei dem sie nur eine zufällige Beigabe ausmachen.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Ferdinand Chriſtian Baur.

I.

Unſere proteſtantiſche Theologie befindet ſich bekanntlich ſeit längerer Zeit in einer eigenthümlichen Lage. Schleiermacher und Hegel hatten den Frieden zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Religion, jeder in ſeiner Weiſe, verkündet, und die Mehrzahl ihrer Anhänger ließ ſich gerne überreden, daß der Zwieſpalt beider Mächte nun auf ewige Zeiten beigelegt, oder daß wenigſtens die ſichere Grundlage für eine ſolche Beilegung gefunden ſei. Aber dieſer Glaube erwies ſich bald genug als eine Täuſchung. Schon das war von bedenklicher Vorbedeutung, daß die zwei Friedensſtifter über die Bedingungen des Vertrags nichts weniger als einig waren. Noch weit verhängnißvoller war aber, was ſich bald herausſtellte, daß auch keiner von beiden mit ſich ſelbſt einig war, daß der Eine wie der Andere aus ſeinen Vorausſetzungen ganz andere Folgerungen hätte ableiten müſſen, daß die angebliche Uebereinſtimmung der wiſſenſchaftlichen Forſchung und der religiöſen Ueberlieferung in beiden Syſtemen nur durch widerſpruchsvolle Vereinigung des Unvereinbaren, durch unkritiſche Verkennung des Thatbeſtandes, durch willkürliche Umdeutung des geſchichtlich Gegebenen und zweideutige Unbeſtimmtheit der philoſophiſchen Begriffe erreicht war. So brach denn der kaum beruhigte Streit auf's Neue, und ſo heftig als je, aus. Eine Minderheit unter den Theologen wagte es, alle die Folgerungen zu ziehen, welche ſich ihr aus den Vorausſetzungen der Schleiermacher'ſchen Theologie und der Hegel'ſchen Religionsphiloſophie, und aus dem ganzen Standpunkt der neueren Wiſſenſchaft überhaupt für die chriſtliche Religion, ihre Geſchichte und ihre heiligen Schriften zu ergeben ſchienen; ſie verlangte, daß über die Wahrheit der Lehren, über die Richtigkeit der Ueberlieferungen, einzig und allein nach wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkten entſchieden, daß die Kritik, welcher ſelbſt ein ſo hervorragend kritiſcher Kopf, wie Schleiermacher, immer wieder die gefährlichſten Spitzen umgebogen hatte, rückſichtslos durchgeführt, in das Verhältniß des poſitiven Glaubens zur Wiſſenſchaft die volle Klarheit gebracht werde. Je nachdrücklicher aber dieſe Minderheit vorwärts drängte, um ſo ſehnſüchtiger wandte die überwiegende Mehrheit der Theo-

logen, gleich unfähig, jenen zu folgen und sie wissenschaftlich zu widerlegen, ihre Blicke rückwärts. Jene dämmernde Unbestimmtheit, jene gemüthliche oder scholastische Halborthodoxie, bei welcher sich bisher die Meisten so wohl befunden hatten, wurde immer unmöglicher. Die Mittelpartei, wie sie sich aus der Fusion von ehemaligen Rationalisten und Supranaturalisten, aus der Hegel'schen Rechten, vor Allem aber aus der zahlreichen Schleiermacher'schen Schule gebildet hatte, verlor Schritt für Schritt den Boden unter den Füßen; das heranwachsende Geschlecht begann sich von diesem überwundenen Standpunkt abzuwenden, und sich seiner Mehrzahl nach unter der Fahne der Orthodoxie und der confessionssüchtigen Hyperorthodoxie zu sammeln, welche unter dem ergiebigen Schutze reactionärer Regierungen bald aller Orten üppig aufschoß; die Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen, die Schwachen und Auctoritätsbedürftigen unter den Anhängern der bisherigen Parteien wußten sich oft wunderbar schnell von der Nothwendigkeit des „Fortschritts" von Schleiermacher zu Calov, von Hegel zur Concordienformel, zu überzeugen; und bald genug hatte man in den weitesten Kreisen auch praktisch zu erfahren, was es heißt, wenn dogmatische Fanatiker und unduldsame Hierarchen die Leitung von Kirche und Staat in die Hand bekommen. In der neuesten Zeit hat nun allerdings der gesunde Sinn des Volkes und die bessere Einsicht mancher Regierungen dieser orthodoxen Hochfluth einen Damm entgegengestellt, und bereits beginnt sie wieder sich zu verlaufen. Nur um so deutlicher sieht man aber, welche Verwüstungen sie in den Köpfen und in den Herzen angerichtet hat. Während alle übrigen Wissenschaften fortschritten, ist die Theologie in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Vertreter zurückgegangen. Einzelne allerdings haben unbeirrt und unverdrossen in rein wissenschaftlichem Sinn an den Forschungen über das Christenthum und seine Geschichte fortgearbeitet; weit die Meisten dagegen überließen sich widerstandslos der orthodoxen Zeitströmung, oder sie erhoben sich höchstens zu jener halben und mattherzigen Freisinnigkeit, welche in den Außenwerken des dogmatischen Systems mit dem angenehmen Bewußtsein ihrer Wissenschaftlichkeit spielt, in den Hauptsachen dagegen kaum weniger befangen, weniger unzugänglich für Gründe, weniger empfindlich gegen Widerspruch ist, wie die Orthodoxie in allen Theilen; welche ein Aeußerstes gethan zu haben glaubt, wenn sie die Unterscheidungslehren der protestantischen Hauptkirchen unionistisch zurückstellt, aber doch nie dazu kommt, die Religion überhaupt aus ihren psychologischen und die positive Religion aus ihren geschichtlichen Gründen rein wissenschaftlich zu erklären. Von Seiten ihrer Gesinnung und ihrer praktischen Wirksamkeit sind unter den Mitgliedern dieser Mittelpartei nicht wenige höchst ehrenwerth und den orthodoxen

Fanatikern gegenüber geradezu unschätzbar; aber die principielle Unhaltbarkeit ihrer Stellung dürfen wir deshalb nicht verkennen, und einer Theologie, welche zwischen dieser wissenschaftlichen Halbheit und zwischen der orthodoxen Abkehr von aller Wissenschaft getheilt ist, wie dies der durchschnittliche Charakter der gegenwärtigen protestantischen Theologie ist, können wir nicht viel Gutes weissagen.

Je seltener aber heutzutage die Theologen geworden sind, welche die wissenschaftliche Aufgabe ihres Fachs rein auffassen und ohne Nebenrücksichten verfolgen, um so lieber wird man bei dem Bilde eines Mannes verweilen, der gerade in dieser Beziehung in der jüngsten Vergangenheit ganz einzig dasteht. Und das um so mehr, wenn sich in diesem Bilde zugleich ein bedeutender, und seinem Gehalte nach vielleicht der wichtigste Abschnitt aus der Geschichte der neuesten Theologie zur Anschauung bringt; und wenn andererseits den wissenschaftlichen Leistungen persönliche Eigenschaften zur Seite stehen, welche uns in dem Gelehrten, dessen Wissen, in dem Forscher, dessen Geist wir bewundern, zugleich auch den edeln und liebenswürdigen Menschen verehren lassen. Eben dies ist aber bei dem Manne der Fall, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind. Um ihn freilich nach allen diesen Seiten hin erschöpfend zu schildern, wäre mehr Raum erforderlich, als wir hier für uns in Anspruch nehmen dürfen. Die vorliegende Darstellung gilt ihrer Hauptabzweckung nach zunächst Baur's wissenschaftlichen Arbeiten: sie soll an der Hand seiner Schriften die allmähliche Entwickelung seiner Geschichtsansicht und seines theologischen Standpunkts nachweisen, und eben damit dem Leser von der Entstehung und dem Inhalt der Forschungen, durch welche er in die Theologie unserer Zeit so tief eingegriffen hat, eine genauere Vorstellung gewähren. Aber doch wollen und dürfen wir es nicht unterlassen, ihm auch die Persönlichkeit des Mannes vorzuführen, mit dessen Geistesarbeit wir ihn bekannt machen möchten. Mit diesem biographischen Theil unserer Aufgabe — wofür uns theilweise der Nekrolog im „Schwäbischen Merkur," Februar 1861 den unmittelbaren Anhalt gewährt — werden wir uns zunächst beschäftigen.

Baur wurde den 2. Juni 1792 in dem würtembergischen Dorfe Schmiden, nahe bei Stuttgart, geboren, in welchem sein Vater das Amt des Ortspfarrers bekleidete; seine Knabenjahre verlebte er aber größerentheils in Blaubeuren, einem romantisch gelegenen Städtchen am südlichen Fuß der schwäbischen Alp, zwei Meilen von Ulm, wohin der Vater im Jahre 1800 als Decan befördert worden war. Im elterlichen Hause waltete ein ernster und verständiger Geist: Vater und Mutter in ihrer Art beide gleich tüchtig, die Mutter nicht ohne einen Anflug von Schwer-

muth, die Erziehung der Kinder auf Einfachheit, Gehorsam, Fleiß, strenge Gewissenhaftigkeit gerichtet. Schon der Knabe zeigte einen ernsten Sinn, und bei hervortretender Neigung zu geistiger Beschäftigung wenig Bedürfniß nach Umgang mit Kameraden; eine natürliche Schüchternheit, wie man sie bei dem kühnen Kritiker, der er später wurde, nicht gesucht hätte, wie sie aber auch bei einem Kant, einem Calvin und manchem Andern mit dem höchsten moralischen und wissenschaftlichen Muthe verbunden war, hat ihn noch im Mannesalter nicht verlassen, und sie hing bei ihm mit einer Feinheit und Empfindlichkeit des Gefühls zusammen, welche auch für die wissenschaftliche Ausrüstung des Kritikers, für jene geistige Spürkraft, deren er zu seinem Geschäfte bedarf, nicht ohne Bedeutung ist. Baur's Vater war ein Mann von großer Pflichttreue und unermüdlichem Fleiße; die gleichen Eigenschaften entwickelten sich frühzeitig auch in dem Sohne. Seinen Unterricht erhielt dieser bis in sein vierzehntes Jahr von dem Vater, welcher denselben neben einem geschäftsvollen Amte mit aufopferndem Eifer ertheilte; dann wurde er den Seminarien übergeben, in denen bekanntlich bis auf den heutigen Tag der größere Theil der würtembergischen Theologen die Gymnasial- und Universitätsstudien zu machen pflegt. In Würtemberg nennt man diese in ehemaligen Klöstern errichteten Anstalten schlechtweg Klöster; und in jener Zeit hatten sie wirklich noch, namentlich die „niederen," für die Zeit vom vierzehnten bis achtzehnten Jahre bestimmten, eine durchaus klösterliche Einrichtung und Disciplin, unter welcher die jungen Leute, wenn sie von pedantischen Vorgesetzten gehandhabt wurde, oft nicht wenig zu leiden hatten. Auch Baur machte diese Erfahrung, als er im Jahre 1805 in das „Kloster" seiner Vaterstadt Blaubeuren eintrat. Mildere Vorgesetzte und bessere Lehrer fand er nach zwei Jahren in dem Kloster Maulbronn und als er 1809 in das Tübinger Seminar überging, standen die Beschränkungen, welcher auch diese Anstalt ihre Zöglinge unterwarf, dem mäßigen Antheil am akademischen Leben, über den seine Wünsche nicht hinausgingen, nicht im Wege. Bisher war von ihm fast ausschließlich die classische Philologie getrieben, und zu den soliden Kenntnissen, welche Baur auf diesem Gebiete besaß, der Grund gelegt worden; jetzt sollten, der bestehenden Studienordnung gemäß, zunächst zwei Jahre durch philosophische, in zweiter Reihe auch durch historische und philologische, sodann drei weitere Jahre durch theologische Studien ausgefüllt werden. Baur widmete sich den einen wie den andern mit der vollen Arbeitslust und Beharrlichkeit, die ihm schon frühe zur anderen Natur geworden war und beim Abgang von der Universität hatte er sich unter mehreren talentvollen Altersgenossen so emporgearbeitet, daß er entschieden als der kenntnißreichste und wissenschaftlich bedeutendste von ihnen aner-

kannt war. In der Richtung seiner Studien tritt, so weit wir darüber unterrichtet sind, das doppelte Interesse für die Philosophie und für die Geschichte der Religion und der Theologie hervor. Dort waren es, unter den alten Philosophen Plato, unter den neueren Fichte und Schelling, die seinem idealen Sinn am Meisten zusagten; auf seine Beschäftigung mit der historischen Theologie hatte E. G. Bengel den größten Einfluß, ein Vertreter der Storr'schen Theologie, aber zugleich auch ein Schüler der Kantischen Philosophie, welcher sich, wie Strauß in seinem Leben Märklin's sich ausdrückt, „zwar auf dem Gebiete des kirchlichen Supranaturalismus, doch nicht weit von der Grenze des Rationalismus, niedergelassen hatte." Wir werden später finden, wie Baur damals diese ungleichartigen Elemente in einem philosophisch gefärbten, aber von seiner späteren kritischen Freiheit doch weit abliegenden Supranaturalismus zu verknüpfen versuchte.

Nach seinem Abgang von der Universität (1814) wirkte er zunächst zwei Jahre lang als Hülfsprediger und als Hülfslehrer an einem der niederen Seminare; schon 1816 kehrte er aber als Repetent nach Tübingen und in das evangelische Seminar zurück. Nur kurze Zeit indeß sollte er hier verweilen. Im Juli 1817 starb sein Vater, welchem die Mutter schon zwei Jahre früher vorangegangen war. Von sechs Geschwistern war er das älteste und das einzige, welches halbwegs versorgt war. Die Rücksicht auf diese Lage der Familie wirkte dazu mit, daß dem erst fünfundzwanzigjährigen jungen Mann eine der zwei eben damals an dem Seminar zu Blaubeuren neu zu besetzenden Professuren übertragen wurde. Auch im Interesse der Anstalt hätte aber keine bessere Wahl getroffen werden können. Man lasse sich von Strauß (in seiner Schrift über Märklin S. 16 ff.) erzählen, wie belehrend und anregend Baur's Unterricht in jener Zeit war, wie bedeutend seine sittlich ernste Persönlichkeit, der ideale Schwung seines Geistes, das lebendige Vorbild von Fleiß und Berufstreue, welches er gab, auf die Zöglinge der Anstalt einwirkte, und man wird die Anhänglichkeit verstehen, mit der ihm die Mehrzahl seiner damaligen Schüler lebenslang zugethan blieb. Seine persönlichen Verhältnisse gestalteten sich während der neun Jahre, die er als Seminarprofessor in Blaubeuren zubrachte, sehr erfreulich: er gründete sich durch seine Verheirathung ein Familienleben, dessen Glück in diesem ganzen Zeitraum durch keinen ernstlichen Unfall getrübt wurde, er hatte angenehme gesellige Verhältnisse, und namentlich an seinem Freund Kern einen Collegen, wie er selbst und die Anstalt ihn sich nicht besser wünschen konnte; er erfreute sich mit empfänglichem Sinn der Reize, welche die frische Gebirgsnatur seiner Heimath in reichem Maaße darbot. Auch für seine wissenschaftliche Entwicklung, seine Aner-

kennung in der gelehrten Welt und seine spätere Lebensstellung war dieser Abschnitt seines Lebens von entscheidender Bedeutung. Durch Schleiermacher's Glaubenslehre (1821), in die er sich sofort mit eindringendem Verständniß vertiefte, gewann er einen festen Mittelpunkt für seine wissenschaftliche Ueberzeugung; in ihr fand er ein System, welches ihn von dem Supranaturalismus der Tübinger Schule für immer befreite, welches seinem philosophischen und seinem theologischen Bedürfniß gleich sehr und gleich befriedigend entgegenkam; mit dem Geiste dieses Systems durchdrang er sich so gründlich, und auch als er in der Folge seinen einzelnen Lehrbestimmungen mit selbständiger Kritik entgegentrat, der Hegel'schen Philosophie größeren Einfluß verstattete, und in der historischen Kritik weit über Schleiermacher hinausging, blieb er doch diesem Geist seiner Lehre so getreu, daß wir ihn, wenn er überhaupt nach einem Vorgänger genannt werden sollte, nach keinem Anderen eher, als nach Schleiermacher, nennen würden. Unter diesem Einfluß verfaßte er nun das Werk, mit dem er seine schriftstellerische Laufbahn zuerst in selbständiger Weise eröffnete, seine „Symbolik und Mythologie" (3 Bde. 1824 ff.). Dieses Werk, dessen Bedeutung man nur nicht an dem heutigen Stand der religionsgeschichtlichen Forschung messen darf, legte für die Gelehrsamkeit und den Geist seines Verfassers ein so entschiedenes Zeugniß ab, daß es wesentlich dazu beitrug, in dem Lebensgang desselben eine Wendung herbeizuführen, welche nicht allein für ihn selbst, sondern für die ganze Theologie unserer Zeit von hoher Wichtigkeit wurde.

Im März 1826 war durch Bengel's plötzlichen Tod die Lehrstelle für historische Theologie in Tübingen erledigt worden. Unter den Männern, welche für dieselbe in's Auge zu fassen seien, wurde von Anfang an Baur genannt, und die Studirenden erbaten ihn sich bei der vorgesetzten Behörde zum Lehrer. Die theologische Facultät freilich hatte bei aller wissenschaftlichen Anerkennung gegen die Reinheit seines Supranaturalismus Bedenken, die auf ihrem Standpunkt auch nicht ohne Grund waren, und brachte einen Anderen in Vorschlag. Allein die Regierung griff durch, Baur wurde, da auch noch eine zweite theologische Lehrstelle sich aufthat, zugleich mit Kern, als Professor der Theologie nach Tübingen berufen. Hiermit war er auf den Platz gestellt, an welchem, und der Wissenschaft zurückgegeben, in welcher sich ihm der bedeutendste Wirkungskreis darbot. Auch äußerlich angesehen brachte die Veränderung seiner Lage so viel Ehre und Vortheil, daß sie jeder Andere mit beiden Händen ergriffen haben würde. Er selbst jedoch, in seiner hohen Anspruchslosigkeit und seiner selbstlosen Gewissenhaftigkeit, faßte nur die Pflichten, die sie ihm auferlegte, nicht die Vortheile, die sie gewährte, in's Auge; und wie er nicht das

Mindeste gethan hatte, um sie herbeizuführen, so wußte er sich auch über seine eigene Befähigung für die schwierige Aufgabe nicht zu beruhigen; ja er war bereits in der Residenz angekommen, um sich die ihm zugedachte Beförderung zu verbitten, als er hörte, die Sache sei nicht mehr zu ändern. Aber noch nach seiner Ernennung schreibt er seinem vertrautesten Freunde: es ergreife ihn ein ganz beengendes Gefühl, wenn er bedenke, ob er bei aller Anstrengung auch nur theilweise sich und Andere zu befriedigen im Stande sein werde. So weit war er nicht blos von Selbstüberhebung, sondern sogar von dem Selbstvertrauen entfernt, zu dem er vollkommen berechtigt gewesen wäre, und so wenig hat er sich zum theologischen Lehrberuf gedrängt.

Dieser Beruf indeß war ihm nun einmal übertragen: er konnte sich fortan nur verpflichtet fühlen, mit Aufbietung aller seiner Kräfte und ohne alle Nebenrücksichten darin zu arbeiten. Im Herbst 1826 traf er in Tübingen ein, und mit dem angestrengtesten Fleiße warf er sich sofort in die theologischen Studien, welche er freilich auch bisher schon neben den philologischen und historischen fortgeführt hatte, um sich des ausgedehnten Gebiets, dessen Vertretung ihm zugefallen war, selbständig zu bemächtigen. Seine Hauptlehrfächer waren Kirchen- und Dogmengeschichte; ferner Symbolik, neutestamentliche Exegese, Einleitung in's Neue Testament, neutestamentliche Theologie, längere Zeit auch protestantisches Kirchenrecht. Mit der theologischen Professur war ferner der Beruf eines Frühpredigers verbunden, in dem er sich erst in vorgerückteren Jahren durch jüngere Kräfte vertreten ließ. Dazu kam seit 1837 die Theilnahme an der Leitung des evangelischen Seminars, welcher er sich bis zu seinem Tode mit lebhaftem Interesse gewidmet hat. Erwägt man dabei noch seine ungewöhnlich fruchtbare, auf der gründlichsten gelehrten Forschung beruhende schriftstellerische Thätigkeit, so kann man sich von der Arbeit einen Begriff machen, deren es bedurfte, um so gehäuften Anforderungen zu genügen. Daran ließ es nun aber Baur auch nicht fehlen, und mit seinem durchgreifenden Geiste hatte er sich nicht blos in seine Lehrfächer rasch eingearbeitet, sondern bald fand er auch die Muße, um die Reihe jener Schriften zu beginnen, welche ihm in der Geschichte der deutschen Theologie eine so bedeutende Stelle erworben haben. Seine Forschungen galten zunächst der Geschichte der alten Kirche und einigen mit ihr verknüpften Fragen der neutestamentlichen Kritik. Auf die Programme über Gnosticismus und Arianismus (1826 ff.) folgte 1831 die schöne Untersuchung über das manichäische Religionssystem, 1835 die wichtige Schrift über die christliche Gnosis; in dieselben Jahre gehören, um Anderes zu übergehen, die grundlegenden Abhandlungen über die Christuspartei in Korinth (1831), über

die Ebioniten (1831), über die Pastoralbriefe (1835), über den Zweck des Römerbriefes (1836), welche bereits die leitenden Gedanken seiner späteren umfassenden Geschichtsconstruction aussprechen, und ihre ersten Grundlinien entwerfen. Dazwischen nahm eine confessionelle Fehde seine Mitwirkung in Anspruch. Um die Angriffe der Möhler'schen Symbolik gegen den Protestantismus und seine Lehre zurückzuweisen, schrieb Baur seinen „Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus," der 1833 in erster, 1836 in zweiter, erweiterter Ausgabe erschien.

In dieser Schrift tritt nun neben dem Schleiermacher'schen zuerst auch der Einfluß des Hegel'schen Systems bei Baur hervor. Er war diesem System zunächst durch Hegel's Vorlesungen über die Religionsphilosophie, dann auch durch andere von seinen Schriften näher gekommen, und er hatte sich aus demselben so viel angeeignet, daß ihn ferner Stehende nicht selten geradezu der Hegel'schen Schule zuzählten. Was ihn darin anzog, war vor Allem die großartige, mit seinen eigenen Bestrebungen durchaus übereinstimmende Auffassung der Geschichte, die Idee einer innerlich nothwendigen, mit immanenter Dialektik sich vollziehenden, alle Momente, welche im Wesen des Geistes liegen, nach einem festen Gesetz zur Erscheinung bringenden Entwickelung der Menschheit. So unstreitig aber die Hegel'sche Philosophie nach dieser Seite hin auf seine eigene Geschichtsbehandlung eingewirkt hat, so ist doch — wir wiederholen es — dieser Einfluß lange nicht so hoch anzuschlagen, als der des Schleiermacher'schen Systems. Dieser traf ihn, noch ehe er den Schwerpunkt für seine eigenen Bestrebungen gefunden hatte, er bot ihm ein wesentlich neues Princip; jener konnte dem gereifteren Mann, welcher sich schon selbständig seinen Weg gesucht hatte, mehr nur eine Unterstützung und wissenschaftliche Formulirung dessen gewähren, was er der Sache nach bereits hatte.

Wie aber bei ihm schon von Hause aus der Neigung und Befähigung zu umfassenden historischen Combinationen ein ebenso ausgeprägtes kritisches Talent und Bedürfniß das Gleichgewicht hielt, so brachten ihm die gleichen Jahre auch nach dieser Seite die bedeutendste Förderung durch das in der Geschichte der Evangelienkritik epochemachende Werk von Strauß, das Leben Jesu (1835 f.). Auch hier ist man zwar viel zu weit gegangen, wenn man die Sache bisweilen so dargestellt hat, als ob Baur in der Kritik nur der Schüler seines Schülers gewesen wäre. Dies ist durchaus unrichtig. Schon vor Strauß hatte er in der neutestamentlichen Kritik den Weg betreten, dem er auch seitdem treu blieb, und in tiefgreifenden Erörterungen den Satz, welcher den Ausgangspunkt seiner späteren Combinationen bildet, daß der Gegensatz des Paulinismus und Ebionitis-

mus der Grundgegensatz innerhalb des ältesten Christenthums sei, festgestellt; er hatte diesen seinen Gedanken bereits auch für die Untersuchung über einige neutestamentliche Schriften in einer Weise benützt, durch die er sich als einen Meister der historischen Kritik bewährt hatte. Aber zur vollen Reife und rücksichtslosen Durchführung kam sein kritischer Standpunkt doch erst in den Jahren nach dem Erscheinen des Lebens Jesu. Dieses Werk gab ihm nicht allein den nächsten Anstoß, sich der Evangelienfrage zuzuwenden, der er freilich auf die Dauer keinesfalls hätte fern bleiben können, sondern es verhalf auch durch seine unerbittliche Prüfung der evangelischen Berichte und der Ansichten über diese Berichte seiner eigenen Kritik zu einer Freiheit und Kühnheit, von der wir nicht wissen können, in welchem Umfang und wie bald sie ihr ohne diesen Vorgang zu Theil geworden wäre.

Baur stand jetzt in der vollen Kraft des männlichen Alters; die angestrengte Arbeit vieler Jahre stellte ihm ein aus den Quellen geschöpftes gelehrtes Material zur Verfügung, wie sich dessen wenige Theologen rühmen konnten; seine gründlich und stetig sich entwickelnde Natur war unter gewissenhafter Benutzung und Verarbeitung alles dessen, was ihr die gleichzeitige Wissenschaft darbot, mit sich selbst zum Abschluß gekommen, so weit von einem solchen bei einem so rastlos vorwärtsstrebenden Geist überhaupt die Rede sein konnte; es war zugleich für diejenige Seite seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, durch die er vor Allem in die Geschichte der protestantischen Theologie eingreifen sollte, durch die neueste kritische Bewegung der Boden bis in die Tiefe gelockert. Hatte er bisher schon die Früchte seines Fleißes nach Kräften auch für das größere Publicum verwerthet, so begann jetzt für ihn eine Zeit der großartigsten schriftstellerischen Productivität, und Schlag auf Schlag folgten sich die Werke, in welchen theils die ganze Geschichte der christlichen Lehrbildung durchgearbeitet, theils im Besonderen die theologische und kirchliche Entwicklung der ältesten Kirche und die Entstehung der neutestamentlichen Schriften in Untersuchung gezogen wurde. Im Jahre 1838 erschien die Geschichte der Lehre von der Versöhnung und die Abhandlung über den Ursprung des Episkopats; 1841 bis 1843 das dreibändige gelehrte Werk über die Geschichte der Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes; 1845 die Schrift über den Apostel Paulus, Baur's Lieblingswerk, in das er seine ersten bahnbrechenden Untersuchungen über das älteste Christenthum aufgenommen hatte; 1844 die umfangreiche Abhandlung über die Composition und den Charakter des Johanneischen Evangeliums, welche er in neuer Bearbeitung mit einer zweiten (v. J. 1846) über Lucas und mit den entsprechenden Erörterungen über Matthäus und Marcus 1847 in den „Kritischen Un-

terſuchungen über die kanoniſchen Evangelien" zuſammenfaßte; 1847 das Lehrbuch der Dogmengeſchichte, das 1858 eine zweite, bedeutend erweiterte Auflage erfuhr; 1851 die Monographie über das Marcusevangelium. Dazu die Streitſchrift gegen Thierſch (1846), die Unterſuchung über die Ignatianiſchen Briefe (1848) und eine große Anzahl einzelner Abhandlungen aus dem Gebiete der Kirchen- und Dogmengeſchichte, der Symbolik, der Geſchichte der Philoſophie, der neuteſtamentlichen Kritik und Exegeſe, welche den 1842 begonnenen, ſeit 1847 von Baur mitherausgegebenen Theologiſchen Jahrbüchern einverleibt wurden. Wenn wir den Umfang dieſer Arbeiten, die Maſſe des gelehrten Wiſſens, die Fülle ſcharfſinniger Unterſuchungen, neuer und eingreifender Gedanken erwägen, die darin niedergelegt ſind, ſo werden wir dem Fleiß und der Geiſteskraft ihres Urhebers unſere Bewunderung nicht verſagen.

Und dies um ſo weniger, da es Baur keineswegs vergönnt war, ſich in ungetrübter Muße der wiſſenſchaftlichen Arbeit zu widmen. Gerade die Jahre, deren literariſchen Ertrag wir ſoeben aufgezählt haben, waren ihm durch eine Reihe ſchmerzlicher Erlebniſſe, hartnäckiger Kämpfe und vielfacher Widerwärtigkeiten erſchwert. In ſeiner Familie erlitt er (Novbr. 1839) durch den Tod ſeiner trefflichen Gattin einen unerſetzlichen Verluſt. Seine zwei vertrauteſten Freunde, ſein theologiſcher College Kern und der wackere würtembergiſche Hiſtoriker Heyd, ſtarben in Einem Jahre (1842), und die aufrichtigſte Verehrung jüngerer Männer konnte für die bewährten Altersgenoſſen doch nur unvollſtändigen Erſatz geben. Seine kritiſchen Anſichten riefen Angriffe hervor, welche nicht ſelten durch ihre ketzerrichteriſche Gehäſſigkeit weit über die Grenzen der wiſſenſchaftlichen Polemik hinausgingen; den Reigen führte, wie billig, ſchon im Jahre 1836 die Evangeliſche Kirchenzeitung, gegen die er ſich in einer eigenen Flugſchrift vertheidigte. Die gleichen Kämpfe wiederholten ſich aber auch in nächſter Nähe im Schooße der akademiſchen Behörden und namentlich innerhalb der theologiſchen Facultät ſelbſt. Je bedeutender Baur's ſchriftſtelleriſche und akademiſche Wirkſamkeit ſich entwickelte, je unbedingter der Beifall ſeiner Zuhörer ihr entgegenkam, um ſo mehr glaubten die Wächter der Rechtgläubigkeit ſich berufen, ihm jeden Fuß breit von ihrem vermeintlichen Eigenthum ſtreitig zu machen, ſeinen Anſichten den Eingang mit allen Mitteln zu erſchweren; und da ſich die würtembergiſche Regierung ſehr bald mit vollen Segeln in dieſe Bahn treiben ließ, ſo hatten ſolche Bemühungen natürlich, was den äußeren Erfolg betrifft, gewonnenes Spiel. Konnte man ihm ſelbſt auch nicht viel anhaben, ſo hatte man doch die Macht in Händen, ſeinen Schülern und Freunden das Leben ſauer zu machen, ihnen jedes Lehramt, nicht blos in der theologiſchen, ſondern auch

in der philosophischen Facultät, welches auch ihre akademischen Erfolge und ihre wissenschaftlichen Leistungen sein mochten, zu verschließen, sie durch beharrliche Zurücksetzung in's Ausland zu treiben, selbst einen schon Angestellten für einige Zeit wieder aus seiner Stellung zu verdrängen. Für Baur waren solche Erfahrungen nicht minder schmerzlich, als wenn sie ihn selbst unmittelbar betroffen hätten; und am allerwenigsten konnte er sich, bei seiner durch und durch ehrenhaften Gesinnung, über die Unredlichkeit der Mittel wegsetzen, deren man sich nicht selten gegen ihn und seine Freunde bediente. Doch auch diese Kämpfe verloren mit der Zeit viel von ihrer Schärfe. Stand auch Baur mit seinen Ansichten in seiner Facultät fortwährend allein, so bildeten sich doch wieder befriedigendere persönliche Verhältnisse, nachdem diese fast ausschließlich mit früheren Schülern von ihm (wenn auch nicht Männern seiner Richtung) besetzt war; und hatte er auch immer noch von Zeit zu Zeit bald zu freundschaftlicher Verständigung, wie in dem Sendschreiben an Hase (1855), bald zu gewaffneter Abwehr, wie in der „Tübinger Schule" (1859, 2. Aufl. 1860), die Feder zu ergreifen, nahmen auch die unwissenderen und hochmüthigeren unter seinen Gegnern nicht selten die Miene an, seinen Standpunkt als etwas längst Abgethanes zu behandeln, so konnten sich doch Unbefangenere der Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung immer weniger entziehen: die theologische Welt gewöhnte sich allmählich daran, daß in ihren Grenzen auch eine Richtung, wie die seinige, da sei, und außerhalb derselben fanden seine Bemühungen, die Urgeschichte des Christenthums aufzuhellen, nicht selten eine vorurtheilsfreiere Würdigung, als sie ihnen von theologischer Seite zu Theil wurde.

Auch Baur's eigene Arbeiten nahmen im letzten Jahrzehent seines Lebens eine Richtung, welche ihn Manchen, die sich bisher gleichgültig oder widerwillig von seinen Bestrebungen abgewandt hatten, näher zu bringen geeignet war. Seine bisherigen Schriften hatten sich ganz überwiegend mit der Dogmengeschichte und der neutestamentlichen Kritik beschäftigt. Jetzt hatte er in diesen zwei Fächern die wichtigsten und für ihn selbst interessantesten Fragen so gründlich und vielseitig durchgearbeitet, daß er das Bedürfniß empfand, sich nach weiteren Aufgaben umzusehen. Auch jene Gebiete behielt er zwar fortwährend im Auge, ergänzte und vertheidigte seine früheren Untersuchungen, begleitete die Literatur derselben mit seiner Kritik, lieferte Jahr für Jahr in den Theologischen Jahrbüchern und nach ihrem Aufhören (1857) in Hilgenfeld's Zeitschrift namentlich zur neutestamentlichen Theologie, Kritik und Exegese seine Beiträge. Aber seine größeren Arbeiten sind seit dem Jahre 1852 sämmtlich der eigentlichen Kirchengeschichte gewidmet. Nachdem er zuerst in den „Epochen

der kirchlichen Geschichtschreibung" (1852) seine Vorgänger und ihr Verfahren kritisch gemustert hatte, begann er 1853 mit der Schrift: „das Christenthum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte," welche 1860 in zweiter, neu durchgearbeiteter Auflage erschien, die Darstellung der ganzen Kirchengeschichte, in der Absicht, die Ergebnisse seiner bisherigen Forschungen nach wiederholter Prüfung zusammenzufassen, sie durch die Betrachtung der bisher zur Seite gelassenen kirchengeschichtlichen Erscheinungen zu ergänzen, und so alles Einzelne in den umfassenderen geschichtlichen Zusammenhang zu stellen, in dem es erst seine volle Beleuchtung und Begründung erhalten kann. Indem er dabei die gelehrte Einzeluntersuchung möglichst beschränkte, nur das Wichtigere und Neue ausführlicher besprach, das Bekannte und minder Wesentliche kürzer berührte, hoffte er zugleich den Vortheil größerer Uebersichtlichkeit und Gemeinverständlichkeit zu erreichen, und der Erfolg hat bewiesen, daß er sich hierin nicht getäuscht hat. 1859 folgte ein zweiter Band, „die christliche Kirche vom vierten bis sechsten Jahrhundert;" bereits war aber auch der dritte, in welchen die ganze Kirchengeschichte des Mittelalters zusammengedrängt werden sollte, durch mehrjährige mühevolle Arbeit weit gediehen, und im folgenden Jahr war er eben druckfertig geworden, als die Erkrankung des Verfassers seiner Herausgabe in den Weg trat. Derselbe befindet sich jetzt unter der Presse, und wird den Freunden dieser Studien um so willkommener sein, da er nach Form und Inhalt noch vollständig Baur's eigenes Werk ist, der in demselben einen unermeßlichen, von ihm selbst mit Benutzung aller neueren Hülfsmittel aus den Quellen bearbeiteten Stoff mit großem Geschick in's Kurze zu ziehen gewußt hat. Auch die Vorlesungen über die Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, welchen Baur seit einer Reihe von Jahren besondere Sorgfalt zuwandte, werden wahrscheinlich noch zum Druck kommen.

Bis zur Vollendung seines achtundsechszigsten Lebensjahres hatte sich Baur mit ungeschwächter, vom Alter kaum berührter Kraft, immer gleich fleißig und ausdauernd, immer mit derselben Rastlosigkeit forschend und vorwärts strebend, seinen Arbeiten gewidmet. Er litt zwar schon seit vielen Jahren an asthmatischen Beschwerden und an einer Schlaflosigkeit, welche ihm oft den größeren Theil der nächtlichen Ruhe raubte; und so lästig ihm diese Uebel auch wurden, ließ es doch seine seltene Berufstreue nicht zu, daß er jemals während der Dauer der Vorlesungen behufs einer Cur Urlaub genommen hätte. Aber seine Thätigkeit hatte unter diesen Hemmungen nicht zu leiden. Von kräftigem Körper und einfacher Regelmäßigkeit des Lebens, war er seit seiner Kindheit nie krank gewesen; hart gegen sich selbst, ließ er sich durch leichtere Störungen von der gewohnten

Arbeit nicht abhalten; nach seiner Anstellung in Tübingen dauerte es sechzehn Jahre oder noch länger, bis er zum erstenmal eine Vorlesung wegen Unwohlsein aussetzte. So hatte er in rüstiger Thätigkeit sein neunundsechzigstes Jahr angetreten, als er den 15. Juli 1860 im Kreise der Seinigen von einem Schlaganfall betroffen wurde. Zunächst gelang es seiner kräftigen Natur noch, sich ziemlich rasch zu erholen. Doch konnte er am Anfang des Winterhalbjahrs seine Vorlesungen nicht wieder aufnehmen; und schneller, als man es gefürchtet, gingen auch die weiteren Besorgnisse, welche sich an seinen Gesundheitszustand knüpften, in Erfüllung. Am 29. November des vorigen Jahres erlitt er in einer Sitzung des akademischen Senats, der er anwohnte, einen zweiten heftigeren Anfall, dessen Folgen er schon am Abend des 2. December erlag.

Am Nachmittag des 5. wurde er beerdigt. Die allgemeinste Theilnahme folgte seinem Sarge. Sie galt nicht blos dem Lehrer, zu dessen Füßen so viele Generationen akademischer Bürger gesessen hatten, nicht blos dem Forscher, dessen Ruhm weit über die Grenzen Deutschlands hinausreichte: sie galt ebensosehr dem Manne, dem seine persönlichen Eigenschaften die allgemeinste Verehrung und Liebe erworben hatten. Baur war keineswegs blos ein einseitiger Gelehrter; mit dem Umfang seines Wissens und der Kraft seines Geistes verband er eine Trefflichkeit des Charakters, einen Adel der Gesinnung, einen Reichthum des Gemüths, wie sie selten in so wohlthuender Vereinigung gefunden werden. Strenge gegen sich selbst, von ängstlicher Gewissenhaftigkeit und unwandelbarer Pflichttreue, immer nur an die Sache, nicht an sich denkend, bot er das Bild einer alterthümlichen Gediegenheit und Rechtschaffenheit. Während er das Höchste erstrebte und das Bedeutendste leistete, war er in allen persönlichen Beziehungen von einer wahrhaft beschämenden Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit; aber eine natürliche Würde des Benehmens, der ungesuchte Ausdruck seines feinen Anstandsgefühls und seines ernsten, auf's Große gerichteten Sinnes, ließ ihm gegenüber keine unehrerbietige Empfindung aufkommen. Offenen und geraden Wesens, von großer Herzensgüte und seltener Lauterkeit der Gesinnung, jedem menschlichen Interesse theilnehmend geöffnet, kam er Allen, die mit ihm in Berührung traten, mit uneigennützigem Wohlwollen, denen, welche ihm näher standen, mit selbstvergessender Liebe entgegen; gegen Niedrigere war er von großer Humanität, wo er eine Noth sah, zur Hülfe bereit, und dabei voll schonender Rücksicht gegen das Zartgefühl derer, die ihrer bedurften. Die öffentlichen Angelegenheiten verfolgte er mit lebendiger Theilnahme für die Sache des Fortschritts und der Freiheit, aber eine politische Thätigkeit hat er nie gesucht oder gewünscht; die akademischen Geschäfte behandelte

er einsichtsvoll und selbständig, in der Leitung des evangelischen Seminars wußte er, soweit sie von ihm abhing, Festigkeit und Freisinnigkeit glücklich zu verbinden. Seiner schwäbischen Heimath, zu deren besten und echtesten Söhnen er gehörte, hing er treu an, und auch äußerlich ist sein Leben ganz auf diesem Boden verlaufen: wie Kant nie aus der Provinz Ostpreußen herauskam, so ist Baur nie länger, als auf Wochen, aus Schwaben herausgekommen; aber dieser Umstand hat den Einen so wenig, wie den Andern, verhindert, mit dem Blick seines Geistes ferne Zeiten und Länder zu umfassen. Wie Baur allem Schönen lebhafte Empfänglichkeit, allem Hohen und Großen warme Begeisterung entgegenbrachte, so war ihm auch umgekehrt jene Keuschheit und Reizbarkeit des sittlichen Gefühls eigen, die durch das Unreine rasch und tief verletzt wird; wo er eine unedle Gesinnung und unlautere Beweggründe zu sehen glaubte, da hielt er mit dem Ausdruck seiner Entrüstung nicht zurück, und da konnte es ihm wohl auch begegnen, daß er sich in den Standpunkt des Gegners nicht recht zu finden wußte, und ihm im Einzelnen zu viel that. Aber auch hierin wurde er nicht allein mit den Jahren immer milder, sondern sein Angriff galt überhaupt jederzeit nur der Sache, nie der Person; nur dann konnte er aufbrausen, wenn ihm Mangel an Wahrheitsliebe und Offenheit entgegentrat, wenn seiner Ueberzeugung nach (wie dies nur zu oft geschehen ist) mit unerlaubten Mitteln und unehrenhaften Waffen gekämpft wurde; wo er dagegen die Grundlage eines ehrlichen und uneigennützigen Wollens sah, da besaß er auch abweichenden Ansichten gegenüber eine großartige Duldsamkeit, und von Leuten, deren Charakter er im Ganzen vertraute, wußte er auch Solches, das ihn mit allem Recht hätte verstimmen können, mit einer bei seinem reizbaren Temperament doppelt verdienstlichen Geduld zu ertragen. Bezeichnend ist es dabei für die Gediegenheit seines eigenen Wesens, daß ihm die ganzen Gegner immer lieber waren, als die halben: selbst für akademische Berufungen gab er den Orthodoxen und Pietisten von scharfem Gepräge vor der verschwommenen Frömmigkeit der Halborthodoxen den Vorzug. Ihm selbst war der Mittelpunkt alles seines Thuns, die eigentliche Leidenschaft seines Lebens, die wissenschaftliche Erforschung der Wahrheit. Zum Forscher, und insbesondere zum Geschichtsforscher, hatte ihn seine Naturanlage und sein Bildungsgang in ungewöhnlichem Maaße ausgerüstet. Eine unverwüstliche Arbeitskraft, ein eiserner Fleiß, ein vortreffliches Gedächtniß, ein Scharfsinn, welcher die Oberfläche der Dinge zu durchdringen, verborgene Beziehungen und Gegensätze aufzuspüren, ein inneres Anschauungsvermögen, welches die Bruchstücke der geschichtlichen Ueberlieferung zu einem lebendigen Ganzen zu verknüpfen, die geistigen Zustände vergangener Jahrhun-

derte nachzubilden wußte, die Genauigkeit des Gelehrten, dem nichts zu klein ist, die skeptische Stimmung des Kritikers, der jede Angabe zweifelnd hin und her wendet, und dabei eine Weite des Gesichtskreises, die ihn Alles aus umfassenderen Standpunkten betrachten, das Einzelne am Ganzen bewähren, überall allgemeine Gesetze, durchgreifende Zusammenhänge suchen ließ — einer solchen Vereinigung vielseitiger Begabung, die sich auf einen höchst bedeutenden und seiner wahren Beschaffenheit nach erst unvollständig erkannten Gegenstand warf, mußte wohl Großes gelingen. Was aber Baur mehr als alles Andere seine wissenschaftlichen Erfolge verbürgte, das war jene innere Rastlosigkeit, die ihm nicht erlaubte, bei irgend einem Ergebniß als einem Letzten stehen zu bleiben, jener Trieb nach Vervollkommnung, der zugleich durch wissenschaftliche Besonnenheit vor Uebereilung bewahrt war. Er war ein Mann, in dem die geistige Arbeit nie stille stand, der nie aufhörte zu lernen und fortzuschreiten, der jede Annahme immer neu prüfte und aus jeder Entdeckung sofort eine Stufe zu weiterer Forschung zu machen suchte. Er war aber zugleich auch eine stetig sich entwickelnde, langsam reifende Natur, und auch in dieser, wie noch in mancher anderen Beziehung möchten wir ihn am liebsten mit Kant vergleichen. Immer in die Sache vertieft, nie auf einen Effect oder ein vorher feststehendes Resultat hinarbeitend, ging er Schritt für Schritt vorwärts; er konnte wichtige Probleme Jahre lang bei Seite liegen lassen, wenn ihn der Gang seiner Forschungen nun einmal noch nicht darauf geführt hatte, über die eingreifendsten Fragen sich die Entscheidung vorbehalten, bis alle Seiten der Sache untersucht, alle Gründe geprüft waren; und so überraschend oft seine Ergebnisse, so kühn seine Combinationen sich ausnahmen: wenn man genauer zusah, konnte man doch immer finden, daß sie von den verschiedensten Seiten her vorbereitet sich ihm ungesucht aus allem Früheren ergeben hatten. Er strebte unaufhörlich weiter, aber gemessenen Ganges, und so, daß er nur selten einen Schritt zurückzuthun Veranlassung fand. Sein Wissensdurst ließ ihn nie still stehen, seine Wahrheitsliebe vor keinem Ergebniß, das durch ehrliche Forschung gewonnen war, erschrecken; aber seine Gründlichkeit ließ ihn nichts leicht nehmen, seine kritische Natur machte ihn mißtrauisch gegen alle Voraussetzungen, die nicht näher geprüft waren, seine Pietät gegen alles Gegebene und zu geschichtlicher Geltung Gelangte verbot ihm, ohne Noth von der allgemeinen Ueberzeugung abzuweichen. Die letztere Eigenschaft freilich haben ihm seine Gegner stets am wenigsten zugestanden: kein Vorwurf wurde ihm ja häufiger gemacht, als der einer kritischen Rücksichtslosigkeit, der nichts heilig sei, die Alles umstürze, um nur ihre willkürlichen Annahmen eigensinnig durchzuführen. Das Wahre ist aber vielmehr, daß Baur, wie

der Geschichtsforscher soll, allem geschichtlich Gegebenen, je bedeutender es war, um so mehr, seine geschichtliche Berechtigung zuzugestehen bereit war, und auch solche Erscheinungen, die von seiner eigenen Denkweise am weitesten ablagen, vom Standpunkt ihrer Zeit aus mit großer Unparteilichkeit zu würdigen wußte; daß er auch in seiner eigenen Ansicht sich nur zögernd von dem allgemein Anerkannten entfernt, und gegen manche Folgerung, die sich aus seinem ganzen Standpunkt unbestreitbar ergab, sich lange gesträubt hat. Wenn er nichtsdestoweniger weit über die hergebrachte Auffassung der Religion hinausgeführt wurde, so war es nur die Natur der Sache und der rastlos schaffende Drang seines Geistes, der ihn so weit geführt hat. Durch die Autorität der Ueberlieferung und der allgemeinen Meinung ließ er sich allerdings nie von der wissenschaftlichen Prüfung abhalten oder bei einer als unrichtig erkannten Annahme zurückhalten, er wollte die wirklichen geschichtlichen Vorgänge ausmitteln, die Thatsachen von den Vorstellungen der Menschen über die Thatsachen unterscheiden; zugleich wollte er aber auch die wirklichen Thatsachen in ihrer vollen Bedeutung anerkennen und auf eine dieser Bedeutung entsprechende Weise erklären. Und dieser mit der voraussetzungslosesten Kritik vollkommen vereinbare conservative Sinn des Historikers wirkte bei ihm um so stärker, da der Gegenstand seiner Forschungen ihm so gut, wie dem streng gläubigsten von seinen Gegnern, eine heilige Herzenssache war. So frei er auch der geschichtlichen und dogmatischen Ueberlieferung gegenüberstand: die Religion selbst sollte seiner Absicht nach durch die kritische Untersuchung über ihren Ursprung und ihre Geschichte so wenig Noth leiden, daß vielmehr erst dadurch, wie er glaubte, ihr wahres Wesen an's Licht gebracht werde. Während er die einschneidendsten kritischen Operationen mit wissenschaftlicher Kaltblütigkeit vornahm, konnte er zugleich, ein Geistesverwandter Schleiermacher's, mit voller Ueberzeugungstreue kirchliche Vorträge halten, welche den Vorzug der Volksthümlichkeit zwar und der rednerischen Gewandtheit nur in geringerem Maaße besaßen, welche aber durch die Wärme des religiösen Gefühls und den Ernst der sittlichen Weltansicht, die sich darin aussprach, auch bei minder gebildeten Zuhörern eines bedeutenden Eindrucks nicht verfehlten. Der sittliche Gehalt der Religion war es aber, in dem auch er selbst mehr und mehr ihren innersten Kern erkannte, nachdem er eine Zeit lang allerdings der religionsphilosophischen Einseitigkeit, ihn zunächst in speculativen Ideen zu suchen, für die Behandlung der Dogmengeschichte zu vielen Einfluß verstattet hatte. Indem er dieses Wesentliche von der wissenschaftlichen Erörterung unabhängig wußte, gewann er die Möglichkeit, die freieste Kritik mit dem vollen Ernst der religiösen Gesinnung zu verbinden.

Daß nun ein ſolcher Mann, wie wir ihn in Baur kennen gelernt haben, auch als Lehrer höchſt bedeutend gewirkt haben werde, läßt ſich erwarten. Und es war nicht allein der gediegene Inhalt ſeiner Vorträge, es war ebenſo ſehr die Perſönlichkeit des Lehrers, welche dieſe Wirkung hervorbrachte. Schlicht und anſpruchslos, wie er war, hatten auch ſeine Vorleſungen durchaus nichts Glänzendes und auf den Effect Berechnetes. In der früheren Zeit hielten ſie ſich genau an das ſorgfältig ausgearbeitete Manuſcript; ſpäter wurden ſie in einzelnen Partieen unabhängiger davon, im eigentlich freien Vortrag jedoch hat ſich Baur nie verſucht. Aber ungeſucht erhielt der Zuhörer den Eindruck, daß hier nicht blos ein Gelehrter ſein Wiſſen, ſondern ein wiſſenſchaftlicher Charakter ſich ſelbſt darſtelle; man fühlte es, daß man einen Mann vor ſich habe, der ganz in der Sache lebe und ſie in ſich arbeiten laſſe; man ſah den Blick des Lehrers, bei der treuſten Arbeit im Einzelnen, doch fortwährend auf's Große und Ganze, bei der gründlichſten Durchdringung des geſchichtlichen Stoffes auf's Ideale gerichtet; man wurde vom Hauch jener Begeiſterung berührt, welche unauslöſchlich in ihm glühte, und von Zeit zu Zeit auch aus den ſchmuckloſen Worten in einer ſchwungvolleren Wendung der Sprache oder in dem gehobenen Ton der Stimme hervortrat. Was endlich hier gerade beſonders in's Gewicht fällt: man durfte an der geiſtigen Arbeit eines Lehrers theilnehmen, der bis an's Ende ſeines Lebens ſelbſt ein Lernender war und ſein wollte. Nimmt man dazu die Eigenſchaften, welche auf die Zuhörer doch immer weſentlich einwirken, wenn ſie ſich auch nicht direct im Vortrag ſelbſt ausſprechen können, Baur's ſittliche Tüchtigkeit und ächte Humanität, ſo wird man es nur natürlich finden können, daß ihn die Verehrung und die Liebe ſeiner Zuhörer während ſeiner ganzen langen Lehrthätigkeit in der erfreulichſten Weiſe begleitet hat, und in den meiſten Fällen auch da Stand hielt, wo der Gegenſatz der theologiſchen Anſichten beide Theile wiſſenſchaftlich weit auseinandergerückt hatte.

Als ein Zeugniß dieſer Geſinnung ſei es uns erlaubt, hier zum Schluſſe die Worte anzuführen, welche uns von einem früheren Schüler und vieljährigen Freunde Baur's wenige Wochen nach ſeinem Tode zukamen. „Eine ähnliche Geſtalt, wie unſer Freund," ſchreibt der Genannte, „wird nie wieder möglich ſein: ſo modern im Mittelpunkte des geiſtigen Wirkens und ſo alterthümlich ehrwürdig, ſo unſern Reformatoren verwandt. Es iſt gering, wenn man von einem leeren Manne zu rühmen hat, er ſei doch rein und kindlich geweſen, aber es iſt hoch geſprochen, wenn man von einem gewaltigen Mann es rühmen, wenn man ſagen darf: ſo groß und ſo einfach, ſo gut, ſo ſchlicht, ſo anima candida. Ich höre immer, wenn ich an ihn denke, auch den Ton ſeiner Stimme, worin

gar ein so zum Herzen gehender Klang der inneren Lauterkeit lag. Das Beste des altschwäbischen Wesens, was die Ueberbewußtheit moderner Köpfe nie versteht, faßte sich in ihm mit der ganzen Schärfe des kritischen Geistes der neuen Welt, mit heldenmäßigem Wahrheitsmuth und nicht ermüdendem Fleiß in Eins zusammen. Unser Patriarch hat uns verlassen. Er durfte leben, bis seine Locken weiß waren, um als Monumentalbild eines innerlich frischen Greises unter uns zu stehen; er durfte sterben, als Leiden dies Bild entstellt hätten. Unzähligen ist es in's Innere gesenkt; ganz kennen nur wir ihn, die wir ihn im engeren Kreise als Menschen in vertrauter Nähe sahen; aber mit dem lebenden Worte des Lehrstuhls und mit den bekannten Thatsachen des Wirkens in den praktischen Verhältnissen einer Universität zieht doch immer auch das Charakterbild des Mannes in die Gemüther der Jugend ein, das in ungemessener Weite sittlich wie geistig wirksam sein muß, und auch das geschriebene Wort ist von einem innern Klange, Tone begleitet, wodurch die Welt nicht nur die Gedanken des Mannes, sondern den Mann selbst vernimmt. Erhebung und Wehmuth mischt sich rein und gleichmäßig, wenn ein solcher Mann scheidet."

So unser Freund. Wir haben seinen Worten nichts beizufügen. Indem wir daher die persönliche Schilderung hier abbrechen, wenden wir uns zu Baur's Schriften.

Preußen und das Meer.

VI.

Ein deutscher Seebund.*)

Die lächerliche Hast, mit welcher die Dänen ihre Kanonenboote in Dienst stellen, die alten Orlogsegler ausrüsten, einige hundert Matrosen von den Kauffahrern einberufen und wieder beurlauben, drängt die Frage auf, ob dieser bankerotten Seemacht gestattet sein soll, dem deutschen Handel noch einmal die Adern zu unterbinden. Was, fragen wir, ist von deutscher Seite geschehen, in Sonderheit nachdem noch vor zwei Jahren ein nachdrücklicher Mahnruf an uns erging, in einem europäischen Kriege,

*) Vergl. Band IV. der Preuß. Jahrb. S. 163.

wie er immer stärker droht, uns selbständig dieser Gefahr zu erwehren? Hat die Kriegsbereitschaft wie auf dem Lande auch nach dem Meere zu Fortschritte gemacht? Hat die von erbärmlicher Staatskunst so arg verfahrene edelste Angelegenheit Deutschlands, der Kampf um die unverbrüchlichen Rechte Schleswig-Holsteins, irgend wie dazu beigetragen, die Sondersinteressen der deutschen Staaten, obwohl diese alle um die Wette patriotisch declamiren, auch zu gemeinsamer Aktion zusammen zu fügen, bei allen aus empfindlicher Erfahrung die Ueberzeugung wach zu erhalten, daß dem winzigen Dänemark eben nur auf dem dazwischen liegenden Elemente selbst, dem Meere, beizukommen ist, daß zur Sicherstellung des nordalbingischen Deutschlands gegen die Vikinger des Sundes eine dem großen Vaterlande würdige Geltung zur See unerläßlich bleibt?

Die Antwort — das wissen wir alle — lautet in hohem Grade beschämend und betrübend. Noch weit mehr als beim Bundesfeldherrn, an der widersinnigen Frankfurter Kriegsverfassung zerrend, sinnen deutsche Regierungen selbst emsig auf die Mittel, damit die deutschen Küsten auch fernerhin des zusammenhängenden Schutzes ermangeln und die Wogen unseres Meeres von keiner nationalen Flotte durchfurcht werden sollen. Preußen allein ist — nur wie immer zu langmüthig, zu zaghaft — vorangegangen; mit Mitteln, die aus bescheidenen Anfängen von Jahr zu Jahr ansehnlicher werden, hält es sich auch zur See in Kriegsbereitschaft, um deutsches Land und Eigenthum von einer Seite zu decken, für deren Sicherheit die Bundesmatrikel bisher keine Sorge getragen, auch schwerlich jemals tragen wird. Wir haben trotz vieler Mängel und Verstöße wiederholt unsere Befriedigung und aufrichtige Freude über diese Thätigkeit ausgesprochen, die der Natur der Sache nach immerdar nur eine nationale sein kann wie beim Zollverein; wir bezeugen auch heute wiederum gern, daß die Entwickelung der preußischen Marine während der letzten beiden Jahre nicht still gestanden. Experimente in der obersten Direction, ob Marineministerium oder Abtheilung im Kriegsamte, Versuche im Schiffsbau und in der Seebefestigung sind auf diesem schwierigen Gebiete militärischer Staatsverwaltung unvermeidlich; sie deuten vielmehr, wo man sie immer wieder unerschrocken in die Hand nimmt, auf die Lebensfähigkeit des bisher Geschaffenen. Ein lobenswerthes Geheimniß verschweigt gegenwärtig die Details über die Fortschritte auf unseren Werften; man weiß nur, daß in einer, und zwar der für uns wichtigsten Gattung von Schiffen wir bereits den Dänen überlegen sind, daß die Mannschaft an Zahl und seemännischer Tüchtigkeit gewachsen, und daß die gezogenen Geschütze neuester Construction, um deren Besitz und Handhabung unsere Würzburger Freunde sich nicht eifrig genug in Berlin haben bewerben können,

wie im Felde und auf den Festungswällen auch an Bord der preußischen Schiffe alle Erwartungen zu erfüllen verheißen. Was Loreley und Ida zwischen Gaeta und Messina verbrochen, macht die Expedition nach den ostasiatischen Gewässern mindestens wieder gut. Ihr nautischer Gewinn dünkt uns geradezu unschätzbar, auch wenn der merkantile und selbst der wissenschaftliche problematisch bleiben sollte. Jedenfalls ist es nicht Preußens Schuld, wie die Augsburger Allgemeine Zeitung bei der Nachricht fast triumphirend ausrief, wenn die Regierung in Jeddo den Zollverein, der als solcher leider keine Flagge führt, nicht zulassen will; so wenig als es Preußen zur Last fällt, daß die Regierung von Hannover für gut fand, sich nicht an der Berliner Conferenz über die deutschen Küsten zu betheiligen. Die Junkerpartei, von der niemals eine unbehinderte Entwickelung der Wehrkraft auf dem ihr widerwärtigen nassen, aber den Menschen frei und groß machenden Elemente zu erwarten steht, hat die Regierung wiederholt wegen Aussendung der Expedition im gegenwärtigen Zeitpunkte getadelt; wir hegen im Gegentheil das freudige Zutrauen, daß das kleine Geschwader im Fall eines Krieges seinen Weg zeitig genug nach Europa zurückfinden, bei einem Zusammentreffen auf dem Weltmeere seiner Flagge Ehre machen und eine dänische Blokade schon von Außen her lahm legen wird. Was endlich die Befestigungen, die Errichtung von Batterien, den Ausbau der Kriegshäfen betrifft, so ist Preußen auch hierin allen übrigen deutschen Uferstaaten voraus; während es die Fortschritte im Einzelnen sorgfältig verschweigt, giebt es, von der öffentlichen Meinung getragen und gefördert, anderen nicht minder Betheiligten den Anstoß, sich in allen diesen Stücken seinem Beispiel anzuschließen. Die gewaltigen Anstrengungen und Kosten, welche der Ausbau des Kriegshafens von Heppens erfordert, scheinen doch nicht in's Wasser geworfen. Schon ist das Etablissement so weit hergestellt, um einem die Elbe und Weser blokirenden Feinde lästig zu fallen; schon hat es Preußen unter die Uferstaaten der Nordsee versetzt und gilt als Bürge, daß, während die Rüstungen an der Ostseeküste den specifisch preußischen Charakter schwer verlieren können, die preußische Flotte in der Nordsee als solche nur allgemeinen deutschen Zwecken dienen und, wie die Sachen jetzt einmal stehen, einzig und allein den Kern zu einer deutschen Flotte bilden kann.

Was geschieht nun von den andern, den Mittel- und Kleinstaaten, die sich derselben Souveränetät in Krieg und Frieden wie der Großstaat erfreuen, von denen einige unter weit günstigeren Bedingungen mit dem Meere zusammenhängen als Preußen? Ganz wie bei den allgemeinen politischen und militärischen Angelegenheiten Deutschlands trifft es auch unter den Uferstaaten zu: die Kleinen sind die lebhaftesten, begeistertsten

Träger des nationalen Gedankens, die Mittelmächte, hier Dänemark für Holstein und Hannover für sich selbst, stehen hemmend im Wege.

So lange Dänemark mit Lug und Trug und unter Connivenz Englands deutsches Bundesgebiet mißhandeln darf, kann selbstverständlich von keinem vollständigen Schutz- und Trutzsystem nach der Seeseite die Rede sein. Aber selbst die mißgünstige Verstocktheit der Engländer spricht es deutlich genug aus, daß die Deutschen nimmer ruhen werden, bis sie den übermüthigen Inseldänen die nationalen Grenzen aufgesteckt haben. Und diese umschließen dann freilich nicht nur den vorzüglichsten Hafen in deutschem Lande, sondern jenen Strich durch die cimbrische Halbinsel, auf welchem die Natur selber in Wasser und Land die Schutzlinie andeutet. Die dänischen Anmaaßungen müssen endgültig zurückgewiesen sein; erst dann haben wir das Bindeglied zur Sicherstellung der Küsten von Ost- und Nordsee, die sich auf eine freie Elbemündung und auf den Besitz der Bai von Kiel stützt.

Daß Dänemark Alles aufbietet, dies zu verhindern, ist ihm als einem fremden und feindlichen Staate nicht zu verargen. Um so tadelnswerther aber erscheint das Benehmen des rein deutschen Hannover, das mit Hartnäckigkeit sich selbst allen gemeinsamen Unternehmungen entgegen wirft, sobald diese von andern, und namentlich von Preußen angeregt werden. Wir kennen sattsam die dort herrschenden dynastischen und maritimen Gedanken, die, obwohl ihnen das beste Stück der Nordseeküste zur Verfügung steht, bisher Nichts vermocht haben, um auch nur diese in Vertheidigungsstand zu setzen, den Vorschlägen der Nachbarn aber sich stolz verschließen. Wir können uns bei der widersinnigen Handlungsweise dieses Uferstaates kaum des Eindrucks erwehren, als ob er trotz der eine Weile so vorlaut zur Schau getragenen schleswig-holsteinischen Sympathien, trotz der Ueberzeugung zum Großadmiralat im deutschen Reiche berufen zu sein, im Dienste der jeder deutschen Seekraft feindlichen Tendenzen zu Kopenhagen und London zu wirken sich bestrebt. Das stimmt nur zu gut mit den berüchtigten Drohworten des Grafen Borries gegen jede Vergewaltigung in Sachen der diplomatischen und militärischen Führung. Man war so unhöflich, die Einladung zur Theilnahme an den Conferenzen wegen gemeinsamer Küstenbefestigung nicht einmal zu beantworten, ließ die Bevollmächtigten der übrigen Küstenstaaten mit Preußen sich einigen und wandte sich entrüstet an den Bundestag, dem allein in einer so allgemeinen Angelegenheit Initiative und Entscheidung zustehe. Man wußte ja doch im Voraus, daß zu Frankfurt Nichts für Strandbatterien und Kriegsschiffe geschehen werde; daß Oesterreich und die Mittelstaaten des Binnenlands die zuverlässigsten Genossen seien, um den preußischen Vorschlägen zu begeg-

nen; daß gestützt auf solche Reclamationen an das Bundesrecht man selbst nur bei der bisherigen Apathie zu beharren brauchte, um deutschen Handel und deutsche Ehre schutzlos wie bisher zu belassen.

Es verwundert sich daher auch kein Mensch darüber, daß Dank diesem patriotischen Gebahren der Bundestag die hoch wichtige Sache immer mehr auf die lange Bank schiebt und die von Preußen veranlaßten und loyal zur Verfügung gestellten Vorarbeiten Hannover zu Gefallen schwerlich adoptiren wird. Und wie verhält sich nun die Wirklichkeit zu den von den bekannten Mundstücken großdeutscher Politik in die Welt hinausgeschmetterten Ansprüchen: die Küstenbefestigung sei eine rein deutsche Sache; sie wurzele in der Nordsee und nicht am baltischen Binnenmeer; die Anlage am Jadebusen aber gebe Preußen kein Recht, sich als Vorort der Nordseestaaten zu benehmen; Hannover hingegen sei durch seine Lage den an Territorialbestand größten deutschen Mächten in dieser deutschen Frage ebenbürtig, es wahre sich Recht und Pflicht zu einer selbständigen Stimme? In der That, es ist eigen bestellt mit diesem Liberum veto. Die jüngsten Vermessungen der deutschen Nordsee, wie sie in den trefflichen Karten der preußischen Admiralität niedergelegt sind, ergeben auf das Schlagendste, daß kaum ein Fleck der Küste, soweit sie hannoverisch, Rhede und Hafengrund für Kriegsschiffe bietet, daß hingegen die Hamburger zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe, Oldenburg bei Blexen an der Wesermündung und Preußen an der Jade die einzigen hierfür geeigneten Punkte in Besitz halten. Wie sehr der Dollart, die Emshäfen, der ehedem so schöne Ankergrund an der Knock verkommen, seitdem Ostfriesland für englisches Geld an Hannover verkauft worden, wie die eigene Regierung den vor ihr nicht kriechenden Emdenern drohen konnte, durch Verhinderung ihrer Schleusenanlage den Zustand des Fahrwassers noch ärger zu verderben, das weiß ganz Deutschland. Und wie an der Ems, so schadet dies Verfahren nicht minder in der Weser geradezu dem eigenen Interesse. Trotz der unermüdlichsten und kostspieligsten Anstrengungen und der dringendsten Vorstellungen Bremens zur Regulirung und Reinigung des Flußbettes beizutragen, läßt Hannover absichtlich unterhalb Vegesack die Versandung des Stromes anwachsen, ohne einen Finger zu rühren. Der Fluß, der Hannovers Hauptstrom und vornehmster Stützpunkt für seine vermeintlichen maritimen Vorrechte sein sollte, geräth durch seine Schuld in einen immer unerträglicheren Zustand. Und dennoch — das scheint stets der Hintergedanke — verlangt Hannover die Führung an der Nordsee für sich, Hannover, das von der Weser nur 9 eigene Kauffahrer gegen 235 Bremer und Oldenburger aussendet, Hannover, dessen Oberleitung zu Lande bei den übrigen Mitgliedern des zehnten Armeecorps, wie man sich von

dem Manoeuvre im Herbste 1858 noch lange erinnern wird, nichts weniger als Beifall gefunden oder irgend welche technische oder strategische Ueberlegenheit gezeigt hat. Aber eben deshalb will dieser Staat seine Küstenbatterien ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Nachbarn errichten und hat sogar von einer eigenen Flottenabtheilung unter hannoverischer Flagge und in hannoverischer Uniform verlauten lassen. Der deutsche Bund soll natürlich zu Gunsten eines solchen Verfechters seiner Rechte die Kosten decken helfen, nach neuester Erfindung sogar eine eigene Küstenbrigade unter hannoverischem Befehl aufstellen. Wie sehr aber den preußischen, in Mecklenburg und Oldenburg, in Lübeck, Hamburg und Bremen gutgeheißenen Vorschlägen widerstrebt wird, zeigt sich noch greller in der Richtung und Anlage der Eisenbahnen, deren Bedeutung gerade für die Küstenvertheidigung von den Berliner Conferenzen so stark betont worden ist. Die militärischen Zwecke sind am Gestade der Ostsee und selbst in Holstein längst viel gewissenhafter in's Auge gefaßt als dort, wo Hannover zu dominiren sucht und auch commerciel das in dieser Beziehung wichtigste Bundesgebiet in einer Verwahrlosung zu erhalten weiß, die in jedem anderen Lande unmöglich wäre. Während im Osten unter Preußens Hut ein Strang parallel der Küste läuft, Seitenstränge aber landeinwärts die Verbindung mit Festungen und Waffenplätzen offen halten, während man, wie ja auch in England geschieht, die hohe Wichtigkeit anerkennt, auf den Eisenbahnen Artillerie und Mannschaften nach allen Richtungen hin frei und rasch bewegen zu können, wodurch die Anlage vieler kostbaren Werke an der Küste selbst erspart wird, verhindert Hannover bis heute jede Bahn, welche von Osten nach Westen Hamburg und Bremen, Oldenburg und Ostfriesland verbindet, und führt statt dessen zunächst an seine Häfen vom Inlande aus drei Geleise, von denen das eine wenigstens, die Bahn nach Emden, auf Schienen und Stationen von Gras und Unkraut überwuchert wird und wie keine andere in Deutschland das Bild der trostlosesten Verödung darbietet, von denen kein einziges eine Festung des Binnenlandes zum militärischen Stützpunkt hat. Noch immer, seit bald zehn Jahren gelingt es denn vermittelst dieses Systems absichtlicher Verhinderung aller von den Nachbarn gewünschten gemeinnützigen Betriebsmittel auch den preußisch-oldenburgischen Vertrag in Betreff der Jadebahn unerfüllt zu erhalten, das Großherzogthum Oldenburg und den preußischen Kriegshafen vom deutschen Eisenbahnnetze und von Minden, der einzigen hinterliegenden Festung im Gebiete der Nordsee, abzusperren. Wir glauben nicht an die in den Zeitungen immer wiederkehrenden Versicherungen, gewisse Drücker von Berlin aus würden Hannover nächstens zum Nachgeben bestimmen, die Schwierigkeiten seien auf dem Wege gehoben zu werden, und schon werde

über die Richtung der Linie berathen, die auf wenige Meilen hannoverisches Gebiet zu durchschneiden hat. Ehe nicht Preußen auch in dieser Sache ganz anders auftritt wie bisher, ehe nicht die Indignation von ganz Deutschland unwiderstehlich losbricht und Noth und Gefahr so imminent werden, daß das System, das längst in einem Borries culminirt zu haben scheint, unhaltbar geworden, eher rechnen wir nicht auf eine Besserung in diesen bis jetzt mit Erfolg heillos erhaltenen Zuständen.

Wir haben uns nicht verdrießen lassen, noch einmal möglichst leidenschaftslos diese Widerwärtigkeit an's Licht zu ziehn. Es wird zur Bestätigung dienen, daß die Schwierigkeiten in der Ordnung der Seefrage nicht minder gewaltig sind als bei der Reform der Bundeskriegsverfassung. Aber in der Nation wirkt die stachelnde Erinnerung daran, daß der reactivirte Bundestag das geliebte Schooßkind, die deutsche Flotte, geflissentlich um's Leben gebracht, mächtig fort. Unser Volk wird sich hüten nochmals den widerstrebenden Bund mit einem kampffertigen Geschwader zu beschenken; es wird den Ansatz zu einer hannoverischen oder mecklenburgischen Seemacht als Posse betrachten würdig in Gulliver's Reise verwerthet zu werden, es wird selbst über das Gedeihen der preußischen Sonderbestrebungen zweifelnd den Kopf schütteln; aber es wird stets bereit sein, in der preußischen Seewehr den Keim zu der einzig erfolgreichen deutschen Flotte zu erkennen, sobald, wie in der Küstenbefestigungsfrage und am Jadehafen, die Richtung des Unternehmens als eine Deutsche sich schlechterdings nicht verleugnen kann und deswegen eben, während die anderen freudig zustimmen, von Hannover schroff bekämpft wird.

Wenn nun aber die Einzelnen, die Kleinen für sich noch weit weniger vermögen als Preußen, das unter dem Hammer des großen Hannibal doch wenigstens die besten Schiffe vom Jahre 1848 erstand und seitdem an seiner Schöpfung geduldig fortarbeitet, was bleibt da noch übrig, als Preußens Beginnen durch Beitritt und Beitrag zu unterstützen? Es fehlt nicht an Staaten, die dazu bereit sind; es fehlt in allen Theilen und Kreisen Deutschlands nicht an patriotischen Herzen, die nicht anstehen ihr Scherflein zu opfern, damit auf diesem Wege die vaterländische Flagge endlich zu Ehren komme. Und doch zaudert dieses nun immer noch mit denen, die willig sind, sich zu verbinden.

Unsere Meinung geht nun immer bestimmter dahin, Preußen wolle sobald als möglich einen deutschen Seeverein begründen, ebenso uneigennützig und nachhaltig, wie es gegen Kleinmuth und bösen Willen den deutschen Zollverein durchgesetzt und bisher erhalten hat, unter nicht minder gebieterischer Nothwendigkeit, wie es trotz aller Verfolgung der sogenannten Militär-Conventionen ganzen Dutzenden kleiner Nachbaren durch

Mittheilung der Bewaffnung und Unterweisung im Gebrauch derselben dazu verhilft streitbar zu sein. Außer Holstein und Hannover sind die übrigen Uferstaaten ohne viele Verabredung bereit. Vorne an stehen die Hansestädte, als Verweser alter ruhmreicher Traditionen. Immer lauter wird dort der Wunsch angeregt, statt des Bundescontingents, das sie unter so eigenthümlichen Schwierigkeiten auf die Beine bringen müssen, wie keine andere deutsche Regierung, die entsprechenden Kräfte in Form einer Seewehr zu stellen, was sicher nicht so lästig fallen würde. Schon hören wir, die Kaufleute von Elbe und Weser wollten, wenn der Nächste sie im Stiche läßt, sich selbst helfen so gut es geht, ein Geschwader von Dampfkanonenbooten herbeischaffen und zum Schutze ihrer Ströme in Dienst stellen. Wir zweifeln nicht, daß, wenn sie es wollen, sie es auch können, zweifeln keinen Augenblick, daß mit dem Beitritt auch des braven, wohlhabenden und seetüchtigen Oldenburgs der Bund an der Nordsee, in Verbindung mit Mecklenburg an der Ostsee bereits constituirt sein würde. Wie weit das Binnenland sich betheiligen will, wird natürlich von ihm selbst abhängen. So lange man in Bayern, Darmstadt oder Nassau die politische Freiheit für gefährdet hält, wenn die Thätigkeit des Bundes kritisirt und verdammt wird, dürfte auch das Geschrei erhoben werden, das Küstenland breche die Verfassung und wolle wohl gar den Uebrigen widerrechtlich eine Art von Schiffsgeld aufnöthigen. Ob freilich das deutsche Volk in allen Gauen noch auf solche Stimmen hören wird, ist eine andere Frage. Wer kann sagen, wie bald der Sturmwind der Begeisterung wieder einmal Alles mit sich fortreißt, wie bald der Fels dem Meere winkt, und Nord und Süd gegen alle Noth und Drangsal drinnen und draußen sich eng aneinander schließen. Die Bevölkerung von Berg und Thal wird ihre seebewohnenden und seebefahrenden Brüder, wenn sie unverzagt zu aller Wohl als Eidgenossen zusammentreten, nicht im Stiche lassen; sie nimmt es auf sich diejenigen herbeizutreiben, die sich dagegen zu sperren suchen. Da wird es an Händen, an Summen, an Mitteln aller Art nicht fehlen, da dürfte der Andrang zu einer freiwilligen Seewehr, auf welche gegenwärtig sogar das mächtige Großbritannien bedacht sein muß, geradezu gewaltig werden.

Das ist die Aufgabe, deren Lösung heute schon durch die Stiftung eines solchen Bundes gesichert werden kann, wo wir noch den Bundestag in alter Weise sitzen und feiern haben. So lange freilich als die so überlaut angepriesenen moralischen Eroberungen für Preußen keine greifbareren Resultate erzielen als bisher, wäre es auch in Bezug auf die Seefrage eine Thorheit, etwa die Einsetzung des preußisch-deutschen Bundesstaats abwarten zu wollen, damit dieser mit Errichtung der modernen Hanse zu-

sammenträfe. Nein, diese muß und kann jenem vorausgehen; hier eben kann Preußen frei und ungehindert beweisen, daß es ihm mit praktischen deutschen Schöpfungen Ernst ist; hier allein begegnet es siegreich den in seinem eigenen Schooße erhobenen Vorwürfen, daß es über seine Kräfte hinaus Häfen und Schiffe baue, ohne doch den Bedürfnissen zu genügen, durch den Aufwand vielmehr seiner Landmacht Abbruch thue. Es ist also doppelt seine Sache, keinen Augenblick zu zaudern und den entscheidenden Schritt zu thun, zu welchem ihm die Anderen vertrauensvoll entgegenkommen. Hat man beim Zollverein trotz aller Sonderheiten den Schwerpunkt der Gesammtinteressen, die eigentliche Seele des Bundes zu finden gewußt, so kann auch, was den militärischen Schutz zur See betrifft, die Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses sehr gut mit voller Erhaltung aller berechtigten Existenzen fortbestehen. Wie die Sachen einmal liegen, und nach Erfahrungen, die doch wenigstens ihren negativen Nutzen haben, gelangt Deutschland in keiner anderen Weise zu einer Seewehr. Preußen wage daher die moralische That, an der es Niemand behindern kann, und der Bund ist sofort gestiftet an denselben Gestaden, in derselben Richtung, wo einst die Städte der Hanse mit den Großmeistern des Deutschordens zusammengehalten.

Der Zweck der ganzen Vereinigung kann kein anderer sein als der Schutz der Küste und die Sicherheit des schwimmenden Eigenthums; das Eine erfordert Befestigungen, das Andere die Beschaffung einer Kriegsflotte. Nur fragt sich Angesichts neu aufgeworfener Bedenken, ob nicht das Eine ohne das Andere schon wirksam sei, oder ob sie sich gegenseitig bedingen. Man gefällt sich neuerdings, nicht nur vom Standpunkte des Gardeofficiers und des uckermärkischen Junkers, sondern selbst in Kreisen, die wohl wissen, was Land und Meer trennt und verbindet, was Schifffahrt und Seekrieg bedeuten, in der schroffen Versicherung, Deutschland bedürfe keiner Flotte, um sich vor Landungen zu sichern, sich einer feindlichen Blokade zu erwehren und seinen Handel in allen Welttheilen zu bewachen. Der seichte Meeresgrund an unseren Küsten soll, wie er bisher auch wohl als Vorwand gegen die Anlage von Kriegshäfen gedient, dem Feinde die Landung überaus schwer, wenn nicht ganz unmöglich machen; leichte Erdwerke mit einer Anzahl weittragender Geschütze bepflanzt sollen genügen, um an einigen bedenklichen Stellen die Gefahr vom Leibe zu halten; die Eisenbahnen, auf deren rationell militärische Anlage die Berliner Commission gedrungen, thun nebst dem Telegraphen noch ein Uebriges und führen beim ersten Auftauchen feindlicher Wimpel jedwede Hülfe im Fluge an die bedrängte Stelle. Unsere Achillesferse liege ja nicht im Norden, der Seeluft ausgesetzt, sondern westlich auf trocknem Boden, wo um den Rhein

das gewaltige Frankreich, wenn es nur wünsche, eines schönen Morgens den Krieg anfangen könne. Nur zu Lande würden wir uns mit den Franzosen zu messen haben, deren übermäßige Rüstungen zu Cherbourg, Brest und Toulon gegen einen ganz anderen Feind gerichtet seien. Das winzige Dänemark endlich spiele eine viel zu untergeordnete Rolle in der europäischen Politik, als daß es nach Gutdünken mit uns anbinden könnte, als daß nicht wie ehedem sich sofort wieder seemächtige Staaten in's Mittel werfen sollten. Warum denn also die unberechenbar kostbare Anschaffung von Schiffen und Geschwadern, die stets nur einer Seemacht ersten Ranges Nutzen gebracht, die sich neuerdings bei den Machtverhältnissen des thönernen russischen Kolosses als mehr denn unzuverlässig erwiesen, deren unbedingten Erfolg selbst das imperiale Frankreich noch darzuthun habe, deren ganze Vortheile nur das unersättliche Großbritannien genieße?

Es fällt uns nicht ein, Natur und Geschichte der englischen und der deutschen Machtstellung irgend wie vergleichen zu wollen; aber für einen Binnenstaat wie etwa die Schweiz hat sich das deutsche Volk, seitdem es feste Wohnsitze gewonnen, niemals erklären lassen; und England, obwohl eine Insel und eine bisher unerreichte Seemacht, hat trotz alles constitutionellen Sträubens sich doch schon seit Jahrhunderten ein stehendes Heer nicht vom Halse halten können. Ein großes Land, von einem Culturvolke bewohnt, das immerdar mit dem Meere in Verbindung gestanden, bedarf überhaupt schon zu mehr als momentanen Zwecken auch völliger Freiheit der Bewegung auf demselben. Das Verhältniß der Seemacht zur Landmacht wird sich nur anders gestalten als nothwendiger Weise in der Entwickelung Englands. Seemächten ersten Ranges wie England und Frankreich wollen und sollen wir überhaupt gar nicht entgegen oder an die Seite treten. Aber was haben wir vor zwölf Jahren ohne Schiffe gegen die Dänen vermocht? Hat nicht der deutsche Name ein Recht, in den skandinavisch-baltischen Gewässern wieder mindestens einen so guten Klang zu behaupten wie einst im vierzehnten Jahrhundert? Wie will er sich den verschaffen ohne eine Achtung gebietende Kriegsflagge? Und endlich, wer bürgt den deutschen Kauffahrern und Kaufleuten in italienischen oder nordamerikanischen Häfen, bei Mexikanern oder Chinesen für Schutz und Geleit, wenn nicht endlich eine Flotte geschaffen wird? Die gesegneten Zeiten scheinen rasch zu Ende zu eilen, in denen unter allen Zonen die deutschen Interessen willig und ohne eigentliches Schamgefühl bei fremden Schirmvögten unterkrochen und geschickt und ungeschädigt sich durch die Zänkereien der viel mehr gesicherten Fremden hindurch wanden. Jetzt gilt es mehr denn je, auch draußen auf eigenen Beinen zu stehn, und das können wir wieder nicht ohne eine nationale Seemacht. Die in allen Welttheilen zu ganz

unabsehbaren Consequenzen aufgewühlte Politik ist so sehr von seerechtlichen Fragen durchzogen, und Oesterreich hat am Wenigsten mit seiner Kriegsflagge jemals als Repräsentant Deutschlands gehandelt oder wird es jemals thun, daß, wenn Deutschland nicht überhaupt seinen Rang unter den Nationen einbüßen soll, es bei Conferenzen und Commissionen, geschweige denn bei welterschütternden Kämpfen um seiner selbst willen auch auf dem Meere nicht fehlen darf. Preußische Schiffe an der Donaumündung, im Bosporus, in Syrien und Sicilien, in den Gewässern von Nordamerika und Westindien sind so unerläßlich wie preußische Diplomaten bei Congressen in Wien oder Paris. Der beste Beweis ist der jubelnde Empfang, der ihnen von allen Deutschen im Auslande zu Theil geworden, wo sie sich gelegentlich haben sehen lassen, und der einmal noch ganz anders lauten wird, wenn erst der preußische Adler sich im schwarzroth-goldenen Felde sicher fühlt. Nein, die Frage, ob Flotte oder nicht, muß in diesem Augenblicke dringender als je beantwortet werden.

Wir sind uns nun so gut bewußt wie die Gegner, wie schwer und wie langsam auch nur das nothwendigste Material zu beschaffen sein wird, wie ungeheuer kostspielig Jahr für Jahr die Erhaltung und Vervollständigung zu stehen kommt. Wir können ebenso gut berechnen wie jene, daß ein einziges Linienschiff zu 120 Kanonen, mit einer Schraube von 1000 Pferdekraft und einer Besatzung von 2000 Mann, etwa dieselben Summen verschlingt wie ein Armeecorps auf Friedensfuß. Wir wissen ebenso gut, daß zweckmäßig aufgeworfene Erdschanzen mit einem halben Dutzend trefflicher Geschütze ganz genügen, um einen solchen furchtbaren Koloß mit seinen Feuerschlünden bei schwierigem Fahrwasser völlig in Schach zu halten, wohl gar matt zu machen, wie es dem Christian VIII. bei Eckernförde geschah. Aber wie unser Heer im Frieden entsetzliche Summen verschlingt und auch ohne Feldzüge immerhin nicht als unnütz gilt, wie die Engländer eine Menge alter Dreidecker und Fregatten ohne eine feindliche Kugel in den Rippen und doch nach langen guten Diensten in den Ruhestand versetzen, so können auch wir hinfort ähnlicher Vertheidigungsmittel nicht entbehren. Alles nur natürlich unseren Verhältnissen, der Ausdehnung und Beschaffenheit unserer Küsten, unserer Stellung zu den Weltmächten, dem transatlantischen Handel Deutschlands angepaßt. Es fällt uns nicht ein, irgend wie die Zahl und Größe, die verschiedenen Klassen der Schiffe angeben zu wollen; wir meinen aber, daß man in Preußen das Verhältniß im Allgemeinen richtig zu treffen scheint, indem man vor Allem eifrig an der Herstellung eines zahlreichen Geschwaders von Schraubenbooten arbeitet, darüber aber den Bau jener mittelgroßen Schiffe nicht aus den Augen läßt, als deren Muster die Arkona gilt. Wenn sich die übrigen Uferstaa-

ten dem preußischen Beispiele anschließen und sich mit Preußen zu festem Bunde einigen, so kann kaum ein Zweifel bestehen, daß allein schon in jenen beiden Klassen unsere Marine Allem überlegen sein wird, was die Dänen irgendwie flott machen können. Dann erst dürfte es auch Zeit sein zu entscheiden, ob das eine oder andere noch größere Fahrzeug gebaut werden soll, oder ob es nicht besser ist, nach dem Vorgange der Nordamerikaner starke Fregatten mit nicht allzu vielen, aber Kanonen des allerschwersten Kalibers als erste Gattung zu adoptiren.

Dem ersten Bedürfnisse nun genügt eine Flotte kleiner, leichter Dampfer, wie sie Preußen für sich bereits baut. Sie müssen kaum 130 Fuß lang und nur 25 breit sein, einen Tiefgang von höchstens 6 Fuß haben, und 3 Masten, 3 schwere Geschütze und eine Maschine von höchstens 80 Pferdekraft tragen. Rechnet man das Stück auf 60 bis 70000 Thaler, so kann es doch den deutschen Uferstaaten, die wahrlich nicht zu den ärmsten gehören, nicht übermäßig schwer fallen, das bereits vorhandene preußische Geschwader, im Fall der Noth sogar in einem Jahre zu verdoppeln und allmählich mit Preußen gemeinschaftlich auf hundert Segel zu bringen. Ja, Hamburg und Bremen allein dürften sich schon getrauen, ebenso viele wie gegenwärtig in der Ostsee zu bauen und in Dienst zu stellen. Schon jetzt regt sich mit derselben Absicht das Hinterland in patriotischen Ansprachen und freiwilligen Geldspenden. Wir hoffen aber, daß eine so freudige Thatkraft, wenn wir sie nächstens bedürfen, nicht wieder in Mißgunst und Bosheit schnöde vergeudet, sondern daß man bereit sein werde, mit der preußischen Rüstung Hand in Hand zu gehen. Dann wird man einem Feinde gegenüber schon eine Achtung gebietende Aufstellung an den eigenen Küsten nehmen können, und die preußischen Geschwader bei Pillau und Rügen, das norddeutsche an der Jade eine Blokade von Seiten Dänemarks geradezu unmöglich machen. Preußen allein gebührt dabei die Führung, denn Preußen allein bietet in beiden Gewässern bereits fertiges, oder doch der Vollendung nahes Material; Preußen ganz besonders hat für die längste Küstenstrecke, für die größte Anzahl von Hafenplätzen Sorge zu tragen.

Der Bau von größeren Schiffen als die Kanonenboote dürfte späterhin besonders in der Nordsee in Betracht kommen. Der Welthandel der Hanseaten, die Großmachtstellung des preußischen Staats, die Anlage und Vertheidigung des Hafens zu Heppens wird auch eine Anzahl starker Corvetten, Fregatten, vielleicht gar ein Paar Panzerschiffe erfordern. Preußens erster und gewiß auch bedeutendster Kriegshafen entsteht jedenfalls dort an der alten Friesenküste, denn dem Ausbau des Jasmunder Boddens kann bei der schon übermäßig hohen Anspannung der Steuerkräfte noch

lange nicht genug zugewendet werden, um ihn für den nächsten Krieg in Vertheidigungsstand zu setzen. Ein Kriegshafen aber soll nicht nur schützen, sondern ist auch zur thätigen Abwehr, zum Angriff bestimmt. Darum vorzüglich, meinen wir, möge der maritime Bund auch bei Zeiten auf größere Schiffe bedacht sein, damit das nächste Mal ein deutsches Heer nicht wieder wie der Hund am Wasser stehen bleibe. Es darf schlechterdings nicht an einer tüchtigen, kühnen Deckung fehlen, um ein Geschwader von Transportschiffen dem Feinde selbst an's Land zu werfen, um dessen Beschützung er sich bisher nicht im Geringsten zu sorgen gehabt. Mit diesen Mitteln, an deren Beschaffung uns Niemand hindern kann, wenn wir nur wollen, haben wir es selbst in der Hand, die Dänen alsbald zu vermögen, daß sie in Holstein und in Schleswig auftreten, wie Anstand und Recht verlangen.

Noch einleuchtender sind die Vortheile, welche eine Vereinigung, wie wir sie erstreben, nothwendig dem Personal bringen muß, dem Deutschland seine Vertheidigung zu Lande und zu Wasser anvertraut. Unsere Küstenbevölkerung, zumal die von der Nordsee, steht an seemännischer Gewandtheit keiner anderen nach und hat davon zu allen Zeiten auf fremden Handels- und Kriegsflotten die Beweise abgelegt. Außerdem drängt sich in den letzten Jahren besonders die Jugend der besseren Stände aus dem Innern herbei, um zur See zu gehen. Der Zahl nach dürfte es uns weit leichter werden, beträchtliche Geschwader zu bemannen, als es allem Anscheine nach in Folge der jüngsten erschrecklichen Einberufungsordres in Kopenhagen der Fall sein muß. Welche stattliche, stets schlagfertige Seewehr könnte da mit geringer Mühe auf dem Wege einer Convention zwischen den betreffenden Regierungen errichtet werden, wenn die Mannschaften der Handelsflotten beider deutschen Gewässer ihre Ausbildung auf der gemeinsamen Kriegsmarine empfingen, um nach dieser Probezeit bei ihrem Berufe zu leben und nur für den Kriegsfall, wo ohnehin die Schifffahrt stockt, dem Vaterlande zu dienen. Wir zweifeln nicht, daß, wenn dies von der Landwehr hergenommene Princip, das ja schon auf den preußischen Schiffen zur Geltung gekommen, einem deutschen Institute zu Grunde gelegt würde, Preußen keinen Augenblick anstehen könnte, seinen seefahrenden Landeskindern die Dienstzeit auf der Bundesflotte als Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht anzurechnen. Ja, es müßte sich glücklich schätzen, seine Anstalten für Ausbildung der Schiffsjungen und Unterweisung der Officiersaspiranten aus ihrer bisher einigermaaßen gedrückten Atmosphäre in eine freiere Luft und unter bedeutendere Concurrenz zu versetzen, denn eine Seeschule in Danzig, oder gar ein Cursus der Seecadetten an der Spree reichen schwerlich hin, Kriegsschiffe mit Matrosen und Officieren der besten

Art zu versehen. Cuxhaven oder auch Emden bieten ganz andere Vorzüge, um Institute für beide Gebiete des Dienstes zu begründen, die dann schließlich der ganzen seefahrenden Bevölkerung zu Gute kommen müßten. In den Nordseehäfen leben eine Menge alter Schiffscapitäne, die ausgefahren haben, aber noch vorzügliche praktische Lehrmeister in der Nautik abgeben würden. Die Theorie und Wissenschaft würde nicht minder leicht zur Hand sein als in Danzig; die Disciplin, Aushebung und Uebung der Mannschaft in Dienst, die Direction der Bildungsanstalten würde sich naturgemäß auf das fertige Etablissement an der Jade stützen. England und auch Holland, um alles Neue durch unmittelbare Anschauung zu erlernen, um von dort zu beziehendes Material leicht einzuführen, befinden sich in nächster Nähe. Und giebt es Krieg mit Dänemark, so dürfte es dem Feinde schwer fallen, die braven schleswig-holsteinischen und friesischen Matrosen zu verhindern, daß sie sich nicht zu den einmüthig zusammenstehenden, der See vertrauten Landsleuten schlagen.

In den Hansestädten erkennt man längst den Gewinn, der durch solche Uebereinkunft auch für die Zeiten des friedlichen Handelsverkehrs bereitet würde. Wie man dort praktisch und liberal genug ist, abermals die geeigneten Opfer zur Vorbereitung für den Krieg zu bringen, so würde sich dort auch am ersten die Weise entdecken lassen, um ähnlich wie England die Anforderungen beider Zeitläufte mit einander auszugleichen und Material und Mannschaft nicht nur für die Stunde des Kampfes beisammen zu halten.

Wir unterlassen es, zum Schlusse noch einmal auf die Nothwendigkeit zurückzukommen, daß sich unsere Regierungen endlich auch über ein gemeinsames System von Befestigung und Küsteneisenbahn einigen müssen. Wir haben deutlich genug die Punkte angegeben, von denen aus die verhältnißmäßig so leichte Ausführung verhindert wird. Aber wir geben dem großen Vaterlande, dem deutschen Volke, dem die Begriffe Bundestag und deutsche Flotte in alle Wege als disparat erscheinen, den Ernst der gegenwärtigen Stunde, denen, die widerstreben möchten, die entsetzliche Verantwortlichkeit zu bedenken, deren sie sich schuldig machen, auf daß wir nicht erst im Augenblicke der Noth und rathlosen Verzweiflung zu einmüthigem Handeln schreiten wollen, wenn es bereits zu spät ist. Der Bürgerkrieg in Nordamerika wird, wie er den Welthandel und die gesegnete Industrie der Völker erschüttert, auch sicher den Seekrieg in seinem Gefolge bringen und das Meer mit dem Donner des Geschützes erfüllen. Soll da die Zwietracht und die erbärmliche Mißgunst des kleinlich stolzen Particularismus schuld sein, wenn wir beim Streit und Zank der Mächtigen nicht unser Eigenthum und das gute Recht unserer Länder zu schirmen im Stande sind?

Ein Gang durch die Jesuitenschule. *)

Wir versetzen uns in das Jahr 1702. Mit einem Empfehlungsschreiben des Johannes Meursius ausgerüstet, des honestissimus redemptor der jesuitischen Statutensammlung, versprechen wir uns eine nicht ungünstige Aufnahme bei dem Rector des Clementinum in Prag. Diese Anstalt ist das Ziel unserer Reise. Und keine ist für unsere Zwecke instructiver; denn hier sind Universität und Gymnasium, unter den Schülern Novizen der Gesellschaft, adlige Alumnen und städtische Schüler vereinigt. Vielleicht, daß wir bei den Prager Herren eine Offenheit finden, ähnlich (wenn auch aus anderen Gründen) der, mit welcher Pascal in den interessantesten seiner Provinzialbriefe seinen gutmüthigen Pater auch etwas tiefere Geheimnisse der Ordenspraxis ausplaudern läßt.

Auf dem Wege nach Prag berühren wir im gesegneten Lande der Contrereformation zuerst Pilsen. Hier ist zwar kein Collegium des Ordens, doch finden wir eine andere Anstalt, die man nicht vermuthen sollte. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts schon ist ein wesentlicher Umschwung im Geiste des Ordens eingetreten; früher ganz dem geistlichen Ritterthum geweiht, begnügt er sich damit, um nur selbst eine bequeme Existenz zu haben, sich den Leuten unentbehrlich zu machen, ja er hat sich seit Ausgang des dreißigjährigen Krieges sogar dem Geist des Mercäntilismus nicht mehr verschlossen. Seit das Collegium Romanum nicht nur das lebendige, sondern auch das todte Capital im Weinberge des Herrn Frucht bringen ließ und zu Macerata Tuchfabriken anlegte, mit deren Erzeugnissen es weiten Handel trieb, blieb das Prager Clementinum hinter diesem Beispiel um so weniger zurück, als es außer der Ferdinandinischen Stiftung noch durch reiche Schenkungen, besonders der Rosenberg und Lobkowitz, in den Stand gesetzt war, auch die industrielle Concurrenz mit Jedermann aufzunehmen. Wir finden in Pilsen Fabrikanlagen und zu unserer Freude zugleich den Provinzial von Böhmen. Er will nach

*) Die Einkleidung der Skizze in eine Phantasiereise und die Beibehaltung dieser Form für unsere Zwecke empfahl sich um der Anschaulichkeit des Bildes willen. Der Erfindung und Erdichtung des Zeichners gehört nur die Verknüpfung der Scenen und die Wahl eines bestimmten Schauplatzes (Pilsen und Prag) an; Wahrheit hingegen bieten alle einzelnen Handlungen und Züge, welche nach Andeutung Jesuitischer Quellen selbst zusammengestellt sind. Citate sind nur da angefügt, wo einem denkbaren Zweifel ausdrücklich zu begegnen war. Im Allgemeinen ist zu vergleichen: Corpus Institutorum Societatis JESU. Antverp. 1702; darin enthalten Ratio atque institutio studiorum Societatis JESU I, 1233.

Bereisung der zahlreicheren Unterrichtsanstalten im Norden des Landes noch das Collegium in dem südlichen Klattau der jährlichen Visitation unterwerfen, hat indeß den Abstecher nach Pilsen nicht verschmäht, um sich auch von dem Gedeihen der äußeren Erwerbsanstalten durch den Augenschein zu überzeugen. Wir bekunden ihm unsere Theilnahme an dem Gedeihen des Unternehmens, können jedoch nicht umhin, ihn unseren Zweifel ahnen zu lassen, ob die industrielle Thätigkeit mit der gelobten Armuth des Ordens vereinbar sei. Indeß, er erklärt uns, diese Fabrikanlagen seien keineswegs Eigenthum des Ordens, vielmehr der Collegia, denen ja schon im Jahre 1550 der heilige Vater Julius III. die Erwerbung von Einkünften erlaubt habe, — nur daß die Societät sie verwalte! Und überdies, setzt er hinzu, sei es doch kein besonderer Unterschied, den Acker zu bauen wie die ältesten Mönche gethan, und Geschäfte zu treiben wie sie es versuchten (Ranke Röm. Päpste III. 124 ff.).

Prag erreichen wir an einem Sonntag Abend, den 24. August. Wir kehren auf der Kleinseite in einer der wenigen Herbergen ein, die dort den Fremden von Bayern her erwarten. Am nächsten Morgen sehen wir schon einige Zeit vor acht Uhr Schüler über die Brücke gehen, in mäßigem Schritt und ohne merkliche Eile, wie es die Schulgesetze ihnen vorschreiben. Auch wir verschieben unsern Gang nicht länger, denn da nach der Hausordnung um vier Uhr aufgestanden wird, so ist der Tag auch für einen Besuch weit genug vorgeschritten. Den Rector abwesend — etwa in der Klasse beschäftigt — zu finden, fürchten wir nicht; er hat, selbst wenn er von der allmählich seinem Amte verstatteten Erleichterung keinen Gebrauch macht, doch überhaupt nur vierzig Stunden des Jahres, also in der Woche eine, zu ertheilen; ebenso wenig wird ihn die Inspection abhalten, da er jede Klasse nur alle vierzehn Tage einmal zu besuchen hat, und die fortgesetzte Aufsicht über den Unterricht nach seiner wissenschaftlichen Seite nicht ihm, sondern dem Praefectus studiorum und außerdem dem Syndicus obliegt. Wir werden auf der Straße von einigen Spätlingen eingeholt, die eiliger zur Schule laufen, um nicht von dem unbarmherzigen Mitschüler, der gerade das Amt des Censor bekleidet, notirt zu werden. Sie gelangen eben noch zur Thür, ehe der Pförtner diese schließt und mit der Glocke das Zeichen zum Beginn der Lectionen giebt. Gleich darauf läßt er uns ein und bittet uns, nachdem er das Wer und Woher erfahren hat, in seiner Zelle zu verweilen, bis er selbst einen Priester gerufen, der uns nach Gebühr zum Rector geleiten könne. Wir haben indeß Zeit, in seiner Behausung uns umzusehen und bemerken namentlich eine lange Tabelle mit den Namen sämmtlicher Hausbewohner; bei einigen steht der Vermerk, daß sie vor Kurzem mit Erlaubniß des Minister

domus in Geschäften ausgegangen seien — wohl eben die Patres, die uns zu zweien oder dreien, wie es die Sitte verlangt, auf der Brücke begegnet sind, nachdem wir sie zuvor mit auffälliger Andacht dem Nepomuck hatten die Reverenz erweisen sehen —; bei zweien der Alumnen ist von gestern her noch angemerkt, daß sie zu spät aus der Stadt zurückgekehrt wären. Indeß ist unser Portier mit dem gesuchten Priester zurückgekehrt, der uns nun in die Wohnung des Rectors geleitet.

Eben hat ein hagerer Mann mit unheimlich spürendem Aussehen das Zimmer des Rectors verlassen — es ist der Syndicus des Collegs gewesen, wie wir bei weiterer Bekanntschaft bald erfahren sollen. Als wir selbst eintreten, begrüßt uns der Rector, dem ja der Zweck unseres Besuches im Allgemeinen bekannt ist, ohne selbst seiner Würde etwas zu vergeben, doch auf entgegenkommende Weise; seine vornehme Haltung, sein sicherer Blick, der weder fixirend verletzt noch halb zur Seite gerichtet die Aufmerksamkeit vermissen läßt, seine gebildete Sprache machen sofort den Eindruck eines auch im Leben erfahrenen Mannes, wie ihn der Orden an der Spitze vorzüglich eines so bedeutenden Collegiums wünschen mußte zu sehen. Ohne mit ängstlicher Hast zu dem Geschäftlichen zu eilen, erkundigt er sich nach unserer Reise und zeigt uns in weiterem Gespräch seine Kenntniß der Ordens- und allgemeinen Weltverhältnisse, wie er denn auch keine Gelegenheit unbenutzt läßt, wo er, ohne lästig zu werden, ein gewinnendes Wort einflechten, ein verbindliches Compliment an uns richten kann. Nachdem wir ihm von unserer Reise erzählt haben, erwähnt er, wie zu Cöln gerade der Reformationsversuch des Erzbischofs Hermann den Vätern von der Gesellschaft den Weg an die Universität gebahnt habe, und versäumt nicht, uns auf die bevorstehende 150jährige Jubelfeier des dortigen Collegs aufmerksam zu machen; er erkundigt sich nach Bonn und Coblenz, vor allem nach Mainz, bedauert, daß bei dem vergeblichen Bemühen des Ordens, in Frankfurt festen Fuß zu fassen, er dort keine Aufnahme hätte finden können, denn die endlich glücklich errichtete Filiale in Bockenheim — so erfahren wir doch den theilweisen Triumph des Ordens — werde uns wohl noch nicht bekannt gewesen sein; er macht darauf aufmerksam, wie der Orden in Speier nur darum habe beklagen müssen, so langsam Eingang zu finden, weil er so des belehrenden Verkehrs mit den Räthen des Kammergerichts entbehrte, und vermerkt unsern tröstenden Hinweis auf Worms so wohlgefällig, daß er sich sogar zu einer Anerkennung der Heidelberger Universität herabläßt; habe doch dort vor hundert Jahren Danaeus zuerst, freilich in sehr rigoroser Weise, die Moral, auf die sein Orden so viel Gewicht lege, als gesonderte Disci-

plin behandelt.*) Genug, wie das Aeußere des Rectors, seine glatte Stirn, die glänzenden Augen und sanftgeschlossenen Lippen recht im Gegensatz zu dem runzligen und verkniffenen Gesicht der meisten Bettelmönche eine ruhige Heiterkeit des Gemüths bekunden, so zeigt er sich auch in allen seinen Reden als den gewandten und tactvollen Repräsentanten einer weltklugen Corporation. So ist er denn selbstverständlich, als wir endlich unsern Brief übergeben können, auch discret genug, die Freundschaft des Antwerper Buchhändlers nicht zu verleugnen, und sieht das Schreiben mit anscheinender Aufmerksamkeit durch. Unsere Augen richten sich indeß unwillkürlich auf seinen Tisch und bemerken mehrere officielle Briefe, die theils an den Provinzial theils an den General selbst adressirt sind, und von denen einer den Vermerk „Soli" trägt. — Da hat auch der Rector unsern Brief durchgesehn und fragt uns nun weiter, welche seiner Anstalten wir zuvörderst besuchen wollen. Wir können nur unsere Verlegenheit ausdrücken, da uns der Umfang der Anstalten schon beim ersten Blick durch die aneinander stoßenden sechs Höfe noch weit ihren Ruf zu übertreffen scheine: eine Bemerkung, die der Rector aufmerksam durch die Mittheilung ergänzt, daß allerdings — wie er aus den Kaufacten ersehen habe — auf dem Terrain des jetzigen Clementinum außer zwei Gassen und sieben Plätzen noch zweiunddreißig Häuser und drei Kirchen ihre Stelle gehabt hätten; übrigens theile sich jetzt das Ganze in das akademische Colleg, das Pädagogium oder Convictorium, ein Priesterseminar und eine Residenz der Professen. Wir entschließen uns, zunächst um Einführung in das Pädagogium zu bitten, auf das wir freilich auch bei seiner Ausdehnung uns werden beschränken müssen, und scheinen in dieser Wahl der eigenen Neigung des Rectors begegnet zu sein. Schon daß wir des Colleg und Seminar in der Neustadt nicht weiter erwähnten, muß ihm genehm sein; aber auch unter den von ihm geleiteten Anstalten scheint diese Alumnatschule ihm für seine Amtsthätigkeit der liebste Platz zu sein: — ob wegen des Verkehrs mit dem böhmischen Adel? — müssen wir dahingestellt sein lassen. Er selbst bemerkt nur, daß ja diesen Studia inferiora, wie sie denn seit etwa hundert Jahren vorzugsweise Gymnasia hießen, auch das Interesse des Ordens vorzugsweise sich zugewendet habe, und wie der Name Collegia von ihnen nur des Herkommens wegen oder zur Erinnerung an die Entstehung der Anstalten beibehalten sei. Ursprünglich seien so die Bursen bei der Pariser Universität genannt worden, wie schon im zwölften Jahrhundert das Colleg St. Thomas am Louvre und das dänische Colleg daselbst; aber

*) Für die Notizen aus der Jesuitischen Schulgeschichte vgl. Ranke a. a. O. II. 25 ff. und den Catalogus provinciarum etc. am Ende des Corpus Institutorum Vol. II.

bald hätten sich an diese Collegien Vorbereitungsanstalten anschließen müssen, deren erste Robert de Sorbona in Verbindung mit dem großen Colleg seines Namens angelegt habe; *) „wir aber — fährt er fort — haben, seit der heilige Vater Julius III. uns den Zugang eröffnet, dergleichen Schulen auch selbständig angelegt, und vorzüglich in diesen nordischen Gegenden hat uns das Verlangen des Volkes zu immer erhöhter Liebesthätigkeit auffordern müssen. Zwar sträubten sich unsere ehrwürdigen Väter auf den ersten General-Congregationen gegen die lästige Zumuthung, auch reiche Convictores aufzunehmen; indeß wie wir nie einen neuen Weg zum Heile der Nächsten einzuschlagen verschmähen, so haben wir auch dies noch übernommen, und habita personarum locorum temporum ratione iuxta prudentis superioris consilium, antevertendo incommoda, emolumenta captando sind wir dahin gekommen, daß wir viele Frucht im Weinberge des Herrn hervorgebracht zu haben uns wohl rühmen dürfen." Wir werden an unsern Provinzial in Pilsen erinnert, bemerken indeß nur, daß wir fast hätten fürchten müssen, nicht mehr vor Ende des Cursus hier einzutreffen. Doch der Rector beruhigt uns; zwar seien die Examina für die Versetzung schon vorüber, indeß werde die Prämienvertheilung, zu der er uns besonders einlade, erst am Freitag den 29. stattfinden und der Cursus vor den Herbstferien erst von da ab je nach der Stufe der Klassen allmählich zu Ende gehen.

Eben will uns der Rector nähere Auskunft über die Ferien und Klassenstufen geben, als die Klingel des Pedells das Ende der ersten Schulstunde verkündigt; auf dem Hofe wird es lebendig, doch ohne in's Wüste auszuarten; denn der Censor muß ja seine Mitschüler beaufsichtigen, und leicht kann der Studienpräfect selbst vom Fenster aus sich überzeugen wollen, daß die Schüler nur in Gruppen zu dreien oder vieren spazieren gehen und daß von den Novizen und Alumnen des Ordens niemand anders als die „Vertrauten" mit den Stadtschülern umgehen; vielleicht erscheint Se. Gestrengen sogar in eigner Person, sich unter die Schüler zu mischen und zu lauschen, ob nicht in dem Geplauder der Freistunde verpönte Klänge der Muttersprache neben dem officiellen Latein ertönen. Da wird wieder der Syndicus beim Rector gemeldet, der ihn uns als seine rechte Hand in allen Aufsichtssachen, als einen maturus ac diligens rerum notabilium investigator, vorstellt und von ihm den Bericht über die erste Stunde entgegennimmt. Es sind einige Schüler als zu spät gekommen zu melden, die der Syndicus überdem in seinem schwarzen Buche verzeichnet hat. Wir haben bei der ferneren Unterhaltung zwischen Rec-

*) Vgl. Hahn, das Unterrichtswesen in Frankreich 1. Abth.

tor und Syndicus erwünschte Gelegenheit, einen Blick in die Gesetze der Anstalt zu thun (leges externorum), und finden bei der raschen Durchsicht der funfzehn Paragraphen allerdings einige auffallende Bestimmungen, z. B. in §. 13 das Verbot Schauspiele zu besuchen, außer etwa „Hinrichtungen von Ketzern;" außerdem findet sich eine Vorschrift für die Eltern, daß die Privatlehrer den Kindern weder zu eifrig helfen, noch neben den Schularbeiten besondere Aufgaben stellen sollen; in §. 7 wird den Stadtschülern für schwerere Fälle mit Züchtigung durch den Corrector gedroht. Wir fragen den Syndicus, ob denn die ehrwürdigen Väter sich diesem unliebsamen Geschäft selbst zu unterziehen pflegten, werden aber von ihm bedeutet, daß dem nicht also sei; vielmehr so wenig die Societät ihre Mitglieder je selbst zu Inquisitoren habe ernennen lassen und doch gar viele Ketzer — hier bekreuzt er sich dreimal — zum Tode befördert, so auch in minoribus. Der Corrector für die Externi sei ein angenommener Mann, der für seine Dienstleistungen besonders bezahlt werde und übrigens, fügt er unvorsichtig hinzu, doch sich ganz gut stehe; nur in kleineren Collegien müsse der Pedell zugleich als Corrector dienen. (Vgl. Const. P. IV. c. 17, 4 G.) Der Rector hat indessen ein Actenstück, das ihm der Syndicus vorher überreicht, durchblättert und erklärt, er werde die Sache an die bevorstehende Monatsconferenz bringen: — ein Modus, den er an sich nicht nöthig hat einzuschlagen (denn der Rector bestimmt allein, gilt in den Conferenzen auch gegen die Majorität der Lehrer und hat nur bei Stimmeneinheit gegen ihn den Beschluß bis zu erfolgtem Berichte an den Provinzial zu suspendiren), den er aber wohl gewählt haben mag, um nicht durch einseitige Entscheidung den Syndicus gar zu sehr zu verletzen. Eben will dieser sich entfernen, als ihm der Rector noch den Auftrag giebt, die beiden Alumnen aus der beginnenden zweiten Lection zu schicken, deren zu späte Rückkehr aus der Stadt er seinem Vorgesetzten pflichtmäßig gemeldet hat. Bald erscheinen denn auch die Alumnen, die allerdings schon öfter Strafen sich zugezogen haben, mit niedergeschlagenen Augen und werden mit Erinnerung an diese Antecedentien vom Rector bedeutet, daß er, wenn nicht endlich noch Besserung eintrete, sich genöthigt sehen werde, ihre Eltern um Rücknahme von der Anstalt zu ersuchen.

So haben wir gleich die Behandlung eines Disciplinarfalles beobachten können und kommen nun, wie die Vermahnten abgetreten sind, auf unser früheres Gespräch zurück.

„Allerdings," theilt uns der Rector mit, „werden die großen Jahresferien für unsere Rhetorik schon mit Ende dieser Woche beginnen; indeß wird die Zeit zur Besichtigung bis dahin ausreichen. Wir haben nämlich die Einrichtung erprobt, daß wir für die drei untern Klassen durchaus

nicht ebenso lange Ferien geben, als für die obern beiden. So haben diese vom 23. December bis Neujahr, jene nur vom 24. bis 28., und ebenso zu Ostern die ersten von Palmarum bis zum weißen Sonntag, die untern nur vom Mittwoch vor Ostern bis zum dritten Osterfeiertage Ferien; Pfingsten aber, wo nur die drei Festtage frei sind, wird für die obern Klassen schon am Sonnabend früh, für die untern erst am Nachmittag geschlossen. Demgemäß haben denn auch im Herbst unsere Rhetoren vier Wochen, die Humanisten drei Wochen, die Schüler der Syntaxis vierzehn Tage, aber die beiden untern Grammaticalklassen nur acht Tage Ferien. — Erst nach der Vacanz aber findet die Versetzung statt, weil die Promotionsarbeiten, wie es unsere Ordnungen vorschreiben, nicht von den Lehrern, sondern von einer besonderen Commission geprüft werden und endlich noch dem Provinzial vorgelegt werden müssen."

Wir erkundigen uns weiter nach der Frequenz der Anstalt und bedauern, als wir von der Stärke des Besuches und dem voraussichtlichen Zudrange hören, im Voraus den Rector wegen der Geschäftsüberhäufung durch die Receptionsprüfungen. Indeß erklärt er uns, dies sei Sache des Studienpräfecten; er selbst erhalte nur das Protokoll der Prüfung und ein Album der Novizen. Das erstere, welches uns der Rector vom jüngsten Termine her vorlegt, enthält die Angaben der Novizen über das, was sie bisher getrieben, in Anlage die Scripta, die sie hierauf über Themen aus diesem ihnen bekannten Kreise der Grammatik gefertigt, endlich den Vermerk, wie sie einzelne Fragen beantwortet, aus dem Deutschen in's Lateinische und umgekehrt mündlich übersetzt haben. Das Album enthält außer den gewöhnlichen Personalien noch eine Rubrik, die uns neu ist: welche Freunde der Noviz bereits auf der Schule habe? Zugleich bemerkt uns der Rector, die Bestimmung der Klasse erfolge so, ut superiore potius loco dignus novitius, quam suo indignus videatur. Leider täusche auch die genaueste Prüfung und nicht selten treffe es sich doch, — zumal bei der großen Zahl ihrer Schüler — daß viele am Ende des Cursus nicht im Stande seien aufzurücken. Mitunter zwar schlage es an, daß ein älterer Schüler nur unter der Drohung der Rückversetzung in die höhere Klasse eintreten dürfe. Oft aber werde er auch, wenn weder die Möglichkeit der Versetzung noch Aussicht auf Fortschritte in der eigenen Klasse sei, von dem Studienpräfecten angegangen, Schüler zu entfernen, und er sei dann genöthigt, die Eltern oder Vormünder freundlichst zu erinnern, daß sie Sorge trügen, jene möchten nicht länger die Bänke drücken (ne locum diutius occupent).

Inzwischen ist über all' diesen Gesprächen die Zeit der Morgenschule — nicht nur die zwei Stunden der Rhetorik, sondern auch die halbe resp.

¾ Stunden, welche die andern Klassen noch länger zubringen — verflossen. Wir müssen den Besuch der Klassen und die Begegnung mit den einzelnen Lehrern bis zum Nachmittage verschieben und nehmen gern den Vorschlag des Rectors an, in der Zwischenzeit die Räumlichkeiten des Hauses, besonders den Speisesaal, uns anzusehen.

Zunächst indeß gehen wir durch die Klassenzimmer. Sie sind groß und hell; an den Wänden hängt ein Exemplar der Gesetze unter Rahmen, dazu mehrere Heiligenbilder, vorzüglich bemerkbar aber Ehrentafeln für ausgezeichnete Schüler und in den Oberklassen auch Gedichte und sonstige Arbeiten der Schüler in zierlicher Abschrift und in schmuckvoller Einfassung. Eines derselben überlesen wir und erhalten, da wir nicht umhin können, über die correcte und fließende Sprache unsere Befriedigung auszudrücken, vom Rector den unverholenen Aufschluß, daß dergleichen Arbeiten vor der Veröffentlichung vom Lehrer und zu mehrerer Sicherheit — eine Vorsichtsmaaßregel, die uns noch verständlich werden soll — vor größeren Feierlichkeiten von dem Präfecten oder gar von besonderen Commissaren corrigirt werden: nur ganz neu dürfen sie nicht gemacht werden! (Reg. Praef. inf. 3. comm. inf. 31.) Eine solche Festlichkeit steht für nächsten Freitag in Aussicht; zu dieser die Aula herzurichten und alle Bestellungen zu versehen, erinnert der Rector den Pedell, welcher in einer Klasse mit Reinigung des Zimmers und der Bänke beschäftigt ist; immerhin möge er sich auch außerordentliche Hülfsarbeiter annehmen. Die Bänke selbst sind durch einen Gang geschieden, so daß auf der einen Seite die Novizen und Alumnen der Gesellschaft, auf der andern die Stadtschüler sitzen können, die vordersten Bänke auf jeder Seite haben Lehnen als Plätze der Adligen, das Katheder scheint zum Schreiben bequem eingerichtet. Besonders geräumig finden wir die Zimmer für die untern Grammaticalklassen, was uns denn einen Rückschluß auf zahlreiche Frequenz machen läßt. „In der That," erwidert er, „können wir zufrieden sein, denn während andere Collegien ihre fünf Klassen durch Combination haben auf drei reduciren müssen, möchten wir für die untern Klassen Parallelcötus einrichten. Die Briefe, welche Sie bei mir sahen, — er hat also unsern Seitenblick doch bemerkt — enthalten eben das Gesuch um Anstellung von Hülfslehrern an den General, welcher solche Erweiterung des Etats erst genehmigen muß, sowie meinen Quartalsbericht an ihn und den Wochenrapport an den Provinzial. Ein vollständiger Verwaltungsbericht mit einem genauen Catalogus personarum kann freilich erst nach dem Jahresschlusse im Monat Januar nach Rom abgehen." Das Soli allerdings bleibt uns doch unverständlich, soweit wir uns nicht selbst sagen mögen, daß das mit dieser Signatur versehene Paquet von dem General persönlich

ohne Secretär und Assistenten zu eröffnen sein wird. Wir folgen nun dem Rector nach dem Refectorium, denn die zur Bewegung freie Viertelstunde von $10^3/_4$ bis 11 Uhr naht ihrem Ende und schon hören wir das erste Zeichen zum Auftragen der Speisen.

In der netten und saubern Küche gebietet der Koch mit Entschiedenheit einem Weltpriester, der noch als Noviz eingetreten ist und sich in der vierten Station seiner Probezeit — den negotia abiecta und humilia — befindet, bei dem Ausspülen des Geschirrs mit Hand anzulegen, und der Syndicus belehrt uns, daß dem also sein müsse, denn ein Novicius solle auch im Befehl des Koches seinen Herrn Christum erkennen. (Ex. gen. c. 4, 29. 30. S. Ignatii epistola de obedientia 4.) Wir treten in den reinlichen Speisesaal, der außer den Alumnen auch für die geweihten Mitglieder des Collegiums oder Profeßhauses bestimmt ist, eben als auf das zweite Zeichen für die Bedienung die Wein- und Wassergläser aufgesetzt werden. Bald darnach wird auf ein Zeichen mit der Glocke der Speisesaal geöffnet; die Gäste erscheinen und setzen sich, die Priester und die Nichtpriester — zu ihnen die Schüler — an besondere Tische, ohne daß an diesen selbst eine besondere Ordnung obzuwalten scheint. Abseits steht ein anderer gedeckter Tisch für die leichten Patienten, welche eine Art Krankenkost erhalten. Statt des Rectors, der bei uns bleibt, hält der sogenannte Kanzler, welcher zugleich das Amt des Präfecten für die Studia superiora bekleidet, das Gebet, und während Tische wird aus den Vitae sanctorum, zuletzt aus den von Indien eingegangenen Briefen durch einen besonders bestellten Lector ad mensam vorgelesen, indessen die Speisenden alle vorschriftsmäßig in tiefem Schweigen verharren. Die Speisen selbst sind gut und reichlich — drei Gänge und zu jedem ein Glas Wein — (freilich ist dafür seit 4 Uhr kein Morgenbrot genossen); die äußere Einrichtung ist sehr sauber, die Servietten sogar sollen zweimal in der Woche gewechselt werden. Nach dem Schlußgebet verfügen sich alle nach den Seitentischen, wo Waschwasser und Handtücher für Priester und Nichtpriester gesondert in Bereitschaft sind. Während nun die Schüler die Erholungszeit bis 1 Uhr zum Spazieren auf den Höfen benutzen, besichtigen wir zunächst die hellen und freundlichen Krankenzimmer, in denen uns nur der Ueberfluß an trostsprechenden Priestern auffällt, sodann die Zellen, die sowohl zum Wohnen als zum Schlafen dienen. In einigen hören wir Alumnen sich unterhalten, und diese Zimmer müssen der leichteren Aufsicht wegen ganz offen stehen. Hinter einer so zurückgeschlagenen Thür finden wir denn auch den Syndicus, der freilich vergebens darauf rechnen wird, für diese ihm erlaubte Aufsichtsart auch noch ein besonderes Lob vom Rector zu erhalten (Const. p. III. c. 1, 3 D. Reg.

comm. 33). In der letzten Zelle steht nur Ein Bett, und an der Wand bemerken wir eine Weckuhr. Hier schläft, so wird uns erklärt, der Wecker, einer der Schüler, der wöchentlich dazu bestimmt wird. Er geht vor den Uebrigen zu Bett, um auch früher aufstehen zu können. Um ¼4 Uhr muß er zum ersten Male läuten, dann durch die einzelnen Zellen gehend die Schüler wecken und zugleich Licht anzünden, nach einer Viertelstunde zum zweiten Male seinen Umgang halten und die noch Schlafenden oder etwa Erkrankten dem Superior anzeigen. Nach der zweiten Viertelstunde giebt er das Zeichen zum stillen Gebet, nach dessen Beendigung die Tagesarbeit beginnt. Endlich treten wir noch in die Bibliothek, da ohnehin der Rector sich überzeugen will, ob die Fächer, für die der Bibliothekar Neukäufe beantragt hat, nicht schon genügend besetzt seien. Die Aufstellung erleichtert ihm die Uebersicht; die Bücher sind nach Wissenschaften geordnet, sämmtlich von außen signirt und sauber zu tractiren; sie werden allwöchentlich ausgeklopft. Auch der Katalog ist nach Fächern, erst innerhalb derselben alphabetisch geordnet, und ebenso das Manual, so daß sich leicht ersehen läßt, wer jedes Buch entliehen hat. Ist ein Buch gesucht, so wird es durch einen Anschlag an der Thür zurückverlangt und muß dann von dem zeitigen Entleiher binnen acht Tagen wieder eingeliefert werden. Beim Ausgange bemerken wir noch ein besonderes Repositorium, auf welchem die gebräuchlichsten Handbücher, zum Theil in mehreren Exemplaren, ihren Platz haben. —

Da wir von dem Rector, der für den heutigen Tag seine Geschäfte schon in den Morgenstunden beendet zu haben versichert, zur Hauptmahlzeit am Abend eingeladen sind, so nehmen wir nur ein spätes Frühstück bei ihm ein und suchen vor Beginn der Nachmittagsschule (um 1 Uhr) noch den Studienpräfecten auf. Wir finden ihn eben beschäftigt, die Declamationsstücke zu dem Actus am Freitag zu corrigiren, und lernen übrigens in ihm selbst einen etwas trockenen Mann kennen, wie denn auch die Schulordnung der Jesuiten für sein Amt besonders einen Reglements-Reiter verlangt. So ist er ganz der Mann, uns in längerem Vortrage auseinanderzusetzen, „daß ihre Anstalt fünf Klassen habe, die drei unteren Grammatica infima, media und suprema benannt, die letztere auch Syntaxis geheißen, die nächst höhere Humaniora, die oberste Rhetorica.“

„Die Schüler, im Ganzen zwischen 14 und 23 Jahren, verbringen in jeder der unteren Klassen ordnungsmäßig 1 Jahr, je 2 Jahre in den oberen, aus denen sie zu den Studia superiora übergehen können; der Cursus selbst aber ist in den unteren Klassen nur halbjährig, in den oberen jährig, so daß fähigere Schüler auch in weit kürzerer Zeit absolviren können.

„Das Pensum der untersten Klasse ist im Lateinischen Einübung der Formenlehre und Vorübung zur Syntax, und zwar für die niedere Ordnung, in welche aber auch nur solche Schüler aufgenommen werden, welche bereits wenigstens etwas Latein getrieben haben, die Nomina, doch nur im Nominativus, incl. der Genusregeln, und Einiges vom Verbum; für die höhere die Declination der Nomina, indeß noch ohne die speciellen Ausnahmen, und vom Verbum die Perfecta und Supina, dazu als Einleitung in die Syntax der einfache Satz. In der mittlern Grammatik die Ergänzung der Formenlehre, Lehre von den Figuren und die Metrik; in der obern Grammatik die vollständige Syntax; in den Humaniora stilistische Vorübungen und in der Rhetorik sichere Befestigung in Aufgaben des lateinischen Stils.

„Für das Griechische in Gr. infima Lesen und Schreiben, die Substantiva, das Verbum barytonon; in Gr. media die Nomina und Verba contracta, und die leichtern Anomala; in Gr. suprema die übrigen Redetheile ohne Rücksicht auf die schwierigeren Ausnahmen und auf dialektische Formen; in den Humaniora Repetition der Formenlehre, erst jetzt mit Accenten, und Anfänge der Syntax, gegen Ende des Jahres auch griechische Prosodik; in der Rhetorik Fortsetzung der Syntax und Prosodik, dazu Grammatik der Dialekte.

„Der Lehrbücher sind für das Lateinische in den untern Klassen Emanuel Alvarez' Grammatik, in den obern Cyprianus Suarez' Rhetorik, für das Griechische aufsteigend Gretser's Rudimenta, Institutio, Syntaxis et Prosodia.

„Der Kreis der lateinischen Autoren darf sich nur wenig über den einzigen Cicero hinaus dehnen; und zwar werden gelesen in Gr. infima die Episteln (!), doch sparsam; in Gr. media dieselben, und dazu leichtere Stücke von Ovid, sobald die Schüler die Metrik lernen; in Gr. suprema die längeren Briefe Cicero's, die Bücher de amicitia, de senectute, die Paradoxa etc.; von Dichtern im ersten Semester Ovid's Fasten, Tristien und Epistolae ex Ponto, natürlich „gereinigt," im zweiten Semester ausgewählte Stücke aus Catull, Tibull, Properz, oder von Virgil das 4. Buch der Georgica, das 5. und 7. der Aeneis; in den Humaniora Cicero's Reden oder größere philosophische Schriften, daneben, aber seltener, einer der Historiker Caesar, Curtius, Sallustius oder Livius; in der Rhetorik nur, was der besonderen Aufgabe dieser Klasse dient, nämlich Cicero's Reden, diese aber nur als Musterstücke, dagegen in ausgedehntem Maaße die Schriften über die Theorie der Redekunst von Cicero und auch von Aristoteles.

„Die griechische Lectüre beginnt bei gutem Stande der Klasse im

zweiten Semester der mittlern Grammatik mit dem griechischen Katechismus oder der Tabula des Cebes: in der obern Grammatik folgt Aesop, Agapetus und besonders der heil. Chrysostomus; die Humanisten lesen in dem einen Semester nur Prosaiker, nämlich abwechselnd Heiden und Christen: Reden des Isokrates, Basilius und Chrysostomus, daneben die Briefe von Plato und Synesius, selten auserlesene Stücke aus Plutarch; in dem andern Semester nur Dichter und zwar wieder in angenehmer Abwechselung Theognis, Phocylides, Gregor von Nazianz und Synesius. Am reichsten aber sind die Rhetores bedacht; sie allein lesen nur Klassiker: Demosthenes, Plato, Thucydides, Homer, Hesiod und Pindar, zu denen ausnahmsweise indeß doch auch Gregor von Nazianz, Basilius und Chrysostomus treten.

„Die Unterrichtszeit ist in allen Klassen zwei und eine halbe Stunde früh von 8 bis 10½ Uhr, und ebenso viel Nachmittags von 1 bis 3½ Uhr; nur die Rhetoren haben die letzte halbe Stunde frei, die Lehrer der untern Klassen dagegen sind angewiesen, nach Schluß der Lectionen noch bis zu einer Viertelstunde im Klassenzimmer zu verweilen, um den Schülern Gelegenheit zu geben, daß sie über Unverstandenes fragen können. Im Allgemeinen ist die Einrichtung getroffen, daß die erste Stunde früh zum Hersagen der Memorirstücke und zur Correctur der täglichen Scripta benutzt wird; wobei der Lehrer dadurch Erleichterung findet, daß die Memorirstücke von auserwählten Schülern abgehört werden, während er selbst die Correctur und zwar täglich nur von der Hälfte der Arbeiten gleich in der Klasse vornimmt. Die zweite Stunde früh und die erste Stunde Nachmittags dienen zur Lectüre des Haupt-Autors oder zur Uebung der Grammatik und Rhetorik; die zweite Nachmittagsstunde ist im Allgemeinen für das Griechische bestimmt, die überzähligen halben Stunden aber zur Lectüre des zweiten Autors oder zum Wettstreit zwischen zwei Klassen oder zwei Abtheilungen einer Klasse.

„Doch ist, wenn nicht ein einfallender Feiertag besondere Regulirung nöthig macht, an einem Tage jeder Woche, welchen wir dies vacationis nennen, nur Vormittags Klasse; Sonnabends ist der Stundenplan überhaupt abweichend, indem in den ersten Stunden nur Repetition des Wochenpensums eintritt, die letzte Nachmittagsstunde aber dem einzigen Religionsunterricht gewidmet ist, welchen die Collegia ertheilen können. Sie wird ausgefüllt durch Aufsagen des Katechismus, Lectüre der Perikopen und nach Gelegenheit durch eine praktische Paräneſe."

So hat in geradem, langweiligem Laufe die Rede des Studienpräfecten sich ergossen, und wir würden es ihm ohne Weiteres glauben, daß er seiner Instruction gemäß die ganze Ratio studiorum auswendig wisse.

In der That, wir sehnen uns herzlich, selbst zu sehen und die Bekanntschaft lebendigerer Lehrer zu machen. Leider sind die Herren, welche uns auf dem Flur der Schule vorgestellt werden, nicht sehr hoffnungserweckend. Freilich wissen wir ja, daß die Bestimmung der Ordensgesetze, wonach kein noch so tüchtiges Mitglied der Verpflichtung zum Schulunterrichte sich entziehen soll, trotz des Cardinalgebotes der Obedienz, trotz mancher Klagen auf den General-Congregationen oft umgangen worden ist, und daß namentlich alle Graduirten sich der Thätigkeit an Schulen zu entziehen suchen. Hat doch schon im sechszehnten Jahrhundert General Lainez aus der Noth eine Tugend gemacht und besonders für die untern Klassen mäßig begabte Leute von beschränkten Ansprüchen auszuersehen befohlen, die schon als Schüler Versuche im Lehren machen müssen und nach ihrer Anstellung nur zeitweise und zur Erholung als Beichtväter fungiren dürfen. (Decreta VII. Congreg. XXVI (35). p. 922. R. Stud. R. Prov. 22 ss. R. Rect. 9. Ranke a. a. O. II. 33.) So ist auch der Anblick der Prager Herren wenig tröstlich.

Wir folgen dem Grammaticus infimus in seine Klasse. Der Lehrer schlägt, wie er das Katheder betritt, das Zeichen des Kreuzes und fängt an, die Scripta vom Morgen her zu corrigiren, während die Schüler bei dem Decurio Grammatik hersagen. Als er fertig ist, giebt er die Arbeiten (von nur etwa vier Zeilen Länge) zurück, wobei sich seine Bemerkungen überwiegend auf Orthographie und Interpunktion beschränken, revidirt die Noten der Decurionen und läßt selbst noch etwas Grammatik hersagen; die Schüler haben sicher gelernt, wenn auch mancher wohl nur aus Furcht vor den Strichen; denn nach deren Zahl bestimmt sich die Nummer, welche sie in dem Notizbuche erhalten, das der Lehrer nicht zu privater Erinnerung führt, sondern als officielles Document, welches bei der Versetzung zu Grunde gelegt wird. 1 bezeichnet recht Gute, 2 Gute, 3 Mäßige, 4 Bedenkliche, 5 Remanenz- und 6 Relegations-Candidaten. In der zweiten Stunde übt der Lehrer nach klarer und einfacher Exposition die Genusregeln. Für das Griechische bleibt nur etwa eine Viertelstunde übrig; die letzte halbe Stunde darf dem Wettstreit, der aemulatio, nicht entzogen werden. Wir lernen diese Einrichtung hier zum ersten Male, zunächst in kleinerem Maaßstabe kennen. Ein jeder Schüler hat seinen aemulus, der mit ihm um den Platz und die Prämie ringen muß; die Uebung selbst geht auf folgende Weise vor sich. Der Lehrer nimmt den Rest der Scripta und läßt die Fehler von dem aemulus corrigiren; dann fragen sich die Schüler selbst gegenseitig grammatische Benennungen, lateinische Phrasen, schwere Wortformen, die Schüler der ersten Ordnung auch Perfecta und Supina ab. Die letzte Uebung geht schwach: kein Wunder,

da wir auf einem der corrigirten Blätter noch Formulae connectae (sic) ohne Strich bemerken! Im Ganzen aber macht die Uebung unter diesen kleineren Schülern noch einen unverfänglichen, jedenfalls einen sehr lebendigen Eindruck, den wir erst verlieren, als wir beim Ausgang aus der Klasse den Studienpräfecten an der Thür stehen und die Knaben einzeln herauszählen sehen.

Ziemlich ermattet von Allem, was wir am Tage gesehen und gehört haben, kommen wir bei der Abendtafel des Rectors meist auf andere Gebiete zu sprechen; nur dies lassen wir uns noch erzählen, daß nach dem Schulschlusse die Alumnen zunächst eine kurze Freizeit und dann von 4 bis 6 Uhr Arbeitsstunde haben, in welcher sie, zum Theil unter Aufsicht der Lehrer, repetiren und schriftliche Arbeiten machen. Um 6½ Uhr sei Abendmahlzeit, nach dieser Erholungsstunde bis um 8 Uhr, dann allgemeine Litanei, kurze Muße zu stiller Betrachtung auf dem Zimmer und um 8½ Uhr Schlafengehenzeit, welche die Alumnen einhalten müssen, wenn sie nicht, in ähnlicher Weise wie am Morgen, bei der Inspection um 9 Uhr noch außer dem Bett getroffen werden wollen! Nur selten und ungern werde die Erlaubniß zu längerer Arbeit ertheilt.

Wir empfehlen uns zeitig, um am andern Morgen etwas früher zur Stelle zu sein, denn wir wollen die beiden andern Grammatical-Klassen besuchen.

Punkt 8 Uhr am nächsten Tage ziehen die Schüler zuvörderst zur Messe in geordnetem Zuge, welchen der Studienpräfect bei sich vorbeipassiren läßt. Die heilige Handlung verläuft würdig: doch muß es uns auffallen, daß die Scholastici, während der Priester leise spricht, statt der gemeinhin vorgeschriebenen Gebete aus einem Officium der heil. Jungfrau hersagen. — Noch mehr freilich wundert es uns, als der Studienpräfect uns erklärt, es werde das jenen nachgesehen, damit sie von der eigentlich zu den Gebeten an die heil. Jungfrau täglich bestimmten Stunde sich einige Zeit abgewinnen könnten. Denn nach einer probabeln Meinung genüge ja auch die bloße körperliche Anwesenheit bei der Messe; und wie zwei halbe Messen eine ganze ausmachten, so könne auch das Officium der heil. Jungfrau zu verschiedenen Zeiten absolvirt werden, wenn nur im Ganzen das Maaß einer Stunde erfüllt werde. Der Gewinn aber, daß die sonst für diesen Zweck anzusetzende Stunde etwas verkürzt werde, sei der Aufgabe der Collegia ganz entsprechend; denn in diesen Anstalten sei das Lernen die Hauptsache und große Neigung zu geistlichen Betrachtungen oder gar Selbstquälereien und Abtödtungen sei hier ebenso wenig zu wünschen, als etwa umgekehrt in den Profeßhäusern wissenschaftliche Be-

schäftigung für gewöhnlich geduldet werde. (Const. P. III. c. 1, 27. P. IV, c. 4, 2. 3 B. Lettres Provinciales IX.) —

Indeß ist der Zug wieder an uns vorbei passirt, und wir treten in die Grammatica media ein. Der Lehrer bekreuzt sich, spricht noch ein kurzes Gebet und beginnt während der Aufsicht der Decurionen seine Correctur: die ersten Blätter giebt er den Einzelnen leise zurück; nachdem die Decurionen fertig sind, wendet er sich zu Allen und hat freilich noch manchen Declinations- und Conjugationsfehler zu verbessern, dessen künftiger Wiederholung dann durch Repetition des ganzen Nomen oder Verbum vorzubeugen gesucht wird. In der zweiten Stunde repetirt der Lehrer das Cicero-Pensum vom vorigen Tage — wie immer 7 Zeilen der Epistoln. Die Schüler antworten sicher; wenn wir nur nicht bei Einsicht eines Heftes bemerkten, daß alles Gefragte am Tage vorher dictirt ist. Auf die Repetition folgt das neue Pensum. Der Lehrer liest das ganze Stück und faßt in deutscher Sprache kurz den Inhalt zusammen, giebt dann eine wörtliche Uebersetzung, zeigt drittens den Gang des Satzes und analysirt selbst die einzelnen Formen, indem er nur geringfügige Observationen und einige Phrasen hinzufügt. Diese werden nebst der deutschen Inhaltsangabe dictirt und endlich die 7 Zeilen nochmals vom Lehrer übersetzt. Die Schüler haben in dieser Stunde durchaus gar nichts zu reden; erst am nächsten Tage müssen sie sich das Nöthige eingeprägt haben. Zum Schluß der Stunde wird das Scriptum für den nächsten Tag dictirt, welches ebenfalls 7 Zeilen nicht überschreiten darf und, vom Lehrer selbst abgefaßt, Gelegenheit zur Anwendung der syntaktischen Regeln und der Phrasen aus Cicero geben muß. Die letzte halbe Stunde dient zur Concertatio, wobei besonders die Perfecta und Supina scharf geübt werden.

Am Nachmittage besuchen wir die oberste Grammatical-Klasse. Zu Anfang wird aus dem griechischen Katechismus und demnächst aus Ovid hergesagt. Dann giebt der Lehrer die Scripta vom Morgen zurück, nach ziemlich dürftiger Correctur. Manche haarsträubende Fehler bleiben entweder ganz ungefährdet stehen, oder erhalten nur ein geringes Monitum. Damit ist eine halbe Stunde hingegangen; die nächste Stunde ist für den lateinischen Dichter bestimmt. Da indeß die Bemerkungen nur Metrik und Figuren anlangen, so gehen wir in die Rhetorik, wo eine Rede Cicero's gelesen wird. Zuerst wird vom Lehrer der Sinn erklärt, wobei verschiedene Uebersetzungsweisen zur Erwähnung kommen; dann spricht er über Invention, Disposition, Elocution, über das apte und apposite, die Topik, den ornatus und dergl. und zieht hierauf ähnliche Stellen zunächst von Rednern und Dichtern, dann von Philosophen, zuletzt Beispiele aus Geschichte und Mythologie heran; ganz zum Schluß macht er noch die Pro-

prietät einzelner Worte und einige redneriſche Phraſen bemerklich. Alles nicht übel, wie man geſtehen muß; wären nur die Schüler dabei mehr beſchäftigt. Bei unſerer Rückkehr in die Syntaxis hat die griechiſche Lection begonnen. Aeſop wird erklärt, aber nur gleichſam interlinear. Um ſo lebendiger iſt wiederum die Concertation zum Schluſſe, manche Schüler ſcheinen ſogar von bedenklicher Begierde ſich hervorzudrängen entzündet; die griechiſchen Formen ſtocken etwas, dagegen werden deutſche Phraſen ohne die geringſte Zögerung in's Lateiniſche übertragen. — Beim Ausgange aus der Klaſſe haben wir noch die Genugthuung, den Cenſor einmal in Ausübung ſeiner Prärogative zu ſehen. Der Studienpräfect hat einen Schüler tumultuiren hören und will ihn eben nacharbeiten laſſen; als der Cenſor mit beſcheidener Erinnerung an den Fleiß, den ſein Mitſchüler in der letzten Zeit bewieſen, ſich für ihn verwendet und ſo für diesmal ihn von der Strafe befreit. Derſelbe Knabe läßt ſich auch, wie wir hören, mit Erlaubniß des Rectors von ſeinen Kameraden nicht Cenſor, ſondern Praetor nennen.

Am Mittwoch beſuchen wir erſt in der zweiten Stunde die Klaſſe der Humaniſten. In der Repetition der Rede pro Archia weiß ein Schüler ſchlecht Beſcheid; der Lehrer läßt ihn hart an und gebraucht, allerdings ſeiner Stellung und ſeiner Inſtruction zuwider, einige ſtarke Ausdrücke, was wir den Syndicus ſofort notiren ſehen. Bei der Fortſetzung der Erklärung geht der Lehrer auf Sachliches mäßig ein, ſpricht ſich dagegen des Weiteren über Bedeutung und Etymologie der Worte aus, wobei er freilich öfter das Deutſche zu Hülfe nehmen muß, das ihm offenbar geläufiger von Statten geht, denn die Ueberſetzung am Schluſſe iſt geſchmackvoll. Im Ganzen aber ſteht die Interpretation hinter der Leiſtung, die wir geſtern in der Rhetorik gehört haben, beträchtlich zurück. Nach Beendigung der Stunde giebt der Lehrer einige Urtheile über die eingelieferten größeren Arbeiten, Briefe oder Chrien, und läßt dann zur Concertatio ſchreiten, in der theils griechiſche Anomala geübt, theils lateiniſche Stellen interpretirt, theils Regeln der Rhetorik abgefragt werden. Neu tritt uns hier entgegen, daß die ganze Klaſſe in zwei Parteien getheilt iſt, welche Roma und Carthago heißen, eigene Magiſtrate haben, und ſich gegenſeitig, theils insgemein, theils Conſul gegen Conſul, Prätor gegen Prätor u. ſ. w. herausfordern. Gegen Ende der Stunde erſcheinen die Rhetores, um den Kampf in größerem Maaßſtabe fortzuſetzen: eine Uebung, die ſonſt nur jeden zweiten Sonnabend ſtattfindet, aber heute als am letzten Schultage der Rhetoren außergewöhnlich verſtattet iſt. Morgen ſoll nur noch eine Sitzung der „Akademie" ſtattfinden.

Wir müſſen indeß den Kampfplatz verlaſſen, um den Rector anzu-

suchen, von dem uns für den Nachmittag die Theilnahme an einer Conferenz in Aussicht gestellt ist. Zwar hat er uns zum Voraus gesagt, daß die Berathung wenig Besonderes bieten würde: doch glauben wir in einer Versammlung, die ja nur alle Monate stattfindet, immerhin manches Interessante finden zu müssen. Wir stellen uns also zur bestimmten Stunde ein: indeß verläuft außer dem Disciplinarberichte des Syndicus, der in des Rectors Sinne erledigt wird, in der That alles sehr einförmig. Die Prämien für den Freitag sind ja schon bestimmt, und die Versetzung liegt in höheren Händen. Der Studienpräfect geht daher nur mit jedem der Lehrer seine Instruction durch, fragt ihn, ob er das Pensum absolvirt habe, und läßt sich den sechsziffrigen Schülercatalog vorlegen. Zum Schluß behält der Rector den denuncirten Humanisten-Lehrer zurück, entläßt ihn jedoch mit einer leichten Warnung.

Am nächsten Tage sollen wir noch einer Sitzung der gerühmten Akademie beiwohnen. Unter der Oberleitung eines Lehrers bilden die fähigen Schüler der Oberklassen einen besonderen Verein, in welchem sie theils noch Privatunterricht erhalten, theils selbstgefertigte Reden und Gedichte einander vortragen. Der Hauptreiz der Zugehörigkeit scheint indeß darin zu bestehen, daß die Schüler aus sich selbst Beamte wählen, einen Rector, zwei Räthe und einen Secretär, die ihr Amt ein Vierteljahr lang führen. Der Rector hat, unterstützt von den Räthen, besonders die Reihenfolge der Uebungen zu bestimmen, der Secretär aber führt ein Album der Mitglieder, speciell der Beamten, und sorgt für die Aufbewahrung der besten Arbeiten, die auch in der Bibliothek des Collegs einen Platz finden. In der Sitzung, in welche wir eingeführt werden, abdiciren die alten Magistrate mit ganz niedlichen Reden und übergeben alsdann den Neuerwählten ihre Insignien. Ein Neuerer zwar wirft zuvor die Frage auf, ob man nicht bis nach der Michaelis-Versetzung warten wolle; es übertobt ihn aber die Menge der Uebrigen, die es für ein Unding erklären, daß ein Humanist, besonders ein recens, in dieser Elite-Versammlung nun gar schon ein Amt bekleiden solle. Doch ergiebt sich nach der geheimen Abstimmung, daß, wie es auch die Statuten ausnahmsweise erlauben, wenigstens zu einer der Rathsstellen ein Schüler der Humaniora gewählt ist. — Auch die Grammatiker haben, wie wir gelegentlich erfahren, eine kleine Akademie, in welcher aber wesentlich nur einer der geübteren Schüler einen repetirten Stoff von zwei oder drei sollicitirenden Gegnern sich abfragen läßt.

Am Freitag den 29. endlich findet die lange und bange erwartete Prämienvertheilung statt. Die Aula ist in akademischer Weise geschmückt und von Eltern der Schüler und adeligen Fremden in glänzender

Versammlung besucht. In einem besonderen Zimmer versammeln sich die Lehrer und ziehen dann, von den Pedellen geführt, den Schülern voran in den Saal ein. Declamationen und Disputationen eröffnen die Feier; die Schüler sind lebhaft erregt, doch sichtlich auch gespannt auf den Ausgang des Festes, auf den sie ja das ganze Jahr hingewiesen worden sind. Ein lateinisches Gedicht, welches den heiligen Stoff des Tages — Johannis Enthauptung — behandelt, zeichnet sich vor den übrigen aus; nur ist das Auftreten der Tochter des Herodias allerdings etwas süßlich, fast schlüpfrig geschildert, wie es denn auch nicht verfehlt, trotz der erfolgten Approbation auf der Stirn des Syndicus ein finsteres Runzeln hervorzurufen. Endlich tritt der Rector auf. In passender Ansprache dankt er der Versammlung für zahlreiche und aufmerksame Betheiligung, spricht seine Freude aus, daß Dank der Munificenz fürstlicher Stifter hinlängliche Fonds vorhanden seien („wenigstens," setzt er klug hinzu, „so lange wir noch keine Parallelcötus haben"), um in jeder Klasse die vollen Prämien zu vertheilen, und seine noch größere Freude, daß in jeder Klasse würdige Schüler zum Empfange sich gefunden hätten, ermahnt diejenigen, welche ausgezeichnet werden würden, fortzufahren, gedenkt bei der Erwähnung der künftigen Zeit kurz, aber bemerklich der Novizien, und fordert endlich den Herold auf, sein Amt zu verrichten. Dieser erscheint, prächtig genug gekleidet, um auch im Glanze dieses Festes noch Aufsehen zu erregen, und ruft mit lauter Stimme:

> Quod felix faustumque sit rei litterariae omnibusque nostri Gymnasii alumnis, primum praemium orationis Latinae ex Rhetoribus meritus et consecutus est N. N.

Der Gerufene tritt vor und erhält sein Ehrengeschenk, begleitet von einem Salve, in welches sogleich der Sängerchor und die Musik einfällt. So erhalten in der Rhetorik acht Schüler Prämien, in den beiden nächsten Klassen je sechs, in den untersten je vier, immer zwei in aufsteigender Ordnung zuerst nur für lateinische und griechische Prosa, dann auch für lateinische Gedichte, die Rhetoren auch für griechische Verse. Der junge Rath der Humanisten-Akademie erlangt den ersten Preis in allen drei Uebungen seiner Klasse.

Die Eltern und alle Anwesenden sind sichtlich befriedigt von dem Eindruck der Feier. Wir selbst aber nehmen dankend Abschied vom Rector und verlassen das Colleg sowie am nächsten Tage die Stadt, noch im Wagen, den wir die Moldau entlang benutzen, vereint mit einigen ferienreisenden Rhetoren, die freudig der letzten Feier gedenken, freilich auch sehr von Ehrgeiz entzündet scheinen und zum Theil Neigung verrathen, noch einmal selbst in den Orden einzutreten: ein Zeichen, welches vermuthen läßt, daß

zur Beförderung solcher Wünsche neben dem öffentlichen Unterrichte wohl noch eine privata inculcatio hergehen mag, von der wir zwar gehört, aber nicht gerade etwas gesehen haben. Vielleicht, daß die Congregation von Mariä Verkündigung, die auch unter den Schülern dieses Collegs viele Mitglieder zählen soll, mit jenem Zwecke in Verbindung steht!

Zwei süddeutsche Correspondenzen.

Die beiden folgenden Correspondenzen sind uns gleichzeitig zugegangen. Sie fassen beide in allgemeiner Ueberschau die Stellung des deutschen Südens zu Preußen, Preußens zu dem nichtpreußischen Deutschland in einem Momente in's Auge, der, nicht blos durch den Schluß der diesjährigen Landtagssitzung, sich als eine Epoche charakterisirt. Von zwei verschiedenen Localen aus geben sie wesentlich übereinstimmend den Eindruck und die Befürchtungen wieder, welche die dermalige Haltung Preußens bei den Freunden dieses Staates und seiner deutschen Mission hervorgebracht hat. Fast aus Einem Tone, mit dem unverkennbaren Nachdruck des verständigsten und wohlwollendsten Eifers für das Gelingen der nationalen Sache richten sie an Preußens Volk und Regierung die beherzigenswertheften Mahnungen. Ein in solchem Sinne entworfenes Bild von dem, wie sich in der Ferne unsre Zustände spiegeln, halten wir für Pflicht unverfälscht auszustellen. Denn welche einzelne Entgegnungen, Einwendungen und Rückbemerkungen wir auch von unsrem hiesigen Standort vorzubringen versucht wären, so möchten wir doch im Ganzen das Gewicht der Belehrungen und Zurufe unsrer süddeutschen Freunde in keiner Weise schwächen. Ihre Grundanschauungen, ihre principiellen Forderungen sind die unsrigen. Wir lassen sie ohne Zwischenrede sich aussprechen, überzeugt, daß wir an ihrer Stelle, mit ihren Erfahrungen und Eindrücken ähnlich sprechen würden.

1.

München. Mitte Juni.

Ob man in Berlin wohl ahnt, wie unermeßlich Vieles Preußen in den letzten Wochen verloren hat? Ob man sich klar bewußt ist der beschämenden Thatsache, daß hier im Süden der gute Wille einer wohlmeinenden Regierung und die trotz Alledem sichtbaren Anfänge eines neuen aufgeklärten Systems in

Preußen vergessen, gänzlich vergessen sind über einigen kleinlichen und tiefgemeinen Schmutz- und Klatschgeschichten? Sie wünschen einen Bericht über süddeutsche Stimmungen und Zustände, und ich muß ihn beginnen mit dem traurigen Eingeständniß: in dem Einen, was uns vor Allem noth thut, in der Verständigung und Ausgleichung der deutschen Gegensätze, ist ein großer verhängnißvoller Rückschritt geschehen. Der kaum halb beschwichtigte Preußenhaß ist in voller Bitterkeit wieder erwacht, und mit unermüdlicher Geschäftigkeit tragen die Feinde Deutschlands alle die widrigen Einzelheiten der Berliner Skandale umher. In Bayern, meinte ein einflußreiches Blatt, ist die öffentliche Meinung stark genug, ein verhaßtes politisches System zu stürzen — exempla sunt gloriosa - in dem zurückgebliebenen Preußen bemüht sie sich umsonst, offenbare Verletzungen des Gesetzes zur Strafe zu ziehen. Und diese Auffassung ist hier verbreiteter, als man in Preußen meint. Die ultramontanen Blätter und die Augsburger Zeitung ist man im Norden gewöhnt zu ignoriren, obwohl sie doch einen sehr starken Bruchtheil des Volkes hinter sich haben. Die wenigen bayrischen Blätter aber, welche ein Herz haben für Preußens Ehre, spiegelten in diesem Falle die öffentliche Meinung nicht ganz getreulich wieder; manches wohlverdiente scharfe Wort mußten sie unterdrücken, um die ohnedies steigende Fluth des Preußenhasses nicht noch höher anzuschwellen. Es ist eine alte Wahrheit, daß nur ein stetig eingehaltenes politisches System Staaten zu Ehren bringt, vereinzelte gute Thaten aber der Vergessenheit verfallen, und sie hat sich nie so unerbittlich bewährt wie in dieser raschen Zeit. Kaum drei Jahre sind verflossen, seit der edle Entschluß des Prinzregenten auch im Süden das System der Reaction zum Wanken brachte, und heute schon lassen sich in Süddeutschland die Männer zählen, welche noch ein Gedächtniß haben für dies unvergeßliche Verdienst Preußens.

Eine leidliche Kenntniß der preußischen Dinge ist in Bayern nicht häufig zu treffen. Sorgt doch schon unsre Erziehung, mag sie nun vom Geiste des Clerus oder nach den Absichten der angestammten Fürstenhäuser geleitet werden, weislich dafür, daß Vieles von dem Herrlichsten der deutschen Geschichte der deutschen Jugend unbekannt bleibe. Wie Viele aus dem Volke in Bayern mögen etwas vom alten Blücher zu erzählen wissen, und wie Viele unter den Gebildeten ahnen etwas von dem glorreichen Stück deutscher Geschichte, das einst in Altpreußen in den Mauern der Marienburg gespielt hat? Und nicht immer holt der Mann nach, was der Knabe versäumt; viel zu selten erfüllen die Süddeutschen die Pflicht, den Norden des Vaterlandes kennen zu lernen. Und wie oft kehren süddeutsche Reisende zurück, verstimmt und bestärkt in alten Vorurtheilen; denn die Herrlichkeit von Land und Leuten im Norden liegt einmal nicht auf der Oberfläche, dem raschen Wandrer leicht erkennbar, während im Süden das reiche Land und das festlich heitre Volk dem Fremden sogleich gastlich entgegentritt. So hat man von Preußens heutiger Lage meist nur oberflächliche Begriffe; mit Ausnahme des Herrn v. Vincke weiß der Münchener von den Männern des Hauses der Abgeordneten sicher noch weniger als der Berliner von den Völck, Cramer, Brater, welche die bayrische zweite Kammer zieren. Nur schreiende, in die Augen fallende Begebenheiten sind es, welche die Auf-

merksamkeit auf Preußen richten, und wahrlich, die jüngsten Wochen ließ
daran nicht fehlen. An sich schon fällt es dem Bürger eines Mittelstaates schw
die Heftigkeit des Parteienkampfes, das Aufeinanderplatzen so starker Gegen
zu begreifen, wie sie in dem reicheren Leben des deutschen Großstaates un
meidlich sind. Gar manches Organ der Herren v. Beust und Pfordten
es stolz, daß man in Bayern und Sachsen eine solche Erbitterung der Pa
nicht kenne — und gleicht damit jenem Manne ohne Waden, der mit ger
Selbstgefühle sich rühmte, er habe noch nie am Wadenkrampfe gelitten.
auch die Verständigen werden verstimmt, wenn sie immer und immer kei
wort finden auf die Frage, wer denn in Berlin regiere, das Ministerium
das Junkerthum? Seit wir vollends erleben mußten, daß ein obscurer
schreiber als „der Mann der rettenden That" für Preußen gepriesen
seitdem wankt auch dem Muthigsten der Muth für Preußen einzustehen
dem überwältigenden Eindrucke dieser kläglichen Dinge ist man hier nu
neigt, alle preußischen Verhältnisse mit mißgünstigem Auge zu betrachten.
die Depesche des Herrn v. Gruner und die wackere Haltung des Ha
Abgeordneten in dem Macdonald-Handel haben die freudige Anerkenn
gefunden, welche sie verdienen. Auch die wenigen realen Ergebnisse
tagssession sind nicht geeignet, im Süden große Befriedigung zu erwe
der Grundsteuerfrage begreift hier Niemand, wie sie eine Frage se
und die einmal Verstimmten fürchten, dieses eine Nachgeben des He
werde durch wiederholtes Nachgeben der Regierung aufgewogen we
heilsame Bedeutung, welche die Erhöhung der preußischen Militärmac
Deutschland haben kann, wird zwar keineswegs übersehen; aber m
doch den Kopf über die unglückliche Form, in der man diese Maaßr
gesetzt hat. Die Abstimmung endlich in der italienischen Frage hat
fall gefunden bei den Wenigen, welche um Oesterreichs willen wünsch
Aufgeben Venedigs diesen Staat von einem tödtlichen Krankheitsst
die große Mehrheit in Bayern ist jedoch leider bekanntlich andrer

Wahrhaft verhängnißvoll aber, und sogar noch tiefer verletzend
liner Polizeihändel, hat eine andre Erscheinung der letzten Sessi
deutschland gewirkt — das brutale Hervortreten des preußischen Pa
der feudalen Partei. In Preußen freilich weiß man, wie ganz ver
Gesinnung im preußischen Volke dasteht; man lächelt nur über sol
gen bodenlosen Dünkels, wie sie den Carlowitz und Reventlou ge
und ahnt gar nicht, wie gerade jenen Nichtpreußen dabei zu Muth
alle ihre Hoffnungen für Deutschland auf Preußen setzen. Wir in
staaten werden von Kindesbeinen an, gemäß dem herrschenden Sy
sätzlich mit Haß oder doch mit Mißtrauen gegen Preußen erfüllt
den Einen die Kenntniß der Geschichte zur besseren Einsicht füh
deren die Sehnsucht nach einem wirklichen Staate, der uns nicht
trostlose Frage aufdrängt: lohnt es sich auch der Mühe für die
wirken? — jedenfalls dürfen wir uns das Zeugniß geben: wenn
ken von Preußen und diesem Staate hohe Ziele stecken, so haben w
Liebe erst in schwerer Arbeit erworben. Und nun kommen

Junker, halten Reden, welche die Einfalt selbst beschämen, und erklären schließlich vor aller Welt, die eingewanderten Sachsen, Hessen, Schleswigholsteiner — oder wie sonst diese wilden Volksstämme heißen — seien gar nicht fähig, den Tiefsinn der preußischen Staatskunst zu begreifen!! Und das geschieht funfzig Jahre, nachdem Niebuhr in einer preußischen Staatsschrift dem deutschen Volke verkündete, es sei Preußens Beruf, alles Edle und Tüchtige aus Deutschland an sich zu ziehen und für das gesammte Vaterland zu benutzen! Man muß in den Mittelstaaten leben, um zu begreifen, daß solche Worte nicht anders wirken als offener Verrath, daß sie die Reihen von Preußens Freunden mehr lichten als der schwerste Mißgriff der Regierung es thun könnte. Und leider wissen die Herren nur zu gut was sie sagen und wie ihre Reden in Deutschland wirken.

Mit einem Worte, die Mißstimmung des Südens gegen Preußen ist sehr, sehr stark. Und man thut Unrecht, den Grund davon *allein* in Vorurtheilen oder in den Berliner Skandalen oder in dem Mißgeschicke zu suchen, welches das Ministerium Hohenzollern unabläßig verfolgt hat. Der Grund liegt tiefer, liegt in gewissen unglücklichen Eigenthümlichkeiten des preußischen Staats; und es ist wohlgethan, sich ehrlich darüber Rechenschaft zu geben. Denn es ist eine schwere Täuschung, wenn die „Realpolitiker" meinen, das süddeutsche Volk jemals zu überzeugen durch den kahlen Satz: Preußen hat die größte Macht in Deutschland, — darum gebührt ihm die Führerschaft. Das Wort: „Preußen muß sich die Hegemonie erst *verdienen*" wird nicht blos von den politischen Kindern nachgesprochen, welche sich gebehrden, als säße das souveräne deutsche Publicum auf dem Throne und könne nach Gutdünken jenem Staate Macht und Ehre schenken, der sich am artigsten zeige. In der innersten Natur vielmehr unsres Volkes liegt es begründet, daß wir uns nicht wahllos vor der Macht als solcher beugen mögen. Preußen wird seine gebührende Stellung in Deutschland erst dann erlangen, wenn es ihm gelingt, die Achtung und Liebe der Deutschen dauernd an sich zu fesseln; und der Realpolitiker gerade soll diese Thatsache, diesen idealen Zug des deutschen Charakters nicht übersehen. In der That darf Preußen nur dann seiner Macht sich rühmen, wenn es seines Volkes sicher ist, wenn es Ordnung hält im eignen Hause. Das aber ist es — die *Ordnung im eignen Hause* — was wir Freunde Preußens so schmerzlich vermissen. Das freudige Vertrauen der preußischen Bürger zu ihrem Staate ist tief erschüttert, denn Preußen krankt an einigen Mißständen, welche das südliche Deutschland längst überwunden hat. Und dieser Uebel größtes ist der *ungebührliche Einfluß des Junkerthums*. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte: Altbayern wird durch sein *Pfaffenunwesen* nicht schroffer von Deutschland getrennt als der Nordosten durch seine Junkerwirthschaft. Der norddeutsche Protestant, dem der Münchener ultramontane Volksbote in die Hände fällt, sagt nicht trostloser sein: „das verstehe ich nicht," als der süddeutsche Bürger, wenn er von den Theorien der Kreuzzeitung hört. Es ist, als ob zwei Jahrhunderte uns von diesen Menschen trennten. Ein Adel, der eine so klägliche Geschichte hat wie der deutsche, kann an die Forderungen des modernen Rechtsstaats nur durch sehr rücksichtslose Mahnungen gewöhnt werden. Ueber den süddeutschen Adel ist der Sturm des Reichsdeputationshauptschlusses und der Napoleonischen

Willkürherrschaft dahingegangen und hat gewaltig aufgeräumt unter seinen Vorrechten und Vorurtheilen. Der märkische und der pommersche Adel aber ist fast unberührt geblieben von dem großen Wandel der Zeiten, und heute noch könnte Stein seine berühmte Klage wiederholen: welch' ein Unglück für Deutschland, daß Berlin in der Kurmark liegen muß, wo ein begehrlicher, anmaaßender, in örtlicher Beschränktheit befangener Adel unmittelbar lähmend auf den Mittelpunkt des Staates wirkt. Auch Süddeutschland freilich leidet unter dem gemeinen deutschen Jammer, daß unser Adel, die Umgebung unsrer Fürsten, dem nationalen Leben sich ganz entfremdet hat; und wie wenig der süddeutsche Adel den Beruf der Aristokratie begriffen, davon geben noch die jüngsten Verhandlungen der bayrischen Reichsräthe über die kurhessische Frage ein beschämendes Zeugniß. Aber eine solche Unzahl kleiner landsässiger Adelsfamilien wie Preußen besitzt der Süden nicht; der alte reichsunmittelbare Adel des Südens steht den nationalen Ideen nicht ganz so feindselig gegenüber wie das kleine Junkerthum des Nordostens; eine lange constitutionelle Erfahrung hat ihn endlich gezwungen, wenigstens einige staatsbürgerliche Lasten zu übernehmen; er besitzt kein Organ in der Presse zur Vertretung der Ansprüche der Kaste; und ein Blick auf die Beamtenlisten der süddeutschen Staaten beweist, wie viel geringeren Einfluß der Adel im Süden auf die Verwaltung ausübt. Und in wahrhaft unseliger Weise wird durch dies ungebührliche Uebergewicht des Junkerthums in Preußen eine ohnedies schon vorhandene tiefgreifende Verschiedenheit des Volksthums von Nord und Süd noch verstärkt. Es ist nicht heilsam, solche Gegensätze stark zu betonen: handelt es sich doch dabei nur um ein Mehr oder Minder, um Verschiedenheiten mehr der Geschichte als der natürlichen Anlage, und sorgen doch Deutschlands Feinde ohnedies dafür, daß das Bewußtsein der Eigenart der deutschen Stämme recht gehässig genährt und erhalten werde. Das Eine aber ist sicher: der Süden hat mehr demokratische Sitten als der Norden. Die ganze Art der Menschen ist hier beweglicher und harmloser, weniger schroff und leidenschaftlich als im Norden; und die allüberall herrschende Sitte des Wirthshauslebens, worunter die Frauen so schwer leiden, vermehrt noch die formlose Unbefangenheit des Umgangs. Wie auf solche Menschen das rücksichtslose Zurschautragen des Standeshochmuths wirken muß, läßt sich leicht ermessen. Vermischt sich nun vollends der adlige Hochmuth mit dem militärischen Kastengeiste, so wird der Zustand für süddeutsche Augen unerträglich. Jene Ausschreitungen einzelner Officiere, wie sie in Preußen gelegentlich vorkommen, erscheinen hier völlig unbegreiflich, wo man alltäglich den Major und den Fuhrmann an Einem Tische die Geheimnisse des Nationalgetränks ergründen sieht. Auch die Klagen über das Beamtenthum hört man in Bayern seltener. Die große Mehrzahl der Beamten ist zwar sicher minder gebildet als in Preußen, und an Schlendrian und leerem Formalismus ist kein Mangel; aber schreiende Fälle polizeilicher Willkür sind nicht häufig, und den Beamten trennt keine schroffe *sociale* Schranke von dem Volke. Daher trägt man sich mit den wüstesten Vorstellungen von der preußischen Bureaukratie. Als Einer meiner Bekannten aus Italien zurückkehrte und in Nürnberg den unglaublichen Abfall des Volks in Neapel schilderte, da antwortete man ihm: „ja, es läßt sich be-

greifen. Gerade so würd' es bei uns zugehn, wenn wir preußische Beamte hätten!" — Dies also ist es, was den Süden dem preußischen Staate so sehr entfremdet, mehr entfremdet als alle anerzogene Gehässigkeit und alle Augsburger Lügen. Weil man in Preußen den dennoch unvermeidlichen Bruch mit der Vergangenheit, mit dem Junkerthume, nicht gewagt hat, darum hat Preußen heute die bittren Erfahrungen der Jahre 1815 bis 1820 noch einmal kosten müssen. Wie damals, da Preußen zuerst den Bürger und Bauer entfesselte, den Rechtsstaat gründete und doch nicht den Muth hatte, das Werk der Stein und Hardenberg durch eine Verfassung zu krönen: so hat auch jetzt wieder Preußen den Anstoß zum Besseren gegeben, um — wenige Jahre darauf von andern Staaten vielleicht überflügelt zu werden.

Aber alle diese gerechten Anlässe zur Unzufriedenheit mit Preußen reichen nicht aus, um die Thatsache zu erklären, daß die nationalen Gedanken in Altbayern so wenig Eingang gefunden. Auch der wohlwollendste Beobachter kann es nicht leugnen: Altbayern ist noch immer die feste Burg des Particularismus. Unwissenheit, gemeiner Neid und jene behagliche Selbstzufriedenheit, welche in einem abgeschlossenen Sonderleben so leicht entsteht, arbeiten den giftigen Einflüsterungen der Ultramontanen und den Bestrebungen mittelstaatlicher Großmachtspolitik in die Hände. Ueberall sonst in Deutschland sind es nur noch die Organe der Regierungen, welche den nackten Particularismus grundsätzlich zu vertheidigen wagen, und auch sie hüllen ihre Herzensmeinung gern in biedere Redensarten vom „ganzen Deutschland." In Bayern allein — kein deutsches Land kann ihm diesen traurigen Ruhm bestreiten — finden sich zahlreiche unabhängige Blätter, welche in reiner, unbezahlter Begeisterung den schrecklichen Gedanken, daß es ein Deutschland gebe, verfolgen und verschreien. „Wir können es den Holsteinern nicht verdenken, meinte neulich ein Blatt dieses Schlages, wenn sie *lieber dänisch* sein wollen *als unter preußischem Schutze* stehen!" Mit bewundernswürdiger Spürkraft wird Alles verfolgt, was den Bayern den übrigen Deutschen annähern könnte. Nicht blos der Nationalverein ist ein Abscheu; auch der volkswirthschaftliche Verein für Südwestdeutschland will „Bayern preußisch machen." Kaum versucht der deutsche Handelstag der deutschen Münzverwirrung ein Ende zu machen, so wird, mit meisterhafter Benutzung des Satzes post hoc ergo propter hoc, der Bayer erschreckt durch die Versicherung, man wolle „die preußischen Preise dem billigen Bayerlande octroyiren." Noch mehr, die „Mark" ist nur ein Versuch, Süddeutschland zu „vermärkern," die preußische Hegemonie auf Schmuggelwegen einzuführen! Wie schwer es sein mag, über eine solche Publicistik ernsthaft zu reden, so täusche man sich doch nicht über die Bedeutung solcher Stimmen. Diese namenlosen Winkelblätter bilden die einzige politische Belehrung des bayrischen Bürgers und Bauern und sie sind eben darum eine Macht, weil die gedankenlose Menge von dem wahren Sinne dieser frevelhaften Lehren nichts ahnt.

Wenn ein gemachtes, erkünsteltes Gefühl naiv sein könnte, so ließe sich sagen, es herrsche in Bayern noch ein *naiver* Particularismus: die Leute wissen es gar nicht anders, als daß sie Bayern sind. Nirgends ward und wird mit größerer Meisterschaft jene Politik geübt, wodurch die Mittelstaaten Deutsch-

lands Zwietracht zu verewigen trachten, jener politische Taschenspielerstreich, welcher dem realen Begriffe »bayrischer Staat« rasch den Wahnbegriff »bayrischer Stamm« unterschiebt. Dieser Staatskunst sind die Bahnen gewiesen worden, als Max Joseph die neu erworbene Rheinbundskrone, den deutschen Länderfetzen, welchen der corsische Herr und Meister ihm zuwarf, mit den Worten ankündigte: »ich habe das alte Königreich der Bayern wiederhergestellt;« und weder die deutschthümelnden Sympathien König Ludwig's, noch die ehrenwerthe Neigung seines Nachfolgers für deutsche Wissenschaft haben an diesem Grundgedanken der bayrischen Politik das Mindeste geändert. Kein Wechsel der inneren Politik hat je einen Wandel hervorgerufen in der »deutschen« Politik, welcher die Erhaltung eines königlich bayrischen Sonderlebens um jeden Preis als das letzte Ziel erscheint. Die Rheinbundsgedanken freilich, welche in unserer nächsten Nachbarschaft sich wieder so vornehmlich regen, sind dem edlen Sinne des bayrischen Monarchen sicherlich ganz fremd. Aber dieselben Menschen, welche dem Sturze des Pfordten'schen Ministeriums zujubelten, finden es ganz in der Ordnung, daß derselbe Pfordten die alte Politik der Zwietracht und des Preußenhasses in Frankfurt noch heute vertritt. Seit Jahrzehnten ist kein Mittel unversucht geblieben, um den »bayrischen« Localpatriotismus groß zu ziehen, um die officielle Geschichtsverfälschung dem Volke in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Sogar die Kunst mußte solchen Zwecken dienen, — ein gewaltiges Werkzeug in Altbayern, wo die fröhliche Lust an schönen Bildwerken dem gemeinen Manne angeboren scheint. In der bayrischen Specialwalhalla auf der Theresienwiese sind alle die großen Reichsbürger von Nürnberg und Augsburg versammelt und blicken gar verwundert nieder auf den bayrischen Löwen, mit dem sie sich so oft gerauft und der sie jetzt die Seinen nennt. In den Münchener Arkaden schaut das Volk, wie »Bayern die Entscheidungsschlacht von Arcis fur Aube schlagen« (so viel Worte so viel Lügen); ja, in dem Festsaalbau sind die scheußlichen Metzeleien Wrede's im Tyrolerkriege malerisch verherrlicht! Die Mühe ist nicht unbelohnt geblieben. Der Mensch ist einmal ein politisches Thier, der Deutsche insbesondere hat das Bedürfniß seinen Staat zu lieben; und da man nun seit funfzig Jahren in guten und bösen Tagen bei einander ausgehalten, so bilden sich die Schwaben und Franken endlich wirklich ein, daß sie »Bayern« sind. Im vergangenen Sommer ward zu Bayreuth das Jubelfest gefeiert zum Andenken an jenen Tag vor funfzig Jahren, wo Preußisch-Franken zum Lohne für treugeleistete Rheinbundsdienste der Krone Bayern zufiel. Man hat im Norden diese widrige Feier bitter getadelt. Mit Recht: denn man stellt zwar einem Staate ein Armuthszeugniß aus, wenn man ihm zumuthet, seine Geschichte zu vergessen; wenn jedoch ein Staat eine Geschichte hat wie das Königreich Bayern, so handelt er weise, sie in ein wohlthätiges Dunkel zu hüllen. Aber man würde irren, wollte man in jener Feier nur eine officielle Festlichkeit sehen. Es ist schrecklich, wie schnell ein Volk das Unvergeßliche vergißt; daran wie Bayreuth bayrisch geworden, dachte Niemand mehr: aufrichtige Loyalität, schlichte Dankbarkeit für die mannichfachen Wohlthaten der bayrischen Herrschaft, das war es was die Stadt Bayreuth bewog, dem König Max II. eine Bildsäule (die zweite bei seinen Lebzeiten!) zu setzen. In der Pfalz allein kann und wird man es

nicht lernen, sich als Bayern zu fühlen. Am stärksten natürlich, genährt durch den uralten Gegensatz zu dem benachbarten Oesterreich und durch die innige Anhänglichkeit an das Haus Wittelsbach, ist das bayrische Selbstgefühl in Altbayern. Wer je seine Lust gehabt hat an dem kernigen, mannhaften Volke dieses Gebirgs, hat sicher bedauert, wie leer und arm seine Geschichte verflossen ist. Alle seine großen Erinnerungen weisen hin auf die dynastischen Zänkereien der Habsburger und Wittelsbacher; der glänzendste Tag dieses Stammes war jenes Mordweihnachten von Sendling, wo der oberländer Bauer verblutete, um den Wittelsbachern ihr Erbe zu schützen vor der Habgier der Kaiserlichen. Dies gemüthlich patriarchalische Verhältniß des Volkes zum Hofe besteht noch heute; jedem Fremden fällt es auf, wie das gesammte Publicum sich erhebt, sobald der Hof seine Loge betritt. Dafür verlangt aber der Münchener Bürger, daß sein König oft in den Straßen sich zeige, mit dem Volke harmlos verkehre.

So treibt man dahin in behaglichem Sonderleben und schlägt sich die großen nationalen Gedanken um so lieber aus dem Sinne, da die inneren Zustände des Landes gesund und leidlich befriedigend sind. Die letzten Wahlen bewiesen wieder, daß dem Volke das Verständniß für die Fragen der inneren Politik keineswegs mangelt. In geschlossenen Schaaren erschienen die Bauern an den Wahlorten, das Ministerium Pfordten fiel, und seitdem herrscht ein Regiment, etwas schwankend freilich und langsam, aber gerecht und leidlich aufgeklärt. Auch Bayern zwar hat seine brennenden inneren Staatsfragen. Der König ist durch das Cabinet fast völlig von dem Ministerium abgesperrt. Ueber die pfälzer Revolution einen Schleier zu werfen, eine Amnestie zu erlassen, hat man sich noch immer nicht entschließen können, und die Verhandlungen der Kammer über diese Frage gaben ein trauriges Bild von Halbheit und Schwäche. Die Händel mit der Pfalz, welche von ihren alten Institutionen nicht lassen will, nehmen noch immer kein Ende. Die Gewerbe verharren noch in einem wahrhaft mittelalterlichen Zustande — in demselben München, dessen der Kunst verwandte Gewerbe unter der Segnung der Freiheit eine so glänzende Höhe erreicht haben; und noch ist der Sieg der Gewerbefreiheit nicht gänzlich entschieden, da die »realen« Gewerbsmeister sich gar gewaltig dagegen regen. Am empfindlichsten aber für das Selbstgefühl der Bayern, welche ihr Land so gern den deutschen constitutionellen Musterstaat nennen, ist das unerhörte Gebahren des Kriegsministers. Unter frivoler Mißachtung der Verfassung ist das Militärbudget auf eine ungeheure Höhe gebracht worden, und die Vertheidigung des Kriegsministers gleicht dem Sinne nach völlig jener berüchtigten Rede Pfordten's, welcher vor einigen Jahren trocken erklärte, man werde den Militäretat, der Kammer zum Trotz, in seiner ganzen Höhe aufrecht erhalten. Diesmal wird unzweifelhaft die Kammer ihre Rechte wahren. — Solche und ähnliche Fragen stören den inneren Frieden; aber von einer weit verbreiteten Unzufriedenheit mit den inneren Verhältnissen ist nicht entfernt die Rede.

Und dennoch vollzieht sich im Laufe der letzten Jahre eine Umwandlung der Geister, eine sichtliche Annäherung an das übrige Deutschland, sehr langsam freilich, aber durchaus naturgemäß und hocherfreulich. Das unerträgliche Bewußtsein unserer Schutzlosigkeit dem Bonapartismus gegenüber drängt sich

auch dem Gedankenlosen unabweisbar auf und ebnet den nationalen Ideen ihre Bahn. Auch die Sache Schleswig-Holsteins zählt selbst unter den Soldaten Bayerns viele treue Anhänger. Und sollte selbst — was auch der Leichtsinn nicht mehr zu hoffen wagt — die Gefahr von Westen her vorübergehen, so beginnt doch endlich auch der Stumpfsinn nicht blos einzusehen, sondern zu fühlen, handgreiflich zu empfinden, daß das Verfassungsleben der Einzelstaaten ein leerer Schein bleibt, so lange wir der deutschen Verfassung entbehren. Wie der preußische Steuerzahler den Jammer des Bundes-Heerwesens bereits als einen Pfahl im eigenen Fleische empfindet, so regt sich auch unter den bayrischen Particularisten die schwere Frage: wohin es denn kommen solle mit den constitutionellen Rechten, wenn immer auf's Neue die wichtigsten Angelegenheiten des Handels, des Zoll- und Münzwesens durch Verträge der Regierungen, ohne Beirath einer Vertretung der Nation, entschieden werden? So dämmert endlich auch in dem Kopfe des Philisters die Einsicht, daß die deutsche Frage nicht mehr ein Gegenstand idealer Träume, sondern eine eminent praktische Frage der unerbittlichen Nothwendigkeit geworden ist. Gar mancher ruhige, nüchterne Bayer beginnt endlich zu verzweifeln an der politischen Weisheit jener „großdeutschen" Blätter, deren ganze „nationale" Politik nur in einem ziellosen, höchst zweideutigen Zetergeschrei über den Bonapartismus besteht, und sieht sich um nach positivem Rathe. So gewinnt die „Süddeutsche Zeitung" endlich an Boden, welche auf vorgeschobenem, nicht verlorenem, Posten wacker für den nationalen Gedanken streitet. Wohl durfte sie ihren Gegnern zurufen, sie habe ein Recht darauf, sich die „süddeutsche" Zeitung zu nennen. Und deutlicher noch als das Auftauchen der nationalen Gedanken läßt sich das Zurückgehen der ultramontanen Partei erkennen. Der Hof hat seine Stellung an der Spitze eines paritätischen Staats längst begriffen; bei der Anhänglichkeit des Altbayern an sein Königshaus ist es keineswegs gleichgültig, daß Bayern nur protestantische Königinnen gekannt hat. Aus dem Clerus selber ist — Döllinger's Vorträge beweisen es — die alte trutzige Siegeszuversicht gewichen, und die pfäffische Verstocktheit der Tyroler findet nirgends schärfere Tadler, als in jenen specifisch-bayrischen Winkelblättchen, welche noch vor wenigen Jahren in ganz anderem Tone redeten. Und wie die Prachtgebäude, welche König Ludwig zuversichtlich mittenhinein baute in das freie Feld, endlich auch mit Wohnhäusern sich zu umgeben beginnen, wie München aufhört eine gemachte Stadt zu sein und zur wirklichen Großstadt heranwächst, so wird auch das reiche Leben in Kunst und Wissenschaft allmählich heimisch in der Stadt. Noch gehen hier ungemein starke Gegensätze nebeneinander her. Gleichsam symbolisch konnte man dies erkennen, als wir neulich Fallmerayer beerdigten. Zuerst sprach der Clerus seine lateinischen Gebete, dann feierte der Orientalist J. M. Müller in markiger Rede den edlen Todten als einen Vorkämpfer gegen das Pfaffenthum, endlich traten die Gläubigen an das Grab und sprengten Weihwasser darauf — Alles, als ob es gar nicht anders sein könnte. Aber schon das ist ein großer Fortschritt, daß die Gegensätze sich zu ertragen lernen. Der lächerlich niedrige Kampf gegen die „Fremden" ist dem Ende nahe. Vor einigen Monaten starb der erste in München geborene Protestant, und bereits hält

an der Münchener Hochschule die protestantische Wissenschaft der katholischen das Gleichgewicht.

So dringt der deutsche Geist durch alle Fugen und Ritzen hinein in die feste Burg des altbayrischen Sonderlebens. Doch das sind nur schwache Anfänge. Der Anstoß zu einem frischeren nationalen Leben in Süddeutschland ist von einer regsameren Stelle, sie ist von dem kleinen Baden gekommen. Eine geordnete sichere Volksbewegung stürzt dort das Concordat und liefert den Beweis, daß der Geist einer unsaubern Revolution gänzlich überwunden, die Früchte aber einer langen ehrenreichen constitutionellen Erfahrung unverloren sind; ein entschieden freisinniger Geist herrscht in Gesetzgebung und Verwaltung; das Volk vergißt hochherzig manche bittre Erinnerung und erklärt sich für die nationale Sache; und endlich bricht man entschlossen mit allen Traditionen des mittelstaatlichen Particularismus, stellt einen Freund Heinrich Arnim's, einen „radicalen Unitarier“ an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten und sendet einen Reichsminister als heilsamen Störenfried in die idyllische Beschaulichkeit der Eschenheimer Gasse. Damit ist ein großer Schritt gethan, um dem Süden Deutschlands jenen starken Antheil an unsrer nationalen Arbeit zu erobern, welchen er mit seinem beweglichen gebildeten Volke, seiner alten Cultur und seinem reichen Verfassungsleben von Rechtswegen verlangen darf. Damit ist in überraschender Weise der Beweis geliefert, daß der Particularismus der Mittelstaaten nicht unabänderlich dauern muß. Er läßt sich ändern nicht durch Versöhnungsversuche von Seiten Preußens — solche Versuche werden nur immer auf's Neue die Erfahrung ernten, daß der Haß der Höfe von Dresden und Hannover gegen Preußen allein überboten wird von ihrer Furcht vor Preußen — aber er läßt sich brechen durch eine geordnete, ihre Zwecke klar erkennende Bewegung im Volke.

An der Haltung aber, welche Preußen in der nächsten Zeit annehmen wird, hängt Deutschlands Zukunft. Es gilt die schweren Unterlassungssünden der letzten Jahre gut zu machen, die argen Schäden auszubessern, welche Preußens Ruf erlitten hat, weil es schwankte zwischen unversöhnlichen Gegensätzen. Es gilt, jenes unheilvolle Element des preußischen Staats in seine Schranken zurückzuweisen, welches den Particularismus in Preußen selber nährt und die Herzen der übrigen Deutschen diesem Staate entfremdet — das Junkerthum. Es gilt, denselben festen, rücksichtslosen Willen zu zeigen, welcher das kleine Land im Südwesten so rasch zu verdientem Ansehen hervorgehoben hat: denn daß die gleichen Grundsätze im Ministerium Hohenzollern herrschen, bezweifelt kein Billigdenkender. Und nicht blos Preußens Regierung, mehr noch, sein Volk wird den Sporn und Stachel der jüngsten Vorgänge im Südwesten empfinden. „Halb sind sie roh, halb sind sie kalt,“ — so hat ein unsterbliches Wort das Wesen des Philisterthums für alle Zeiten gezeichnet. Wie aber heute die deutschen Dinge liegen, haben wir weit weniger zu fürchten von der rohen Macht der Leidenschaft, als von der Kälte, der schlummersüchtigen Trägheit, der thatlosen Verstimmung. Auf die Wahlen des Herbstes sind die Blicke aller Freunde Deutschlands mit schwerer Sorge gerichtet. Gelingt es Preußen nicht, durch ein geordnetes, einheitliches und consequentes Regiment die alte Ach-

tung wieder zu gewinnen, dann schwebt der nationale Gedanke haltlos in den Lüften, dann wird die kaum wieder erwachte nationale Bewegung nur in neuer Verbitterung und Entzweiung endigen, und der noch ungebrochene Particularismus — wo nicht gar der Reichsfeind — einen neuen Triumph erleben.

2.

Vom Main, 12. Juni.

Nach zweijähriger Unterbrechung nehme ich meinen Bericht aus dem Süden wieder auf. Als ich Ihnen am 18. Juni 1859 zum letzten Male schrieb, erfüllte uns die Sorge, ob es Preußen gelingen werde, bei dem unvermeidlich scheinenden Eintritt Deutschlands in den französisch-österreichischen Krieg, eine scharfe Unterscheidung zwischen dem österreichischen Besitze und dem österreichischen System in Italien durchzusetzen, ob es ihm gelingen werde, zugleich gegen die verderbliche Tendenz der Wiener Politik und gegen die gefährliche Aggression des französischen Imperators Front zu machen und dadurch dem Kampfe wahrhaft nationale Ziele zu sichern. Im ganzen Süden herrschte damals eine gewaltige Aufregung für Oesterreich, ein fast blinder Haß gegen Preußen. Wer hätte damals für möglich gehalten, daß in so kurzer Zeit ein so bedeutsamer Umschwung erfolgen werde, wie er thatsächlich erfolgt ist, daß heute in Wien ein österreichischer Reichstag auf Grund einer Constitution tagen, in Pesth die Magyaren mit der Forderung der Personalunion die staatliche Existenz Oesterreichs bedrohen, im deutschen Süden die Ideen der nationalen Reform weiter und weiter greifen, zwischen Nord und Süd ein zahlreicher und täglich einflußreicherer Verein ein starkes Band gemeinsamer Bestrebungen knüpfen werde? Damals konnten wir höchstens hoffen, daß die Noth des Krieges und die im Kriege bewährte militärische Ueberlegenheit Preußens diesem eine gewisse Führung zuwenden werde. Heute ist die Forderung der Centralgewalt, der einheitlichen militärischen und diplomatischen Leitung Preußens und des Parlaments auf allen Lippen. Damals schaarten sich die süddeutschen Bevölkerungen fast ohne Ausnahme begeistert um ihre unbedingt österreichisch und unbedingter antipreußisch gesinnten Regierungen; heute rückt in einem großen Theile des Südens die stärkste Opposition gegen diejenigen Cabinette siegreich vor, welche den nationalen Forderungen widerstreben, welche den mittelstaatlichen Particularismus constituiren wollen als ein zweites Preußen. Diese Forderungen haben in Baden einen höchst bedeutsamen Mittelpunkt gefunden, von dem eine bis jetzt über alle Erwartung erfolgreiche politische Action ausgeht. Jene Opposition wird in Würtemberg und Darmstadt in längerer oder kürzerer Frist voraussichtlich entweder einen Wechsel der Politik bewirken, oder die widerstrebenden Staatsmänner völlig lahm legen. Damals war in dem mächtigsten und wichtigsten süddeutschen Staate, in Bayern, der großdeutsche Fanatismus unbedingter Herr der Situation, seine Hauptträger die Lerchenfeld, Hegnenberg, Edel verfügten mit voller Sicherheit über eine starke Majorität der bayrischen Abgeordnetenkammer: heute hat in derselben Kammer die Reformpartei wenigstens gleichen Einfluß wie jene

Personen gewonnen, und die Allgemeine Zeitung von Augsburg, damals das Orakel fast aller süddeutschen Blätter, Politiker und Kannegießer, ist heute aus der Presse fast vollständig verdrängt, während sie im Publicum mit jedem Quartal mehr den Boden verliert, und an ihre Stelle rücken zwei der tüchtigsten Organe der gesammten deutschen Presse, die „Süddeutsche Zeitung“ in München und die „Zeit“ in Frankfurt.

In der That, diese Resultate einer zweijährigen Arbeit sind nicht gering zu nennen, — und doch, was ist gewonnen? Können wir unsere Lage heute gesicherter, befriedigender nennen, als sie vor zwei Jahren war? Hat Deutschland irgend etwas von festerer Organisation erlangt? Ist nur das Minimum einer Reform der Bundeskriegsverfassung, auf welche die preußische Politik fast zuviel Energie concentrirt zu haben scheint, um eines Haares Breite gefördert? Sitzen in Frankfurt nicht heute, Baden ausgenommen, genau dieselben Bundestagsgesandten wie vor zwei Jahren? Führen die Pfordten, Beust, Borries, Dalwigk, Hügel nicht heute wie damals, wenn nicht das große Werk, so doch die gefährlichere Waffe der antinationalen Intrigue? Ist nicht die Stellung Oesterreichs zur deutschen Frage factisch dieselbe geblieben trotz der constitutionellen Entpuppung? Hat sich das Verhältniß Deutschlands zum Ausland irgendwie gebessert, haben wir eine klare, unseren Interessen entsprechende Stellung zu Italien gewonnen, haben wir unsere Beziehungen zu England befestigt oder geklärt, hat sich die deutsche Schande in Schleswig-Holstein gemindert?

Ich glaube nicht ungerecht zu sein, wenn ich sage: wir haben in den letzten zwei Jahren in einem entscheidenden Punkte höchst bedauerliche Rückschritte gemacht. Die Zahl derer, welche von Preußen die Führung Deutschlands erwarten, welche Preußen das Recht und die Pflicht zusprechen, im deutschen Bundesstaate den ersten Platz einzunehmen, diese Zahl hat sich seit dem Sommer 1859 im Süden unberechenbar vergrößert; aber diejenigen, welche zu der gegenwärtigen preußischen Regierung vor zwei Jahren das feste Vertrauen hegten, sie werde Preußen und damit Deutschland auf den ihm gebührenden Platz in Europa führen, — haben sie dies Vertrauen heute noch ebenso? Der Berliner Correspondent Ihrer Blätter hat selbst die schwachen Punkte der preußischen Politik in Bezug auf Deutschland wiederholt hervorgehoben: — Sie werden sich nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß bei uns diese Schwächen in doppelt grellem Lichte erscheinen, daß dieselbe Ungunst des Urtheils auch die inneren Verhältnisse trifft. Mag es sich um die Ansicht des Grafen Schwerin vom Verhältniß politischer Reinheit und Brauchbarkeit zum Criminalgesetz, oder um die Stellung der Minister zu der gerade jetzt politisch so höchst bedeutsamen Gewerbsfrage, oder um die Behandlung der holsteinischen Angelegenheit, oder um die verschiedenen preußischen Anträge in Betreff der Bundeskriegsverfassung, oder um die diplomatische Action des Berliner Cabinets gegen die Höfe von Wien, München u. s. w. handeln — es ist den Freunden Preußens in dieser Ferne fast unmöglich, aus dem Verhalten der preußischen Minister in irgend einer dieser Angelegenheiten einen Anspruch auf das Vertrauen Deutschlands zu der gegenwärtigen Leitung Preußens zu deduciren. Die durchschnittliche Ueberzeugung ist leider die, daß es mit den Mitteln der bisherigen preußischen Politik

vielleicht gelingen mag, die inneren Zustände Preußens allmählich, in mühsamem und ermüdendem Wechsel zwischen Vorwärts und Rückwärts, zu bessern, daß diese Mittel aber nie genügen werden, um Preußen die ihm und uns nothwendige Stellung in Deutschland und Europa zu erringen.

Das ist gewiß ein trübes Bekenntniß. Müßte es nach Jahren wiederholt werden, so wäre kaum zu sagen, welche Wendung unsere deutschen Dinge dann nehmen würden. Denn, was auch in dem außerpreußischen Deutschland geschehen mag, um die Hindernisse einer bundesstaatlichen Gestaltung aus dem Wege zu räumen, — es wird schließlich Alles fruchtlos bleiben, wenn sich in Berlin nicht die Kraft und das Geschick findet, die bereiten Elemente zusammen zu fassen, den flüssigen Stoff zu formen. In den Mittel- und Kleinstaaten kann es vielleicht gelingen, überall oder auf den wichtigsten Punkten Reformfreunde zu Macht und Einfluß zu bringen: aber was würde es nutzen, wenn man auch dann noch in Berlin jede entschlossene Initiative ablehnte, jeden souveränen Eigenwillen respectirte, der gewissenhaften Gutmüthigkeit statt der politischen sittlichen Energie gehorchte? Aber heute sind wir soweit noch nicht, wir dürfen vielmehr die Hoffnung festhalten, daß wir die Wege mehr und mehr ebnen, die Gegner der Bundesreform aus einem Posten nach dem andern verdrängen, daß dann aber auch ebenso in Preußen die gesunden nationalen Elemente erstarken, die geeigneten Persönlichkeiten den wünschenswerthen Einfluß gewinnen.

Als die nationale Bewegung im Spätsommer 1859 begann, ging man von der Meinung aus, die preußische Regierung werde sich an die Spitze des Reformstrebens stellen, sie werde, ohne sich mit allen Manifestationen desselben zu identificiren, den gesunden Kern herausheben, und durch eine starke, klare Politik den Widerspruch der Gegner, die recht eigentlich ihre Gegner waren, lähmen. Man formulirte demnach die politische Aufgabe etwa dahin: unsere Sache muß es sein, die Antipathien gegen Preußen zu beseitigen, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des parlamentarischen Bundesstaates auszubreiten, die Gemüther der Bevölkerungen für diese Reform zu gewinnen; Preußen wird diese friedliche Agitation nachdrücklich unterstützen und, sobald sie ein gewisses Resultat erlangt hat, die Initiative zur Bundesreform geschickt ergreifen. Dieser Operationsplan hat sich als falsch erwiesen und man steht heute vor der Frage, wie in Zukunft gearbeitet werden soll. Einige neigen wohl zu der Ansicht, eine fortgesetzte, stets energischere, rücksichtslosere Agitation für die Bundesreform sei der einzige Weg, die deutschen Angelegenheiten zu fördern. Es ist klar, daß dieser Weg sehr bald zu einem offnen Conflict auch mit der preußischen Regierung führen würde. Aber, fragt man sich, wird diese Regierung überhaupt Bestand haben können, wird sie nicht der Macht der inneren, namentlich aber der auswärtigen Bedrängnisse über kurz oder lang erliegen? Dagegen wird von anderer Seite eingeworfen, daß die Aussicht auf einen derartigen Wechsel in Preußen höchst problematisch sei, daß ein so directes, rücksichtsloses Vorgehen vielmehr leicht zu einem verhängnißschweren Umschlag in Preußen führen könne. Es sei von vorn herein ein Mißgriff gewesen, die Bemühungen so ausschließlich auf die Bundesreform zu concentriren, sich in die Lage zu bringen, daß das ganze Gelingen der Arbeit von der entschlossenen Initiative des Berliner

Cabinets bedingt werde. Die Dinge in Deutschland seien von Alters her so angethan, daß ihre Entwickelung stets von unten, von dem Gedeihen in den einzelnen Territorien abhänge; sie seien zumal durch den unglückseligen Stillstand der preußischen Politik von 1815—1847 so gewandt, daß weniger das übrige Deutschland von Preußen, als dieses von jenem in den politischen Arbeiten unterstützt werden müsse. Es werde sich deshalb nur durch einen besonderen Glücksfall so fügen, daß von Berlin aus eine so überlegene Kraft in die Gestaltung der deutschen Staatenwelt eingreife, daß sie ihr Ziel zu erreichen vermöge gegen den Widerspruch der mächtigeren deutschen Dynastien. Man dürfe deshalb nicht stets harrend und sehnend nach Berlin ausblicken, müsse vielmehr in den einzelnen Gebieten der unerläßlichen Vorarbeit obliegen, den nationalen Gedanken zum Leiter der particularen Politik zu machen. Wenn das in einigem Umfange gelungen, dann werde auch in Berlin die Möglichkeit und Räthlichkeit der Bundesreform sehr anders beurtheilt werden. Die Vertreter dieser Ansicht machen der bisherigen nationalen Agitation den Vorwurf, nach schlecht deutscher Art dem fern und hoch liegenden Ziel mit löblicher aber einseitiger Bemühung nachgestrebt und die nothwendigen Vorstufen in der Nähe überflogen zu haben. Sie heben die nothwendige Harmonie zwischen der erstrebten bundesstaatlichen Organisation und der politischen Procedur hervor, welche zu ihr führen solle. Sie sagen, wenn man sich in den Einzelstaaten mit einer moralischen Vorbereitung außerhalb des politischen Staatsorganismus begnüge, wenn man Preußen die Rolle zuschiebe, durch seinen Druck den Widerstand der kleineren Regierungen zu beugen, so bereite man durch diese Behandlung nicht den Bundes-, sondern den Einheitsstaat vor, den doch Niemand wolle. Sie folgern aus dem Allen die praktische Forderung: wir haben unseren Anspruch an eine gesunde nationale Organisation allerdings bei jeder Gelegenheit laut und unumwunden geltend zu machen und die Discussion und Propaganda für diese Organisation mit unermüdlichem Eifer fortzusetzen, wir haben aber unsere ernstesten Anstrengungen dahin zu richten, daß in allen Einzelstaaten das gesammte politische Leben nach unseren Ideen entwickelt werde.

Welche dieser Ansichten und Tendenzen, die sich an verschiedenen Orten wohl gar verschieden mischen und nüanciren, wird die Oberhand gewinnen? Welchen Charakter wird die nationale Bewegung nicht nur im Süden, sondern auch im Norden annehmen? Die fernere Entwickelung der Dinge in Preußen, namentlich der Ausfall der bevorstehenden Wahlen wird darauf, wenn ich nicht irre, einen höchst bedeutsamen Einfluß üben. Denn, daß ich es offen sage, auch die politischen Leistungen Ihres Abgeordnetenhauses haben den Erwartungen der besonnenen Freunde Preußens nicht entsprochen. Ja, viele einsichtige, ruhig prüfende Männer messen einen recht großen Antheil der Schuld an der unbefriedigenden Lage der preußischen Politik dem Mangel an politischem Geschick und staatsmännischem Weitblick zu, der Ihren bisherigen Vertretern in allen politischen Kreisen vorgeworfen wird. Das ist das Ueble unserer Lage, daß wir fast nirgends die politische Ueberlegenheit des deutschen Großstaates empfinden, weder in der diplomatischen, noch in der parlamentarischen, noch in der publicistischen Action. Wir sehen fast alle Kräfte

dieses preußischen Staats in dieser großen, über die europäischen Machtverhältnisse vielleicht auf Generationen entscheidenden Zeit, von seinen inneren Nöthen absorbirt, und viele dieser Nöthe, meinen wir, seien lediglich das Erzeugniß der schwankenden, tastenden Manier, welche der Berliner Geschäftsleitung seit längerer Zeit eigen ist. Jeder gute deutsche Mann seufzt danach, daß in dieser Beziehung eine Aenderung eintrete, daß wieder etwas von den Stein und Scharnhorst und Humboldt, oder auch nur von den Hertzberg oder Altenstein in Preußen sichtbar werde, daß man nicht meine, den außerordentlichen politischen Ansprüchen der Situation allein mit Armee- und Steuerreformen genügen zu können, daß man endlich in den Urquell preußischer Größe, in die Tiefe politischer Ideen und großer männlicher Entschlüsse zurückgreife, daß man dem Kleinleben einer ruhmlosen Periode ein Ende mache, die mit guter Detailverwaltung zufrieden war und den Begriff und die Uebung der Regierung und Politik einer Großmacht abhanden kommen ließ. Wenn man bei Ihnen sich nicht bald zu einem höheren Schwunge erhebt, so muß allmählich die radicalere Ansicht der Dinge Boden gewinnen, die bis heute wie durch ein Wunder wenigstens im Süden durchaus im Hintergrunde gehalten wurde. Ihre Kreuzzeitung schwatzt wieder viel von der schiefen Ebene. Freilich, ihre erbärmlichen Künste werden uns schließlich unrettbar auf die schiefe Ebene werfen, wenn Preußen sich nicht rücksichtsloser von ihren Intriguen und Kniffen abwendet!

Heut ist noch die beste Wendung und Lösung möglich. Soeben wird das politische Streben (nicht die tumultuarische Wühlerei, sondern die ernste politische Arbeit) im ganzen Süden neubelebt durch die hoffnungsreiche Initiative der badischen Politik; wie ein frischer Luftzug geht es durch die Gemüther, daß nach dem langen Lamentiren und Disputiren und Diplomatisiren endlich irgendwo Hand angelegt wird, daß endlich irgendwo politisches Geschick hervortritt, das nicht nur in ängstlichen diplomatischen Formen sich bewegt, vielmehr frank und frei, unter den Augen der Welt, eingreift, dabei aber die politischen und diplomatischen Dehors so gewandt wahrt, daß schon jetzt ein Erfolg gewiß ist, ein Erfolg nicht nur in der öffentlichen Meinung, sondern auch auf officiellem Gebiet. Aber wie wird, das ist auch hier wieder die entscheidende Frage, das Vorgehen des Schwiegersohnes des preußischen Königs in der preußischen Residenz aufgefaßt werden? Wie wird man sich dort vor allen zu dem badischen Antrage vom 31. Mai über die Bundeskriegsverfassung stellen? Wird man in diesem Antrage die logische und politische Consequenz der bisherigen preußischen Anträge und der gesammten politischen und militärischen Situation ergreifen, oder wird man ihn als zu weit gehend kritisiren, als zu rücksichtslos abstumpfen und zwischen ihm und der gleichzeitig dem Bunde vorgelegten Würzburger Convention vom 5. August vermitteln wollen? Und wie wird sich die preußische Presse zu diesen süddeutschen Vorgängen verhalten und in Folge davon das preußische Volk? Wie oft habe ich vor zwei Jahren gemahnt, man möge doch in Berlin, Cöln und Breslau ein achtsameres Auge auf das politische Leben des übrigen Deutschland richten, wie empfindlich wurde damals die Unachtsamkeit der preußischen Presse gestraft und wie ist doch Alles bis heute im Ganzen unverändert! Ich glaube auf diesen Punkt heute wie damals den

größten Werth legen zu müssen. Die preußische Politik wird in der Behandlung der deutschen Frage nothwendig so lange fehl gehen müssen, als das deutsche Volk nicht eine genaue Kenntniß der Verhältnisse, Stimmungen und Ansichten hat, welche unter den 18 Millionen nichtpreußischer und nichtösterreichischer Deutschen herrschen.

Wir nichtpreußisch Deutschen wissen sehr wohl, daß wir ohne Preußen nicht vorwärts kommen werden, wir meinen aber auch, daß Preußen ohne uns nicht vorwärts kommen wird. Wir meinen, daß die Summe der deutschen Kräfte vom Meer bis zu den Alpen nicht eben ungleichmäßig vertheilt ist, daß dem Uebergewicht an staatlicher Zucht, an freier Gemeindethätigkeit, an ernstem Bürger- und Familiensinn, an gründlicher Bildung, das wir dem Norden gern zugestehn, auf der Seite des Südens eine nicht gering zu schätzende Frische und Fülle ursprünglicher Begabung, natürlichen Reichthums und politischer Uebung entspricht, und daß nur derjenige im Stande ist, den deutschen Staatsbau erfolgreich weiter zu führen, der diese sich ergänzende Verschiedenartigkeit deutscher Kräfte mit weitem Blicke umfaßt, mit den mannichfaltigen Anlagen der deutschen Stämme innig vertraut einen Jeden nach seiner Art zu behandeln, einem Jeden seine Würde und seinen Platz zu geben versteht. Eine Presse, die nur Preußen und das Ausland, ein Staatsmann, der nur die preußischen Bedürfnisse und die europäischen Diplomaten im Auge hat, wird nicht weniger fehl gehen, als derjenige, der die eigenthümliche Lage und die Geschichte Preußens verkennt, und jene Beschränktheit wird uns Allen größeren Schaden bringen, als diese. Die Ansicht, es müsse und werde schließlich Alles von Preußen gemacht werden, es werde zuletzt doch Preußen die deutschen Dinge mit preußischem Griffe nach preußischer Weise und Anschauung gestalten müssen, diese Ansicht widerstreitet aller geschichtlichen Erfahrung. In Deutschland ist seit tausend Jahren keine große Umgestaltung durch die vereinzelte Kraft eines einzelnen Staates oder eines einzelnen Theiles vollbracht, weder literarisch, noch religiös, noch politisch. Der süddeutsche Melanchthon hat dem norddeutschen Luther die Hand gereicht, und Calvin und Zwingli traten vom Süden hinzu; dem Königsberger Kant stellten wir den schwäbischen Hegel, den norddeutschen Lessing und Herder unsern Schiller und Göthe zur Seite, und Preußens politische Wiedergeburt vollzog ein fränkischer Reichsritter, in dessen lebhaft, oft leidenschaftlich durchgreifendem Wesen Niemand den süddeutschen Charakterzug verkennen wird. Die gemeinsame Arbeit der gesammten deutschen Kräfte, das ist die Grundlage aller deutschen Geschichte, und wenn der deutsche Staat der deutschen Bildung ebenbürtig werden soll, so wird auch der deutsche Staat auf keiner anderen Basis sich erheben dürfen. Niemand wird diesen Satz antasten mögen, der weiß, wie und wo der deutsche Staatsgedanke unserer Zeit geboren und gewachsen ist. Oder war es nicht der schwäbische Paul Pfitzer, der zuerst vor nun bald dreißig Jahren den Entwurf des deutschen Bundesstaates wagte? War nicht Heidelberg lange die rüstige Pflegestätte dieses Gedankens? War nicht der Darmstädter Gervinus 1847 und 1848 der beredteste und schärfste Verkündiger dieses Gedankens? War nicht Gagern das erste Haupt der ersten um diesen Gedanken sich schaarenden großen politischen Partei?

Man möge das nie in Preußen vergessen und nie über dem großen Staate das Bewußtsein verlieren, daß alle übrigen deutschen Staaten zwar jeder für sich geringes politisches Gewicht, zusammen aber eine Preußen fast gleich schwere Bedeutung haben, und daß dieses im Vergleich mit Bayern große Preußen im Vergleich mit jeder andern Großmacht und vor Allem im Vergleich mit dem deutschen Staate, den wir erstreben, klein ist!

Zur amerikanischen Krisis.

Geschichte der Sclaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von Friedrich Kapp. Hamburg, Otto Meißner, 1861.

Der Gegenstand, den dieses Buch behandelt, hat sich in der neuesten Zeit so gewaltsam in den Vordergrund gedrängt, daß es dem lehrreichen Buche an lebhaftem Interesse nicht fehlen kann. Vor dem Ausbruche des Kampfes, aber in drohender Nähe desselben geschrieben, hat es sich die Aufgabe gestellt, die Quellen des Unheils, dessen zerstörende Macht jetzt die Union in ihren Grundfesten erschüttert, an ihrem Ursprunge aufzusuchen und in ihrer anwachsenden Stärke zu verfolgen. Der Verfasser verhält sich jedoch nicht gleichgültig zu seinem Gegenstande, sondern er nimmt warm Partei für die Sache der Freiheit und der Menschlichkeit, ohne daß er darum im Interesse seiner Meinung den Thatsachen irgendwie Gewalt anthut. Er mißt die amerikanischen Dinge nach demselben Maaßstabe ewiger Gerechtigkeit, welchen freisinnige Männer an europäische Vorgänge anzulegen gewohnt sind; Race und Hautfarbe bilden für ihn keine Klippe, an welcher die tiefsten Ueberzeugungen, in denen der Werth der gesellschaftlichen Bestrebungen unseres Jahrhunderts beruht, scheitern dürfen. Die Sprache des amerikanischen Parteienkampfes würde ihn mit Recht einen Abolitionisten nennen, und er für sein Theil würde gewiß dem jahrelangen Meinungskampfe, der jetzt die Gestalt des Bürgerkrieges angenommen hat, nur eine um so wärmere Theilnahme geschenkt haben, wenn es sich bei demselben wirklich um Abschaffung der Sclaverei gehandelt hätte. Aber daß der Streit sich auf ein weit bescheideneres Ziel beschränkte, lehrt uns jede Seite des Buchs. Nicht die Freiheit ist seit einem Menschenalter der angreifende Theil in dem Kampfe, der die Union erschütterte, gewesen; nicht ihren Besitzstand hatte die Sclaverei im Bereiche der Unionsgesetzgebung zu vertheidigen —: denn daß der Union das verfassungsmäßige Recht nicht zustehe, die Sclaverei in den Einzelstaaten aufzuheben, ja auch nur ihren Bestand irgendwie zu schmälern, ihr hartes Gesetz in irgend einer Weise zu mildern, ward auch von den heftigsten Gegnern der Sclaverei nicht bestritten. Es handelte sich vielmehr darum, ob die Sclaverei ihre verderblichen Einflüsse in immer weitere Bereiche ausdehnen, ob ihre Principien und Interessen in allen Angelegenheiten der Union herrschend und maaßgebend werden, ob diejenigen Bestimmungen der Verfassung,

welche, wenn auch in schamhaft verhüllenden Ausdrücken, die Duldung der Sclaverei aussprechen, immermehr alle Keime der Freiheit und Gerechtigkeit, die ihre edlen Gründer in ihren Schooß gesenkt haben, überwuchern und ersticken und allein auf dem verödeten Boden ihre Herrschaft behaupten sollten. Daß es keine Freiheit, keinen Grundsatz des Rechts giebt, auf welchen freie Völker Werth legen, der im Kampfe für die Sclaverei nicht ist geopfert worden, daß die Freiheit der Presse, die Freiheit der Vereinigung, die Freiheit der Person, das Recht der Petition, das Recht der Mittheilung durch die Post — daß sie alle um der Sclaverei willen tagtäglich mit Füßen getreten worden, ist eine bekannte Thatsache. Jetzt soll auch der Bestand und die Macht der Union — lange der Stolz ihrer Bürger — auf demselben Altare geopfert werden.

Die Billigkeit erfordert, einen Gesichtspunkt nicht außer Acht zu lassen, der allein das Verfahren der Sclavenhalter -- aber freilich auf Kosten der Sache, die sie vertheidigen — zu entschuldigen vermöchte. Daß an dem Bestande der Sclaverei mächtige, tief wurzelnde, materielle Interessen hängen, daß an diesem Bestande nicht ohne eine augenblickliche tiefe Erschütterung des Wohlstandes plötzlich gerüttelt werden kann, ist leider eine nicht zu leugnende Thatsache, die auch der Norden keineswegs verkennt, deren Gewicht in vollstem Maaße anzuerkennen ihn vielmehr der eigene Vortheil nur zu sehr bestimmt. Wie nun aber, wenn das Bestehen der Sclaverei mit der Geltung irgend eines Grundsatzes der Freiheit in so unversöhnlichem Zwiespalte sich befände, daß ihr Zusammenleben auf dem Boden derselben Verfassung schlechterdings unmöglich wäre? Dann freilich hätte die Verfassung der Union vom ersten Anbeginn an auf einem Widerspruch und einer Selbsttäuschung beruht; dann hätten ihre Gründer mit den Keimen des Heiles zugleich den Keim des Verderbens in ihren Schooß gelegt und hätten den Nachkommen Zerstörung und Bürgerkrieg als den einzig möglichen Ausgang des Zwiespaltes hinterlassen. Dann träfe die Leiter des Südens kaum irgend eine menschliche Zurechnung, dann erlägen sie einem blinden Verhängniß und forderten unser Mitleid mehr als unser Verdammungsurtheil heraus.

Allein die Sache verhält sich nicht ganz so in der Wirklichkeit, und am wenigsten nach den eigenen Auffassungen der südlichen Partei. Allerdings war der Gegensatz zwischen den Grundsätzen, auf welche die edelsten Männer die Freiheit Amerikas, wie auf ewige Säulen, gründen wollten, und dem von dem Colonialregiment den Provinzen eingeimpften schweren Uebel der Sclaverei von vorn herein vorhanden; aber eine Ausgleichung schien nicht unmöglich, und auf eine solche war ersichtlich die Hoffnung der Gründer der Union gerichtet. Uebermuth, Herrschsucht und blinde Leidenschaft sind es, die den Gegensatz vergiftet und jede andere Lösung als durch Trennung und Bürgerkrieg unmöglich gemacht haben, und darum trifft allerdings die, welche die Sache dahin getrieben haben, die schwerste Verantwortung. Das tief Betrübende in dem Hergange der Sclavereiangelegenheit in der Union ist eben das, daß sie einen unverkennbaren moralischen Rückschritt darbietet, wie wir ihn gleich stark nur selten in der Geschichte antreffen, und daß eine mächtige Reaction im Sinne der Freiheit erforderlich sein wird, um die Sache nur auf den Standpunkt zurückzubringen, auf welchem die Gründer der Freiheit sie verlassen haben. Ihnen galt die Sclave-

rei für eine beklagenswerthe Thatsache, die man von der Geschichte überkommen habe, und die man nicht die Kraft habe mit einem Schlage zu beseitigen, die man aber allmählich durch die Macht der Freiheit überwinden müsse, für eine Ausnahme, welche die Regel der Freiheit, wenn auch nicht bestätige, doch anerkenne. Diese Auffassung ward in jener Zeit auch von den Sclavenhaltern zugegeben und in ihr war der Boden gefunden, auf welchem ein Verständniß zwischen ihren Freunden und Gegnern möglich war. Sie tritt klar hervor in jenem Compromiß, nach welchem man die Sache der Sclaverei in der Verfassung zugab, ohne jedoch das stolze Werk durch ihren Namen beflecken zu wollen. Zwei Punkte aber sind es besonders, in denen jene Anschauung sich kund giebt, und in Betreff deren denn auch die fortdauernde Verschlimmerung der Sachlage besonders in die Augen fällt.

Der eine Punkt liegt in der offenen Erörterung der Sclavereifrage, innerhalb und außerhalb des Congresses. Ohne Zweifel würde man auch damals Versuche zur Aufwiegelung der Sclaven zu gewaltsamem Widerstande gegen ihre Herren mit den unvermeidlichen Gräueln, die er in seinem Gefolge haben würde, für verbrecherisch gehalten haben. Aber wie man in der gesetzlich geordneten Monarchie die Erörterung über die beste Staatsverfassung nicht für Empörung hält, so fiel es damals Keinem ein, die Bestreitung der Sclaverei durch Gründe für strafbare Aufwiegelung zu halten. So wie die Erörterung außerhalb des Gebietes der gesetzgebenden Gewalten frei war, so nahm auch der Congreß die Petitionen der Abolitionistengesellschaften, an deren Spitze Männer wie Franklin und Adams standen, entgegen und debattirte sie. Erst viel später hat man auf Seiten der Sclavenhalter angefangen, in der Meinungsäußerung selbst ein Verbrechen zu erblicken, jede Debatte zu ersticken, und hat zuletzt im Congreß jenes traurige Verbot der Annahme von Petitionen gegen die Sclaverei durchgesetzt. So hat man denn freilich den Beweis der absoluten Unverträglichkeit des Bestehens der Sclaverei mit den wesentlichsten Freiheiten auch der weißen Bevölkerung siegreich geführt.

Der zweite Punkt betrifft den Hauptinhalt des Kampfes der letzten Jahre, die große Frage der Sclaverei in den Territorien. Man konnte nicht deutlicher aussprechen, daß man in der Sclaverei nur eine geduldete Thatsache, nicht ein unverbrüchliches Recht erblicke, als daß man sie da ausschloß, wo die Union als solche ihre Fahne entfaltete. Auf dem Wege der sich naturgemäß ausbreitenden Civilisation war der freien Arbeit das Uebergewicht, die Herrschaft über die Zukunft gesichert. Wir können hier nicht auf alle die einzelnen Wendungen dieses Streites eingehen, welcher den Hauptinhalt des Parteienkampfes durch eine Reihe von Jahren bildete. Wir wollen nur dessen Ausgang und Endpunkt bezeichnen. Schon in dem alten Staatencongresse, dessen Macht eine so winzige war, erklärte sich die Mehrheit der abstimmenden Staaten dafür, daß die Sclaverei in den künftig sich bildenden Staaten für immer verboten werde. Jene Mehrheit genügte freilich nach der damaligen lockeren Verfassung nicht, den Grundsatz seinem ganzen Umfange nach zum Gesetze zu erheben. Allein unter der Herrschaft derselben Verfassung stellte doch der einstimmige Beschluß der Staaten eine großartige Anwendung des Grundsatzes fest, indem er durch die

Ordonnanz von 1787 über die Organisation des Nordwestens von diesem gewaltigen Gebiete — jetzt, nach dem Abfall des Südens und bei der unsicheren Herrschaft über die Gebiete jenseits der Felsengebirge, der Hauptstütze der Macht der Union — die Sclaverei für immer ausschloß. Und siebenzig Jahre später finden wir die Macht des Freiheitsprincips in solchem Maaße gebrochen, das Recht der Sclaverei in solchem Umfange anerkannt, daß der höchste Gerichtshof der Union in dem berüchtigten Dred Scott-Processe es wagen durfte, das alte Recht der Union mit Füßen zu treten, indem er dem Sclavenhalter die Befugniß zusprach, im ganzen Bereiche der Union, ohne daß das Gebot des Congresses selbst ihn daran hindern dürfte, sein Menscheneigenthum zu behaupten. Auf diese Weise hat man den Gegensatz zwischen dem thatsächlichen Bestehen der Sclaverei auf der einen und dem Bestande der Union und ihrer Grundsätze auf der anderen Seite auf die Spitze unversöhnlicher Feindschaft getrieben. Das Sclavereisystem hat die ihm in umfassendster Weise um des Friedens willen gewährte Duldung zurückgewiesen und um die vollständigste Anerkennung nicht allein, sondern um schrankenlose Herrschaft gestritten und hat, als man ihm diese in einem Falle versagte, muthwillig den Bürgerkrieg begonnen. Mit der inneren Politik der Union hat die Sclaverei auch die auswärtige ihrer Herrschaft unterwerfen wollen und zum Theil wirklich unterworfen. Als Gegengewicht gegen die friedlichen Eroberungen der freien Arbeit nach Westen hin, welche die Union in wenigen Menschenaltern zu dem bei weitem mächtigsten Staat der Erde machen mußten, sollten im Süden immer mehr ohnmächtige Bevölkerungen durch Waffengewalt unterjocht, die Sclaverei ihnen gewaltsam aufgedrängt, und so an die Stelle der natürlichen, friedlichen, mit der dauernden Erhaltung der Freiheit allein verträglichen Politik der Union das mit Recht verhaßte Flibustier-Unwesen gesetzt werden, dem jetzt wohl der innere Krieg sein Ende bereiten wird, nachdem Mäßigung und Rechtsliebe ihm ein Ziel zu setzen nicht vermochten.

Jener unversöhnliche Gegensatz zwischen der Duldung der Sclaverei und den Principien der Freiheit, welche das Wesen der Union bilden, jene absolute Unverträglichkeit, in welcher allein eine Entschuldigung für die Politik des Südens gefunden werden konnte — sie sind auch mit den eigenen Auffassungen der Sclavenhalterpartei keineswegs im Einklange, die sich vielmehr in einem Widerspruch der eigenthümlichsten Art bewegen. Von der einen Seite gefallen sie sich darin, die Sclaverei der schwarzen und gemischten Race als ein natürliches, harmloses Verhältniß darzustellen, das von den Sclaven selbst nicht als ein schweres Uebel empfunden werde. Sie behaupten gern, daß sie in ihren Sclaven treue Mitkämpfer finden würden wider Angriffe des Nordens, daß dieselben die ihnen dargebotene Freiheit zurückweisen und ihre Befreier willig todtschlagen helfen würden, weil sie mit ihrer Lage zufrieden wären. Wenn dem so ist, wie erklären wir uns dann jenen zornigen Ingrimm gegen jedes wider die Rechtmäßigkeit und Heilsamkeit der Sclaverei gerichtete Wort, jene Seelenangst, die bei jedem Laute des Tadels oder nur des Zweifels sich an Messer und Brandfackel, an die Gräuel von St. Domingo erinnert? Es kann dem Süden ein zwiefaches Recht nicht bestritten werden: das *verfassungsmäßige*, jeden

Eingriff der Union in den Bestand der Sclaverei abzulehnen, und das Recht der Nothwehr gegen jede Anstiftung von Sclavenaufständen. Aber welch' ein weiter Abstand liegt zwischen der Uebung dieser Rechte und der schroffen Zurückweisung jedes Wortes der Ueberzeugung, das an die Herren, nicht an die Sclaven gerichtet wird, jedes moralischen Wirkens wider ein schweres Unheil, jeder Erwägung, wie eine allmähliche Heilung des Uebels angebahnt, wie den schweren Gefahren der Zukunft durch Uebergänge vorgebeugt werden könne! Die seltenen Märtyrer, die sich der thatsächlichen Befreiung einzelner Sclaven zum Opfer gebracht oder ohne alle Berechnung der Mittel den Weg der Gewalt versucht haben, mußten die verwegene That schwer büßen; keine Sympathie des Nordens hat den unglücklichen John Brown und seine Genossen von schmählichem Tode zu erretten vermocht. Aber was der Süden vom Norden verlangt, ist das Unmögliche, ist das kaum von dem schrankenlosesten Despotismus anderswo in Anspruch Genommene, daß jener seine sittlichen Ueberzeugungen der Sclaverei gegenüber unterdrücke oder verheimliche, daß er keinen Tadel wider sie laut werden lasse, damit aus der Mißbilligung dem Institute keine Gefahr erwachse. Wir wollen gar nicht erwähnen, daß die geringsten Milderungen der Sclaverei — wie Spanien sie in seinen Colonien hat — die entferntesten Vorbereitungen, die nur eine Ahnung des Zweifels an der gesicherten, ewigen Fortdauer der Sclaverei bilden ließen, alle Parteien versöhnt und den jubelnden Dank der Freunde der Freiheit geweckt haben würden. Statt an dergleichen zu denken, ist der Süden immer nur auf noch größere Strenge der Schutzmaaßregeln für die Sclaverei bedacht gewesen. Das berüchtigte, durch schwere Strafen eingeschärfte Verbot, einen Sclaven lesen zu lehren, ist nur einer der Belege dafür; die Härte der Strafen aber, mit denen zumal die Gesetzgebung der neu entstandenen Sclavenstaaten jede freie Aeußerung über die Sclaverei belegt, übersteigt an Grausamkeit Alles, was jemals die Tyrannei zu ihrem Schutze verfügt hat.

Und von welcher Art ist denn die arge Beschwerde, die den Süden schließlich zum Aeußersten, zum Bruche der Verfassung, zum Angriff wider die Union durch Wegnahme von Bundeseigenthum, zur Eröffnung des Bürgerkrieges geführt hat? Die Antwort auf diese Frage liegt offen vor unseren Augen. Der Süden war seit lange gewohnt, daß die Präsidentenwahl nach seinen Wünschen ausfiel, d. h. daß der Gewählte dem Sclavereisystem die Bürgschaft der persönlichen Anhänglichkeit und Parteiabhängigkeit gewährte. Die bekannten, den Sclavenstaaten in der Vertretung gewährten Vortheile, die Einigkeit des an Bevölkerung und Wohlstand schwächeren Südens dem stärkeren, aber gespaltenen Norden gegenüber, hatten das zu Wege gebracht. Die große Majorität der nördlichen Bevölkerung hatte die wiederholte Niederlage ertragen und sich die in den Formen der Verfassung vollzogene Wahl gefallen lassen. Jetzt zum ersten Male ermannt sich der Norden zu größerer Einigkeit, und der Sieg tritt auf seine Seite; es wird ein Mann gewählt, dessen persönliche Ueberzeugungen der Sclaverei entgegen sind. Aber war damit im mindesten der Süden mit einem Angriff auf die ihm so theure Institution bedroht? Eine Bürgschaft wider solchen Angriff gewährte die Verfassung, gewährte noch mehr das Interesse des

Nordens, das, vielfach an der Production und Ausfuhr des Südens betheiligt, eine Einigung zu einem Angriff wider die Sclaverei, der allein von einem sittlichen Princip ausginge, schlechthin zu einer Unmöglichkeit machte. Auch beeilte sich der neue Präsident, dem Süden die Zusicherung zu geben, daß er in der Verfassung ein Recht zur Einmischung in die Sclaverei in den Einzelstaaten nicht begründet finde, daß er sich daher jeder solchen Einmischung streng enthalten werde. Wer die jahrelange Nachgiebigkeit des Nordens und ihre Motive kennt, wird nicht bezweifeln können, daß er nur zu geneigt war, friedliche Bürgschaften gegen jede Aggression zu geben, und daß, wenn er das lange getragene Joch südlicher Anmaaßung abgeworfen hatte, er doch in seiner unermeßlichen Mehrheit entschieden abgeneigt war, um der Abschaffung der Sclaverei willen die Union zu spalten und den Bürgerkrieg zu entzünden. Die principiellen Gegner der Sclaverei haben allen Grund, darüber zu jubeln, daß die blinde Leidenschaft des Südens, der verletzte Hochmuth und die Herrschsucht seiner Leiter den Fehdehandschuh in einer Weise hingeworfen haben, daß dem Norden, dessen Sinn nichts ferner lag als ein ritterlicher Kampf für die Befreiung der Neger, nichts übrig bleibt, als denselben mit aller ihm inwohnenden Energie aufzunehmen. Wenn jemals der alte Spruch, daß der Gott den verblendet, den er verderben will, seine Bewährung gefunden hat, so ist es in diesem Fall geschehen.

Denn allerdings ist die Sachlage durch den ausgebrochenen Krieg in zwiefacher Hinsicht auf das Wesentlichste verändert. Der Schutz, den die Verfassung den Institutionen der Einzelstaaten gegen die Eingriffe der Unionsgewalt gewährte, ist durch die muthwillige Empörung des Südens zerstört; das Verhältniß zwischen den angreifenden Staaten und der Centralmacht ist aus einer Rechtsfrage zu einer Kriegsfrage geworden. Die Interessen aber, die den Norden mit den Arbeitsverhältnissen des Südens verknüpften, und die ihn vielleicht für immer verhindert hätten, etwas gegen die Sclaverei zu unternehmen, sind durch den Krieg in solchem Grade gefährdet und erschüttert, daß sie kaum irgend welche Rücksicht mehr fordern werden. So ist es denn mehr als wahrscheinlich, daß der Süden die Gefahren, die er in dem Wahne des bösen Gewissens als ängstigende Schreckbilder vor sich zu sehen glaubte, nun im Ernste heraufbeschworen hat. Der Kampf, dessen Anlaß nur in mittelbarer Weise in der Sclaverei zu suchen ist, kann sich leicht zu einem unmittelbaren Kampfe um die Sclaverei gestalten. Der Abolitionismus, bisher ein frommer Wunsch, ein edler Gedanke, dem man kaum die Freiheit des Wortes gönnen mochte, hat jetzt zum ersten Male Gelegenheit, zur politischen Macht zu werden, nachdem der verwegene Trotz des Sclavereihalterthums die Schranke der Verfassung, die seiner Wirksamkeit entgegenstand, niedergeworfen hat. Unser innigster Wunsch ist, daß die Sclavenbefreiung eine möglichst geringe Rolle als Mittel des Kampfes, eine möglichst große aber als Zweck desselben spielen möge. Wir bekennen, daß wir sie in ersterer Hinsicht nicht ohne Sorge in's Auge zu fassen vermögen, während wir ihr in der zweiten die vollste und wärmste Sympathie widmen, nachdem sie durch den frechsten Bruch der Unionsverfassung zum Gegenstande eines vollkommen rechtmäßigen Strebens geworden

ist. Es muß im Interesse der Menschlichkeit dringend gewünscht werden, daß die Anregung von Sclavenaufständen nicht zu den Waffen des entbrannten Kampfes, den sie schwer beflecken könnte, gehören möge. Man darf hoffen, daß die Stimmung des Nordens dem Gebrauch dieser furchtbaren Waffe nicht geneigt ist, und daß er nicht zu derselben greifen wird, wenn nicht das Unglück will, daß ihn anfängliche Erfolge des Südens auf das Aeußerste treiben. Mehr fast besorgen wir, daß die Sorge vor dem Unheil durch die terroristischen Maaßregeln, die ihm vorbeugen sollten, auf Seiten des Südens selbst, auch hier das Unheil heraufbeschwören könnte. Daß aber die Beseitigung der Sclaverei der Preis des einmal ausgebrochenen Kampfes werde, scheint ein Erforderniß der Sachlage und der Gerechtigkeit. Sind einmal in der Gestalt eines blutigen Bürgerkrieges schlimmere Uebel heraufbeschworen, als die ängstlichste Phantasie sie von einer selbst übereilten Abschaffung der Sclaverei befürchten konnte; hat die Leidenschaft für ihre Aufrechthaltung schwereres Unheil ausgebrütet, als der vielgeschmähte Fanatismus der Abolitionisten je hätte zu Tage fördern können: nun so werden wohl diejenigen gerechtfertigt sein, die jetzt wenigstens die Wurzel des Unheils ausreißen und dem Streit die einzige Lösung, die ihn *schließlich* erledigen kann, geben wollen. Freilich wird der Norden, wenn wir ihn richtig beurtheilen, in seiner Mehrheit zu einem Frieden unter billigen Bedingungen, die seine Ehre wahren, auch jetzt noch sehr geneigt sein, und wir bezweifeln, daß er, wenn nur die bisherige *Herrschaft* der Sclavenhalterinteressen gebrochen wird, die fernere *Duldung* der Sclaverei als der Billigkeit und seiner Ehre widerstreitend betrachten wird. Fährt aber der Süden fort, der Stimme der Mäßigung jedes Gehör zu verweigern, und soll das Land der Zerrüttung eines langwierigen Bürgerkrieges preisgegeben werden, dann scheint es der Natur der Menschen und der Dinge zu entsprechen, daß hier über die Zukunft der Sclaverei ein endgültiges Gericht gehalten werde.

Wir möchten wissen, ob es auch jetzt noch in Europa, in Deutschland zumal, viele von den klugen Leuten giebt, die die ganze schwere Frage der Sclaverei mit ein Paar wohlfeilen Phrasen von Hautfarbe, Gehirnbildung, Negergeruch und schwächlicher Philanthropie genügend abgethan glauben und die es mit aller Gewalt verkennen wollen, daß es sich auch hier um eine der Fragen des Menschenrechts, der Menschenwürde und der Freiheit handelt, die unser Jahrhundert bewegen, ja daß diese Fragen hier in dem stärksten Ausdruck, in der erschütterndsten Gestalt, die ihnen die Geschichte je geliehen hat, vor unsere Seele treten und unsere menschliche Theilnahme herausfordern. Ist die Sclaverei, wenn sie nur Schwarze trifft, eine so harmlose und natürliche, eine so gerechte Einrichtung, wie mag sie doch die Veranlassung eines Kampfes werden, der einen Welttheil erschüttert, wie mag sie die Leidenschaften der bevorzugten weißen Race in solchem Maaße erregen, daß darüber das stolzeste Werk der neueren Geschichte, die Schöpfung Washington's und seiner edlen Genossen, in Trümmer zu gehen droht? Oder soll es wirklich nur der Wahn einer schwächlichen Philanthropie sein, was die kalte, ruhig erwägende angelsächsische Bevölkerung des Nordens im langsamen Fortschritt allmählich so mächtig ergriffen hat, daß sie in fester Einigung bereit ist, den schweren Kampf mit allen seinen

herben Opfern darum aufzunehmen? Denn erblicken wir auch unsererseits in dem ganzen Hergang einen durch den kecken, sieggewohnten Uebermuth des Südens vom Zaun gebrochenen Handel, so ist doch soviel gewiß, daß der Norden sehr wohl wußte, was er wagte, als er Lincoln wählte, und daß er dem Süden jeden Anlaß zur Empörung mit leichter Mühe entziehen konnte, wenn er eben seine Wahl wieder auf einen Buchanan oder Pierce oder sonst einen Freund der Sclaverei lenkte. Es lohnte aber wahrlich nicht der Mühe, dem Süden die kleine Gefälligkeit zu versagen, wenn alle Opposition gegen die Negersclaverei auf eine menschenfreundliche Thorheit hinausläuft. Nur eine Frage von ernster und gewaltiger Bedeutung, nur eine starke sittliche Ueberzeugung vermag einen solchen Entschluß hervorzurufen und zu rechtfertigen. Man kann sich, wenn man will, in der Beurtheilung dieser Frage auf die Seite der Knechtschaft stellen; aber man wird sich und Anderen doch nicht verhehlen können, daß es sich dabei ganz wesentlich um Freiheit oder Knechtschaft, um Menschenrecht und Menschenwürde oder deren Verleugnung handelt. — Unter den ergreifendsten Stellen jenes berühmten, gegen die Sclaverei gerichteten Buchs »Onkel Toms Hütte« ist eine, in der die Verfasserin eine Parallele zieht zwischen einem nach Unterdrückung der ungarischen Revolution nach Amerika geflüchteten Ungarn und einem seinem grausamen Herrn entflohenen Mulatten. Der Eine ist in ehrenwerthem, muthigem Kampf für die Ansprüche einer stolzen Nationalität unterlegen; er wird an der Küste des freien Amerikas mit Jubel empfangen; wohin er kommt, auch in den Sclavenstaaten, winken ihm Kränze und Triumphe. Der Andere hat sich in unbewachter Stunde die Frage gestellt, ob er nicht ein Mensch sei; und da er sich nicht erwehren konnte, die Frage zu bejahen, ist er der Gewalt dessen entflohen, der seine Menscheneigenschaft leugnete und ihn als Thier behandelte. Er hat die Flucht mit dem unerschrockensten Muthe, von Menschen und Bluthunden verfolgt, tausendfachem Tode trotzend, ausgeführt. Aber er, der arme Mulatte, schleicht verlassen und freundlos den heimlichen Pfad entlang; er muß in dem Blick jedes menschlichen Auges den Verräther scheuen; kein Lächeln des Beifalls, keine Thräne des Mitleids mildert sein trauriges Geschick! — —

Wir haben uns, durch den Gegenstand und seine augenblickliche Bedeutung fortgerissen, von den Details des Buches, das uns vorliegt, einigermaaßen entfernt; aber der Stoff unserer Betrachtungen ist ihm wesentlich entlehnt. Wir wünschen die Aufmerksamkeit des Lesers auf dasselbe zu lenken und können ihm die Versicherung geben, daß er in keinem anderen über die betreffenden Hergänge eine gleich gründliche und umfassende Belehrung, in keinem eine treuere, mehr wahrheitsliebende, deutschere Gesinnung finden wird.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, 20. Juni.

Die Seſſion des Landtags iſt geſchloſſen. Der König hat dem Herrenhauſe ſeinen Dank für die Votirung der Grundſteuer, dem Abgeordnetenhauſe ſeinen Dank für die Bewilligung der zur Reorganiſation der Armee erforderlichen Mittel, für die zu dieſem Endzweck bewieſene Opferwilligkeit ausgeſprochen. Damit ſind zwei Fragen von einer Bedeutung und einem Gewicht, wie ſie in Preußen ſeit vierzig Jahren nicht aufgeworfen worden waren, zu einem glücklichen Ende geführt, damit ſind Conflicte vermieden, welche der Stellung Preußens in Deutſchland und Europa ſehr nachtheilig werden konnten. Gleichzeitig ſind die beſtimmten Erwartungen, welche ich Ihnen vor vier Wochen in Bezug auf die Haltung, welche Graf Schwerin der Berliner Polizeiverwaltung gegenüber nehmen werde, ausſprach, in Erfüllung gegangen. Der Geheime Regierungsrath Winter, ein jüngerer Mann von Umſicht, Energie und unbeſtechlicher Schärfe des Urtheils iſt an die Stelle des Herrn v. Zedlitz getreten. Der Stadtgerichtsrath Coqui führt die Disciplinarunterſuchung gegen Herrn v. Zedlitz, der Regierungsrath Schulze hat die Aufgabe erhalten, die finanziellen Beſchwerden wegen Ueberbürdung und Benachtheiligung der Stadt durch das Polizeipräſidium feſtzuſtellen. Gegen den Vorſteher des Druckſchriftenbureaus im Polizeipräſidium iſt die Unterſuchung eröffnet und der Prozeß Patzke hat neuerdings zur Einziehung von zwei Polizeibeamten untergeordneten Ranges geführt.

Wenn ſonach die läſtigſten Spannungen gelöſt, die präſenteſten Uebelſtände beſeitigt ſind, ſo iſt man dennoch weniger geneigt, ſich des Gewonnenen zu freuen, als die Mängel zu empfinden, welche noch zu beſeitigen bleiben. Die allgemeine Stimmung trägt nach wie vor den Stempel der Unbefriedigtheit. Wir ſprechen nicht von dem erwünſchten Mißbehagen der Feudalen, daß es über der Militärfrage nicht zum Bruche gekommen iſt zwiſchen dem Miniſterium und der liberalen Partei. Auch nicht von dem Unwillen der eifrigen Militärs, welche es übel empfinden, daß der Mehraufwand für die Armee nicht in das Ordinarium, ſondern in das Extraordinarium des Budgets geſtellt iſt. Es verlohnt in der That nicht, darüber viel Worte zu verlieren. Man pflegt der Ordnung des Haushalts wegen nur die Ausgaben in das Ordinarium zu ſtellen, welche durch die ordentlichen Einnahmen gedeckt ſind. Die Frage des Definitivums der Armeeorganiſation wird durch dieſe Stellung im Budget nicht im Mindeſten berührt. Keine Poſition des Budgets iſt definitiv. Jede derſelben kann verfaſſungsmäßig in jedem Jahre durch einen Factor der Geſetzgebung in Frage geſtellt werden. Definitiv in den Einrichtungen des Staats iſt nur das, was nicht anders als vermittelſt der Uebereinſtimmung aller drei Factoren der Geſetzgebung beſeitigt werden kann. Jedes regelmäßige Geſetz iſt ebenſo definitiv, als dies die Poſitionen des Budgets ohne Ausnahme nicht ſind. Die Thronrede ſtellt nun die geſetzliche Regelung der Armeereform für die nächſte Seſſion in Ausſicht, nachdem in dieſem Jahre die finanzielle Seite dieſer Frage

für sich erledigt worden ist. Bis dahin wird es bei dem Gesetze vom 3. September 1814 sein Bewenden haben. Selbst der Spaltung, welche bei der letzten Abstimmung über die Geldbewilligung in einer Partei eingetreten ist, welche uns näher angeht, können wir kein Gewicht beilegen; sie wird, denken wir, ohne dauernde Folgen sein. Bei einer Bewilligung von 40 Millionen erscheint es in der That ziemlich gleichgültig, ob 250,000 Thaler mehr oder weniger — und hierin lag der ganze Unterschied zwischen den Amendements Kühne und Bincke — abgesetzt werden, und gewiß, es wäre nicht leicht verantwortlich gewesen, einen Conflict um jenen Posten von 250,000 Thalern herbeizuführen. Einen bestimmten eigenen Standpunkt in dieser Frage nahmen nur diejenigen ein, welche überhaupt keine Mehrausgabe bewilligen wollten.

Die Ursachen des Mißbehagens in den Kreisen der liberalen Partei liegen tiefer. Es ist der Mangel an Entschiedenheit und Sicherheit in dem Gange der inneren und der äußeren Politik unserer Regierung, der Mangel an Erfolgen in der deutschen und auswärtigen Politik, woraus diese Stimmung hervorgeht. Noch kurz vor dem Schluß der Session hat diese Stimmung einen beredten und patriotischen Ausdruck in der Flugschrift gefunden: „Das Einzige, was uns noch retten kann.“ Wir wollen mit dem wackern Verfasser über diesen Titel, über den oft wiederholten Grundgedanken, daß Preußen sich am Rande des Abgrundes befinde, daß es so gut wie rettungs- und hoffnungslos dem Verderben entgegen treibe, nicht rechten. Es lag in seinem Zwecke, einen Gesichtspunkt dieser Art in den Vordergrund zu stellen, denn er beabsichtigte, einen nachhaltigen Eindruck hervorzurufen und zu ernster Selbstbeschauung aufzufordern. Wir müssen diesem Zwecke weiter zu Gute halten, daß nur die negativen Seiten unserer Zustände accentuirt, von den positiven so gut wie gar nicht die Rede ist. Diesem Zwecke; denn übrigens hat es uns immer eine sehr üble Gewohnheit der Deutschen geschienen, das Heimische mangelhaft zu finden, und wir können es nicht gutheißen, wenn diese Gewohnheit namentlich in der Presse der preußischen Hauptstadt in einem Maaße die Herrschaft gewonnen hat, welches die Achtung vor Preußen in Deutschland und in Europa zu beeinträchtigen geeignet ist. Wir geben die schärfste Aufdeckung, die schärfste Accentuirung der Mängel überall da zu, und wir denken uns selbst dieses Recht niemals schmälern zu lassen, wo es sich, wie bei unserm Verfasser, um eine ernste Besprechung der vaterländischen Dinge, um die Beseitigung der vorhandenen Uebel handelt. Aber wir tadeln den Prunk der Selbstkritik, wie jeden anderen Prunk, der sich mit und ohne Anlaß breit macht, und einen alten deutschen Fehler durch den Kriticismus der Hauptstadt der Intelligenz in das Schadenbringende steigert, während andere Staaten ihre Vorzüge in's Licht zu stellen wissen und ihre Blößen mit vorsichtigem Schweigen bedecken. Aber nicht blos, daß eine beständig fortgesetzte Hyperkritik die Spitze des Tadels bei dem, gegen den sie gekehrt wird, abstumpft; daß durch den reichlichen Gebrauch derselben gerade die, welche Preußen an die Spitze von Deutschland bringen wollen, ihren eigenen Zweck vereiteln, während sie von den Uebelständen außerhalb der Grenzen Preußens nur die geringste Anschauung haben; nicht dies blos, sondern diese Art von Kritik muß durch ihre Uebertreibungen schließlich dahin

gelangen, das jedem Staate unentbehrliche Selbstgefühl, ohne welches keine erfolgreiche Action möglich ist, wesentlich zu schmälern.

Es ist ein richtiger Griff unsers Verfassers, den Angelpunkt der gegenwärtigen Lage Europas in den auswärtigen Verhältnissen zu erblicken. Wir stimmen ihm hierin wie in den meisten Ausführungen über die auswärtige Politik, vollkommen zu. Diese Betrachtungen führen ihn zu dem Schlusse, daß Preußen jeden Augenblick den Angriff Frankreichs unter einem so gefährlichen Führer wie der Kaiser Napoleon zu erwarten habe, daß es demnach der Rüstung bedürfe, daß es sich mehr politisch als militärisch zu rüsten, daß es seine moralischen Kräfte auf den Kampfplatz zu führen habe, um einem übermächtigen Gegner gewachsen zu sein.

Dieser Grundgedanke ist völlig der unsre; — nur daß wir der eigentlich militärischen Rüstung höheren Werth beilegen, als der Verfasser, und daß wir in der Art der politischen Rüstung ihm nicht überall beistimmen können. Endlich, und dies ist das Wesentlichste, unterscheiden wir uns von ihm darin, daß wir seine Schätzung der Kraft und der Lage Preußens für eine Unterschätzung erachten müssen.

Wenn für die Ausführungen des Verfassers die Parallele von 1806 maaßgebend ist, so sind wir weit entfernt davon, das Wahre daran zu verkennen. Wir acceptiren diese Vergleichung, aber unter den Modificationen, welche die veränderten Verhältnisse bedingen. Von vorn herein aber weisen wir die wiederholten Prophezeiungen des Verfassers ab, „daß, wenn wir jetzt schlagen müßten, eine schwere Niederlage und ein rascher Friedensschluß nicht zweifelhaft sein würden," daß „uns die Schule der Leiden bevorstände" u. s. w. auf das Entschiedenste ab. Wir haben 1806 schwere Niederlagen, aber Gott sei Dank keinen raschen Friedensschluß erlebt, und sollte uns die nächste Zukunft eine Niederlage bringen, so würde der Frieden derselben noch später folgen als damals. Der Verfasser kommt dem Standpunkt des General Phull doch etwas zu nahe, dessen kurz vor der Schlacht bei Jena gesprochenes Wort er anführt. Als der König Phull fragte, was etwa noch zu bessern wäre, erwiderte dieser thöricht genug, „wir sind bereits geschlagen und alle Bemühungen um Rettung sind vergeblich." Der Verfasser meint, daß, wenn in diesem Augenblicke der Krieg ausgebrochen wäre, Niemand eine andere Antwort finden würde. Wir unserer Seits geben die entgegengesetzte Antwort in der festen Ueberzeugung, daß der Ruf „Vorwärts" heute wie 1813 für Preußen genügt, um Alles einig und alle unsre Zustände gesund zu machen. Wir bedauern, daß der Verfasser eine schlechthin verderbliche Aeußerung eines guten Patrioten, der aber zugleich ein verrannter militärischer Doctrinär war, zu der seinigen gemacht hat. Selbst wenn Alles verloren gewesen wäre in jenem Augenblicke, in welchem in der That nicht das Mindeste verloren war, — so war es die vornehmste Pflicht jedes einsichtigen patriotischen Mannes, den Muth zu dem nicht zu vermeidenden Kampf zu heben, gewiß nicht ihn zu brechen. Nichts Anderes hat mehr zur Niederlage von Jena beigetragen, als das Geschrei dieser Unglücksraben des Hauptquartiers. Wie konnte es auf dessen Führung und Haltung ohne Einfluß bleiben, wenn Phull auf der einen, Kalkreuth und Massenbach auf der andern Seite

die bereits vorhandene Niederlage nicht blos im Kriegsrathe, sondern jedem Officier ohne Unterschied verkündeten; jener weil ihm der Krieg mit Frankreich nicht recht war, dieser weil er das Genie Napoleon's für unwiderstehlich hielt. Lernen wir denn auch von diesen Dingen und hüten wir uns, Niederlagen zu prophezeien, ebenso gut da, wo Niederlagen zu fürchten, als da, wo sie nicht zu fürchten sind.

Der Verfasser kennt die Hergänge von 1806 besser als die Mehrzahl derer, die sie beständig im Munde führen. Er weiß und sagt, daß die Armee nicht schlecht war. Er wird sich erinnern, daß Oberst Scharnhorst Chef des Generalstabes war, daß man von der Umgehung so zeitig in Kenntniß war, daß man sich derselben vorlegen konnte. Der Herzog von Braunschweig zog einen Parallelmarsch vor. Die Schlacht von Auerstädt konnte gewonnen werden, wenn Graf Kalkreuth, nachdem Davoust seinen letzten Mann verwandt, die beiden frischen Divisionen, mit denen er Nachmittags auf dem Schlachtfelde ankam, in's Gefecht führte statt den Rückzug anzutreten, und die Schlacht von Jena, wo Hohenlohe gegen eine dreifache Uebermacht lange und ausdauernd Stand hielt, brauchte nicht mit einer Flucht zu enden, wenn General Rüchel seine Division statt fliegen zu wollen, zur Deckung des Rückzuges verwendete. Die preußische Infanterie, welche gegen Hassenhausen und Vierzehnheiligen stand, hat ausgehalten bis die Hälfte ihrer Mannschaft todt oder verwundet am Boden lag, und General Davoust hat genau so viel an Todten und Verwundeten bei Auerstädt verloren (7000 Mann von 35000), als General Bülow von seinem ebenso starken Armeecorps bei Waterloo, wo Napoleon seine Reservedivision genau in derselben Weise vergeudete, wie Rüchel die seinige bei Jena.

Was der preußischen Armee 1806 fehlte, fehlte ihr großentheils — aus Sparsamkeit. Der König wollte keine Schulden machen, sondern die strengste Ordnung des Haushalts, der Aufwand von 16 Millionen für das Heer durfte nicht überschritten werden. Die Armee war mit alten Generalen überfüllt, um den Pensionsfond nicht zu belasten, sie war mit alten und abgenutzten Waffen versehen, um die Ausgaben für neue zu sparen. Auch die Gefechtsart war veraltet und die Armee war endlich zu schwach. Es waren nur 100,000 Mann, welche hinter dem Thüringer Walde den Anmarsch Napoleon's erwarteten, in dessen Händen Süddeutschland bereits war, der mehr als 200,000 Mann heranführte. 25,000 Mann standen in Reserve hinter der Elbe, und ebenso viele hinter der Weichsel. Das war neben den Garnisonen der Festungen Alles, was Preußen damals in's Feld stellen konnte.

Heute liegen die Dinge wesentlich anders, und daß sie anders, daß sie in eminentem Maaße günstiger liegen als damals, haben wir der eben vollbrachten Armeereform zu danken. Hiermit ist schon gesagt, daß wir den Ansichten des Verfassers über diese Reform nicht beizupflichten vermögen. Wir halten viel auf den Geist — aber wir halten auch etwas auf den Körper. Wir erinnern uns dabei eines treffenden Wortes Hegel's, der zuweilen einen sehr praktischen Blick hatte, »daß der Geist auch Beine haben und zu schießen verstehen müsse.« Wie die Dinge einmal liegen, so beruht die Entscheidung schließlich doch auf den Armeen. Wären wir wirklich, wie es 1806 in der That der Fall war, heute

bereits wieder diplomatisch überwunden, wären wir selbst heute wirklich strategisch besiegt, wie Phull und Kalkreuth damals fälschlich verkündeten; der diplomatische, der strategische Sieg des Gegners ist nichts, wenn er den taktischen auf dem Schlachtfelde nicht zu erringen vermag; vielmehr würden ihm jene Siege durch den Schlag unsers taktischen Sieges wieder aus der Hand gewunden werden. Aber wenn es damals schwer war, mit 100,000 Mann 200,000 Mann zu besiegen — die neuere Kriegsgeschichte kennt nur einen Fall, in welchem die Minderzahl die doppelte Mehrzahl geschlagen, die Schlacht von Dennewitz — so steht es heute mit den Zahlen anders. Preußen steht nicht mehr mit 10 Millionen Menschen 29 Millionen Franzosen gegenüber, sondern mit 18 Millionen 36 Millionen. Wir geben zu, daß das Mißverhältniß immer noch stark genug ist, aber auf dem Schlachtfelde begegnen sich doch immer nur die Armeen. Nun setzt uns die Armeereform in den Stand, hier der französischen Armee mit gleichen Kräften zu begegnen. Wie anders wären die Dinge z. B. 1806 gegangen, wenn hinter der Armee, welche bei Jena geschlagen hatte, eine Reservearmee, die Landwehr in der Stärke von 120,000 Mann an der Elbe gestanden, die Linie dieses Flusses gehalten und die geschlagenen Truppen der ersten Armee aufgenommen hätte!

Abweichend von unserm Verfasser sind wir der Meinung, daß mit der Armeereform ein ansehnliches Maaß größerer Sicherheit für Preußen, Frankreich gegenüber, gewonnen ist. Unsere jungen Männer werden lieber Soldaten, als die Franzosen, sie haben größere Lust am Waffenhandwerk wie die französischen Recruten. Unsere Armee ist heute nicht mit alten Stabsofficieren überfüllt und in der Bewaffnung und Fechtart stehen wir in keiner Weise hinter den Franzosen zurück. Der Verfasser giebt selbst zu, daß ein ganz anderer frischer Geist in unserer Armee wehe als früherhin; im Schießen, Fechten und Turnen wird das Beste geleistet, und wenn man sich die Mühe nehmen will, die Uebungen unserer Füselierregimenter einmal anzusehen, so wird man die Ueberzeugung mit nach Haus nehmen, daß die Anläufe der Zuaven für unsere Truppen unbedenklich sein werden. Im Nachtheil würde sich Preußen nur in Bezug auf die Führung befinden. Hier aber dürfte wenigstens die Betrachtung einigen Anhalt gewähren, daß die kriegerische Befähigung und Erfahrung des dritten Napoleon, wie hoch wir dieselbe auch anschlagen, mit dem Genie des ersten Napoleon nicht auf eine Linie gestellt werden kann.

Wir finden nach alledem unsere Aussichten für die Eventualität, welche der Verfasser zum Ausgangspunkte aller seiner Betrachtungen gemacht hat, keineswegs ungünstig. Nur die Frage bliebe zu untersuchen, ob der Aufwand für die Verstärkung unserer Armee, welche diese Aussichten gewährt, wirklich das Land ruinire; «daß, wie der Verfasser will, diesem Abgrunde gegenüber kein anderer Trost bleiben würde, als der, daß ja in drei bis vier Jahren Alles vorüber sein werde,» daß man im übrigen Deutschland, dieser unerträglichen Steuerlast wegen, Gott danken werde, kein Preuße zu sein u. s. w. Wir bezweifeln zunächst die Richtigkeit der letzten Behauptung. Wir haben sehr positive Beweise in Händen, daß man sich z. B. in Kurhessen, in Bayern und zwar nicht etwa in den Kreisen der Regierungen und der Militärs sehr lebhaft für die Durch-

führung der Armeereform interessirt hat. Mit wie wohlwollendem, ja besorgtem und ängstlichem Antheil Lord John die Phasen dieser Angelegenheit seit dem Anfang des vorigen Jahres verfolgt hat, wäre indiscret zu verrathen. Sind wir nun wirklich, nachdem man vor 1806 die Armee aus Sparsamkeit auf einem veralteten und auch der Zahl nach unausreichenden Fuß gelassen hat, heute in den entgegengesetzten Fehler verfallen, dem Lande für eine starke und tüchtige Armee übermäßige finanzielle Lasten aufzulegen, welche die Leistungsfähigkeit desselben im Kriegsfalle selbst gefährden und die Quellen seines Wohlstandes versiegen lassen? Unser Verfasser wird nicht leugnen, daß, wenn die gewissenhafte Sparsamkeit, welche König Friedrich Wilhelm III. auszeichnete, ihm erlaubt hätte, sich der Coalition von 1799 anzuschließen, wenn er rechtzeitig die Steuern erhöht hätte, um die Armee auf der Höhe der militärischen Entwickelung zu halten, dem Lande jener vollständige finanzielle Ruin erspart worden wäre, in welchen es durch die Katastrophe von 1806 gestürzt wurde. Der Verfasser wird ferner zugeben, daß, wenn Frankreich — und daß es auf diesen Staat ankommt, wird er am wenigsten bestreiten — über 90 Millionen Thaler für seine Landarmee aufwendet, Preußen 40 Millionen für dieselbe aufwenden darf, ohne das Verhältniß der Bevölkerungszahl zu überschreiten. Denn daß aus diesen 40 Millionen 50 werden müßten, ist eine aus der Luft gegriffene Behauptung. Vielmehr ist in der Thronrede anerkannt und thatsächlich durch die gegenwärtige Stärke der Armee erwiesen, daß 40 Millionen hinreichen, die Armeereform aufrechtzuhalten. Es wird die Sorge der Landesvertretung wie die des Kriegsministers sein, diese Summe nicht überschreiten zu lassen; der Letztere ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß man nicht nöthig habe weiter zu gehen und Manns genug, durch Ersparungen an einem Orte Verwendungen für etwaige neu hervortretende Bedürfnisse an andern zu gewinnen. Wenn Frankreich gegenwärtig ein Budget von 535 Millionen Thalern in der Ausgabe aufzubringen hat und dabei wie im letzten Jahre ein Deficit von 50—60 Millionen Thalern in der Einnahme unbedeckt lassen muß, so dürfte, wie hoch man auch den Wohlstand Frankreichs anschlagen mag, für Preußen kein Grund sein, bei einem Budget von circa 140 Millionen Thalern, einschließlich eines Deficits für ein paar Jahre, welches aus den Ueberschüssen der Vorjahre und, sollten diese ausbleiben, aus Baarbeständen gedeckt werden kann, an seiner finanziellen und wirthschaftlichen Zukunft zu verzweifeln. Wir begnügen uns mit der Parallele Frankreichs; wollten wir die Finanzen Piemonts in Vergleich ziehen, so würde das Resultat sich noch anders stellen. Demnach kann nicht zugegeben werden, daß die Assecuranzprämie, welche Preußen für seine Sicherheit zahlt, mit 40 Millionen zu hoch bemessen sei; noch weniger, daß sie die Finanzkraft des Landes für den Kriegsfall vorwegnehme. Die neuere Zeit kennt nur verhältnißmäßig sehr kurze Kriegsperioden, für welche die Mittel auch wenig wohlhabender Staaten ausreichen.

Unser Deficit, wie gering es sei, halten auch wir für ein Unheil und wünschen dasselbe baldmöglichst beseitigt zu sehen. Auch wir halten uns überzeugt, daß unter Beibehaltung der gegenwärtigen Stärke und Formation dennoch innerhalb des Militäretats Ersparungen möglich sind. Freilich würden

wir nicht gerade die empfehlen, welche der Verfasser vorschlägt. Bei dem politischen Standpunkte, auf welchem der Verfasser steht, hat es uns überrascht, daß er die Heranziehung der gesammten männlichen Bevölkerung zum Dienste, d. h. die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht für unmöglich erklärt, weil die Productionskraft des Landes dadurch zu erheblich beschädigt werden würde (S. 82. 84). Wir theilen diese Besorgniß in keinerlei Weise. Mögen unsere Manchestermänner so viele Tausende von Arbeitstagen und so viele Millionen von Arbeitslöhnen herrechnen als sie wollen; Jedermann, der sich um Volkswirthschaft bekümmert hat, weiß, wie wenig diese Zahlengruppen den realen Zustand der Dinge treffen, wie wenig sie die reale Production des Landes vergegenwärtigen. Gerade vom Standpunkte der Nationalökonomie halten wir an der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht unbedingt fest. Es kommt vor Allem darauf an, daß ein Volk gesunde und kräftige Männer besitze, um tüchtig produciren zu können, und es ist eine wesentliche Bedingung für diese Gesundheit und Kraft, daß die Jugend des Landes eine genügende Zeit lang der einseitigen Arbeit des Pfluges, des Handwerks und der Maschine entzogen werde, um allseitig körperlich in freier Luft geübt und durchgebildet zu werden. Der temporäre Zinsenverlust an Arbeitstagen wird sehr reichlich durch die Verbesserung des Grundcapitals an Arbeitskraft aufgewogen. Wer die Wirksamkeit dieser militärischen Schule bezweifeln wollte, der sehe sich unsere Studenten, unsere jungen Handwerker, unsere Bauernsöhne einen Augenblick an, bevor sie in die Armee eintreten, und vergleiche dann ihr Aussehen, ihre Schultern und ihre Haltung, wenn sie die Armee wieder verlassen. Das freilich ist nur der Körper; aber wir möchten nicht minder die sittliche Schule, die Gewöhnung an Reinlichkeit, Ordnung, Gehorsam und Zucht, welche die Jugend aus der Schule der Armee nach Hause bringt, auch für das Nationalvermögen des Landes als ein gewinnbringendes Capital ansehen. Man hat im Gegensatz dazu wohl von den verderblichen Einflüssen des Garnisonlebens gesprochen. Was damit gemeint wird, liegt in der Natur und in den Jahren, und wird nicht mehr, sondern weniger, weil die angemessenen Gegengewichte nicht fehlen, nur etwas sichtbarer in den Garnisonen als zu Haus betrieben.

Dagegen pflichten wir dem Verfasser in dem, was er über die übertriebene Höhe des Pensionsaufwandes sagt, vollkommen bei. Wir halten hier und noch in größerm Maaße in Bezug auf die Reisekosten und Diäten der Befehlshaber Ersparungen für sehr thunlich. Aber der Verfasser giebt den Pensionsaufwand zu hoch an. Der betreffende Etatstitel beträgt 3,427,000 Thaler. In diesem sind einbegriffen 613,000 Thaler für Pensionen an invalide Militärs vom Feldwebel und Wachtmeister abwärts, die der Verfasser gewiß nicht gekürzt haben will. Die Pensionen für invalide Officiere und Militärbeamte betragen circa 2,700,000 Thaler. Die Ermäßigung dieses Titels ist, wie es die Kammer beantragt und die Regierung zugesagt hat, durch die Abänderung des Pensionsreglements zu erreichen, durch die Einführung geringerer Jahressätze für eine verhältnißmäßig geringe Dienstzeit wie für die unteren Chargen des Offiziercorps. Hiermit würde auch der Wunsch des Verfassers, welchen wir theilen, der Armee die-

jenigen Officiere, welche vortreffliche Hauptleute und Rittmeister sind, aber nicht zu Stabsofficieren taugen, zu erhalten, auf indirectem Wege erreicht werden. Man würde sich, auch übergangen, schwerer entschließen den Dienst zu quittiren, wenn die Pensionssätze für die betreffenden Chargen geringere sind. Nichts besser für die Armee als junge und thätige Stabsofficiere und zuverlässige altgediente Hauptleute und Rittmeister. Wenn indeß der Verfasser diese den Unterofficieren entnommen haben will, so können wir in solchem Avencement für die Unterofficiere keine glückliche Praxis erblicken. Es giebt einmal sociale Gewalten, die so real sind, daß kein Gesetz sie in Zeiten des Friedens aus dem Wege schaffen kann, und wenn der Verfasser sich auf die Armeen Frankreichs und Oesterreichs beruft, so kennt man die in der letzteren wenigstens keineswegs befriedigende Stellung dieser Officiere. Auch dürfen Institute, die in Armeen mit langer Dienstzeit gut sein können, nicht ohne Weiteres auf Armeen von kurzer Dienstzeit übertragen werden. Je rascher die Mannschaften wechseln, um so fester muß das Officiercorps geschlossen sein und je demokratischer die Grundlage einer Armee ist, um so aristokratischer — man wird diesen Ausdruck nicht mißverstehn — wird ihre Führung sein müssen, wenn sie nicht in den Charakter von Bürgerwehren ausarten soll. Es sind dies nothwendig sich bedingende Gegengewichte.

Der Verfasser wird uns also schon, je näher und je gefährlicher er den Angriff Frankreichs hält, um so eher unsre militärische Rüstung lassen müssen. Wohlgemerkt jedoch: auch wir meinen nicht, daß damit Alles gethan sei, daß nicht neben der militärischen die politische Vorbereitung dringend nöthig sei. Hierin treffen wir mit unserm Verfasser völlig zusammen. Was uns schwächer macht als Frankreich, ist nicht die Ueberzahl der Bevölkerung, noch weniger die Ueberzahl der Armee, sondern der stärkere Rückhalt, den 36 Millionen gewähren. Hiergegen kann nur, wie der Verfasser ganz richtig sieht, in einer geschickten Diplomatie und in moralischen Hebeln Ersatz gefunden werden. Ueber die Leistungen der gegenwärtigen preußischen Diplomatie müssen wir dem Verfasser leider vollständig beipflichten. Wir haben den Tagen von Baden, seit denen nun gerade ein Jahr verflossen ist, keine Folge gegeben. Wir standen damals besser in Deutschland als heute. Wir sind, um nur von dem Nächsten zu sprechen, in der Frage der Kriegsverfassung des Bundes nicht weiter als vor vier Wochen; nur daß Baden einen Antrag gestellt hat, den Preußen hätte stellen sollen; nur daß unsere Küstenvertheidigung endlich etwas ernster in's Auge gefaßt worden ist als bisher, daß sowohl am Bunde ein hierauf bezüglicher Antrag eingebracht ist, als andrerseits Unterhandlungen mit den Küstenstaaten eröffnet sind. Außerdem hat eine Anzahl preußischer Dampfkanonenboote den Befehl erhalten, in die Nordsee einzulaufen. Die Wirkung dieser Schritte ist bereits fühlbar. Mit allen gegen zwei Stimmen ist die Hamburger Bürgerschaft dem Antrage Godefroy's, „der Staat möge über den Bau von Kriegsfahrzeugen mit den Küstenstaaten in Verhandlung treten," beigetreten. Die Bürgerschaft Bremens wird diesem schönen Beispiel folgen. In Berlin, in Dresden haben sich Comités gebildet, um Sammlungen für den Bau von Kriegsfahrzeugen, welche der preußischen Regierung zur Verfügung gestellt werden sollen, zu be-

treiben. Man sieht, die Nation ist bereit, jeder Leitung und Anregung willig zu folgen. Für unsere Anschauung haben diese Vorbereitungen auch einen augenblicklichen praktischen Werth. Wir sind nicht der Ansicht unseres Verfassers, daß Preußen außer Stande sei, die schleswig-holsteinische Frage von sich aus aufzunehmen und durchzuführen und wir beklagen es, daß Herr von Schleinitz, offenbar im Hinblick auf diese Verwicklung, es unterlassen hat, die letzte Insolenz Lord John's in der Macdonald-Affaire so zu beantworten, wie es sich für Preußen ziemte, — durch die Abberufung des preußischen Gesandten. Preußen wird nicht allein stehen, wo und wann es für deutsche Ehre und deutsche Interessen klar und entschlossen eintritt, und unsers Erachtens ist die glücklich beendete Reorganisation der Armee für die preußische Regierung nicht blos das Signal, sondern auch die Verpflichtung, in allen ihren auswärtigen Beziehungen, Deutschland wie Europa gegenüber, eine thätigere, kräftigere und consequentere Haltung einzunehmen und das Selbstgefühl des preußischen Volkes für die Lasten zu entschädigen, welche diese Verstärkung des Heeres ihm auflegt.

Wenn noch ein Wort über die inneren Reformen gesagt werden soll, welche der Verfasser für die moralische Rüstung Preußens so lebhaft herbeisehnt, so müssen wir uns zunächst über einen thatsächlichen Punkt mit ihm auseinandersetzen. Das gegenwärtige Cabinet kann nicht mit dem Cabinet verglichen werden, gegen welches Stein mit so großem Rechte seinen harten und schneidenden Angriff richtete. Es gab damals keinen unmittelbaren Vortrag der Minister, es existirte damals kein Ministerrath, noch weniger ein Ministerconseil, dem der König präsidirte. Dies Alles findet heute statt. Und wenn der Verfasser die Uebelstände des Militärcabinets so bestimmt hervorgehoben und seine desfallsige Ueberzeugung tapfer vertreten hat, so ist dasselbe wenigstens formell nichts anderes, als die Abtheilung des Kriegsministeriums für die Personalien der Armee, welche so gut wie die übrigen Abtheilungen dem Ressort des Kriegsministers unterstellt ist. Was dann die Grundsätze angeht, so bekennt der Verfasser, daß die großen regeneratorischen Ideen der französischen Revolution den Ausgangspunkt seiner politischen Anschauungen bildeten, und meint, daß diese das Gemeingut Europas entweder bereits geworden seien oder werden müßten. Das gerade ist der Punkt, in welchem wir principiell von ihm abweichen. Die Tendenzen, welche in der französischen Revolution zum Durchbruch kamen, gehörten keineswegs Frankreich ausschließlich an, sie waren vielmehr bereits vor deren Ausbruch ein Gemeingut der westeuropäischen Staaten. Daß sie gerade in Frankreich zum gewaltsamen Ausbruch gelangten, hat seinen ersten Grund darin, daß Frankreich sich der kirchlichen Reformation nicht blos verschlossen, sondern dieselbe ausgeschlossen hatte, den zweiten darin, daß die Uebelstände des alten Staatswesens, die Leibeigenschaft und die Lasten der Bauern in Frankreich drückender und härter waren, als anderswo sonst, daß der Hof und die vornehme Gesellschaft hier bei weitem corrumpirter waren, als anderswo, daß endlich jede Reform des feudalen Unterbaues der Gesellschaft von oben her unterblieben war. Kein Friedrich der Große hatte ihn angetastet; er stand in Frankreich intact aufrecht. Die Gewaltthätigkeit und der Blutdurst dieser Revolution, die, von der realen

Seite betrachtet, ein von den Städten geleiteter Bauernkrieg gegen den Adel war, haben ihren Grund in der vorangegangenen Bedrückung der Bauern und in der Corruption der Städte, in der Entschlußlosigkeit des Königs und in der falschen Stellung, welche derselbe nahm, indem er zunächst für den Adel eintrat. Die französische Revolution konnte Frankreich wirthschaftlich regeneriren, indem sie die feudalen Formen der Gesellschaft und der Wirthschaft vernichtete, sie konnte die Gleichheit gründen, aber nicht die Freiheit, und hat diese bekanntlich auch nicht gegründet. Sie hat die Franzosen uniformirt und einfacher regimentirt als zuvor. Wir können also den sogenannten Ideen der französischen Revolution eine regeneratorische Kraft nur in beschränktem Maaßstabe zugestehen, und kein Unbefangener wird in Abrede stellen, daß dieselben in der Weise, wie sie in Frankreich durchgesetzt worden sind, das politische Leben Frankreichs ruinirt und alle gesunden Grundlagen desselben zerstört haben. Wenn der Verfasser behauptet, daß Stein dieselben Ideen aufgenommen und auf Preußen übertragen habe, so wurde das, was in der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung mit den Forderungen von 1789 übereinstimmt, die Beseitigung der feudalen Formen der Wirthschaft, die Emancipation der Bauern, nicht im Gegensatz gegen die Krone, sondern von der Krone gegen die Aristokratie und zu deren größten Mißbehagen ausgeführt, so war Stein sehr weit entfernt von den romanischen Formen der Staatsgestaltung. Nicht die Centralisation, nicht die Omnipotenz des Staats gedachte er zu gründen, wie die Constituante, die Legislative und der Convent; im Gegentheil, die Decentralisation, die Selbstthätigkeit der Gemeinde in der Stadt, im Kreise, in der Provinz gründete er und gedachte sie zu entwickeln. Es war die Fahne der germanischen Freiheit, die Fahne des Individualismus, der Staat als Product des geschützten Rechtskreises, der freien Selbstthätigkeit, des Gemeinsinns der Individualitäten und der Corporationen. Wir denken nicht, daß diese Fahne wieder sinken, daß sie mit der Fahne der französischen Freiheit vertauscht werden wird. Es ist die Fahne des ächten Liberalismus, der nicht wie die specifisch feudale Partei auf der einen, die specifisch demokratische Partei auf der anderen Seite die unbedingte Herrschaft ihrer Doctrin und Partei will, der vielmehr alle Elemente des Staates nach ihrer Leistung für die Gesammtheit anerkennt und ihnen gerecht wird, der nicht blos die Majorität kennt, sondern die Minorität in ihrem Recht schützt. Die Freiheit wird nirgend bestehen, wo der Eckstein derselben fehlt, d. h. wo das Recht der Minorität ohne ausreichenden Schutz ist.

Es war Stein's Meinung doch am wenigsten, daß der große Grundbesitz seine Bedeutung in Preußen verlieren sollte; er hat vielmehr dessen Kraft überall für das Gesammtwohl zu verwerthen getrachtet. Von diesem liberalen Gesichtspunkt aus wünschen wir wohl eine durchgreifende Reform des Herrenhauses, aber nicht dessen Vernichtung. Und sollte nicht überhaupt der Verfasser die Verhältnisse Preußens doch etwas zu sehr aus dem städtischen Gesichtspunkt betrachtet haben? Gewiß, wenn irgendwo, so kommt es in Preußen darauf an, einer Seits den städtischen Besitz und dessen Interessen mit denen des ländlichen Besitzes in das richtige Verhältniß zu setzen, anderer Seits über dem Bürgerstaat den Militärstaat nicht ganz zu vergessen. Es sind das die großen histo-

rischen Elemente, aus denen Preußen erwachsen ist — deren wohlgemessene Pflege seine Kraft ausmacht. Am wenigsten aber wäre die Vorbereitung für den Krieg, den der Verfasser voraussieht, eine glückliche, welche darauf hinausliefe, die eine Seite auf Kosten der andern vollständig zu befriedigen. Es kommt vielmehr darauf an, — und wir sagen das ebenso gegen etwaige antibürgerliche Tendenzen — die Interessen derselben, die von Natur einander nicht feindlich sind, mit einander zu versöhnen, wozu denn doch auch die letzte Session einen sehr wichtigen Beitrag geliefert hat. Und wir bleiben des Glaubens, daß wir in diesem Zeichen, in dem Zeichen Stein's eher Aussicht haben zu siegen, als in dem der Ideen von 1789.

Der Verfasser wird in diesen Bemerkungen, zu denen uns seine Schrift veranlaßt hat, den Beweis des ernsten Interesses finden, mit welchem wir dieselbe gelesen. Er wird selbst nicht in Abrede stellen, daß er überwiegend constructiv verfahren ist und den Gesichtspunkt übersehen hat, daß Demosthenes zwar den Athenern ihre Gefahren, ihre Schwächen und Fehler eindringlich zu machen verstanden, daß er aber auch ihr Selbstgefühl zu heben und ihren Muth zu befeuern verstanden hat. Noch weniger hat er den Athenern gerathen, die Freiheit aus Macedonien zu holen. Daß es ihm selbst an Muth nicht fehlt, hat der Verfasser bereits Anlaß gehabt, aller Welt zu beweisen: es wird ihm gut stehn, wenn er beim nächsten Anlaß auch Andern den Muth zu wecken das Seinige thut. —

Wir haben so lange bei unsern vaterländischen Dingen verweilt, daß uns der Raum gebricht, den Schlag, welcher Italien getroffen, in dem gebührenden Maaße zu würdigen. Wir zweifeln nicht, daß die wachsenden Schwierigkeiten der Aufgabe, die immer weiter aufreißende Kluft zwischen Piemont und Neapel, das kunstvolle Spiel, welches man in Paris in Bezug auf die Räumung Roms durch Erweckung von Hoffnungen, denen dann die Enttäuschungen folgten, getrieben hat, ihren Theil an dem Tode Cavour's haben. Eben darum, weil Italien Rom brauchte, wurde es versagt und wird es versagt werden. Die Aussichten auf die Einigung Italiens, bereits getrübt durch die Haltung Siciliens und Neapels, sind durch den Tod dieses Mannes noch weiter hinausgerückt worden. Er war die Incarnation dieser Bewegung. Nicht daß sein Nachfolger an festem und energischem Wesen hinter ihm zurückstände, wohl aber an gewinnenden Formen, an humanem und leicht zugänglichem Liberalismus, an fortreißendem Zauber des Wortes. Die Entschlossenheit seines Nachfolgers für die Zeiten großer Krisen wird ohne Zweifel auf ernste Proben gestellt werden. Genug, das Loos Italiens liegt seit dem Tode Cavour's noch mehr in den Händen des Imperators, und die Frage ist immer noch eine offene, ob Italien sich selbst gewonnen oder nur die Herren gewechselt hat. Die factische Anerkennung, welche Frankreich jetzt aussprechen wird, ist die nöthige Befestigung Ricasoli's, die ihn um so enger an Frankreich knüpfen soll, aber keinerlei Förderung der italienischen Frage.

Oesterreich hat allem Anschein nach Ungarn gegenüber wiederum einige Fortschritte gemacht. Man läßt die Ungarn ruhig sich ausreden. Die Annahme der Adresse, statt der Resolution, mit drei Stimmen Mehrheit war ein verab-

redetes Manöver; die Radicalen haben ſich dafür ſchadlos gehalten bei dem Paſſus des Deak'ſchen Entwurfs über die Abdication. Inzwiſchen hat die Autorität der Regierung in Peſth ſelbſt feſteren Fuß gefaßt, die Comitatsverſammlungen desavouiren, wie die Peſther Preſſe, bereits die Radicalen, der Coalitionsverſuch der Czechen und der Magyaren iſt geſcheitert. Vielleicht, daß die Magnatentafel ſich in einer mäßigeren Richtung vernehmen laſſen wird, als das Unterhaus. Wenigſtens in Ungarn ſelbſt ſcheint Niemand darüber mehr im Unklaren zu ſein, daß es den Edelleuten in keinem Falle gelingen würde, das Volk unter die Waffen zu bringen. Die Bewegung dürfte ohne Stütze von Außen in Reden, Eljens und Demonſtrationen verrauchen.

Das däniſche Cabinet iſt unabläſſig bemüht und wird in dieſen Bemühungen von Schweden unterſtützt, den deutſchen Forderungen gegenüber ein Concert der Großmächte zu bewirken. Man iſt däniſcher Seits erbötig, für Holſteins ſelbſtändige Stellung erforderlichen Falls einige ſcheinbare Conceſſionen zu machen, wenn man dafür die Erlaubniß erhielte, Schleswig mit Dänemark enger zu verbinden. Man iſt demnach bereit, den Geſammtſtaat auf Dänemark und Schleswig zu beſchränken d. h. von der Baſis von 1851—52 einſeitig abzuweichen und Schleswig unter einem milderen Namen zu incorporiren. Dänemarks Ausſichten, mit dieſen Vorſchlägen in London, Paris und Petersburg durchzudringen, ſollen ſich neuerdings gebeſſert haben. Wie dem indeß ſei: wir halten es für ausgemacht, daß man ſich in Berlin einer Auffaſſung dieſer Art, ſelbſt wenn ſie mittelſt eines Concerts überreicht würde, in keinem Falle fügen wird.

Notizen.

Die Armeereform ist von den Kammern vor ihrem Auseinandergehen quandmême bewilligt. Daß damit in dem Preußischen Heere, auch abgesehn von den äußerlichen Arrangements, noch bei weitem nicht Alles in Ordnung, noch nicht so weit ist, daß wir im Stande wären einem größeren Kriege mit besonderem Vertrauen entgegenzusehen, zeigt eine kleine Broschüre: „Die Ueberlegenheit der französischen Waffen beseitigt durch das stehende Lager. Wittenberg 1861," die wir dem urtheilsfähigen Publicum angelegentlich empfehlen. Die Schrift würde wahrscheinlich mehr gelesen sein, wenn sie zu Anfang des Jahres, während der Sitzungen des Landtages erschienen wäre; aber auch heute noch verdient sie gar sehr beachtet zu werden. Der Verfasser ist zweifelsohne Militär von Fach und, wie sich aus den formellen Mängeln seines Aufsatzes sofort erkennen läßt, kein geübter Buchmacher, vielmehr ein tüchtiger Praktiker, dem sein Metier wirklich am Herzen liegt, der nur das Wort nimmt, weil er reden zu müssen glaubt, im Uebrigen aber nicht zu den Phrasendrehern, wie er sagt, den schreibseligen Cameraden gehört. So werden die Mängel der Broschüre in natürlicher Umkehr zu ihrem größten Vorzuge, denn der Leser glaubt den naturwüchsigen, unbefangenen Worten eher, als einer abgewogenen, verclausulirten Darstellung. — Und noch nach einer anderen Seite hin haben wir einen ähnlichen Eindruck. Offen gestanden, es ist für uns keine Frage von Wichtigkeit, ob stehende Lager anzulegen sind oder nicht. Wir glauben es dem Verfasser, daß sein Vorschlag sehr viel für sich hat, daß ein Lager bei Berlin für eine Landung in der Nord- oder Ostsee eine vortreffliche Vertheidigung darbieten würde. Allein dies mögen Sachverständige mit einander ausmachen. Von ungleich größerer Erheblichkeit ist für uns das, was er nach der negativen Seite constatirt, was er gelegentlich bemerkt, wenn er von den inneren Uebelständen spricht, denen seine befestigten Lager abhelfen sollen. Wir meinen, die Militärverwaltung müßte dem Verf. sehr dankbar dafür sein, daß er in schlichter, offener Weise, mit recht viel gesundem Menschenverstand und nicht ohne wohlthuende patriotische Wärme darlegt, was ihm an unseren Einrichtungen schadhaft und gefährlich erscheint. Freilich, es kommt dabei ein ganzes Sündenregister zum Vorschein; und in der langen Reihe sind an sich bedeutende Punkte wie die unselige Vielschreiberei, die Augendienerei und Aengstlichkeit vor dem inspicirenden Vorgesetzten, selbst die viel besprochene schiefe Stellung der Unterofficiere, die wir allerdings auf die Gefahr hin, als Reactionäre verschrieen zu werden, nicht ohne Weiteres in den Officierstand hinüberrücken lassen möchten, — es sind dies alles Nebendinge gegenüber der geistlosen Pedanterie, mit der kleinliche Aeußerlichkeiten betrieben werden, gegenüber der bedenklichen Trennung, die zwischen Soldat und Führer besteht, gegenüber endlich der Klage, daß die Officiere in den kleinen Garnisonen geistig verkommen, daß die Leute noch immer als Maschinen behandelt werden, und für die sittliche Belebung des persönlichen Willens nichts geschieht. Soweit bei der letzteren Frage das eigentliche Gefecht in Betracht kommt, ist eine in der Armee hochgefeierte Autorität schon

mit Verbesserungsvorschlägen hervorgetreten; unser Verfasser betont besonders das gemüthliche Verhältniß des Soldaten zu seinem Stande. Wenn er hierbei bemerkt, daß um keinen Preis den Leuten der Humor verloren gehen dürfe, so beweist er, daß er gut zu beobachten versteht. Wer den Krieg gesehen hat, weiß wie viel Werth bei einer Truppe die richtige Stimmung hat; Blüchers ganze Bedeutsamkeit beruht auf der instinctmäßigen Erkenntniß hiervon, und daß er seiner Zeit als der allein fähige und mögliche Oberbefehlshaber der preußischen Truppen angesehen wurde, verdankt er vornehmlich der eigenen Frische und dem sicheren Vertrauen, Eigenschaften, die er besonders dem gemeinen Mann mitzutheilen wußte. Von vielen Seiten wird Preußen auf die Militäreinrichtungen der Schweiz verwiesen. Bei aller Vortrefflichkeit derselben darf doch bezweifelt werden, ob sie bei uns Eingang finden werden und können. Es empfiehlt sich mehr, das, was wir haben, von seinen Mängeln zu befreien, als Neues an seine Stelle zu setzen. Wir möchten deshalb dem Verfasser recht viele Leser, zumal im Officierstande wünschen.

„Wer durch Beruf oder Neigung sich veranlaßt findet, Urkunden der Zeitgeschichte als Quelle zu benutzen, der wird nicht selten in die Lage kommen, seinem Gedächtniß vertrauen zu müssen. Denn in der Regel duldet solche Thätigkeit nicht den Aufschub mühsamer Nachforschung. Es ergiebt sich daraus Ungenauigkeit in der Auffassung, ein Schlußfolgern aus halbwahren Voraussetzungen, überhaupt aber ein nicht unbedenklicher Widerspruch. Die zu benutzenden Urkunden sind veröffentlicht, doch die veröffentlichten sind nicht benutzt.“ Mit diesen Worten kündigen die Herren Aegidi und Klauhold ein Unternehmen an, daß in fortlaufenden monatlichen Heften erscheinen und, eine Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart, jenem Uebelstande Abhülfe und Erleichterung gewähren soll: Das Staatsarchiv. Dasselbe wird umfassen, was immer die Staatengeschichte der Gegenwart an urkundlichem Material zu näherem Verständniß erfordert: Thronreden, Manifeste, diplomatische Noten und Depeschen, wichtige Verträge und Gesetze, Adressen, Resolutionen. Der europäische Geschichtskalender, dessen wir im letzten Hefte erwähnten, und der es mehr auf kurze Angaben abgesehen hat, findet hier eine vortreffliche Ergänzung. Da die Herausgeber das Erscheinen der Hefte in raschen Zwischenräumen, überdem zweckmäßig angelegte Register und sorgfältige Uebersetzungen des in fremden Idiomen Geschriebenen verheißen, so wird an der Brauchbarkeit nicht zu zweifeln sein. Daß gerade Herr Aegidi an der Herausgabe Theil nimmt, scheint uns eine günstige Vorbedeutung für das Werk zu sein; er hat so eben in einer Gelegenheitsschrift über das böse Jahr 1819 und die Karlsbader Beschlüsse gezeigt, wie genau vertraut er mit der zeitgenössischen Geschichte ist.

Berichtigung. In dem Aufsatz unseres diesjährigen Märzheftes über Dahlmann findet sich S. 194 folgende Stelle: „Für die große Sammlung von Pertz hatte er das Leben St. Ansgar's des Apostels des Nordens edirt, als er,

in tiefſter Seele gekränkt durch die Karlsbader Beſchlüſſe, um ſeines guten Namens willen von einem Unternehmen zurücktrat, das zwar ein Stein begründet, in deſſen Directorium aber Unterzeichner jener Actenſtücke ſaßen.“ In dieſer Faſſung enthält die Stelle ein Hyſteronproteron, welches wir zu berichtigen veranlaßt werden. Dahlmann nämlich kündigte ſeinen Rücktritt von dem Unternehmen den 6. November 1819 an: — die ſchönen Briefe, in denen er dieſen Entſchluß motivirt, finden ſich in Pertz' Leben Stein's Bd. 5. S. 466 und S. 472. Erſt 1823 übernahm Pertz die Leitung der Monumenta. Im Jahre darauf trat Dahlmann der Geſellſchaft wieder bei (vergl. Leben Stein's Bd. 6. Abth. 1. S. 19) und nun erſt, im Jahre 1829, erſchien ſeine Ausgabe der Vita S. Anskarii im 2. Bande der Monumenta.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 6516